Taschenbuch

für

ernste und heitere Poesie.

Eine

Auswahl deutscher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Erstes Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'sche Buchhandlung.

(Louis Ritze.)

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

68

Vorwort.

Es ist sonst meine Art nicht, viele Verbeugungen zu machen und Entschuldigungen zu lispeln, wenn ich vor Publikum und Kritik trete, und ihnen eine neue Arbeit überbringe. Bei dieser vorliegenden Sammlung aber ist mein Verdienst so unendlich gering, daß ich auf die beste Weise ein großes Stück Bescheidenheit anbringen kann, ohne mir Unrecht zu thun. Die Gedichte, Lieder und Epigramme, welche ich hier bringe, sind weder chronologisch, weder ihrem Inhalte, noch ihrer äußern Form nach geordnet; sie sind bunt durch einander gebunden: es ist ein Sträußchen von duftenden, schönfarbigen Blumen, größtentheils aus den Beeten der neuesten Poesie gepflückt. Von den Werken verstorbener Dichter habe ich nur solche Gedichte gewählt und werde ferner wählen, die entweder we-

nig bekannt geworden sind, oder sich vorzugsweise zur Declamation eignen; dagegen will ich rastlos durch den ewigen Liederfrühling Deutschlands wandeln, und diejenigen frischen Blüthen pflücken, welche mein Herz und meine Sinne am meisten ansprechen. Und daß ich niemals Mangel leiden werde, dafür bürgt mir unser Vaterland mit seinen riesigen Eichen und bescheidenen Veilchen, mit seiner geistigen Kraft und seinem tiefen Gemüthe, mit seinen Nachtigallen, seinen flüsternden See'n und seinen rauschenden Wäldern!

Mit diesen wenigen Worten, und nur mit diesen wenigen, glaubte ich dem Publikum meine freundliche Gabe überreichen zu müssen. Das Weitere sagen Titel und Inhalt.

D. H.

Die Verstorbenen.

In des Bildes Gewalt hüllt Schiller den Geist, den Gedanken,
Und sein Genius reicht über die Formen hinaus!
Klopstock's Flügel ereilt der Erhabenheit mächtigen Gipfel,
Und in der Andacht Glut schimmert sein Auge verklärt.
Aber aus tiefem Gemüth haucht Göthe des Lebens Gestalten,
Zieht in die Kreise der Kunst magisch die Herzen hinauf.
Hella's Blumen streut Voß auf Deutschlands Fluren: des Liedes
Kraft und Lieblichkeit wog Bürger im deutschen Gesang.
Herder's forschender Geist enträthselt den Tiefsinn der Dichtung,
Und in des Orients Duft taucht er den schwebenden Flug.
Fröhlichen Scherz webt Gleim, und Wieland attischen Zauber;
Hölty's Klagegetön haucht im Geflüster des Hains.

Matthisson lauscht auf Trümmern der
Nachtigall zärtlichem Seufzen,
Und auf Blüthen des Mai's wiegt sich die
Muse von Kleist.

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt!
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleihn:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Webt und rauscht der deutsche Gott.

Ludwig Uhland.

Der Ritter und sein Liebchen.

Ein Ritter ritt einst in den Krieg,
Und als er seinen Hengst bestieg,
Umfing ihn sein fein's Liebchen:
„Leb' wohl, du Herzensbübchen!
Leb' wohl! Viel Heil und Sieg!

„Komm fein bald wieder heim in's Land,
Daß uns umschling' ein schön'res Band,
Als Band von Gold und Seide:
Ein Band aus Lust und Freude,
Gewirkt von Priesterhand! —

„Ho ho! Käm' ich auch wieder hier,
Du Närrchen du, was hälf' es dir?

Magst meinen Trieb zwar weiden;
Allein dein Band aus Freuden
Behagt mir nichten mir. —

„O weh! so weid' ich deinen Trieb,
Und willst doch, falscher Herzensdieb,
In's Eh'band dich nicht fügen!
Warum mich denn betrügen,
Treuloser Unschuldsdieb? —

„Ho ho! du Närrchen, welch ein Wahn!
Was ich that, hast du mitgethan.
Kein Schloß hab' ich erbrochen;
Wann ich kam anzupochen,
So war schon aufgethan. —

„O weh! So trugst du das im Sinn?
Was schmeichelten du mir um's Kinn?
Was mußtest du die Krone,
So zu Betrug und Hohne,
Mir aus den Locken ziehn? —

„Ho ho! Jüngst flog in jenem Hain
Ein kirres Täubchen zu mir ein.
Hätt' ich es nicht gefangen,
So müßten mir entgangen
Verstand und Sinnen sein." —

Drauf ritt der Ritter hop sa sa!
Und strich sein Bartchen trallala!
Sein Liebchen sah ihn reiten,
Und hörte noch von weiten
Sein Lachen ha ha ha! — —

Traut, Mädchen, leichten Rittern nicht!
Manch Ritter ist ein Bösewicht.

Sie löffeln wohl und wandern
Von Einer zu der Andern,
Und freien keine nicht.

Bürger.

Der gelähmte Kranich.

Der Herbst entlaubte schon den bunten Hain,
Und streut' aus kalter Luft Reif auf die Flur:
Als am Gestad' ein Heer von Kranichen
Zusammen kam, um in ein wirthbar Land,
Jenseit des Meers, zu ziehn. Ein Kranich, den
Des Jägers Pfeil am Fuß getroffen, saß
Allein betrübt und stumm, und mehrte nicht
Das wilde Lustgeschrei der Schwärmenden,
Und wär der laute Spott der frohen Schaar.

Ich bin durch meine Schuld nicht lahm, dacht' er
In sich gekehrt, ich half so viel, als ihr,
Zum Wohl von unserm Staat. Mich trifft mit Recht
Spott und Verachtung nicht. Nur ach! wie wird's
Mir auf der Reis' ergehn! Mir, dem der Schmerz
Muth und Vermögen raubt zum weiten Flug!
Ich Unglückseliger! das Wasser wird
Bald mein gewisses Grab. Warum erschoß
Der Grausame mich nicht? — Indessen weht

Gewogner Wind vom Land in's Meer. Die Schaar
Beginnt, geordnet, jetzt die Reis' und eilt
Mit schnellen Flügeln fort, und schreit vor Lust.
Der Kranke nur blieb weit zurück, und ruht'
Auf Lotosblättern oft, womit die See
Bestreuet war, und seufzt vor Gram und Schmerz.

Nach vielem Ruh'n sah er das beßre Land,
Den güt'gen Himmel, der ihn plötzlich heilt.
Die Vorsicht leitet' ihn beglückt dahin;
Und vielen Spöttern ward die Flur zum Grab.

Ihr, die die schwere Hand des Unglücks drückt,
Ihr Redlichen, die ihr, mit Harm erfüllt,
Das Leben oft verwünscht, verzaget nicht,
Und wagt die Reise durch das Leben nur!
Jenseit des Ufers giebt's ein beßer Land:
Gefilde voller Lust erwarten euch.

v. Kleist.

Das Weinfaß im Kloster.

Im Klosterkeller ragt aus vielen mindern
Ein riesig Faß, wie Vater unter Kindern;
Drum nehmen sie's nicht krumm, daß es zu ihnen
Sich also stolzen Wortes mag erkühnen:

„Ich bin mit Fug der Abt in eurem Orden!
Denn wem ist solch Prälatenbäuchlein worden,

Ein also rundgewölbtes, kugelfeistes?
Wer ist von euch, gleich mir, so voll des Geistes?

„Ihr fühlt's und kniet in Demuth voll im Kreise
Tief unter mir nach frommer Brüder Weise,
Als sollt' aufs Haupt der Abt die Hand euch legen,
Und über euch nun spenden seinen Segen.

„Und öffn' ich meine Lippen, wahrlich! Allen
Wird meine Lehr' und Predigt wohlgefallen;
Denn voll und kräftig dem Prälatenmunde
Entquillt die unverfälschte goldne Kunde.

„Seht meinen Leib in brauner Kutte prangen,
Den Wanst gespannt in blanke Gürtelspangen;
Aus niedrem Stand hat mich der Herr erhoben,
Daß ihr in mir mögt seine Wunder loben!

„Denn meine Väter sind nur Winzerleute,
Als Bäu'rin dient noch Mutter Erde heute;
Das ist der einz'ge Unstern in dem Spiele:
Ach eine Mutter nur und Väter viele!

„Der Kindheit Garten, Aeltern, Brüder, alle
Verließ um die Clausur ich dieser Halle!
Und aus der Jugendfreiheit sonn'ger Schwüle
Trat ich zum Klosterfrieden dieser Kühle.

„Dort mußt' am Stab bergan ich klimmend keuchen,
Hier dehn' ich mich auf breitem Bett von Eichen;

Dort hab' ich jeder Wolke bang gezittert,
Hier hör' ich's kaum, wenn's oben sturmgewittert.

„Ganz eingesessen meinem Lehngestühle
Wird mir das Aufsteh'n schwer aus seinem Pfühle;
Da müssen sie von hinten, kaum zu glauben,
Mich in die Höhe mit der Winde schrauben!

„Nur wenn der Lenz um jene Hügel glühte,
Und jede Rebe sprießt in voller Blüthe,
Da wird mir's fast zu eng in diesen Hallen,
Und mein Prälatenblut beginnt zu wallen!

„Vom Leibe möcht' ich meine Kutte lösen
Und wieder Rebe sein, wie ich's gewesen,
Auf meinem Herzen auch mein Sträußchen bringen,
Und meinen Arm um eine Schwester schlingen."

Anastasius Grün.

Der Gott und die Bajadere.

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechstenmal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mit zu fühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich hier zu wohnen,
Läßt sich Alles selbst geschehn.
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie Abends, um weiter zu gehn.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes, schönes Kind.
Grüß' dich, Jungfrau! — Dank' der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus —
Und wer bist du? — Bajadere,
Und dieß ist der Liebe Haus.
Sie rührt sich, die Cymbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich, und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn in's Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freude oder Scherz.
Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden,
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.

Und so stellet auf die Blüthe
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüthe,
Wird nicht fern die Liebe sein.
Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Verdienst,
Ach! und die gelenken Glieder
Sie versagen allen Dienst.
Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln, behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinnst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Todt den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.
Sie höret die Priester, die Todtengesänge,
Sie raset und rennet und theilet die Menge.
Wer bist du? was drängst zu der Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:

Meinen Gatten will ich wieder;
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Göttervracht?
Nein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!
Es singen die Priester: wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh' sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Todtenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Noth;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Göthe.

Der Flüchtling.

Frisch athmet des Morgens lebendiger Hauch;
Purpurisch zuckt durch düstrer Tannen Ritzen
Das junge Licht, und äugelt aus dem Strauch;
In goldnen Flammen blitzen
Der Berge Wolkenspitzen.
Mit freudig melodisch gewirbeltem Lied
Begrüßen erwachende Lerchen die Sonne,
Die schon in lachender Wonne
Jugendlich schön in Aurora's Umarmungen
glüht.

Sei, Licht, mir gesegnet!
Dein Strahlenguß regnet
Erwärmend hernieder auf Anger und Au.
Wie silberfarb flittern
Die Wiesen, wie zittern
Tausend Sonnen im verlenden Thau.

In säuselnder Kühle
Beginnen die Spiele
Der jungen Natur.
Die Zephyre kosen
Und schmeicheln um Rosen,
Und Düfte beströmen die lachende Flur.

Wie hoch aus den Städten die Rauchwolken dampfen,
Laut wiehern und schnauben und knirschen und stampfen
Die Rosse, die Farren;
Die Wagen erknarren
In's ächzende Thal.
Die Waldungen leben

nd Adler und Falken und Habichte schweben,
nd wiegen die Flügel im blendenden Strahl.

Den Frieden zu finden,
Wohin soll ich winden
Am elenden Stab?
Die lachende Erde
Mit Jünglingsgeberde
Für mich nur ein Grab!

teig' empor, o Morgenroth, und röthe
it purpurnem Kusse Hain und Feld!
äufle nieder, Abendroth, und flöte
anft in Schlummer die erstorb'ne Welt;
Morgen — ach! du röthest
Eine Todtenflur,
Ach! und du, o Abendroth! umflötest
Meinen langen Schlummer nur.

Schiller.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

1.

im Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
u schaun die Prozession?" —

Ich bin so krank, o Mutter,
aß ich nicht hör' und seh';
denk' an das todte Gretchen,
thut das Herz mir weh."

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz,
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herze ganz."

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cölln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,
Sie sangen Beide im Chore:
Gelobt sei'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Noch Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil;
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring' das der Muttes Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz!"

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„„Du Hochgebenedeite,
Du reine Herzensmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!""

„„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cöllen in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat;""

„„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt jetzund —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.""

„„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstiglich beten und singen:
Gelobt sei'st du, Marie!""

III.

Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild, und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten zu laut.

Da lag dahin gestrecket
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das letzte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie,
Andächtig sang sie leise:
„Gelobt seist du, Marie!"

H. Heine.

Unſtern.

Unſtern, dieſem guten Jungen,
Hat es ſeltſam ſich geſchickt,
Manches wär' ihm faſt gelungen,
Manches wär' ihm ſchier geglückt.
Alle Glückesſtern' im Bunde
Hätten weihend ihm gelacht,
Wenn die Mutter eine Stunde
Früher ihn zur Welt gebracht.

Waffenruhm und Heldenehre
Hätten zeitig ihm geblüht,
War doch in dem ganzen Heere
Keiner ſo von Muth erglüht:
Nur als ſchon in wilden Wogen
Seine Schaar zum Sturme drang,
Kam ein Bote hergeflogen,
Der die Friedensfahne ſchwang.

Nah iſt Unſterns Hochzeitfeier,
Hold und ſittig glüht die Braut;
Sieh! da kommt ein reich'rer Freier,
Der die Eltern baß erbaut.
Dennoch hätte die Geraubte
Ihn als Wittwe noch beglückt,
Wäre nicht der Todtgeglaubte
Plötzlich wieder angerückt.

Reich wär' Unſtern noch geworden
Mit dem Gut der neuen Welt,
Hätte nicht ein Sturm aus Norden
Noch im Port das Schiff zerſchellt.

Glücklich war er selbst entschwommen,
Einer Planke hatt' er's Dank,
Hatte schon den Strand erklommen,
Glitt zurück nach und versank.

In den Himmel, sonder Zweifel,
Würd' er gleich gekommen sein,
Liefe nicht ein dummer Teufel
Just ihm in den Weg hinein.
Teufel meint, er sei die Seele,
Die er eben holen soll,
Packt den Unstern an der Kehle,
Rennt mit ihm davon wie toll.

Da erscheint ein lichter Engel
Rettend aus dem Nebelduft,
Donnert flugs den schwarzen Bengel
In die tiefste Höllenkluft,
Schwebt der goldnen Himmelsferne
Mit dem armen Unstern zu,
Ueber gut und böse Sterne
Führt er den zur ew'gen Ruh.

Uhland.

Der Trompeter an der Katzbach.

Von Wunden ganz bedecket
Der Trompeter sterbend ruht,
An der Katzbach hingestrecket,
Der Brust entströmt das Blut.

Brennt auch die Todeswunde,
Doch sterben kann er nicht,
Bis neue Siegeskunde
Zu seinen Ohren bricht.

Und wie er schmerzlich ringet
In Todesängsten bang,
Zu ihm herüberdringet
Ein wohlbekannter Klang.

Das hebt ihn von der Erde,
Er streckt sich starr und wild —
Dort sitzt er auf dem Pferde
Als wie ein steinern Bild.

Und die Trompete schmettert —
Fest hält sie seine Hand —
Und wie ein Donner wettert
Victoria in das Land.

Victoria — so klang es,
Victoria — überall,
Victoria — so drang es
Hervor mit Donnerschall.

Doch als es ausgeklungen,
Die Trompete setzt er ab,
Das Herz ist ihm zersprungen;
Vom Roß stürzt er herab.

Um ihn herum im Kreise
Hielt's ganze Regiment,
Der Feldmarschall sprach leise:
Das heißt ein selig End'.

Julius Mosen.

Das Angebinde.

Frau Löwin kam im Cedernwald
Mit einem Knäblein wohlgestalt
In's erste Wochenbette.
Da war im ganzen Reich kein Thier,
Das nicht dem Prinzen oder ihr
Was angebunden hätte.

Der Esel trat zuerst herbei
Und sang mit bardischem Geschrei
Ein Lied zu beider Lobe.
Sogar gedruckt verehrt er's ihr.
Gut, sprach sie, das ist zart Papier,
Tragt's in die Garderobe.

D'rauf goß der Tiger wohlgemuth
Drei Löffel voll von seinem Blut
Dem Löwchen in den Rachen:
Nun kannst du kalt auf Leichen stehn,
Rief er, und ohne wegzusehn,
Der Unschuld Thränen lachen.

Herr Fuchs strich seinen Schwanz mit Lust
Dem Kind auf Stirne, Mund und Brust,
Und sprach: Erlauchter Knabe,
Dir bring' ich den Machiavell,
Gebunden in ein Lämmerfell,
Zur treuen Opfergabe.

Gleich einem Stutzer balsamirt,
Ließ nun der Geisbock, hoch frisirt,
Sich mäckernd also hören:

Nimm hin die Kunst zum Zeitvertreib
Der Wittwe Kind, des Armen Weib,
Hochfürstlich zu entehren.

Das nöthigste Geschenk, versetzt
Der Salamander, kommt zuletzt;
Hier bring' ich Molchpomade;
Nur brav das Herrchen mit geschmiert,
Auf daß ihm, wenn er einst krepirt,
Der Hölle Gluth nicht schade.

Pfeffel.

Die todte Nachtigall.

Sie ist dahin, die Maienlieder tönte;
Die Sängerin,
Die durch ihr Lied den ganzen Hain verschönte,
Sie ist dahin!
Sie, deren Ton mir in die Seele hallte,
Wenn ich am Bach,
Der durch's Gebüsch im Abendgolde wallte,
Auf Blumen lag!

Sie gurgelte, tief aus der vollen Kehle,
Den Silberschlag;
Der Wiederhall in seiner Felsenhöhle
Schlug leis' ihm nach.
Die ländlichen Gesäng' und Feldschallmaien
Erklangen drein;
Es tanzeten die Jungfrau'n ihre Reihen
Im Abendschein.

Auf Moose horcht' ein Jüngling mit Entzücken
Dem holden Laut,
Und schmachtend hing an ihres Liebsten Blicken
Die junge Braut;
Sie drückten sich bei jeder deiner Fugen
Die Hand einmal,
Und hörten nicht, wenn deine Schwestern
schlugen,
O Nachtigall!

Sie horchten dir, bis dumpf die Abendglocke
Des Dorfes klang,
Und Hesperus, gleich einer goldnen Flocke,
Aus Wolken drang;
Und gingen dann im Weh'n der Maienkühle
Der Hütte zu,
Mit einer Brust voll zärtlicher Gefühle,
Voll süßer Ruh'.

Hölty.

Das Hemd des Glücklichen.

Ein König lag gefährlich krank,
Und gab sich selbst verloren.
Ihm half kein Pulver und kein Trank
Der trefflichsten Doctoren.
Ihr großer Kriegsrath vor dem Bett
War seinem Fieber ein Gespött.

Die Opern wurden eingestellt,
Es ruhten alle Geigen;
Man sah des Hofes feine Welt
Viel Schmerz mit Anstand zeigen,

Und sie verschrieb sich, wie es hieß,
Schon Trauerkleider aus Paris.

Dem alten Hofnarr'n schien sogar
Die Zunge weggeschnitten.
Er, der sonst schwatzte wie ein Staar,
Trat, wann die Aerzte stritten,
In ihre Mitte, wie ein Tropf,
Und wiegte still den Satyrkopf.

Einst aber fiel der Stummheit Schloß
Ihm plötzlich von dem Munde:
„Ihr Großverücken," brach er los,
„Ihr taugt nur für Gesunde!
Trotz euerm Griechisch und Latein,
Stellt, wo er will, der Tod sich ein!

Vor euern Augen hat er schon
Die Majestät beim Kragen,
Und hört mit Lachen euer Droh'n,
Ihn aus der Burg zu jagen.
Drum packt euch selbst! — Es lebt ein Mann,
Der ihm die Spitze bieten kann.

Er ist — was ihr all'sammt nicht seid! —
Ein großer Hexenmeister,
Und bannt, berufen weit und breit,
Die schlimmsten Höllengeister;
Auch prophezeiht er auf ein Haar,
Und heilet Kranke wunderbar."

„Ei! was versteht ein Narr davon!"
Sprach stolz ein Mediziner.
„Pah!" rief der König: „Schweig, Patron!
Er ist mein klügster Diener.

Verachte, Hänsel, sein Gelärr,
Und schaff mir deinen Zauberer!"

Des Meisters Siedelhütte stand
In einem nahen Haine,
Und schnell macht' er, an Hänsels Hand,
Sich auf die schwachen Beine.
Er war, wie Nestor, hochbejahrt,
Und ellenlang sein Silberbart.

Matt hustete die Majestät
Ihm ihren Gruß entgegen:
„Willkommen, würdiger Prophet,
Willkommen mir zum Segen!
Sprich redlich, muß ich schon hinab
Vom hohen Thron in's tiefe Grab?"

„Das kann ich," sprach der ernste Greis
„Nicht auf der Stelle sagen.
Ich muß zuvor mit stillem Fleiß
Drob die Planeten fragen.
Erst mit dem nächsten Morgenroth
Verkünd' ich Leben oder Tod."

So trat er ab, und überließ
Die Hoheit ihren Sorgen;
Doch kam er treu, wie er verhieß,
Zurück am andern Morgen,
Und trug ein Buch in seiner Hand,
Deß Räthselschrift nur er verstand.

„Herr König," sprach er, „furchtbar steht
Der Tod Euch nach dem Leben,
Doch werden Eure Majestät
Euch stracks gesund erheben,

Wenn Euern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt."

Die Schranzen lachten. — „Er ist toll!"
Lief ringsum ein Geflüster;
Doch der Monarch sprach hoffnungsvoll
Zum Premierminister:
„Graf Sterz, das schlägt in Euer Fach,
Schafft solch ein Hemd in mein Gemach!

Was sinnet Ihr und werdet bleich?
Ihr rühmtet ja noch heute:
Durch Eure Sorgfalt sei mein Reich
Voll hochbeglückter Leute.
Stellt doch von dieser großen Schaar
Nur einen Einzigen mir dar!"

Der Staatsmann schlich vom Krankenbett,
Mit Wolken im Gesichte,
Verschloß sich in sein Cabinett,
Und fluchte der Geschichte.
Zehn Federn wurden wild zerknickt,
Und dann gerieth erst dieß Edikt:

„Kund und zu wissen: Furchtbar steht
Der Tod uns nach dem Leben;
Doch werden Wir, sagt ein Prophet,
Uns stracks gesund erheben,
Wenn Unsern Leib ein Hemd umschließt,
Deß Eigner volles Glück genießt.

Wem also Noth und Kummer fremd,
Der wird ersucht in Gnaden,
Er leih' uns vördersamst ein Hemd,
War's auch von groben Faden.

Schlägt's an, so lohnen Wir's mit Gold,
Und bleiben dem Besitzer hold." —

Feucht von der Presse hing dieß Blatt
Kaum an den Straßenecken,
Da sah man schon die halbe Stadt
Empor die Hälse recken.
Sie las den Brief, und goß ein Meer
Von bittern Glossen drüber her.

Die Armuth rief: „Daß Gott erbarm!
Wir sind die rechten Leute!
An Lasten reich, an Hemden arm,
Sind wir des Elends Beute.
Der Steuerbote stürmt in's Haus,
Und schüchtern flieht das Glück hinaus." —

Manch Andrer las des Königs Schrift
Mit eingebißner Lippe,
Und dachte stumm, voll Gall und Gift,
An seine Frau Xantippe,
Die ihm, als wär' es ihr Beruf,
Durch Zanksucht eine Hölle schuf.

Kurz, jeder trug ein Kreuz von Viel
Tiefseufzend auf dem Rücken,
Und fand, daß es sein Werk nicht sei,
Ein Hemd nach Hof zu schicken.
Dort harrte man bei Tag und Nacht,
Und nicht ein Läppchen ward gebracht.

„Verdammt!" rief der Minister aus:
„Das wird man hämisch deuten!
Spannt an!" — Er fuhr von Haus zu Ha
Nun selbst zu solchen Leuten,

Die der gemeine Wahn der Welt
Für überirdisch glücklich hält.

Er fuhr zu Reichen, die mit Lust
In ihrem Golde wühlten;
Zu Großen, die mit hoher Brust
Schier Götterwürde fühlten;
Zu manchem jungen Ehepaar,
Das funkelneu verbunden war.

„Ihr Theuern,' sprach er, „es entsteht
Bei Hofe viel Beiremden,
Daß ihr nicht Seiner Majestät
Zu Hülfe kommt mit Hemden.
Bei Gott! wenn ihr nicht glücklich seid,
So ist's kein Kind der Sterblichkeit!"

Viel Herr'n und Damen wurden roth;
Ein andrer Theil erbleichte.
Sie trugen all' ein Packchen Noth,
Doch scheuten sie die Beichte,
Und öffneten dem Grafen Sterz
Den Waschschrank lieber als ihr Herz.

Man gab ihm Hemden ohne Zahl;
Sie faßte nicht sein Wagen,
Und in der Hofburg kaum ein Saal,
Wo sie, wie Berge, lagen.
Der König ließ sie durch die Bank
Sich rastlos anziehn, und — blieb krank.

„Das dacht' ich!" rief der treue Hans.
„Trotz weisen Excellenzen,
Sag' ich, der Narr: nur eine Gans
Sucht Glück in Residenzen,

Da ist doch alles blauer Dunst,
Und Affenspiel und Katzengunst!"

„Sehr wahr!" fiel ihm sein Herr in's Wort,
„Mein Hans spricht klug und bieder.
Drum, Graf, macht Euch aus's Land sofort,
Und kommt nicht eher wieder,
Bis Euch der rechte Fund gelingt,
Und Ihr Gesundheitshemden bringt!"

Der Graf schnitt Hansen ein Gesicht,
Und brummte: „Bärenhäuter!"
Ward einen Hofherrn von Gewicht
Sich eilig zum Begleiter,
Und fuhr in's Kreuz und in die Quer
Vier Wochen lang mit ihm umher.

Ein blasender Trompeter ritt
Einher vor ihrem Wagen.
So ging's durch Dörfer Schritt für Schritt,
Mit wiederholten Fragen:
„Ist nicht ein Glücklicher allda?"
Doch keine Stimme sagte Ja.

„Was hilft die Kreuzfahrt!" rief der Graf:
„He! Kutscher, umgewendet!
Der Pickelhering hat uns brav
In den April gesendet.
Das Volk denkt, wenn es Glück gesiehet,
Wird flugs der Steuerfuß erhöht."

„So ist's!" bejahte der Gefährt'.
„Man hat bei Wurst und Schinken
Nun auch des Kochs genug entbehrt,
Und fast will mich bedünken,

Daß der verwirrte Astrolog
Den guten König nur betrog."

Drauf rollten denn die hohen Herr'n
Der Königsstadt entgegen.
Sie suchten jetzt Fortunens Stern
Auf andern Seitenwegen,
Und fanden hier auch manches Stück
Des besten Schinkens, nur kein Glück.

Doch, als sie einst beim Morgenstrahl
Die Fahrt begonnen hatten,
Erscholl aus einem Wiesenthal,
In eines Wäldchens Schatten,
Am Bord des Weges ein Gesang,
Der so in muntern Tönen klang:

„Juchhei! ich bin ein froher Wicht,
Als hätt' ich Fürstengüter.
Ich lach' euch kühn in's Angesicht,
Ihr stolzen Mammonshüter!
Juchhei! ich bin ein reicher Mann,
Der euern Bettel missen kann!"

„Ha! welche Stimme jubelt dort
Im Dunkel jener Buchen?
Dort trillert, auf mein Ehrenwort!
Der Phönix, den wir suchen!"
So sprach der Graf zum Herrn Compan,
Und rief dem Kutscher zu: „Halt an!"

Aussteigend ließen sie waldein
Sich von dem Liede weisen,
Und sahen bald ein Bäuerlein
Aus seinem Milchnapf speisen.

Der Bursch, ein frisches, junges Blut,
War lauter Leben, Kraft und Muth.

Mit welcher Seelenlust er aß!
Wie lachten Aug' und Stirne!
Und, was nicht übel war, ihm saß
Zur Rechten eine Dirne,
Wie Reben schlank, doch drall und rund,
Und, wie wie ein Fisch im Bach, gesund.

Er küßte sie: den Lauschern lief
Dabei der Mund voll Wasser.
„Das ist, bei meiner Ehre!" rief
Der Graf, „ein rechter Prasser!
Er würzt mit Küssen seinen Schmaus,
Und lacht den reichsten Schwelger aus."

Sie traten näher. „Ha! mein Freund,
Schmeckt's schon so früh am Morgen?
Du scheinst mir ein geschworner Feind
Von Grillen und von Sorgen!
Täuscht nicht die Sprache deines Blicks,
So sitzest du im Schooß des Glücks!

„Da sitz' ich!" sprach die gute Haut.
„Mich nähren Arm' und Hände;
Und sagt mir, wo ich eine Braut
So schön, wie diese, fände?
Schaut sie mir freundlich in's Gesicht,
So tausch' ich mit dem König nicht!"

„Der arme König!" rief der Graf.
„Er liegt in Fieberketten;
Doch du kannst ihn vom Todesschlaf
Mit leichter Mühe retten:

Ein Hemd — sprach eines Zaubrers Mund —
Ein Hemd von dir macht ihn gesund!"

„Ein Hemd von mir?" — versetzte Wilt
Mit staunenvollen Mienen.
„Es thut mir in der Seele leid,
Ich kann damit nicht dienen.
Ich habe vollauf Freud' und Glück,
Allein von Hemden nicht ein Stück." —

„Gott!" rief der Staatsmann, und ward bleich:
„Der Glücklichste im Lande
Besitzt kein Hemd! — Das stürzt das Reich
Und mich in Noth und Schande." —
Er sang betrübt dieß Klagelied,
Als eben der Monarch verschied.

Langbein.

Zobir.

Raublustig und schreckenverbreitend und arm
Geleitet Abdalla den Araberschwarm
Gen Afrika zu,
Vor Tripoli stehn die Beherzten im Nu.

Doch ehe sie stürmen um Mauer und Thor,
Erscheint mit dem Heere der hohe Gregor,
Statthalter im Glanz
Erfochtener Siege, geschickt von Byzanz.

Und während er drängt die fanatische Schaar,
Ritt ihm an der Seite mit goldenem Haar,

Den Speer in der Hand,
Die liebliche Tochter im Panzergewand.

Sie hatte gewählt sich ein männliches Theil,
Sie schwenkte die Lanze, sie schoß mit dem Pfeil,
Im Schlachtengetön
Wie Pallas und doch wie Cythere so schön.

Der Vater erhob sich, und blickend umher
Beseverte mächtig die Seinigen er:
Nicht länger gespielt,
Ihr Männer, und stets nach Abdalla gezielt!

Und wer mir das Haupt des Erschlagenen heut,
Dem geb' ich die schöne Maria noch heut,
Ein köstlicher Sold,
Mit ihr unermeßliche Schätze von Gold!

Da warfen die Christen verdoppelten Schaft,
Den Gläubigen Mekka's erlahmte die Kraft,
Abdalla begab
In's Zelt sich und mied ein bereitetes Grab.

Doch stritt in dem Heere, von Eifer entfacht,
Zobir, ein gewaltiger Blitz in der Schlacht;
Fort jagt er im Zorn,
Ihm triefte der klirrende, blutige Sporn.

Er eilt zum Gebieter und spricht: Du versäumst,
Abdalla, die Schlacht, wie ein Knabe? Du träumst
Im weichen Gezelt?
Und sollst dem Kalifen erobern die Welt?

Was, uns zu entnerven, ersonnen der Christ,
Ihn mög' es verderben mit ähnlicher List!
Das Gleiche sogleich
Versprich es, und stelle dich eben so reich!

Den Deinen verkündige folgendes Wort:
Wer immer dem feindlichen Fuhrer sofort
Den Schadel zerhaut,
Der nehme die schöne Maria zur Braut!

Dieß kündet Abdalla mit frischerem Sinn,
Die Seinen ermuthiget hoher Gewinn;
Zobir dringt vor,
Sein kreisender Sabel erlegt den Gregor.

Schon birgt in die Stadt sich die christliche Schaar,
Schon folgen die Sieger und stürzen sich nach,
Schon weht von den vier
Castellen herab des Propheten Panier.

Lang trotzte Maria dem feindlichen Troß,
Bis endlich ein Haufe sie völlig umschloß:
Von Vielen vereint
Wird vor den Zobir sie geführt und sie weint.

Und Einer beginnt im versammelten Kreis:
Wir bringen den süßen, den lieblichen Preis,
Den höchsten, um den
Mit uns du gekämpft und gesiegt, Saracen!

Doch Jener versetzt in verächtlichem Scherz:
Wer wagt zu verführen ein männliches Herz?
Wer legt mir ein Netz?
Ich kämpfte für Gott und das hohe Gesetz!

Nicht buhlt' ich um chriſtliche Frauen mit euch:
Dich aber entlaſſ' ich, o Mädchen, entfleuch!
Was willſt du von mir?
Beweine den Vater und haſſe Zobir!

v. Platen.

Das Nachtigallenlied.

(Volksthümlich.)

Horch! drüben im Buſch ſchlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!

O Mädel, mein Mädel mit ſchwarzbraunem Haar,
Mit Lippen ſo roth und mit Augen ſo klar,
O Mädel, mein Mädel, nun ſag' mir es an,
Ob dein Herz mich vom Herzen lieben kann? —
Und ſie küßt ihn ſo innig, ſie küßt ihn ſo warm,
Sie umſchlingt ihn ſo eng mit dem ſchneeweißen Arm,
Sie hält ihn ſo feſt, ach, ſo feſt an der Bruſt,
Als ſei er allein ihre Lebensluſt! —

Horch! drüben im Buſch ſchlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!

Sieh, Mädel, ich geb' dir, was Keiner dir giebt,
Sieh, Mädel, ich lieb' dich, wie Keiner dich liebt,
Treuinnig, auf ewig, im Leben und Tod,
Treuinnig, auf ewig, in jeder Noth! —
O Mädel, treuinnig sollst du mir auch sein,
Treuinnig, auf ewig, nur mein — nur mein!
Treuinnig, auf ewig, das schwöre mir,
So wie ich's zur Stell' auch schwöre dir! —

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!

Die Dirne wohl schwöret mit Hand und Mund
Treuinnige Liebe, treuewigen Bund:
„Zwölf Wochen nur dauert der Nachtigallsang,
Meine Lieb' aber dauert Lebenslang!
Zwölf Wochen nur dauert die Rosenzeit,
Meine Lieb' aber dauert in Ewigkeit;
Und könnt ich ihn brechen den heiligen Schwur,
Mein Herzgeliebter, dann tödte mich nur!" —

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall! —

Es ist ein Jahr, seitdem sie nicht sang,
Ein Jahr, so kurz und doch wieder so lang:

Ein Jahr, Eine Woche, Ein Tag reicht hin,
Die Treue zu brechen mit flüchtigem Sinn!
Ach, mahnt dich die flötende Nachtigall nicht,
Wie arg du vergessen hast Schwur und Pflicht? —
Das treulose Mädel wohl hört ihr zu,
Und küßt einen Andern in guter Ruh'!

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall!

Und in der einsamen Waldesnacht
Steht ein einsamer Jager still und wacht;
Er steht und ladet seine Büchse mit Schmerz;
Eine eiserne Kugel für ein wächsernes Herz! —
Feinliebchen, du brachst den treuinnigen Bund,
Es küßt einen Andern dein falscher Mund. — —
Da blitzt es, da knallt es — vorbei, vorbei!
„Ich warnte dich, Mädel, bleib' treu, bleib' treu."

Horch! drüben im Busch schlägt die Nachtigall,
Des Frühlings flötender Wiederhall;
Sie schlägt noch fort durch die ganze Nacht,
Und hält bei der blassen Leiche Wacht,
Sie schlägt und schlägt bis zum Morgenroth,
Dann fällt sie aus dem Neste — blutig und todt!

L. Halirsch.

Vom gottlosen Schneider zu Glogau.

Das war der wackre Schneider
Von Glogau, weit bekannt,
Ob seines Fluchens leider
Fluchgottfried nur genannt.

Bei jedem Stiche schwört er
Den Teufel rasch zu Ort;
In keiner Kirche hört er
Jemals das fromme Wort.

Er flucht so viele Stunden
Vom Aufstehn bis zur Nacht,
Im Schlaf hat man gefunden
Ihn fluchend oft erwacht.

O weh, du ärgster Meister,
Der je die Kunst geübt!
Mit Lachen oft beweist er,
Daß keinen Gott es giebt.

O, fromme Frau, du Arme,
Herrn Gottfried angetraut,
Wie dir in stillem Harme
Vor schwerer Elle graut!

Herr Gottfried seine Meinung
Ihr mit der Elle lehrt:
Daß an die Gottdreieinung
Nur glaube wer bethört.

Die Bibel seiner Frommen
Hat er schon längst verbrannt;
Er läßt sie niemals kommen
An heil'gen Altarrand.

Was gellt da für ein Schreien
So sehr am heut'gen Tag?
Hat wieder er sein Freuen
An seinem guten Schlag?

Er hat die Frau beim Beten
Getroffen eben heut,
Den Rock, den halbgenähten,
Warf er da schnell zur Seit'.

Es droht die schwere Elle
Der Frau in seiner Hand,
Da hat sie sich fein schnelle
Zur raschen Flucht gewandt.

Herr Gottfried lästert böse,
Und läuft behend ihr nach:
„Das Bügeleisen löse,
Was kurzer Ell' gebrach!"

Das ist ein wacker Springen,
Voran das arme Weib,
Die Schneiderfüße bringen
Doch bald ihn ihr zu Leib.

Bald hat er sie getroffen,
Nur kurze Schritte noch —
Hier steht die Kirche offen,
Flücht', Weib, dahin dich doch!

Sie sinkt an ihrer Schwelle,
Wo angstdurchbebt sie keucht;
Doch hat Herr Gottfried schnelle
Denselben Ort erreicht,

Und wirft das Bügeleisen
Mit Fluchen nach ihr hin —
Da sieht's in lichten Kreisen
Empor man langsam ziehn.

Bis zu dem Fenster fliegt es,
Hier steckt es in der Wand,
Zur Hälfte — so genügt es
Als Kirchenschutzes Pfand.

Herr Gottfried hat nicht länger
Geflucht vom heut'gen Tag;
Er wurd' ein Kirchengänger
Vom allerfrömmsten Schlag.

Er hat nicht mehr gerügelt
Sein Weib so fluchtbehend,
Und betend nur gebügelt,
Bis an sein selig End'.

Leopold Schweitzer.

Die Himmelsbraut.

Zu Augsburg steht ein hohes Haus
Nah bei dem alten Dom,
Da tritt an einem Morgen aus
Ein Mägdelein gar fromm,

Gesang erschallt,
Zum Dome wallt
Die liebe Gestalt.

Dort vor Mariä heilig Bild
Sie betend niederkniet,
Der Himmel hat ihr Herz erfüllt,
Und alle Weltlust flieht:
„O Jungfrau rein!
„Laß mich allein
„Dein eigen seyn!"

Alsbald der Glocke dumpfer Klang
Die Betenden erweckt.
Das Mägdlein wallt die Hall' entlang,
Es weiß nicht, was es trägt;
Auf dem Haupte, ganz
Voll Himmelsglanz
Einen Liljenkranz.

Mit Staunen sehen all' die Leut'
Dieß Kränzlein licht im Haar,
Das Mägdlein aber wallt nicht weit,
Tritt vor den Hochaltar:
„Zur Nonne weiht
„Mich arme Maid!
„Stirb Lieb' und Freud'!"

Gott gieb, daß dieses Mägdelein
Ihr Kränzlein friedlich trag'!
Es ist die Allerliebste mein,
Bleibt's bis zum jüngsten Tag.
Sie weiß es nicht. —
Mein Herz zerbricht —
Stirb Lieb' und Licht!

J. Kerner.

Gedichte.

Mariechen saß am Rocken,
Im Grase schlummert ihr Kind,
Durch ihre schwarzen Locken
Weht kühl der Abendwind.

Sie saß so sinnend und traurig,
So ernst und geisterbleich;
Dunkle Wolken zogen schaurig,
Und Wellen schlug der Teich.

Der Reiher kreist über dem Rohre,
Die Möwe fliegt wild umher,
Der Staub fegt wirbelnd am Wege,
Schon fallen die Tropfen schwer.

Und schwer von Mariechens Wangen
Die heiße Thräne rinnt,
Und weinend in ihre Arme
Schließt sie ihr schlummernd Kind.

Wie schläfst du so ruhig und träumest,
Du armer, verlassener Wurm,
Es donnert, die Tropfen fallen,
Die Bäume schüttelt der Sturm!"

„Dein Vater hat dich vergessen,
Dich, und die Mutter dein;
Du bist, du arme Waise,
Auf der weiten Erde allein!"

„Dein Vater lebt lustig, in Freuden,
Gott laß es ihm wohl ergehn!
Er weiß nichts von uns beiden,
Mag dich und mich nicht sehn!"

„Und stürz' ich, während du schlummerst,
Mit dir in den tiefsten See,
Dann sind wir beide geborgen,
Vorüber ist Gram und Weh!" —

Da öffnet das Kind die Augen,
Blickt freundlich auf, und lacht;
Die Mutter schluchzt, und preßt es
An ihre Brust mit Macht!

Nein, nein! wir wollen leben,
Wir beide, du und ich!
Deinem Vater sei vergeben —
Wie selig machte er mich!" —

Der Ritter und die Maske.

„Herr Ritter Pelriguardo,
Was ist's, das euch beschwert,
Was sind eure Augen so trübe,
Eure Wangen so abgezehrt?" —

„Sonst war't ihr fröhlich und blühend,
Nun seid ihr traurig und blaß;
Herr Ritter Pelriguardo
Sagt an, wie kommt denn das?" —

„„Mein Fräulein, an mein Herze
Hat sich eine Viper gelegt;
Die preßt's und hält's umwunden,
Macht, daß es so schmerzlich schlägt.""

„„Und meine Augen sind trübe,
Weil ich lang' in die Sonne gesehn;
Ihr wißt ja, daß in der Sonne
Die besten Augen vergehn!""

„„Und daß ich so abgezehret,
Daran ist die Liebste schuld,
Mit ihren feurigen Augen,
Mit ihrer süßen Huld!""

„„Das haben ihre Blicke,
Ihre Küsse mir angethan,
Die von der Dame Lippen
Ein andrer Buhle gewann!"" —

„Macht's so wie ich, Herr Ritter,
Ich habe getrauert genug;
Doch seht, nun leg' ich nieder
Den Schleier, den ich trug!"

„Ich darf ein Wörtlein reden,
Wo man von Untreu' spricht;
Herr Ritter Beltiguardo,
Kommt, seht mir in's Gesicht!"

„Ihr Buhle sonder Wanken,
Der ihr um Untreu' klagt,
Habt ihr nie falsche Schwüre
Einem andern Weibe gesagt?" —

„„Was fragt ihr mich so peinlich,
Seht mich so forschend an?
Wohl edles Fräulein leid' ich,
Was ich an Euch gethan!"" —

v. Zedlitz.

Die Talentproben.

„Willkommen, theure Söhne, mir!
Ihr bliebet lang' entfernt.
Doch jetzo zeigt mir auch, was ihr
Im fremden Land gelernt."

Der Vater spricht's. Schnell wie der Wind
Ein Hase kommt gerannt;
Da nimmt der ältste Sohn geschwind
Sein Messer in die Hand.

Und läuft ihm nach und holt ihn ein,
Und hat ihn flugs barbirt;
Das Thier läuft weiter querfeldein,
Als wär' ihm nichts passirt.

Der Alte wundert sich darob,
Und hält's für Hexerei.
Da sprengt im rasenden Galopp
Ein Reitersmann vorbei.

Das wilde Roß ausschlagend ein
Hufeisen fallen läßt;
Der zweite Sohn läuft hinterdrein
Und macht's im Rennen fest.

„Ein solcher Hufschmied ist bequem!"
Spricht da der alte Mann,
Und staunt und staunt, und währenddem
Fängt's stark zu regnen an.

Und Alle wurden weidlich naß,
Doch nicht der dritte Sohn;
Der hielt als wackrer Fechter das
Rappier in Händen schon.

Die Tropfen all' hat er parirt,
Daß ihn nicht einer traf!
Da ſprach der Vater höchſt gerührt:
„Brav, liebes Söhnchen, brav!"

Negative Brautwahl.

Ich nehme keine Dichterin,
Die immer ſitzt und reimt,
Und unterdeſſen gänzlich in
Den Topf zu ſehn verſäumt.
Wenn ihr mein Herz ich ſchenkte, ſchwer
Würd' es mein Magen büßen;
Als ob ich ſelbſt ein Dichter wär',
So würd' ich hungern müſſen.

Auch nehm' ich Keine, die geſchickt
Nach Männerherzen angelt,
Die Tagelang ihr Aeußres ſchmückt,
Weil es am Innern mangelt.
Ich nehme Keine, die nur ſpricht,
Um ihren Geiſt zu zeigen;
Ich nehme Keine, welche nicht
Ein Stündchen weiß zu ſchweigen.

Ich nehme Keine, traun! die mich
Durch Schmollen ſucht zu zwingen;
Ich nehme Keine ſicherlich,
Die blos nach eitlen Dingen

Sich sehnt, nach Bällen, Kleidern Schmuck,
Und anderm leeren Scheine.
Ich nehme Keine, — doch genug!
Ihr hört's: ich nehme Keine.

W. Achat.

Frühlingserwachen.

Wie Einer, der, nach langer Nacht,
Aus einem schweren Traum erwacht,
Halb sitzend noch im Bette bleibet,
Dann gähnend sich die Augen reibet,
Und endlich nun mit festem Schritt
Zum neuen Werke rüstig tritt;
Also, in schöner Jugendpracht,
Der heitre Lenz uns neu erwacht.
Sein Bruder Winter, grämlich, grollend,
Und mit den Sonnenstrahlen schmollend,
Will noch nicht ganz aus jedem Ort,
Führt in dem Norden noch das Wort,
Will selbst noch nicht aus Osten fort.
Vergebnes Sträuben! Kalter Geselle!
Marsch! Packe dich über Europa's Schwelle!
Wir sind dir nicht böse; doch ziehe hinüber;
Dein freundliches Brüderchen ist uns lieber!
Ja, holder Lenz, wir haben vernommen
Dein neues Erscheinen und jubeln: Willkommen!
O zög're nicht' länger! Verscheuche das Wüthen
Der Stürme, und bringe uns Knospen und Blüthen!

Du zeigest dich aber noch heimlich und spröde,
Fast möchte ich sagen: noch furchtsam und blöde;
Nachtfröste und Regen
Sind dir noch entgegen,
Auch Schneegestöber und Hagel mitunter
Zeigen sich munter;
Es lächelt Frau Sonne, die spröde, nicht immer,
Und Nebel umarmen den glänzenden Schimmer
Der Morgenröthe im stattlichsten Kleide,
Und küssen ihr weg das Purpurgeschmeide.
Erwache nun, Frühling, erwache!
Und küsse die Fluren und lache,
Und spende uns Blumen — man hat mir's entdeckt:
Du trägst sie schon unter der Schürze versteckt —
Und schmücke die Wälder
Und Haine und Felder
Mit grünenden Matten
Und schwellenden Saaten;
Auch schmücke Gebüsche
Mit Farbenfrische;
Dann streu' auf die Auen,
Für züchtige Frauen
Und liebliche Mädchen
In Städten und Städtchen
Und Dörfern nicht minder,
Uns Flora's Kinder.
Auf, auf! Deine Blumen hervorgestreuet:
Damit sich auch wieder der Arme erfreuet.
Du darfst nicht dich zieren! Wohl hab' ich's vernommen:
Der Lenz ist erwachet! Der Lenz ist gekommen!

Nun wirst du mich fragen: Wer war der Verräther?
Schon gut, lieber Frühling, ich nenn' dir die Thäter.
Im Gärtchen, das noch nicht mit Grünem gesegnet,
Da hab' ich dem weißen Schneeblümlein begegnet.
Es hat mir genicket,
Da hab' ich's gepflücket,
Und küßte es froh;
Ich bin einmal so!
Jetzt ist es mir doppelt noch theuer und lieber:
Es prangt auf dem Pulte mir grad' gegenüber,
Und was ich treibe
Und lese und schreibe,
Schneeblümlein sieht das, und plaudert so traut:
Schon nahet der Frühling! O preise ihn laut!

Um nähere Kundschaft von dir zu erlangen,
Bin d'rauf ich hinaus in's Freie gegangen;
Und siehe, mich hat nicht die Hoffnung betrogen:
Der Storch kam geflogen!
Und grüßte nicht minder.
O freuet euch, Kinder!
Der Storch bringt wieder
Euch Schwestern und Brüder.

Als so meine Blicke den Storch noch begleitet,
Da wurde auf's Neue mir Freude bereitet:

Es ſchwirrte die Lerche, hoch über die Grüfte,
In ſchwimmende Lüfte
Mit ſegelndem Lauf
Sich jubelnd hinauf.
Ach, was ſie geſungen,
Iſt wohlthuend mir zu dem Herzen gedrungen.
Sie trillerte fröhlich, ſie kündete traut:
Schon nahet der Frühling! O preiſe ihn laut!

Und noch eine Kunde vom nahenden Gaſte:
Hoch auf einem Baume, auf nacktem Aſte,
Da wiegten Stieglitze ſich rüſtig und munter
Und ſchielten herunter.
Auch ſaß dort im ſchönen Gefieder ein Fink
Und rief ſein: „Pink! Pink!“
Drauf zwitſcherte wieder auf äſtigem Sitze
Das muntere Völkchen der bunten Stieglitze:
Der Himmel erkieſet die Erde zur Braut,
Schon nahet der Frühling! O preiſe ihn laut!

Nun ſiehſt du, mein Frühling, ſo biſt du verrathen.
D'rum komme nur näher mit grünenden Saaten,
Mit Blüthen und Blumen und Sonnenſchein,
Und — trag' auch den Oelzweig in's Leben herein.

W. Schumacher.

Die Heimkehr.

Der Wintermorgen glänzt so klar;
Ein Wandrer kommt von ferne,
Ihn schüttelt Frost, es starrt sein Haar,
Ihm tog die schöne Ferne;
Nun endlich will er rasten hier,
Er klopft an seines Vaters Thür.

Doch todt sind, die sonst aufgethan,
Verwandelt Hof und Habe,
Und fremde Leute sehn ihn an,
Als käm' er aus dem Grabe;
Ihn schauert tief im Herzensgrund,
In's Feld eilt er zur selben Stund'.

Da sang kein Vög'lein weit und breit,
Er lehnt an einem Baume,
Der schöne Garten lag verschneit,
Es war ihm wie im Traume;
Und wie die Morgenglocke klingt,
Im stillen Feld er niedersinkt.

Und als er aufsteht vom Gebet,
Nicht weiß, wohin sich wenden,
Ein schöner Jüngling bei ihm steht,
Faßt mild ihn bei den Händen:
„Komm' mit! sollst ruhn nach kurzem Gang!"—
Er folgt, ihn rührt der Stimme Klang.

Nun durch die Bergeseinsamkeit
Sie wie zum Himmel steigen;
Kein Glockenklang mehr reicht so weit,
Sie sehn im öden Schweigen

Die Länder hinter sich verblühn,
Schon Sterne durch die Wipfel glühn.

Der Führer jetzt die Fackel facht'
Erhebt und schweigend schreitet;
Bei ihrem Schein die stille Nacht
Gleichwie ein Dom sich weitet,
Wo unsichtbare Hände bau'n. —
Den Wandrer faßt ein heimlich Grau'n.

Er sprach: was bringt der Wind herauf
So fremden Laut getragen,
Als hört' ich ferner Ströme Lauf,
Dazwischen Glocken schlagen?
„Das ist des Nachtgesanges Weh'n,
Sie loben Gott in stillen Höh'n."

Der Wandrer d'rauf: ich kann nicht mehr —
Ist's Morgen, der so blendet?
Was leuchten dort für Länder her? —
Sein Freund die Fackel wendet:
„Nun ruh' zum Letztenmale aus!
Wenn du erwachst, sind wir zu Haus."

Eichendorff.

Sturmwind.

Wie die in Wuth aufheulende Löwin
Das eben geborne, verlorne Kind
In Verzweiflung suchet und blind
Sich in des Abgrunds Tiefe hinabstürzt:

Heulen und sausen und brüllen die Winde
Hinab in die Schlünde,
Suchen und suchen und finden ihn nicht.

Blitz.

Wie in des Fiebers Gluth
Alle Pulse fliegen und drängen,
Bis die lästigen Bande sprengen,
Flammendes Blut
Hoch aufspritzt in springenden Quellen:
Springen die hellen
Blitze hervor aus dem Wolkenbruch.

Donner.

Wie ein Dummer
Immer zu spät kommt
Mit seinem Kummer,
Wenn's nicht mehr frommt:
Pfleg' ich alter Brummer
Hinterher zu grollen,
Lange zu rollen
Vergunter
Die Wolken hinunter;
Laß' in den Rachen
Der Nacht mit Krachen
Plumpe Bomben fallen,
Dumpf verhallen,
Daß der Tiefe Schlund,
Des Berges Grund
Muß zittern,
Erschüttern,
Stöhnen,
Erdröhnen.

Regen.

Aber in ein sanftes Weinen,
Unablässig, unermüdlich,
Lösen endlich alle Schmerzen
Sich in milden Herzen auf.
Weil der Himmel nicht die Erde
Zog empor zu seinen Höhen,
Will in Thränen er vergehen,
Liebend zu ihr niederfließen.
Hatt' er Augen, mehr als Sterne,
Alle würden weinen,
Nicht mehr schauend aus der Ferne
Niederthauend, sterbend gerne,
Innig ihr sich zu vereinen.

W. Menzel.

Der See.

Fischerknabe steht alleine
An dem dunklen See,
Klagt dem bleichen Mondenscheine
Seines Herzens Weh.
Und die stillen Trauerweiden
Ringsum werden wach;
Regen sich bei seinen Leiden,
Und verstehn sein Ach.

Und er fleht mit herben Thränen
An dem Hügel hier:
Stille, Gott, mein heißes Sehnen,
Führe mich zu ihr! —

Und die Zeugen seiner Leiden
Neigen sich herab;
Diese stillen Trauerweiden
Stehn um Liebchens Grab.

Lösche meines Herzens Gluthen,
Lind're du mein Weh!
Spricht's und stürzt sich in die Fluthen,
In den dunklen See.
Und die kalten Wogen fühlen, —
Reißen ihn hinab,
Heben todt ihn auf und spülen
Ihn auf Liebchens Grab.

Glasbrenner.

Kobold's Ironie.

Horch, wie es in der Scheun' rumort,
Als tanzten tausend Teufel
Mir auf der festen Tenne dort!
Der Kobold, sonder Zweifel,
Macht mir den tollen Lärmen vor!
Ha! wie der Giebel knarrt,
Die Flegel schlagen an das Thor;
So bin ich stets genarrt,
Er läßt mir keine Ruh' und Rast,
Im Schlaf weckt mich sein Toben,
Kein Kreuz hilft mir von diesem Gast,
Nichts was ich mag geloben.
Es stört den Lärmen kein Gebet
Des müden Wandersmannes,
Der hier vorbei zieht Abends spät,
Es lacht der Kraft des Bannes;

Nichts hilft ein geistlicher Gesang,
Der Pater hat verschwendet
Beschwörungsformeln kurz und lang,
hat Eimer Wein gespendet,
Weihwasser auch im Ueberfluß,
Die lehmgestampften Boden
Verderbend mit dem Wasserguß:
Doch helfen soll's! Du oben,
O warte nur, der Letzte lacht
Am besten ohne Zweifel,
Den Lärmen, den der Teufel macht,
Ertrag' allein der Teufel;
D'rum tob' es immer, wie es will,
Bald soll der Lärmen werden still.

Gesagt, gethan; am andern Tag
Schirrt unser Hans den Wagen,
Und was nur in der Scheune lag
Von reichen Gottesgaben,
Behutsam bringt er es heraus,
Auf seinen Karr'n geladen.
Verstopft dann jede Ritz' im Haus,
Verschließt's, und ohne Zagen
Nun schnell das Nestlein angesteckt!
Hui, flackern da die Flammen!
Was lang' und treu das Haus gedeckt,
Das Dach stürzt bald zusammen.
Ein kurzer nur und leichter Kampf,
Und Riesen gleich geworden,
Reicht über'm Giebel aus dem Dampf,
Sich Feuer hier und dorten
Die Hand zum schnellen Untergang
Der ärmlichen Behausung.

Auf weit gespreizten Beinen steht,
Die Hände unterschlagen,
Zu seh'n, ob seine List geräth,
Mit innigem Behagen
Hans vor der Flamm', so er erweckt:
„Der Kobold quält mich nimmer;
Das Licht, das ich ihm angesteckt,
Strahlt seinem Tod'sgewimmer." —
Da klopft es ihm mit leichter Hand
Auf seinen breiten Rücken;
Er sah sich um, und ach! er fand,
Daß auf den letzten Stücken,
Die er mit Müh' heraus gebracht,
Der Kobold sitzt, und ernst ihm sagt:
„Daß Ihr und ich gerettet seid,
Das war, mein Freund, die höchste Zeit!"

J. C. Löwe

Der Mauerritt.

Was treibet der Landgraf auf schwindelndem Steg
Sein Roß herüber, hinüber?
Was macht er die Mauer der Wartburg zum Weg,
Am gähnenden Abgrund vorüber?
Wohl zittert das Roß, und bebet am Rand;
Er schmeichelt und kost es mit klopfender Hand,
Und es schreitet mit sorglichen Hufen
Ueber Bröckelgesteinen und Stufen.

Verzagend ach! sehen die Frauen den Gang
Des treuen, geübten Rappen.
Es blicken auf Friedrich, erbleichend und bang,
Die furchtsamen Diener und Knappen.
Wohl warnt der Burgvasall: „Herr Ritter, laßt ab!
Wer keck die Gefahr sucht, findet sein Grab;
Und nimmer frommt es dem Klugen,
Den Herrscher der Welt zu versuchen!“

Doch Friedrich hat nicht der Warnung Acht,
Nicht der Hausfrau thränender Bitte.
Er spornet sein Roß, wenn der Morgen erwacht,
Zu dem furchtbar gefährlichen Ritte,
Viel Klafter tief zieht sich ein felsiger Schlund
Um der stattlichen Wartburg Mauerrund,
Und über die steilste der Seiten
Liebt der Landgraf täglich zu reiten.

So treibt er's lang, und treibt es mit Fleiß,
Und dann läßt er entbieten die Mannen.
Umarmet die Hausfrau, und küsset sie heiß,
Und reitet schweigend von dannen.
Hoch flattern die Panner, wie Falken im Flug,
Den Bergpfad herunter bewegt sich der Zug,
Doch wohin er zu ziehen gesonnen,
Hat Keiner zu fragen begonnen.

Schon wollen im Nebel und wolkigem Duft
Die Berge der Heimath zerfließen,
Doch ragt noch ihr König empor in die Luft
Gleich einem ergrauenden Riesen.

Dann schwindet auch der, und ein Räthsel bleibt,
Was den friedlichen Grafen zum Herzog treibt,
Wohl wundert's die Siedler der Gauen,
Den Thüringer Löwen zu schauen.

Und fern erst, in Schlesien, winkt er zur Rast,
Und es spähet sein Blick in die Ferne.
Hort ragt in die Lüfte das Bergschloß Kynast,
Es blitzen die Fenster wie Sterne.
Dort wohnt Kunigunde, verzehret von Gram,
Wer ist, der von ihr nicht die Kunde vernahm
Im Sang des gefallenen Helden? —
Und ein Bote geht, dort ihn zu melden.

Und wie vor die Gräfin der Landgraf tritt
In hoher männlicher Schöne:
„Auch mich laßt versuchen den schaurigen Ritt!'
Da perlt ihr im Auge die Thräne;
Und der Lieb' übermächtig Gefühl sie erfaßt,
Sie zittert und banget, sie glüht und erblaßt,
Sie steht in Sinnenverstörung,
Und ihr flehendes Wort wird Beschwörung:

„O laßt ab, und begehrt nicht, was Viele begehrt,
Die die Braut zu gewinnen versuchten,
Und die Schaar der zerschmetterten Opfer vermehrt,
Deren jammernde Mütter mir fluchten!
O das Leben ist schön, das Euch blühend umarmt,
Erbarme sich, wie Ihr Euch meiner erbarmt,

Auch Eurer der Vater in Nöthen!
O laßt ab! Euer Tod wird mich tödten!"

„O nicht waget den Ritt! An die Heimath gedenkt!
Seid barmherzig, Ritter! übt Milde!
Bei der Mutterbrust, die Euch mit Liebe getränkt, —
Bei der Jungfrau hochheiligem Bilde —
Bei dem ewigen Gott, bei den Wunden des Christ,
Der für alle Sünder gestorben ist!!
Meine Burg nehmt — ich fleh' Euch zu Füßen —
In ein Kloster will ich — und büßen!"

Und sie sinkt vor ihm nieder, das klebende Weib,
Und sie ringet die schneeigen Hände,
Sie windet im Staube den herrlichen Leib,
Und hat ihres Flehens kein Ende.
Er hebt sie vom Boden mild flehend und spricht:
„Ich wage den Ritt — verzaget nur nicht!"
Es hören's die Ritter mit Grauen,
Sie fällt bleich in die Arme der Frauen.

Nun trägt ihn der treue, geübte Rapp'
Zum Brautritt über der Mauer.
Wohl schmal ist der Pfad, und zieht sich knapp
An der Hölle aufgähnendem Schauer,
Doch zittert das Roß nicht am grausigen Rand,
Er schmeichelt und kost es mit klopfender Hand,

Und es trägt ihn mit sorglichen Hufen
Ueber Bröckelgesteinen und Stufen.

Da jauchzet unendlicher Jubel sie wach,
Aus der Ohnmacht beengenden Banden;
Das Echo der Berge frohlocket ihn nach,
Der Landgraf hat betend gestanden.
Und die Knechte des Grafen, der jubelnde Troß,
Umarmen und streicheln und küssen das Roß;
Das schaut aus dem frohen Gedränge
Mit gar klugem Blick auf die Menge.

Nun schwindet die Schwermuth, es schwinget der Gram,
Die so lange die Gräfin bedrückten;
Sie glühet in Liebe, sie glühet in Schaam,
Die mit bräutlichem Purpur sie schmückten.
Sie fliegt ihm entgegen in liebender Hast,
Sie drückt ihm die Hände, sie hält ihn umfaßt,
Doch er zieht sich aus ihrem Umarmen,
Und es redet sein Mund zu der Armen:

„Laßt ab, o laßt ab! — Nicht begehr' ich zur Braut,
Die dem Tod so viel Wackre geweihet!
Mir ward eine Beßre schon lange getraut;
In ein Kloster begrabt euch — bereuet!
Graf Ludwig war mir gar nahe verwandt,
Der durch euch hier zuerst sein Verderben fand.
O wie lieb mir auch jene drei Brüder,
Gleich tapfer und männlich und bieder."

„Sie zogen von dannen, ihr wißt ja die Mähr,
Ihr wißt ja, wo die Brüder geblieben,
O wie beugte den alten Vater so sehr
Eure gräßliche Weise zu lieben.
Der hat Euch noch sterbend geflucht, und ge-
lobt,
Bis ich fest auf das Sakrament ihm gelobt,
Jene stattlichen Ritter zu rächen.
Lebt nun wohl, ich hielt mein Versprechen!"

Er schwang sich auf's Roß, und er sprengte
durch's Thor,
Ihm folgten, die mit ihm gekommen.
Kunigunden umdämmert' ein nächtlicher Flor,
Wie das strafende Wort sie vernommen.
Hin fliegt sie zur Mauer, dicht über dem
Grund,
Sein letztes der Opfer empfing sie der Schlund;
Ehe rettende Hände sie halten,
Verfiel sie den finstern Gewalten. —

L. Bechstein.

Der Page.

Viel Zelte sind aufgeschlagen
Am blühenden Moldaustrand,
Felswände darüber ragen,
Abwehrend der Sonne Brand.

Und bunte, fröhliche Gäste
In Reihen lagern sich hin;
Versammelt hat sie zum Feste
Von Böhmen die Königin.

Der schönste der Edelknaben
Steht dienend neben ihr:
Er darf die Augen laben
An ihrer Schönheit Zier.

Er dient mit Aug' und Händen,
Doch fällt kein Blick ihm zu:
Oft muß er das Antlitz wenden
Und zwingen das Herz zur Ruh'.

Die Fürstin mit lächelnder Lippe
Ruft in den wilden Braus:
Wer bringt mir auf jener Klippe
Das Wohl seiner Liebsten aus?

Da klimmen und klettern die Zecher,
Doch keinem winkt das Glück;
Der eine verschüttet den Becher,
Der andre fällt selber zurück.

Doch dem Pagen ist's gelungen,
Ihn trug ein wilder Muth;
Er hat sich hinaufgeschwungen
Und steht hoch über der Fluth.

Sie riefen: der Knab' ist Meister!
Nun gebt auf den Namen Acht! —
Seine Augen waren wie Geister
In tiefer Mitternacht.

Er sieht die Moldau strömen,
Und schwingt den Becher hoch:
Die Königin von Böhmen,
Mein Lieb, soll leben hoch! —

Es haben die Wellen geschlungen
Den Becher tief hinab,
Der Knabe, nachgesprungen,
Versinkt im schäumenden Grab.

Hermann Kurtz.

Schwerting, der Sachsenherzog.

Der Schwerting, Sachsenherzog, der saß bei Festesmahl,
Da schäumten Weine verlend in eisernem Pokal,
Da rauchten Speisen köstlich in eisernem Geschirr,
Da war von Eisenpanzern ein wild und rauh Geklirr.

Der Dänenkönig Frotho genüber Schwertings saß,
Mit staunender Geberde die Eisenketten maß,
So diesem niederhingen von Hals und Brust und Hand,
Und dann die Eisenspangen am schwarzen Trau'rgewand.

„Sagt an, was soll das deuten? Herr Bruder, gebt mir Kund',
Warum Ihr mich geladen zu solcher Taiel rund'?
Als ich herabgezogen von meinem Dänenland,
Da hoffte' ich Euch zu finden im güldenen Gewand." —

„„Herr König, Gold dem Freien, und Eisen
für den Knecht!
Das ist der Sachsen Sitte, und so allein ist's
Recht.
Ihr habt in Eisenbande der Sachsen Arm ge-
zwängt,
Wär' Eure Kette gülden, sie wäre längst ge-
sprengt.""

„„Doch, mein' ich, giebt's noch Mittel, zu lö-
sen solches Erz:
Ein biedrer Sinn und Glaube, ein hoch und
muthig Herz,
Das muß den Arm befreien, gefesselt hundert-
fach,
Das muß den Eidschwur löschen, und tilgen
jedre Schmach!""

Als so der Fürst gesprochen, da traten in den
Saal
Zwölf schwarze Sachsenritter, mit Fackeln all-
zumal,
Die harrten stumm und ruhig auf Schwertings
leises Wort,
Und sprangen dann in Eile, die Brände schwin-
gend, fort.

Nicht lang', da scholl von unten zu Herrn und
Gastes Ohr
Ein Knistern und ein Prasseln von Feuerswuth
empor;
Nicht lang', da ward's im Saale gar schwül
und sommerheiß!
Und: „'s ist die Stund' gekommen," sprach
dumpf der ganze Kreis.

Der König will entfliehen, der Herzog hält ihn stark:
„Halt! steh' und laß erproben Dein ritterliches Mark,
Hält es dem rauhen Gegner, der unten prasselt, Stand,
Dein sei die Sachsenkrone, Dein sei das Sachsenland!"

Und heißer, immer heißer wird's in der weiten Hall',
Und lauter, immer lauter erdröhnt der Balken Fall,
Und heller, immer heller wird rings der rothe Schein,
Die Thüre sinkt in Trümmer, die Lohe schießt herein.

Da knieen betend nieder die wackern Ritterleut':
„Herr, sei der Seelen gnädig, die selber sich befreit!"
Der Herzog doch sieht ruhig der Flamme Windeslauf,
Der König sinkt zu Boden, er reißt ihn wüthend auf.

„Schau hin, Du stolzer Sieger, erzittre, feiges Herz,
So löst man Eisenbande, so schmilzt Dein mächtig Erz!"
Er ruft's, und ihn erfasset der Flamme wild Gebraus,
Und nieder stürzen Alle, und nieder stürzt das Haus.

K. E. Ebert.

Hans Euler.

„Horch, Marthe, draußen pocht es! Geh', laß'
den Mann herein!
Es wird ein armer Pilger, der sich verirrt
sein. —
Grüß' Gott, du schmucker Krieger! Nimm
Platz an unserm Tisch!
Das Brod ist weiß und locker, der Trank ist
hell und frisch!"

„„Es ist nicht Trank, nicht Speise, wonach
Noth mir thut;
Doch, so Ihr seid Hans Euler, so will
Euer Blut!
Wißt Ihr, vor Monden hab' ich Euch
als Feind bedroht;
Dort hatt' ich einen Bruder, den Bruder schlu
Ihr todt.""

„„Und als er rang am Boden, da schwor
es ihm gleich,
Daß ich ihn wollte rächen, früh oder spät,
Euch!"" —
„Und hab' ich ihn erschlagen, so war's im
ten Streit,
Und kommt Ihr, ihn zu rächen: — wohlan,
ich bin bereit!"

„Doch nicht im Hause kämpf' ich, nicht zwi
schen Thür und Wand:
Im Angesichte Dessen, wofür ich stritt un
stand!

Den Säbel, Marthe, weißt Du, womit ich ihn erschlug;
Und sollt' ich nimmer kommen: — Tyrol ist groß genug!"

Sie gehen mit einander den nahen Fels hinan; —
Sein gülden Thor hat eben der Morgen aufgethan; —
Der Hans voran, der Fremde recht rüstig hinterdrein,
Und höher stets mit Beiden der liebe Sonnenschein.

Nun stehn sie an der Spitze, — da liegt die Alpenwelt,
Die wunderbare, große, vor ihnen aufgehellt;
Gesunkne Nebel zeigen der Thäler reiche Lust,
Mit Hütten in den Armen, mit Heerden an der Brust.

Dazwischen Riesenbäche, darunter Kluft an Kluft,
Daneben Wälderkronen, darüber freie Luft,
Und sichtbar nicht, doch fühlbar von Gottes Ruh' umkreis't,
In Hütten und in Herzen der alten Treue Geist.

Das sehn die Beiden droben, — dem Fremden sinkt die Hand;
Hans aber zeigt hinunter auf's liebe Vaterland.

„Für das hab' ich gefochten, Dein Bruder hat's bedroht;
Für das hab' ich gestritten, für das schlug ich ihn todt!"

Der Fremde sieht hinunter, sieht Hansen ins Gesicht,
Er will den Arm erheben, den Arm erhebt er nicht:
„„Und hast Du ihn erschlagen, so war's im rechten Streit;
Und willst Du mir verzeihen, komm', Hans, ich bin bereit!""

J. G. Seidel.

Frühlingsgruß.

Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus, bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen:
Wenn du eine Rose schau'st,
Sag', ich laß sie grüßen.

H. Heine.

Volkslieder aus dem Baierischen Hochlande.

1.

Der Frühling ist 'kommen,
Die Bäume sind grün,
Und die Schwalben am Dach
In ihre Nesterl thun ziehn.

So zieht auch die Lieb'
In mein Herz wieder ein —
Ach! der Winter wird kommen
Und da wird's wieder schnei'n!

Doch ist's ja noch Frühling,
Was sorg' i denn heut?
Macht die Lieb' doch das Herze
So selig, so weit!

2.

Früh Morgens im Nebel
Steigt der Jager auf die Höh',
Un i schau ihm halt nach,
Bis i ihn gar nit mehr seh'.

I hör' ihn noch jodeln
In die Waldung hinein,
O wie gern möcht' i alt'weil
Sein Spitzhunderl sein!

Er herzt ja sein Hundert,
I weiß, daß er's liebt —
Der Jager ist ferne
Und mein Herz ist betrubt.

3.

Am Berg' liegt a Dorf,
Und im Dorf steht a Haus,
Und da schaut a lieb's Dirndl
Zum Guckfenster h'naus.

Wann ich's Dirndl thu' sehn,
Ei, da wallt mir das Blut;
Denn i muß halt gestehn:
Bin dem Dirndl gar gut!

4.

O hätt' ich dich nimmer
Und nimmer gesehn!
Könnt' heiter wie immer
Zum Kirmestanz gehn.

Nun liegst mir im Herzen,
Nun liegst mir im Sinn,
Und i weiß nit, ob i noch
Der Toni mehr bin.

Wo Spiel war und Tanz war,
Bin i all'weil gewest,
Und gesprungen und gejodelt
Hab' i all'weil am best'.

Nun sitzt mir die Lieb' halt
Im Hals und im Bein,
Und i kann nit mehr springen,
Nit fröhlich mehr sein!

5.

Auf'm Berg steht a Schloß,
Und da wohnt eine Maid,
Und 'n Bub' aus der Ferne
Hat um's Madel gefreit.

Und sie war ihm gewogen
Und der Bub' mußte fort,
Und da gab er beim Abschied
Noch dem Schatzerl sein Wort:

Werden Jahre vergehn,
Und wirst nichts von mir hör'n,
Doch die Lieb' in mein Herzen
Wird ewiglich währ'n!

Lettisches Lied.

Als die Mutter jüngst mich schalt,
Sprach sie: geh' hinaus zum Wald;
Hole mir bei Wohl und Weh
Wintermai und Sommerschnee.

Trostlos irrt' ich auf den Höh'n,
In den Wäldern, an den See'n;
Kluger Hirte, sag' mir an,
Wo ich beides finden kann?

Giebst du mir dein Ringelein,
Willst ihn mir zum Pfande weih'n,
Lehr' ich dieses Räthsel dich,
Frommes Mädchen, höre mich:

Geh' zum grünen Tannenhain,
Brich da ab ein Zweigelein,
Sprich zur Mutter sonder Scheu:
Tannengrün ist Wintermai.

Geh' zum bernsteinreichen Strand,
Schöpfe mit der hohlen Hand
Wellenschaum vom blauen See,
Wellenschaum ist Sommerschnee.

Waldconcert.

Herr Frühling giebt jetzt ein Concert
Im Saal zum grünen Wald,
Geladen wird von ihm dazu,
Sehr höflich, Jung und Alt.

Die Demoiselle Lerche singt
Das allererste Stück,
Und wie sie, still vertrauend, hofft,
Mit ihrem alten Glück.

Ein nie gehörtes Solo trägt
Sodann Herr Kukuk vor,
Doch wagt er aus Bescheidenheit
Sich nicht aus Busch und Rohr.

Schwarzplättchen wird nach kurzer Frist
So viel es nur vermag,
Erlustigen die Hörer all'
Mit lautem Trillerschlag.

D'rauf folgt ein scherzhaft Quodlibet,
Betitelt: Lieb' und Mai,
Herr Kibitz, Specht und Stieglitz ist,
So wie Herr Fink dabei.

Auch wirkt die Dame Drossel mit,
Frau Elster und Herr Staar,
Und ungenannter Herr'n und Frau'n
Noch eine ganze Schaar.

Auf dieses folgt noch ein Concert
Von Fräulein Nachtigall,
Das Accompagnement dazu
Ist von Herrn Wiederhall.

Und wenn sich euer Ohr dem Sang
Noch leihen mag und will,
Folgt noch zum Schlusse ein Terzett
Von Frosch, Cikad' und Grill'.

Auch bleibt zu melden, daß der Saal
Ganz neu erst decorirt,
Und reich, mit Blumen aller Art,
Geschmückt und ausstaffirt.

Drum komme, wer ein echter Freund
Von Sang und Klang und Scherz,
Das Legegeld dafür ist blos:
Ein freies, frohes Herz

Am Morgen.

Welch neues, frohes Leben
Erwacht von nächt'gen Traum,
Wie hängt von heller Tropfen
Ein jedes Blatt am Baum.

Wie zittert's auf der Rose,
Wie auf des Veilchens Blau,
Wie glänzt am Bart der Distel
So silberweiß der Thau.

Und in den Perlen allen,
Ei, wie's da glüht und scheint —
Das sind wohl Freudenthränen,
Die jedes Blättchen weint?

J. N. Vogl.

Lebensmuth.

Fröhlich spring' ich, ohne Sorgen,
In die bunte Welt hinein,
Freu' mich heute und sag' morgen
Immer, immer morgen ein!

Heute blühen Ros' und Nelken,
Heute, heute pflück' ich sie;
Morgen werden sie verwelken,
Aber wiederblühen nie.

Heute trink' ich Saft der Trauben,
Heute hab' ich noch genug;
Alles kann die Nacht mir rauben,
Gar zu leicht zerbricht der Krug.

Heute heißt mich Liebe küssen,
Weil mein Mädchen Küsse giebt;
Morgen kann ich nimmer wissen,
Ob die Lose mich noch liebt.

Heute strotzen Aug' und Wangen
Von Gesundheit und von Roth;
Morgen zuckt ein blasses Bangen,
Und mein Auge schließt der Tod.

Darum will ich heut genießen,
Flüchtig eilt das Leben hin!
Und wie kann ich's heute wissen,
Ob ich morgen fröhlich bin?

Adelinde.

Still, ihr Büsche, still, ihr Winde!
Still, ihr Eschen, dort am Hain!
Feiert stille, Adelinde
Schwebt daher im Abendschein.

Bettet euch zu ihren Füßen
Grüne Halme, weiches Moos;
Ringle dich, sie zu begrüßen,
Zartes Geisblatt, sinnig los!

Traute Rose, wollustsüße
Düfte spende du um sie,
Daß ihr Herz sich mir erschließe,
Mich ihr Auge nicht mehr flieh'!

Sanfter hauche, Philomel',
Ihr dein vollstes, bängstes Lied,
Daß die reine, sanfte Seele
Liebesehnend mir erglüht.

C. U. Beccau.

Die Räuber.

Vier Räuber saßen bei fremdem Wein,
Und tranken aus und schenkten ein;
Sie kümmert nicht die Gewitternacht,
Sie schreckt es nicht, wenn der Donner kracht.

Der Jüngste sprach: In solcher Nacht
Hat mich der Hauptmann zum Räuber gemacht. —
Sie lachen alle hell und laut,
Wie damals er so furchtsam geschaut.

Der Zweite sprach: In solcher Nacht
Hab' ich ein Mädchen zur Frau gemacht —
Sie lachen alle hell und laut,
Wie er so lüstern da geschaut.

Der Dritte sprach: In solcher Nacht
Hab' ich schon Manchen kalt gemacht. —
Sie lachen alle hell und laut,
Wie stolz er dann umher geschaut.

Der Hauptmann sprach: In solcher Nacht
Hab' ich meinen Vater bei seit gebracht. —
'S kann Keiner lachen, ob jeder auch will;
Sie wurden alle ernst und still.

E. A. v. Mühlbach.

Born der Lieder.

Fragt ihr, woher so frohen Dranges
Die Quelle meiner Lieder rinnt,
Daß nach dem Klang verrauschten Sanges
Alsbald ein neuer Sang beginnt?

Darauf will ich euch Antwort geben:
Ich preise dankbar mein Geschick;
Aus Lied und Liebe quillt mein Leben,
Und Lieb' und Lieder sind mein Glück.

So bleib' ich immer guter Dinge,
Und liebe, lebe, dichte frei,
Und hört ihr, daß ich nicht mehr singe,
So sagt, daß ich gestorben sei.

Ludwig Bechstein.

Clara's Augen.

Beglückt, wenn Augen, Sternen gleich,
Hineinziehn in ihr Zauberreich;
Der Himmel, der aus Blicken spricht,
Wer fühlte, ja, wer liebt ihn nicht!

O Seele du, im Auge mild,
Wie Allgewalt, so wirkt dein Bild,
Es dringt der sanfte Wiederschein
In's tiefste, tiefste Herz hinein!

Und war's der rechte Augenstrahl,
Der tief hinein in's Herz sich stahl,
So zündet er auf immerdar
Der Liebe Flammen hell und klar!

Ja, glücklich der, dem Sternen gleich,
Zwei Augen leuchten zauberreich!
Den Himmel, der aus Blicken spricht,
Wer fühlte, ja, wer liebt ihn nicht!

Otto v. Deppen.

Im Frühling.

Sieh! es blühet schon der Flieder
Und der Rosenstrauch;
Durch die Seele geht es wieder
Wie ein Gotteshauch.

Süße, würz'ge Düfte wallen
Rings um mich herum,
Nur die lieben Nachtigallen
Sind noch alle stumm.

Wecke sie mit muntern Reigen,
Du, mein kleines Lied,
Mußt du auch nachher verschweigen,
Was im Herzen glüht.

In der Heimath.

In der Heimath steh' ich wieder,
Selig, wie in alter Zeit,
Denn es ziehn durch mein Gemüthe
Bilder der Vergangenheit.

Mit den kleinen, blauen Häuptern,
Nicken mich die Veilchen an:
Sei willkommen, sei willkommen,
In der Heimath, blasser Mann!

Stimmen lispeln aus den Zweigen
Von der alten Jugendlust,
Schmeicheln sich wie holde Lügen
Wieder in die kranke Brust.

Nur der See zu meinen Füßen
Ist noch immer treu und wahr,
Denn er zeigt in seinem Spiegel
Mir mein halbergrautes Haar.

Sonntagsmorgen.

Die Sonntagsmorgen-Glocken
Ertönen aus der Fern',
Viel Fromme laden und locken
Sie zu dem Tisch des Herrn.

An meinem Herzen klingen
Sie wunderbarlich nach,
Da ist ein Beten und Singen,
Das währt den ganzen Tag.

Die Sterne.

Was spiegeln sich die Sterne
So sehnsuchtsvoll im Strom?
Sie möchten wohl so gerne
Herab vom Himmelsdom.

Sie, die in ew'ger Ferne
Ein Gott gefesselt hält,
Sie möchten wohl so gerne
Herab zur schönen Welt.

Sie möchten nur ein Veilchen
Herab zur Blumenau;
Zu kosen mit den Veilchen,
Zu baden in dem Thau.

Sie möchten, ach! so gerne
Herab vom Himmelsdom;
Drum spiegeln sich die Sterne
So sehnsuchtsvoll im Strom.

Kosten.

Die Verbannten.

Wir saßen am Ufer des Meeres,
Wir saßen Hand in Hand,
Die Wellen kamen und gingen,
Und küßten den weißen Sand.

Die Schiffe in blauer Ferne,
Die schwankten hin und her;
Die Sonne sank, und die Sterne
Vergoldeten das Meer.

Es war so heilige Stille,
Die Wasser sprachen so leis';
Die Schiffe, sie waren verschwunden,
Wir wünschten vielglückliche Reis'.

Und saßen noch lange am Strande,
Und immer Hand in Hand,
Und dachten an ferne Lande,
Und dachten an's Vaterland. —

F. H. Truhn.

Der Referendarius.

O wie dieser Referendarius
Zärtlich girrt um jene Schöne;
Wie er mit verzückten Augen
Lispelt anmuthsvolle Töne; —

Wie er sich aus ihren Blicken
Will das Landrecht kurz erklaren,
Und sie wegen Herzensdiebstahl
Kriminalisch dann verhören.

„Könnt' ich doch von ihr was borgen!"
Ruft er: „nimmer gab' ich's wieder;
Dann verklagte mich die Holde,
Wonne strömte auf mich nieder!

Denn mit ihr Termin zu haben,
Ihrer Stimme Klang zu hören,
Welches Glück! Ich würd' aus Liebe
Alles leugnen und beschwören."

Also seufzt der Referendarius,
Und die Schöne lacht verstohlen.
Er spricht d'rauf von Fünfzig Thalern,
Sie schlägt's ab ganz unverhohlen.

In's Meer.

Dort aus dem Schloß am Meere
Schaut oftmals in der Nacht,
Umwallt von schwarzen Locken,
Ein Mädchen in stolzer Pracht.

Bald scheint sie ernst und strenge,
Bald lacht sie vor Freud' und Lust;
Der Jüngling, der unten harret,
Seufzt tief aus wunder Brust.

Vor Sehnsucht und vor Liebe
Sein armes Herz vergeht,
Schon Jahre hat er vergebens
Um ihre Huld gefleht.

Sie spricht: „Wenn du mich liebest,
So stürz' dich rasch in's Meer!"
Fortteilend ruft der Jüngling:
„Mein Fräulein, ich danke sehr!"

* * *

Zwar kenn' ich den Jüngling nicht selber,
Doch hätt' ich's auch so gemacht,
Und die stolze, herrische Schöne
Noch obenein ausgelacht.

Störung.

Ich saß bei nächtlichem Dunkel
Tiefsinnig im Eichenwald,
Und dachte vergangener Zeiten,
Wo Treue und Glaube noch galt. —

Wo man holdseligen Frauen
Und Mädchen voll Sittsamkeit,
Wo man der Unschuld und Tugend
Nur Muth und Stärke geweiht.

Ich rief: „O kehre uns wieder,
Du glückliche, goldene Zeit!"
Da sprach es hinter mir leise:
„Die Tage, mein Herr, sind nicht weit!"

„Denn Freiheit, das werden Sie wissen,
Galt damals auf Berg und auf Flur,
Drum bin ich so frei und ersuche
Sie höflichst um Börse und Uhr."

Der Gelehrte.

Ich kenne einen Professor,
Gelehrter kann Keiner wohl sein!
Das Griechische schreibt er wie Wasser,
Wie Cicero spricht er Latein.

Er kennt die alten Autoren,
Weiß g'nau, wo sie Schnitzer gemacht;
Noch nie hat er etwas gelesen,
Was er nicht recht herzlich verlacht.

Nun schrieb ich einst an den Minister
Und gab dem Gelehrten den Brief,
Um Durchsicht ihn höflichst ersuchend;
Da lacht' er lateinisch und rief:

„Sie sträflicher Jüngling, Sie nahen
Mit deutschem Geschreibsel sich mir!
Per Jovem! kaum kann ich mich halten!"
D'rauf wies er mir griechisch die Thür.

Der Lieutenant.

Ach, welch großer, großer Lieut'nant!
Seht, er mißt an achtzehn Zoll!
Gleicht er nicht Latona's Sohne,
Ihm, dem blühenden Apoll?

Und doch giebt's der Unterschiede
Zwischen ihm und jenem viel:
Denn Apollo fehlte nimmer,
Er verfehlte stets sein Ziel.

Phöbus spielte hold die Leier,
Er spielt nur am Farotisch;
Sang Apoll, so lauschten Welten,
Wenn er singt, ertönt Gezisch.

Und so giebt es noch so Manches,
Was den Gott vom Lieut'nant trennt;
Doch das brauch' ich nicht zu nennen,
Weil es Jeder leicht erkennt.

Der Doctor.

Dort der reichbesternte Doctor
Flocht den Grundsatz in sein Leben:
Allen Menschen ist es dienlich,
Nach der bess'ren Welt zu streben.

So hat er der Erdenhölle
Manche Seele schon gestohlen,
Bis er denn von lust'gen Erben
Sr. Durchlaucht ward empfohlen.

Gnädig sehen Hochdieselben
Auf den Wunderdoctor nieder;
Denn er tröstet Se. Durchlaucht
Bei dem Tode ihrer Brüder.

Der Kaufmann.

„Ich kann nicht ohn' ihn leben!
Erbarm' dich, Vater, mein!"
„„Ich sitze beim Hauptbuch, Tochter,
Du störst mich durch dein Schrei'n!""

„Er ist so brav und edel,
Und liebt mich aus Herzensgrund!"
„„Hätt' er dafür Vermögen,
So segnet' ich Euren Bund.""

„Dies Wort weiht mich dem Tode!
Die Sünde fällt auf Dich!"
„„Kind, lass' sie fallen, der Firma
Ist das nicht hinderlich.""

Und ruhig schreibt der Vater
Und rechnet in seinem Buch;
Da tragen sie die Tochter
Herbei im Leichentuch.

Starr sieht er auf sie nieder,
Er weint nicht, spricht kein Wort;
Er laßt sie still begraben
Und rechnet weiter fort.

Die Liebe.

Niemals ist die Morgensonne
Mir so heiter aufgegangen,
Als zur Zeit, da mich in Banden
Hielt der Liebe Gott gefangen.

Was ich damals dacht' und fühlte,
Bleibt mir neu und wird es bleiben,
Denn ich konnt' es nicht in Prosa,
Nicht in Versen niederschreiben.

Darum glaub' ich auch von Herzen,
Ein Geheimniß ist die Liebe,
Das den Götterreiz verlöre,
Wenn's nicht im Geheimen bliebe.

Dieser wunderbare Glaube,
Der mich trägt auf Götterschwingen,
Hält mich mächtig ab, der Menge,
Wie ich liebe, vorzusingen.

W. Fischer

Die schönsten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Ist keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläser Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen springen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätschernd in die Flaschen ein,
Der Klang ist zum Betäuben.

Hoch springt mir gleich mein Herz empor,
Hör ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge schallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's also meint, der stoße an,
Und wer nicht mit mir singen kann,
Sein Glas, das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer sich ohne Schmerz betrübt,
Dem soll'n die Kauze singen!

Der Zechbruder und sein Pferd.

Ich hatt' einmal ein Gaul,
Das that schön galoppiren,
War von gar frommer Art,
Ein Kindlein konnt' es führen!
Doch wenn es an ein Wirthshaus kam,
Den Kopf es in die Beine nahm,
Warf in den Sand mich lieber,
Als daß es ging vorüber.

Der Wirth saß vor der Thür,
Und sprang herzu behende;
Gleich stand das Rößlein still,
Als ob's ein Zauber bände.
So ging's in Stall und Stub' hinein,
Das Roß fraß Hafer, ich trank Wein:
Das Rößlein wurde wählig,
Der Reiter wurde selig.

Da fiel es mir denn ein,
Das Rößlein zu verkaufen,
Das mich so tückisch zwang,
Mich täglich zu besaufen.
Denn ach! viel Schenken giebt es hier
Und überall gut Wein und Bier:
In jeder nur ein Gläschen,
So wirbelt's schon im Näschen.

Verruchtes Teufelsthier!
Nun hatt' ich's in den Taschen
Als baares blankes Geld,
Vollauf zu tausend Flaschen.

Doch um zu zeigen, wer ich sei,
Wollt' ich am Wirthshaus frank und frei
Gleich 'mal vorübergehen,
Ohn' auch hineinzusehen.

Und als ich ging vorbei,
Da ward das Geld lebendig
Und wühlt' und stieß und sprang
Umher so ganz unbändig,
Als wollt' es auf der Stelle schier
Zermalmen alle Rippen mir,
Bis ich mich ließ bethören,
In's Wirthshaus einzukehren.

Da fand das arme Geld
Bald seine gute Ruhe.
Nun liegt der ganze Schatz
Schon in des Schenken Truhe.
Ach! aber tief in meinem Bauch
Da liegt das Gaul, die Thaler auch,
Und treiben's zum Erbarmen
Noch immer mit mir Armen.

Wenn ich ein Wirthshaus seh',
Fängt's in mir an zu toben,
Als wollt' es kehren gleich
Das Unterste zu oben;
Und sprech' ich in dem Wirthshaus ein,
Der Wirth, der Schuft, giebt keinen Wein
Für's Gaul und's Geld im Magen,
So arg sie mich auch plagen.

Wilhelm Müller.

Geräusch und Stille.

Hat nicht eine Glocke geklungen
Weit, weithin durch's grünende Thal?
Horch! hat sich nicht Antwort entschwungen
Von andern in wachsender Zahl?

Kam nicht durch die rauschenden Aeste
Ein lockender Vogel getagt?
Wie girrt's im verborgenen Neste,
Wie jubelt's im Wäldchen und klagt!

Was melden die Raben herunter? —
Ich lausche, wohin ich nur will,
So klingt es und rauscht es so munter
Und grüßt mich doch Alles so still!

Aufbruch.

Das Insect, wie frühlingsfertig,
Golden schillernd, schwebt dahin!
Wer der Lenzesluft gewartig,
Lichte selbst den tauben Sinn!
Auch die Blüthenzeit hat Flügel;
Darum auf! durch Thal und Hügel!

Waldfrieden.

Im Kreis von Wald und Binsen,
Bedeckt mit Wasserlinsen,
Wie ruht der kleine See!
Zu den geheimsten Stellen,
Umgaukelt von Libellen,
Tritt hier ein badend Reh.

O sei nicht scheu und blöde!
Bei mir ist keine Rede
Von Jagd, Verletzung, Tod;
Mir thut der Waldesfrieden,
Den Gott auch dir beschieden,
Ja selber einzig Noth.

Karl Mayer.

Husarenlied.

Husaren müssen reiten
Ueberall durch Stadt und Land,
Husaren müssen streiten
Mit dem Pallasch in der Hand.
Wie könnten wir verzagen
Ohne Geld und ohne Brot?
Husaren müssen jagen
Frohen Muthes in den Tod.

Trompeten und Posaunen
Schmettern uns so süß und fein,
Haubitzen und Kartaunen
Brummen lustig zwischen drein.

Wie könnten wir verderben
Treu bei unſerm Feldgeſchrei?
Nur ſiegen oder ſterben!
Kamerad, es bleibt dabei!

Hoffmann v. Fallersleben.

Gottes Lächeln.

Wie lieblich ſcheint die Sonne uns — bei Nachts,
Wenn uns ihr Glanz vom Mond hernieder dämmert!
Es iſt der Sonne Licht, und nicht des Mondes,
Ob er gleich noch iſt, und ſie — uns verſchwunden.
Haſt du ein gutes Werk gethan und lächelt
Ein Menſchenantlitz dir aus Thränen zu —
Dann ſieh der Gottheit mittelbares Antlitz
Doch auch, ſo ſanft wie Sonnen-Mondeslicht!

Leopold Schefer.

Weinlied.

Auf grünen Bergen ward geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
Der zarte Schooß quillt still hervor;
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen,
In's unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wo er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang' er träumt, sich um ihn her,
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trift ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt ruhig seine Priester schalten,
Und kommt herauf, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schooße
Erscheint er im Krystallgewand;
Verschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hoch erfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein inn'res Leben in die Welt;
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von je her sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm, seine Treu' zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund;
Und daß es keine darf ihm wehren,
Thut Gott durch ihn es Allen kund.

Novalis.

Generalbeichte.

Lasset heut im edlen Kreis
Meine Warnung gelten!
Nehmt die ernste Stimmung wahr,
Denn sie kommt so selten.
Manches habt ihr vorgenommen,
Manches ist euch schlecht bekommen,
Und ich muß euch scheiten.

Reue soll man doch einmal,
In der Welt empfinden!
So bekennt, vertraut und fromm,
Eure größten Sünden!
Aus des Irrthums falschen Weiten
Sammelt euch und sucht bei Zeiten
Euch zurecht zu finden.

Ja, wir haben, sei's bekannt,
Wachend oft geträumet,
Nicht geleert das frische Glas,
Wenn der Wein geschäumet;
Manche rasche Schäferstunde,
Flücht'gen Kuß vom lieben Munde,
Haben wir versäumet.

Still und maulfaul saßen wir,
Wenn Philister schwätzten,
Ueber göttlichen Gesang
Ihr Geklatsche schätzten;
Wegen glücklicher Momente,
Deren man sich rühmen könnte,
Uns zur Rede setzten.

Willst du Absolution
Deinen Treuen geben,
Wollten wir nach deinem Wink
Unablässlich streben,
Uns vom Halben zu entwöhnen,
Und im Ganzen, Guten, Schönen,
Resolut zu leben.

Den Philistern allzumal
Wohlgemuth zu schnöden,
Jenen Perlenschaum des Weins
Nicht nur flach zu nippen,

Nicht zu kosen leis mit Augen,
Sondern fest uns einzusaugen
An geliebte Lippen.

Göthe.

Menschenlied.

Wie sind deine Töne,
Menschenbrust, so dumpf!
Wie für's Geistigschöne,
Worte, seid ihr stumpf?

Wie sind eure Glieder
Ungeschmeidig streng,
Eure Formen, Lieder,
Dem Gefühl zu eng!

Was ich hatt' empfunden
In der Brust so warm,
Wie sich's losgewunden,
Steht es da so arm.

Vor dem Klang der Flöten
Schämt sich Dichters Wort;
Vor der Ros' erröthen
Muß es fort und fort.

Kannst du wohl dich messen,
Lied, mit Nachtigall,
Flüsternden Cypressen,
Silberwogenfall?

Daß die Rede flösse
Wie des Quelles Fluth,
Oder sich ergösse
Wie des Feuers Gluth!

Daß die Worte sproßten
Wie die Ros' im Thau,
Wie die Röth' im Osten
Aus dem feuchten Blau!

Meine Lieder schienen
Immer herb' mir nur,
Wenn ich ab von ihnen
Seh' in die Natur.

Lieblich will mir scheinen
Nur das Liebeslied,
Liebste, das aus deinen
Augen an mich sieht.

Rückert.

Wie man küssen muß.

Nirgends hin als auf den Mund,
Da sinkt's in des Herzens Grund;
Nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
Nicht mit gar zu trägen Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird sonst Kinderspiel;
Nicht zu laut und nicht zu leise,
Beider Maaß ist rechte Weise.

Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dies macht Kummer, jenes Leid;
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte,
Wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu hart und nicht zu weich,
Bald zugleich, bald nicht zugleich;
Nicht zu langsam, nicht zu schnelle,
Nicht ohn' Unterschied der Stelle.

Halb gedrückt und halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht;
Nicht ohn' Unterschied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

Küsse nun ein Jedermann,
Wie er küssen will und kann;
Ich nur und die Liebste wissen,
Wie wir recht uns sollen küssen.

P. Flemming.

Die drei Reiche der Natur.

Ich trink', und trinkend fällt mir bei,
Daß sie, die Schöpfung, dreifach sei,
Die, nach dem Reich der sichtbar'n Wesen,
Der Allmacht Wink zum Sein erlesen.
Linnäus sagt's, doch sagt er wohl,
Wie man sie recht beschreiben soll?
Vielleicht, daß ich es besser kann.
Ihr lacht? O hört mich doch erst an!

Die Thiere sind dem Menschen gleich,
Und beide sind das erste Reich.
Die Thiere leben, trinken, lieben,
Ein jedliches nach seinen Trieben.
Der König, Adler, Floh und Hund
Empfindet Lieb' und nezt den Mund.
Was also trinkt und lieben kann,
Wird in das erste Reich gethan.

Die Pflanze macht das zweite Reich,
Dem ersten nicht an Güte gleich;
Sie liebet nicht, doch kann sie trinken,
Wenn Wolken träufelnd niedersinken.
So trinkt die Ceder und der Klee,
Der Weinstock und die Aloe.
Drum, was nicht liebt, doch trinken kann,
Wird in das and're Reich gethan.

Das Steinreich ist das dritte Reich;
Und dies macht Sand und Demant gleich:
Kein Stein fühlt Durst, noch zärte Triebe,
Er wächset ohne Trunk und Liebe.
Drum, was nicht liebt noch trinken kann,
Wird in das lezte Reich gethan.
Denn ohne Lieb' und ohne Wein,
Sprich, Mensch, was bleibst du noch? — ein
Stein!

Gewißheit.

Ob ich morgen leben werde,
Weiß ich freilich nicht;
Aber, wenn ich morgen lebe,
Daß ich morgen trinken werde,
Weiß ich ganz gewiß!

Das Paradies.

Sein Glück für einen Apfel geben,
O Adam, welche Lüsternheit!
Statt deiner hätt ich sollen leben,
So wär' das Paradies noch heut.

Wie aber, wenn alsdann die Traube
Die Probefrucht gewesen wär'?
Wie bär, mein Freund? Ei nun, ich glaube,
Das Paradies wär' auch nicht mehr.

Die Faulheit.

Fleiß und Arbeit lob' ich nicht,
Fleiß und Arbeit lob' ein Bauer;
Denn, wie selbst der Bauer spricht,
Fleiß und Arbeit wird ihm sauer.
Gott sei Dank, der Faulheit Pflicht,
Die ermüdet mich doch nicht!

Bruder, laſſ das Buch voll Staub!
Willſt du länger mit ihm wachen?
Morgen biſt du ſelber Staub!
Laſſ uns faul in allen Sachen,
Nur nicht faul zu Lieb' und Wein,
Und nicht faul zur Faulheit ſein!

G. E. Lessing.

Zuverſicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein,
Und wandelt über Berg und Feld.

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes muntres Weh'n,
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſt der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und Menſch! du ſitzeſt ſtets daheim,
Und ſehnſt dich nach der Fern':
Sei friſch und wandle durch den Hain,
Und ſieh die Fremde gern.

F.

Wer weiß, wo die dein Glücke blüht!
So geh' und such es nur:
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur!

Laß' Sorgen sein und Bangigkeit!
Ist doch der Himmel blau.
Es wechselt Freude stets mit Leid;
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich schließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich sein,
Und finden, was es sucht.

L. Tieck.

Die Heinzelmännchen.

Wie war zu Cölln es doch vordem,
Mit Heinzelmännchen so bequem!
Denn, war man faul: . . . man legte sich
Hin auf die Bank und pflegte sich:
Da kamen bei Nacht,
Eh' man's gedacht,
Die Männlein und schwärmten
Und klappten und lärmten
Und rupften
Und zupften
Und hüpften und trabten
Und putzten und schabten. . . .
Und eh' ein Faulpelz noch erwacht, . . .
War all sein Tagewerk . . . bereits gemacht!

Die Zimmerleute ſtreckten ſich
Hin auf die Spän' und reckten ſich;
Indeſſen kam die Geiſterſchaar
Und ſah, was da zu zimmern war:
Nahm Meißel und Beil
Und die Sag' in Eil':
Sie ſaaten und ſtachen
Und hieben und brachen,
Verappten
Und kappten,
Viſirten wie Falken
Und ſetzten die Balken . . . . .
Eh' ſich's der Zimmermann verſah . . . . .
Klapp, ſtand das ganze Haus . . . ſchon fer-
tig da!

Beim Bäckermeiſter war nicht Noth,
Die Heinzelmännchen backten Brod.
Die faulen Burſchen legten ſich,
Die Heinzelmännchen regten ſich —
Und ächzten daher
Mit den Säcken ſchwer!
Und kneteten tüchtig
Und wogen es richtig
Und hoben
Und ſchoben
Und fegten und backten
Und klopften und hackten.
Die Burſchen ſchnarchten noch im Chor:
Da rückte ſchon das Brod, . . . das neue, vor!

Beim Fleiſcher ging es juſt ſo zu:
Geſellen und Burſche lag in Ruh'.
Indeſſen kamen die Männlein her
Und hackten das Schwein die Kreuz und Quer.

Das ging so geschwind,
Wie die Mühl' im Wind:
Die klappten mit Beilen,
Die schnitzten an Speilen,
Die spülten,
Die wühlten
Und mengten und mischten
Und stopften und wischten.
That der Gesell' die Augen auf:
Wapp! hing die Wurst da schon zum Ausver-
kauf!

Beim Schenken war es so: es trank
Der Küfer bis er niedersank,
Am hohlen Fasse schlief er ein,
Die Männlein sorgten um den Wein,
Und schwefelten fein
Alle Fässer ein.
Und rollten und hoben
Mit Winden und Kloben,
Und schwenkten
Und senkten
Und gossen und panschten
Und mengten und manschten.
Und eh' der Küfer noch erwacht:
War schon der Wein geschönt und fein gemacht!

Einst hatt' ein Schneider große Pein:
Der Staatsrock sollte fertig sein;
Warf hin das Zeug und legte sich
Hin auf das Ohr und pflegte sich.
Da schlüpften sie rasch
In den Schneidertisch;
Und schnitten und rückten
Und nahten und stickten,

Und faßten
Und paßten
Und strichen und guckten
Und zupften und ruckten
Und eh' mein Schneiderlein erwacht:
War Bürgermeisters Rock bereits gemacht!

Neugierig war des Schneiders Weib,
Und macht sich diesen Zeitvertreib:
Streut Erbsen hin die andre Nacht,
Die Heinzelmännchen kommen sacht;
Eins fähret nun aus,
Schlägt hin im Haus,
Die gleiten von Stufen
Und plumpen in Kufen,
Die fallen
Mit Schallen,
Die lärmen und schreien
Und vermaledeien!
Sie springt hinunter auf den Schall
Mit Licht: husch, husch, husch, husch! — verschwinden All'!

O weh, nun sind sie alle fort
Und keines ist mehr hier am Ort!
Man kann nicht mehr wie sonsten ruh'n,
Man muß nun Alles selber thun!
Ein Jeder muß sein
Selbst fleißig sein,
Und kratzen und schaben
Und rennen und traben
Und schniegeln
Und biegeln

Und klopfen und hacken
Und kochen und backen.]
Ach, daß es noch wie damals wär'!
Doch kommt die schöne Zeit nicht wieder her!

Der Wassermann.

Es standen drei Mädchen am tiefen Teich;
Der Wassermann maß die Bänder gleich:
„Ihr Mädchen, wollt ihr Bändchen?
So langet nach den Endchen!" —

„„O Wassermann in kühler Fluth,
Hast grünen Hut, und falschen Muth;
Du willst uns nur belügen,
Belügen und betrügen!"" —

Er lachte; da sah man die Zähne grün:
„Die Schönste von Euch ist stolz und kühn,
Seht doch die vielen Bändchen,
Zupft Euch ein hübsches Endchen!" —

„„Er mißt die Bänder, weiß und grün,
Er will uns in das Wasser zieh'n!"" —
„O Mädchen langt nur munter,
Die Schönste zieh' ich nicht unter!" —

Da langten sie All', es rauscht die Fluth;
Die Bänder werden so roth wie Blut;
Der Wassermann ist schnelle:
Die Mädchen sind unter der Welle!

Was mögen sie wohl da unten thun? —
Sie müssen beim Schuvvenmanne ruh'n,
Sie müssen ihm braten und kochen,
Sieben Wallfische alle Wochen.

Kopisch.

Trinklied.

Im alten Faß zu Heidelberg,
Da müßt ihr mich begraben,
Dort in den süßen, weiten Raum
Versenkt den alten Knaben.

Besprengt das Faß mit goldnem Wein,
Mit rothem und mit weißen,
Und dann müßt ihr ganz feierlich
Die Gläser d'ran zerschmeißen.

D'rauf hält der, so am trunksten ist,
Mir eine Grabesrede,
Doch wer nur mit der Wimper zuckt,
Dem schvöret Schmach und Fehde.

Habt ihr die Lichter ausgethan,
So singt noch ein paar Lieder,
Pocht an dem Fasse dreimal an,
Und kehrt zur Schenke wieder.

Kommt dann der nächste Herbst herbei,
Wo man den Wein wird pressen —
Dann tob' ich in dem Faß herum —
Und hab' euch nicht vergessen.

Herloßsohn.

Rose oder Lilie.

Du bist wohl eine Blume,
So schön, so wunderbar!
Ob Rose oder Lilie,
Das wird mir nimmer klar.

Die Rosen sind gekommen
Und haben mir geklagt,
Daß du dich hast von ihnen
Auf immer losgesagt.

Die Lilien sind gekommen
Und haben mir geklagt,
Daß du dich hast von ihnen
Auf immer losgesagt.

Sie war einst eine Blume,
Wie wir es alle sind,
Und ist nun plötzlich worden
Ein stolzes Menschenkind.

Mein Mädchen ist nicht Rose,
Sie blüht ja lilienweiß!
Mein Mädchen ist nicht Lilie,
Sie glüht ja rosenheiß!

Ihr Blumen, will's euch sagen,
Ihr Blumen habet Acht:
Des Tages ist sie Lilie,
Und Rose bei der Nacht.

J. Jacoby.

Volkslieder.

(Schwabisch)

Es hätt e Puur e Töchterli,
Mit Name hieß es Babeli.
Es hätt zween Zöpfli gelb wie Gold,
Drum ist ihm auch der Dusle hold.

Der Dusle lief dem Vater na:
„O, Vater, wollt ihr mir's Babeli lahn?"
„„Das Babeli ist noch viel zu klein,
Es schläft dies Jahr wohl noch allein.""

Der Dusle lief in einer Stund',
Lief abe bis gen Solothurn,
Er lief die Stadt wohl uf und ab,
Bis er zum öbersten Hauptmann kam.

„O Hauptmann, lieber Hauptmann mi,
I will mi dingen in Flandern, i!" —
Der Hauptmann zog den Seckel us,
Gab dem Dusle drei Thaler drus.

Der Dusle lief wohl wieder heim,
Heim zu sim liebe Babelein:
„O Babeli, liebes Babeli mi,
Jetzt hab' i mi dungen in Flandre, i!" —

Das Babeli lief wohl hinter's Haus,
Es grient em schier de Aeugli aus.
„O Babeli, thu doch nit so sehr,
I will ja wieder kommen zu dir.

Und komm i über's Jahr nit heim,
So will i dir schreibe e Briefelein,
Darinnen soll geschrieben stahn:
I will mi Babeli nit verlahn." —

Tyroler-Lied.

Das Mädel.

Busserl geb'n, Busserl nehm'n,
Das ist kei Sünd,
Und das hat mi mei Muoter
G'lehrt als a klans Kind.

's Zillerthal aus und ein
Seind frische Leut!
Han't auf'm Hut Federn,
Sind unter'm Hut g'scheidt.

Droben auf'm Bergerl
Thut 's Gemsböckle scherz'n,
Und wo kain Eifersucht ist,
Geht kai Lieb von Herz'n.

Droben auf'm Bergerl
Thut 's Tauberle rausch'n,
Und im Thal thut mein Bubl
Das Busserle tausch'n.

Die Buben.

Und's Fechten und Raufen
Ist allweil mein Freud,
's ist mir lieber als Saufen
Und Weiberleut.

Oestreichisch.

Chimmt a Vogerl geflogen,
Setzt sich nieder auf main Fuß,
Hat a Zetterl im Goschderl,
Und vom Diarndl an Gruß.

Und a Büchserl zum Schießen,
Und a Straußring zum Schlag'n,
Und a Diarndl zum Lieb'n
Muß a lustiger Bua han.

Hast mi allweil vertröstet
Uf die Summerizeit,
Und der Summer is chimma
Und mein Schatzerl is weit.

Daheim is main Schatzerl,
In der Fremd bin i hier,
Und es fragt halt chain Chatzerl,
Chain Hunderl nacher mir.

Liebes Vogerl, flieg' weiter,
Nimm a Gruß mit, a Kuß!
Und i chan di nit b'gleita,
Wail i hierblaibi muß.

Schweizerlied.

Ufem Bergli bin i g'säße,
Ha de Vögle zugeschaut,
Hänt gesunge,
Hänt gesprunge,
Hant's Nestli gebaut.

In ä Garte bin i g'ſtande,
Ha de Imbli zugeſchaut;
Hänt gebrummet,
Hänt geſummet,
Hänt Zelli gebaut.

Uf d'Wieſe bin i gange,
Lugt' i Summervögle a;
Hänt geſoge,
Hänt gefloge,
Gar z'ſchön hänt's gethan.

Und da kummt nu der Hanſel,
Und da zeig i em froh,
Wie ſie's mache,
Und mer lache,
Und mache's au ſo.

(Göthe.)

Schwäbiſch.

An Schloſſer hat an G'ſellen g'hot,
Der hot gar langſam g'feilt,
Doch wenn 's zum Freſſe gange iſcht,
Do hot er grauſam g'eilt.
Der Erſchte in der Schüſſel drin,
Der Letſchte wieder draus,
Do iſcht ka Menſch ſo fleißig g'weſt,
Als er im ganze Haus.

G'sell, hot emal der Meister g'sagt,
Hör', dos begreif i nöt,
Es icht doch all mei Lebtag g'west,
So lang i denk, die Red':
So wie man frißt, so schaft man a,
Bei dir ischt nöt a su,
Su langsam hot noch kaner g'feilt,
Und g'freße so wie du.

Ho, sagt der G'sell, das begreif i scho,
'sch hot alls sei gute Grund,
Das Freße währt halt gor nit lang,
Und d'Arbeit vierzeh Stund:
Wenn aner sullt den ganze Tag
An a Stuck freße fort,
'ß würd a gar bald so langsam gehn
Als wie beim Feile dort.

Tragödie.

I.

Entflieh mit mir und sei mein Weib,
Und ruh' an meinem Herzen aus.
Mein Herz sei in der Fremde dann,
Dein Vaterland, dein Vaterhaus!

Gehst du nicht mit, so sterb' ich hier,
Und du bist einsam und allein;
Und bleibst du auch im Vaterhaus,
Wirst doch wie in der Fremde sein.

II.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdorben.

Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb, —
Sie flohen heimlich von Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter.

Sie sind gewandert hin und her;
Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.

III.

Auf ihrem Grab, da steht eine Linde,
Drinn pfeifen die Vögel und Abendwinde,
Und drunter sitzt auf dem grünen Platz
Der Müllersknecht mit seinem Schatz.

Die Winde, die wehen so lind' und so schaurig,
Die Vögel, die singen so süß und so traurig,
Die schwatzenden Buhlen, die werden stumm,
Sie weinen, und wissen selbst nicht warum.

Heine.

Gedruckt bei C. Feiſter.

Inhalt.

	Seite
Die Verstorbenen	5
Freie Kunst. Von Uhland	6
Der Ritter und sein Liebchen. V. Bürger	7
Der gelähmte Kranich. Von v. Kleist	9
Das Weinfaß im Loser. Von A. Grün	10
Der Gott und die Baiadere. Von Göthe	12
Der Flüchtling. Von Schiller	16
Die Wallfahrt nach Kevlaar. V. H. Heine	17
Unsern. Von Uhland	21
Der Trompeter an der Katzbach. Von Julius Mosen	22
Das Angebinde. Von Pfeffel	24
Die todte Nachtigall. Von Hölty	25
Das Hemd des Glücklichen. V. Langbein	26
Zobir. Von v. Platen	35
Das Nachtigallenlied. Von L. Hartirsch	38
Vom gottlosen Schneider zu Glogau. Von L. Schweitzer	41
Die Himmelsbraut. Von J. Kerner	43
Gedichte von v. Zedlitz	45
Die Talentproben. Von W. Achat	48
Negative Brautwahl. Von demselben	49
Frühlingserwachen. Von W. Schumacher	50
Die Heimkehr. Von Eichendorff	54
Sturmwind. Von W. Menzel	55
Der See. Von Glaßbrenner	57
Kobold's Ironie. Von J. C. Löwe	60
Der Mauerritt. Von L. Bechstein	63
Der Page. Von Herrmann Kurtz	65
Schwerting, der Sachsenherzog. Von K. E. Ebert	67
Hans Euler. Von J. G. Seidel	70
Frühlingsgruß. Von H. Heine	72
Volkslieder aus dem Baierischen Hochlande	73
Lettisches Lied	75
Waldconcert. — Am Morgen. Von J. N. Vogel	76
Lebensmuth. — Adelinde. Von C. A. Beccau	78

Seite

Die Räuber. Von E. A. v. Mühlbach . 80
Born der Lieder. Von Ludwig Bechstein 81
Clara's Augen. Von Otto v. Deppen . 81
Im Frühling. — In der Heimath. — Sonntagsmorgen. — Die Sterne. Von Kosten 82
Die Verbannten. Von F. H. Truhn . . 84
Der Referendarius. — In's Meer. — Störung. — Der Gelehrte. — Der Lieutenant. — Der Doctor. — Der Kaufmann. — Die Liebe. Von Wilhelm Fischer 85
Die schönsten Töne. — Der Zechbruder. Von Wilhelm Müller 91
Geräusch und Stille. — Aufbruch. — Waldfrieden. Von Karl Mayer . . 94
Husarenlied. Von Hoffmann v. Fallersleben 95
Gottes Lächeln. Von Leopold Scheier . 96
Weinlied. Von Novalis 97
Generalbeichte. Von Göthe 98
Menschenlied. Von Rückert 100
Wie man küssen muß. Von Flemming . 101
Die drei Reiche der Natur. — Gewißheit. — Das Paradies. — Die Faulheit. Von Lessing 102
Zuversicht. Von L. Tieck 103
Die Heinzelmännchen. — Der Wassermann. Von Kopisch 106
Trinklied. Von Hertzsohn 111
Rose, oder Lilie. Von J. Jacoby . . . 112
Volkslieder 113

Taschenbuch

für

ernste und heitere Poesie.

Eine

Auswahl deutscher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Zweites Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'sche Buchhandlung.

(Louis Nitze.)

Abdallah.

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste
und ruht,
Es weiden um ihn die Kameele, die achtzig,
sein ganzes Gut.
Er hat mit Kaufmannswaaren Balsora glück-
lich erreicht,
Bagdad zurück zu gewinnen, wird, ledig, die
Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß, am Wan-
derstab,
Ein Derwisch ihm entgegen, den Weg von Bag-
dad herab,
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich
zum Mahl,
Und loben den Trunk der Quelle, und loben
Allah zumahl.

Sie haben um ihre Reise theilnehmend einan-
der gefragt,
Was jeder verlanget zu wissen, willfährig ein-
ander gesagt.
Sie haben einander erzählet von dem und je-
nem Ort;
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar be-
dächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz,
„Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz;
„Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
„Wohl achtzig, wohl tausend Kameele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz;
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllt ihn ganz:
„Mein Bruder, hör' mein Bruder, o führe du hin mich gleich!
„Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich."

„Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kameele mein,
„Nur achtzig Kameelslasten, es wird zu merken nicht sein.
„Und dir, mein Bruder, verheiß' ich, zu deines Dienstes Sold,
„Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint:
„Dir vierzig Kameele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint.
„Den Werth der vierzig Thiere empfängst du millionenfach!
„Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, so denke, mein Bruder, doch nach!"

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin!
„Wir theilen gleich die Kameele, wir theilen gleich den Gewinn!"
Er sprach's, doch thaten ihm heimlich die vierzig Lasten leid,
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug,
Abdallah treibt die Kameele, der Derwisch leitet den Zug;
Sie kommen zu den Hügeln, dort öffnet, eng und schmal
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Thal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildniß des Menschen Fuß wohl kaum;
Sie halten; bei den Thieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge vertheilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig, und steckt den Haufen in Brand.
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein,
Mit seltsamen Thun und Reden, viel kräftige Specerei'n.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd
schier den Tag,
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donner-
schlag,
Die Finsterniß entweichet, der Tag bricht neu
hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weit geöffnet
Thor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein
Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der
Tiefen erbaut;
Es tragen gold'ne Pilaster, ein hohes Gewölb'
von Krystall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht über
all.

Es liget zwischen den gold'nen Pilastern, un-
erhört,
Das Gold hoch aufgeweichert, dess' Glanz den
Menschen bethört,
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die
Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen
nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des
Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier
erfüllt ihn ganz.
Sie schreiten zum Werk, der Derwisch hat klug
sich Demanten erwählt,
Abdallah wählet im Golde, im Golde, das nur
ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrthum, und wechselt die Last, und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, dess Glanz ihn berauscht,
Und, was er fort zu tragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kameele schier über ihre Kraft,
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende, und öffnet eine Truh',
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist vom schlichtem Holze, und, was darin verwahrt,
Gleich werthlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart.
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid,
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die Beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt gethan.
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kameele, die ihm das Loos bestimmt.

Sie brechen auf, und wallen zum Durch in
Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu neh
men meint;
Dort scheiden sie, und geben einander den Brü
derkuß,
Abdallah zeigt sich erkenntlich mit tönender
Worte Erguß.

Doch, wie er abwärts treibet, schwillt Neid in
seiner Brust.
Des Andern vierzig Lasten, sie dünken ihm eig
gener Verlust,
Ein Derwisch, solche Schätze, die eignen Ka
meele, — das kränkt!
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah
denkt?

„Mein Bruder, hör' mein Bruder!" — so
folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eignen Vortheil, ich denke an
deinen nur!
„Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt
nicht, welche Last
„Du, Guter, an vierzig Kameelen dir aufge
bürdet hast!"

„Noch kennst du nicht die Tücke, die in den
Thieren wohnt!
„O glaub' es mir: die Mühen von Jugend auf
gewohnt,
„Versuch ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit
vierzig zu schwer,
„Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig
nimmermehr!"

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht
du haben magst!
„Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein
Bruder, mir sagst;
„Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen
Kameelen noch zehn,
„Du solist von deinem Bruder nicht unbefrie-
digt gehn."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in sei-
ner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Thor, er
gäbe sie mir!
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet
sein.
Er ruft, ihn hört der Derwisch, und harret
gelassen sein.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder! o traue
meinem Wort,
„Du kommst, unkundig der Warnung, mit
dreißig Kameelen nicht fort;
„Die widerspenstigen Thiere sind störriger, denn
du denkst,
„Du machst es dir bequemer, wenn du mir
zehen noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß Recht
du haben magst!
„Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein
Bruder, mir sagst:
„Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen
Kameelen noch zehn,
„Du solist von deinem Bruder nicht unbefrie-
digt gehn."

Und, wie so leicht gewähret, was kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht.
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne Lug zu scheu'n,
Noch zehen von den zwanzig, und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt;
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht Nein mir sagen, noch sagtst du Nein mir nie."

„So nimm das Thier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt,
„Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht werth;
„Sei fromm und weis' im Reichthum, und beuge vor Allah dein Haupt,"
„Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet, und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Thor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: das ist das rechte Geschmeid!
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück; „Mein Bruder, mein Bruder! auf ein Wort!
„Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
„Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?“ —
„So nimm es!“ spricht der Derwisch, und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das räthselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
„Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?“

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar!
„Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
„Die Schätze die schlummernden alle, die unter der Erde sind, —
„Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind.“

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, du machst es besser, trau'n!
„Bestreich mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schau'n!“

Willfährig thut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern und Gier erfüllt ihn ganz;
Er denkt: würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze, und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmale mich an:
„Bestreich' mein rechtes Auge, wie du das linke gethan!
„Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir,
„Dann scheiden unsere Wege und Allah sei mit dir!"

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
„Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund;
„Ich will nach allem Guten, das ich dir schon erwieß,
Die strafende Hand nicht werden, die dich in's Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben, und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, giebt er dem Derwisch Schuld;
Daß dieser so sich weigert, das ist für ihn der Sporn:
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind, —
„Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind!
„Bestreich' mein rechtes Auge, wie du das linke gethan,
„Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann."

Und wie er nach der Drohung die That hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst!
„Nun heile, Kenntnißreicher, was selber du verbrachst."
„Ich habe nichts verbrochen, dir ward, was du gewollt,
„Du stehst in Allah's Händen, der alle Schulden zollt."

Er ſteht und ſchreit vergebens, und wälzt ſich
in den Staub;
Der Derwiſch abgewendet bleibt ſeinen Klagen
taub.
Der ſammelt die achtzig Kameele und gen Bas
ſora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der
Wüſte verbleibt.

Die nicht er ſchaut — die Sonne vollbringet
ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wie
der auf,
Noch lag er da verſchmachtend, ein Kaufmann
endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden
Bettler nahm.

A. v. Chamisso.

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngſt zu Gaſte;
Ein goldner Apfel war ſein Schild
An einem langen Aſte.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit ſüßer Koſt und friſchem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leicht beschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus,
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh
Auf weichen grünen Matten;
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt ich nach der Schuldigkeit;
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

Uhland.

Der treue Gefährte.

Ich hatt' einst einen Genossen treu,
Wo ich war, war er auch dabei,
Blieb ich daheim, ging er auch nicht aus,
Und ging ich fort, blieb er nicht zu Haus.

Er trank aus Einem Glas mit mir,
Er schlief in Einem Bett mit mir,
Wir trugen die Kleider nach Einem Schnitt,
Ja selbst zum Liebchen nahm ich ihn mit.

Und als mich's jüngst nach den Bergen zog,
Und Stab und Bündel im Arm ich wog,
Da sprach der treue Geselle gleich:
Mit Gunsten, Freund! ich geh' mit euch!

Wir wallen still hinaus zum Thor,
Die Bäume streben frisch empor,
Die Lüfte bringen uns warmen Gruß, —
Da schüttelt der Freund den Kopf mit Verdruß.

Im Aether jauchzt ein Lerchenchor,
Da hält er zugepreßt sein Ohr;
Süß duftet dort das Rosengesträuch,
Da wird er schwindlich und todtenbleich.

Und als wir stiegen den Berg hinan,
Verlor den Athem der arme Mann;
Ich wallt' empor mit leuchtendem Blick,
Doch er blieb keuchend unten zurück.

Ich aber stand jauchzend ganz allein
Am Bergesgipfel im Sonnenschein;
Rings grüne Triften und Blumenduft,
Und wirbelnde Lerchen und Bergesluft!

Und als ich wieder zu Thal gewallt,
Da stieß ich auf eine Leiche bald:
O weh: er ist's! Todt liegt er hier,
Der einst der treuste Gefährte mir!

Da ließ ich graben ein tiefes Grab,
Und senkte die Leiche still hinab,
Drauf setzt' ich einen Leichenstein,
Und grub die Wort' als Inschrift ein:

„Hier ruht mein treuster Genoß im Land
Herr Hypochonder zubenannt;
Er starb an frischer Bergesluft,
An Lerchenschlag und Rosenduft!"

„Sonst wünsch' ich ihm alles Glück und Heil,
Die ewige Ruh' werd' ihm zu Theil:
Nur wahr' mich Gott vor'm Wiedersehn
Und seinem fröhlichen Auferstehn!"

Anastasius Grün.

Das Gewitter.

Was murret und grollet dort fort und fort?
Was ragen die Wolken so drohend dort? —
Das ist des Gewitters gewaltige Macht;
Hier heiterer Himmel, dort Grabes Nacht.
Es regt sich nirgend des Lebens Spur;
Ein düsres Brüten hüllt Wald und Flur;
Die Sänger suchen das bergende Nest,
Des Waldes Busen der fliehende West;
Die Blumen neigen sich müd' und matt,
Und leise zittert der Espe Blatt;
Die Lämmer stehen zur Erde gebückt,
Sie haben sich nahe zusammengedrückt;
Der Hirte schreitet beklommen einher,
Er schweigt und athmet ängstlich und schwer,
Und wie er lauschet mit heimlichem Grausen,
Da hört er's näher und stärker brausen.
Und sausend und brausend durch riesige Eichen
Ergrimmte Stürme stöhnen und keuchen;
Sie kreiseln und wirbeln das dürre Laub,
Sie tragen und jagen ein Meer von Staub
Sie heulen und eilen durch Flur und durch

Wald,

Zerreißen mit trotzig kühner Gewalt
Den schwarz verhangenen Wolkenhimmel —
Und füllen die Lücken mit Staubgetümmel!
Und wo der gewaltige Heerbann fleucht,
Mit Zittern und Zagen sich alles beugt;
Es woget der Horst wie ein wallendes Meer —
Die Eiche allein steht fest und hehr!
Da eint sich grimmig der Stürme Schwarm,
Sie packen die Eiche mit nervigem Arm,
Sie toben und rasen in wilder Wuth —
Die Eiche steht voll kühnem Muth —
Ermattet ziehen sie endlich fort.
Doch seht ihr wohl das Wetter dort?
Sie waren dem Gewitter vorangeflogen,
Und langsam kömmt es hevangezogen,
Und dumpfer und schwerer mit düstrem Grollen
Die murrenden Donner rasseln und rollen;
Und heller und greller mit gelbem Licht
Das Zucken der Blitze die Wolken durchbricht;
Und dunkler wird es, und Uhu und Eulen
Und Fledermäuse pfeifen und heulen,
Und freuen sich jauchzend des Sieges der Nacht,
Die ihrem Kerker ein Ende gemacht;
Und brüllend und krachend die Donner sich wälzen,
Und Blitze mit Blitzen sich schlängelnd verschmelzen.
Der Sturm kehrt wieder mit doppelter Kraft
Und schüttelt rasend der Eiche Schaft,
Umarmt sie mit riesenkräftigem Ringen
Und will sie knirschend zum Beugen zwingen;
Die Eiche steht furchtlos mit stolzen Zweigen,
Sie kann wohl brechen, doch nimmer sich beugen. —

Erbittert ruht nun der heulende Schwarm;
Doch führt er voll Rachsucht mit riesigem Arm
Die Wetter näher und näher zusammen,
Und heller leuchten die sprühenden Flammen,
Und lauter dröhnet der Donner Stimme,
Und alles bebet ob ihrem Grimme:
Die Eiche allein schaut stolz ins Thal. —
Da zuckt ein Blitz —
Es kracht und knackert, es rasselt und dröhnt,
Ein gellender Nachhall im Walde stöhnt —
Der Hirte stürzt mit Angstgeberde
Besinnungslos nieder zur zitternden Erde;
Und als er sich endlich mühsam erhoben,
Da haben ihn schirmende Zweige umwoben;
Die Eiche, des Forstes hochragender Held,
Sie lieget vom flammenden Blitze gefällt: —
Doch rauschen die sterbenden Zweige noch leise
In seltsam flüsternder Geisterweise. —
Die fernen Donner dumpfer rollen
Und einzelne bleiche Blitze noch grellen
Die Wipfel schwacher rauschen und wogen,
Die wirbelnden Winde sind fortgeflogen,
Nur säuselnde Weste wehen leise
Und schaukeln sich gaukelnd im Blumenkreise,
Doch locken sie nicht die Sänger heraus
Aus ihrem heimlichen Halmenhaus.
Die Blumen neigen die Häupter noch schwer,
Gebadet im eisigen Thränenmeer;
Sie haben nicht Stimmen ihr Leid zu klagen
Nicht Muth die Aeugelein aufzuschlagen. —
Da löset sich langsam der Wolken Flor:
Ein liebeleuchtender Strahl bricht vor,
Und wandelt die bleichen Tropfen der Au
In freudeglänzenden Thränen-Thau.

Die Lerche jetzt wirbelnd gen Himmel flieht,
Der Stieglitz zwitschert sein hübsches Lied,
Die Nachtigall flötet im Liebelaut,
Der Specht im Häuschen hackt und haut,
Die Turteltaube girrt und irrt,
Der schwarze Käfer schweift und schwirrt,
Die Biene summt und sammelt Seim,
Der Hirt zieht mit den Lämmern heim,
Es hallt im Wald weit die Schalmey
Und eint sich der jubelnden Hever Juchhey!
Und Fluren und Wald und Höh'n und Hain
Und Himmel und Erde jauchzen drein,
Und Farb' und Ton, und Licht und Klang
Ruft: Gott in der Höhe sey Preis und Dank!

v. Seh.

So oder So!

Nord oder Süd!
Wenn nur im warmen Busen
Ein Heiligthum der Schönheit und der Musen
Ein göttergleicher Himmel blüht!
Nur Geistesarmuth kann der Winter morden
Kraft fügt zu Kraft, und Glanz zu Glanz im
Norden.
Nord oder Süd!
Wenn nur die Seele glüht.

Stadt oder Land!
Nur nicht zu eng die Räume:

Ein wenig Himmel, etwas Grün der Bäume,
Zum Schatten vor dem Sonnenbrand.
Nicht an das Wo ward Seeligkeit gebunden;
Wer hat das Glück schon außer sich gefunden?
Stadt oder Land!
Die Aussenwelt ist Tand.

Knecht oder Herr!
Auch Könige sind Knechte.
Wir dienen gern der Wahrheit und dem Rechte.
Gebeut, bist du verständiger!
Doch soll kein Hochmuth unsern Dienst verhöhnen;
Nur Sclavensinn kann fremder Laune fröhnen.
Knecht oder Herr!
Nur keines Menschen Narr!

Arm oder reich!
Sey's Pfirsich oder Pflaume
Wir pflücken ungleich von des Lebens Baume,
Dir zollt der Ast, mir nur der Zweig.
Mein leichtes Glück wiegt darum nicht geringe;
Lust am Genuß bestimmt den Werth der Dinge:
Arm oder reich!
Die Glücklichen sind gleich.

Blaß oder roth!
Doch auf den bleichen Wangen
Nur Sehnsucht, Liebe, Zürnen und Erbangen,
Gefühl und Trost für fremde Noth.
Es strahlt der Geist nicht aus des Blutes Welle
Ein ächter Spiegel brennt wie Sonnenhelle.
Blaß oder roth!
Nur nicht das Auge todt.

Jung oder alt!
Was kümmern uns die Jahre!
Der Geist ist frisch — doch Schelme sind die
Haare,
Auch mir ergraut das Haupt zu bald.
Doch eilt nur Locken, glänzend euch zu färben,
Es ist nicht Schande Silber zu erwerben.
Jung oder alt!
Doch erst im Grabe kalt.

Schlaf oder Tod!
Willkommen Zwillingsbrüder!
Der Tag ist hin, ihr zieht die Wimper nieder,
Traum ist der Erde Glück und Noth.
Zu kurzer Tag, zu schnell verrauschtes Leben,
Warum so schön, und doch so rasch verschwe-
ben?
Schlaf oder Tod!
Hell strahlt das Morgenroth.

Die Königswahl.

So feierlich tönen die Glocken vom Thurm,
Es wogt das Volk durch die Straßen wie
Sturm,
Wohin zieht die Menge
Im bunten Gedränge?
Zu der alten Königsburg zieht sie hinan,
Wo die Thorflügel weit stehen aufgethan,
Wo der Herold ruft die befugte Zahl
Zur Königswahl.

Seht ihr dort die Schaaren von Priestern sich nah'n,
Mit den Kleidern des heiligen Amts angethan.
Die Augen nach oben
In Andacht gehoben;
Sie bitten den weisesten Herrscher der Welt,
Daß ihr Mund nicht den rechten Namen verfehlt,
Sie wollen leisten den Unterthans-Schwur
Dem Frömmsten nur.

Da ziehen rasselnd und klirrend daher
Gepanzert die Ritter mit Schild und mit Speer;
Vom Hufschlag der Pferde
Erdröhnet die Erde.
Es thut dieser feste, gewaltige Bund
Dem Volk sein Glück im Voraus schon kund;
Sie werden leisten den Unterthans-Schwur
Dem Stärksten nur.

Seht die Väter des Reichs im schwarzen Talar,
Die kennen ihr Kind wie es ist, wie es war,
Die es liebend erzogen,
Und reiflich erwogen,
Wie die starke Hand kräftig das Scepter regiert,
Doch dem starken Kopf einzig die Krone gebührt;
Sie werden leisten den Unterthans-Schwur
Dem Klügsten nur.

Und die Landleute dort, im schlichten Gewand,
Die den Segen legen in des Königs Hand,

Den Gärtnern der Aehren,
Wer darf ihnen wehren
Zu wählen aus allen Männern den Mann
Der die Frucht ihres Schweißes vertheilen kann.
Sie werden leisten den Unterthans-Schwur
Dem Besten nur.

Aufjauchze du glückliches Polenland,
Wo Frömmigkeit, Güte, Stärk' und
Verstand
Sich liebend vermählen
Den Herrn dir zu wählen!
Sie machen dir den nur als König bekannt
Der's gewesen, noch eh' man dazu ihn ernannt;
Nur Deines Volkes würdigster Sohn
Besteige den Thron.

Und seht, nun sind sie versammelt im Saal,
Der Primas beginnt mit der Rede die Wahl,
Das Wicht'ge der Stunde
Mit kräftigem Munde
Legt er den Wählern an's pochende Herz,
Der Einigkeit Wonne, des Zwiespaltes Schmerz,
Wie weichen muß jedes andere Band
Dem Vaterland!

Jetzt, während die Schaar der Priester nach
Pflicht
Das: Veni sancte spiritus! spricht,
Knien alle zur Erde
Mit frommer Gebehrde,
Es tönt im gebeugten Kreise kein Hall:
Sie bitten den König der Könige all':

Erleucht' uns, daß dessen Name ertönt,
Den Du gekrönt.

Nun schmettern Trompeten, der Reichskanzler nimmt
Den Topf, worein jeder, der schriftlich gestimmt,
Sein Votum soll legen; —
Doch sieht man bewegen
Nicht eine Hand sich im ganzen Kreis;
Erst blickt man sich an, dann murmelt man leis,
Jetzt schallt's, wie aus einem Munde heraus:
Prinz Ladislaus.

Wie jeder den Namen, für den er gestimmt,
Beim Nachbar zur Rechten, zur Linken vernimmt,
Und in diesen Einen
Sich Alle vereinen,
Hallt's: Ladislaus! Ladislaus! immer auf's Neu;
Der Name wird Dankes- und Freudengeschrei,
— Nur eine Stimme ruft hinterd'rein
Ein kurzes: — Nein!

Ist's möglich? haben wir recht gehört?
Nein! treulos hat uns das Ohr nur bethört!
Dämonen nur riefen
Aus finsteren Tiefen
Dies Höllenwort höhnisch in's Freudengeschrei; —
Und: Ladislaus! Ladislaus! tönt' es auf's Neu',
Und dieselbe Stimme ruft hinterdrein
Noch lauter: — Nein!

Noch einmal ertönt es, dies teufliſche Nein,
Das kann doch, beim Himmel, kein Pole ſein,
Der frech es geſprochen? —
Es werde gerochen
Mit langer Qual dieſes kurze Wort!
Wo iſt der Verneiner? peitſchet ihn fort!
Kein Wunſch ſoll mit Ja ihm belohnet ſein,
Für dieſes Nein.

Nun weichet die Ordnung, und alles drängt
Zurück — die Geländer werden geſprengt;
Man ſuchet und fraget
Nach dem, der's gewaget
Den Mißton zu ſchrei'n im harmoniſchen Chor,
Und endlich ſchleppt von hinten hervor
Einen alten Bauer, beim weißen Haar,
Die tolle Schaar.

„Der iſt der Störer der Einigkeit;
Macht ſtumm den Frevler auf Lebenszeit!"
So tönt's in der Runde
Aus jeglichem Munde,
Und hundert Säbel auf ihn ſind gezückt. —
Doch ruhig der Bauersmann um ſich blickt,
Und, nachdem er ſich vor dem Primas geneigt,
Steht er und ſchweigt.

Und dieſer ermahnend die andern zur Ruh',
Den Bauersmann anſpricht: „So rede denn Du!
Was hat dich bethöret,
Daß frech du zerſtöret
Des Reiches glanzvollſten Augenblick;
Wo zu des Vaterland's künftigem Glück
Im Sinn' und im Worte der Edlen Schaar
So einig war?

Vielleicht schlug an's Ohr dir ein falscher Ton?
Prinz Ladislaus ward ja erwählet zum Thron,
Des Vaterland's Zierde; —
Beim Himmel, es würde
Ihn diesen Prinzen, den Engel umflehn,
Auch des Feindes Blick keinen Makel erspäh'n,
Und hätte Gott selber für Polen gewählt,
Wär's dieser Held!

Und du, der so tief am Boden noch kriecht,
Daß kaum ihn bestrahlet des Herrlichen Licht,
Du hättest im Meere
Der Tugend und Ehre
Allein eine dräuende Sandbank entdeckt,
Die sich vor hellsehenden Augen versteckt? —
Willst lenken vorbei am gefährlichsten Riff
Allein das Schiff?" —

Drauf erwiedert der Bauer mit heit'rem Gesicht:
„Herr! was Ihr da redet, versteh' ich nicht;
Ich will auch nichts lenken; —
Doch müßt Ihr bedenken,
Auch ich darf wählen zwanglos und frei,
Ich will einmal nicht, daß er König sei,
Und hören müßt Ihr doch meine Stimm'
Trotz Eurem Grimm!

Und wie der Bauer die Worte sprach,
Wird wieder die Wuth der übrigen wach:
„Nicht zögert, Ihr Brüder,
Den Frevler haut nieder,
Der darum nur gegen die Sonne spricht,
Weil sie ihm zu helle geblitzt in's Gesicht!" —
Sie ziehen! Da stürzt aus der Mitte heraus
Prinz Ladislaus,

„Zurück! kein Haar werde dem gekrümmt,
Der frei, wie das Herz ihm gebietet, gestimmt.
Wagt Ihr es den Wählern
Die Rechte zu schmälern? —
Wohin oft die Klugheit des Klügsten nicht
reicht,
Entdecket ein einfach Gemüthe so leicht;
Ich werde, spricht auch nur ein Einziger Nein,
Nie König sein!"

Mit Kraft spricht der Prinz solch' kräftig
Wort,
Und nun fährt er gemäßigter fort:
„Nicht werdet Ihr weichen
Von jenen Gebräuchen,
Die einst zu des Landes Wohl und Behuf
Die Weisheit Eurer Väter erschuf;
Nur Der, gegen den keine Stimme tönt,
Der sei gekrönt.

Drum, edle Herrn, mögt' Ihr ruhig sein;
Steckt für Eure Feinde die Schwerter ein!
Die Wahl sei verschoben!
Vielleicht hat von oben
Den guten Landmann der Himmel gesandt,
Der besser als Ihr meine Kräfte gekannt;
Der Herr hat zu leicht mich befunden für
Thron,
Zu schwer die Kron'!"

Und mit zur Erde gesenktem Blick
Zieht nun der edle Prinz sich zurück;
Die Ritter stehn schweigend
Tief vor ihm sich neigend,

Der Primas erkläret für nichtig die Wahl,
Und schon will alles verlassen den Saal —
Da stürzt vor den Prinzen auf seinen Knien
Der Bauer hin:

„Herr! — ruft er, — mit Thränen im freudigen Blick,
„Sei König! gern nehm' ich mein Nein jetzt zurück.
Verzeih' Deinem Knechte;
Es galt unf're Rechte: —
Ich wollte mich nur überzeugen, ob frei
Noch immer mein Volk und mein Vaterland sei.
Du schütztest die Rechte der Nation,
Dein sei der Thron.

J. F. Castelli.

Die Blumenkönigin in ihrem Reiche.

Schneeglöckchen fühlt den warmen Schein,
Und denkt: es ist wohl an der Zeit,
Ich läute jetzt den Frühling ein;
Die Schwestern sind gewiß erfreut! —
Es schüttelt sich den Schnee herunter,
Und läutet Alles wach und munter! —
Die Primel hebt ihr lauschend Ohr,
Und ruft entzückt die andere vor:
Veilchen, du mußt dich eilen,

Und nicht so lang beim Putz verweilen!
Die Kleine kommt im sammt'nen Kleide,
Und trägt auch Perlen als Geschmeide;
Sie äugelt jeden freundlich an,
Ob man den Schmuck auch sehen kann. —
Stiefmütterchen nimmt als verwandt
Das junge Veilchen bei der Hand,
Und sagt: du sollst nun Düfte streuen,
Das wird die Königin erfreuen.
Da kommt die Tulipone schon,
Die Gräfin stellt sich an den Thron. —
Was hat das abermal'ge Läuten
In solcher Frühe zu bedeuten?
Es ist des Himmelschlüssels Klang;
Mir wird um einen Todten bang!
Ein Schmetterling ist wohl verschieden;
Du schöner Freund, so ruh' in Frieden!
Doch horch, welch' fröhliches Gebimmel,
Es scheint ein Ton vom heitern Himmel!
Die Hyacinthe strengt sich an,
Und läutet, was sie läuten kann.
Da strömt das Volk' zu Wies' und Garten,
Es kann die Fürstin kaum erwarten;
Zum zweiten Mal tönt's silbern, fein,
Das wird das Maienglöckchen sein!
O seht, jetzt kommt die erste Dame
Der Fürstin, Lilie ist ihr Name!
In weißen Atlas, schön geschmückt,
Ein Goldkreuz auf der Brust gestickt. —
Noch einmal summt mit mächt'gem Klange,
Die Glockenblume lange, lange. —
Das war zum Dritten will ich meinen,
Nun wird die Königin erscheinen! —
Und sie erscheint — erscheint in ihrer Schöne!

Die Nachtigall singt ihre liebsten Töne! —
Da sie erscheint — in tiefer Demuth neigen
Sich alle Blumen ihr, im tiefsten Schweigen;
Aus Morgenröthe ist ihr Kleid gewoben,
Ein Thaugefunkel glänzt als Krone oben.
Stolz steht sie da — und doch, so wie ich wähne,
Von Schaam geröthet, ob der eignen Schöne.
Die Luft durchbebt ein Singen und ein Klingen,
Ein Wonnehauch scheint Alles zu durchdringen;
Des Himmels Bläue war noch nie so rein,
So lachte nie die Flur im Sonnenschein.
Hehr steht sie da! — wie ihre Düfte fließen,
Eilt Alles sich in Liebe zu ergießen.
Es freut die junge Welt sich ihrer Triebe,
Und kniet am Thron der Königin der Liebe. —

C. Braun.

Löwenritt.

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet
durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen
Schilf zu liegen.
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er
im Rohre;
Ächzend über dem Gewalt'gen rauscht das Laub
der Sycomore.

Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hot-
tentottenkraale,

Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karroos,
Wenn im Busch die Antilope schlummert, und am Strom das Gnu:

Sieh', dann schreitet majestätisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluthen sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle; lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Knieend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.

Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; welch ein Reitpferd! sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,
Als das bunte Fell des Renners, den der Thiere Fürst bestiegen?

In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne.
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh', wie Schnelle des Kameeles es mit Panthelhaut vereinigt.

Sieh', die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen,
Und das Herz des flücht'gen Thieres hört die stille Wüste klopfen.

Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen,
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.

Ihrem Zuge folgt der Geier, krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Caplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.

Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.

Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin,
und röchelt leise.
Todt, bedeckt mit Staub und Schaume, wird
das Roß des Reiters Speise.
Ueber Madagaskar, fern im Osten, sieht man
Frühlicht gläuzen; —
So durchsprengt der Thiere König nächtlich
seines Reiches Grenzen.

F. *Freiligrath.*

Johannes Kant.

Den kategorischen Imperativus fand,
Das weiß ein jedes Kind, Immanuel Kant,
Dem kategorischen Imperativus treu,
Zwang durch ihn wilde Seelen zu frommer
Scheu
Lang vor Immanuel Herr Johannes Kant,
Und wenige wissens, wie die Sache bewandt.

Derselb ein Doctor Theologiä war,
In schwarzer Kutte, mit langem Bart und Haar,
So saß er zu Krakau auf dem Lehrersitz,
So ging er einher gegürtet, in Kält' und Hitz',
Ein rein Gemüth, ein immer gleicher Sinn,
Dem Unrecht dulden, nicht thun, stets däuchte
Gewinn.
Im grauen Alter zog ein Sehnen den Kant
Gen Schlesien, in sein altes Vaterland.
Er schloß die Bücher in'n Schrein, bestellt' sein
Haus,

Den Seckel nahm er, und zog' in die Fern'
hinaus.
Gemächlich ritt in der schweren, schwarzen
Tracht
Der Doctor durch der polnischen Wälder Nacht,
Doch in der Seele, da wohnt' ihm lichter
Schein,
Die goldenen Sprüche zogen aus und ein,
Ins Herz schoß Strahlen ihm das göttliche
Wort,
Voll innern Sonnenlichtes, so ritt er fort.
Auch merkt' er nicht, wie das Thier in finstrer
Schlucht
Den Weg durch Abenddunkel und Dickicht sucht,
Er hört nicht vor und hinter sich Tritt und
Trott,
Er ist noch immer allein mit seinem Gott.
Da wimmelt's plötzlich um ihn zu Roß, zu
Fuß,
Da flucht ins Ohr ihm der Wegelagerer Gruß;
Es stürmen auf den heiligen Mann sie ein,
Es blinken Messer und Schwert im Monden-
schein.
Er weiß nicht wie ihm geschieht, er steigt vom
Roß
Und eh sie's fordern, theilt er sein Gut dem
Troß.
Den vollen Reisebeutel streckt er dar,
Darin bei'm Groschen manch blanker Thaler
war,
Vom Halse löst' er ab die güldene Kett',
Er reißt die schmucken Borten vom Barett;
Den Ring vom Finger und aus der Tasche
zieht

Das Meßbuch er mit Silberbeschläg' und Mitt
Daß sie das Pferd abführen mit Sattel und
Zaum,
Der arm' erschrockne Mann, er sieht es kaum;
Erst wie er alles Schmuckes und Gutes baar,
Da flehet er um sein Leben zu der Schaar.
Der bärtige Hauptmann faßt ihn an der Brust,
Und schüttelt sie mit derber Räuberlust.
„Gabst du auch alles?" brüllt's um ihn und
murrt,
„Trägst nichts versteckt in Stiefel oder in
Gurt?"
Die Todesangst schwört aus dem Doctor:
„Nein!"
Und aber: „nein!" Es zittert ihm Fleisch und
Bein.
Da stoßen sie fort ihn in den schwarzen Wald;
Er eilt, als wär' er zu Roß noch ohne Halt;
Doch fährt die Hand im Gehen ihm wie im
Traum
Hinab an der langen Kutte vorderm Saum,
Mit Angst fühlt sie herum an allem Wulst,
Und endlich findet sie da die rechte Schwulst,
Wo eingenäht, geborgen und unentdeckt
Der güldene Spanpfennig sich versteckt.
Nun will dem Mann es werden recht sanft
und leicht,
Mit all' dem Gold er die Heimath wohl
reicht,
Er mag mit Gottes Hülfe vom Schrecken ruhn,
Mit Freunden und Vettern sich recht gütlich
thun. —
Da stand er plötzlich still, denn in ihm rief
Mit lauter Stimme der heilige Imp'rativ:

„Leug nicht! leug nicht! du haſt gelogen,
Kant!“
Das einzige Wort ihm auf der Seele brännt',
Vergeſſen war der Heimath fröhliche Luſt,
Er war allein der Lüge ſich bewußt.
Und ſchneller, als ihn getrieben der Freiheit
Glück,
Trieb ihn der Sünde Pein nun zurück, zurück.
Schon winkt von Ferne der unglückſel'ge Platz,
Die Räuber theilen dort noch immer den Schatz,
Am Mondlicht prüfen ſie ſich das Allerley,
Die Pferde weiden zwiſchen den Büſchen frey.
Und wie ſie lagern im Gras und tauſchen, tritt
In ihre Mitte der Kant mit haſtigem Schritt.
Er ſtellt demüthig ſich vor die Räuber hin,
Er ſprach: „o wiſſet, daß ich ein Lügner bin!
Doch log der Schrecken aus mir, darum ver-
zeiht!“
Mit dieſem Worte riß er den Saum vom
Kleid,
In hohler Hand beut er ein Häuflein Gold,
Darüber des Mondſcheins blinkende Welle rollt;
Weil Keiner zugreift bittet er ganz beſchämt:
„Das hab' ich böslich vor euch verleugnet,
nehmt!“
Den Räubern aber wird's wunderlich im Kopf,
Sie möchten lachen und ſpotten ob dem Tropf;
Und ihre Lippe findet doch keinen Laut,
Und ihr vertrocknetes, ſtarres Auge thaut.
Und in dem bleiernen Schlummer, den er ſchlief,
Regt ſich in ihnen plötzlich der Imp'rativ,
Der wunderbare, das heil'ge Gebot: du ſollt —
Du ſollt nicht ſtehlen!“ und vor der Hand voll
Gold

Aufſpringen ſie, dann werfen ſich All' auf
Knie,
Ein tiefes Schweigen waltet: denn Gott iſt hie.

Jetzt aber regt ſich emſig die ganze Schaar,
Der reicht den Beutel und der die Kette dar,
Ein Dritter bringt das Pferd geſattelt, gerüſtet,
Das Meßbuch reicht der Hauptmann — er hat's
geküßt.
Dann helfen ſie ihm zu Roß mit willigem
Dienſt,
Nichts bleibt zurück vom neuen Räubergewinnſt,
Ja, mußte Herr Kant nur ſeyn auf ſeiner Hut,
Daß ſie ihm nicht auch ſchenkten geſtohlen Gut.

Er ſcheidet, er theilt den Segen aus vom
Pferd,
Wünſcht ihnen gründliche Reu', die ſie bekehrt.
Nur dacht' er traurig, als um die Eck' er bog:
„Ihr armen Schelmen, ihr ſtehlet — und ich
log!"

Doch als er kam zum finſtern Walde hinaus,
Da war verſchwunden der Sünde ganzer Graus,
Da ſtand der Morgenhimmel in rother Gluth,
Da ward dem frommen Wanderer froh zu Muth.
„Dein Wille geſcheh' im Himmel und auf der
Erd!"
So betet der Kant, und giebt die Sporen dem
Pferd.

G. Schwab.

Traumbild.

Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondesschein.
Da lispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

Ei! kennt Ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud,
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Kaum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Und umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
Ei, was rufst du in der Nacht?

So heult es verworren, und ächzet und girrt,
Und brauset und sauset, und krächzet und klirrt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann um-
schweift,
Und der Spielmann wild in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seyd willkommen!
Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl,
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenstill im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig seyn!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein?
Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Wuth ergeben
Einer tollen Liebesbrunst.
Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehetzt,
Wie zerfetzt
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpft aus dem Kreise, so leicht, wie der
Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeſelle,
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war ſo flink und ſchnelle
Mit Nadel und mit Scheer'.
Da kam die Meiſterstochter
Mit Nadel und mit Scheer';
Und hat mir in's Herz geſtochen
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor;
Ein Zweiter trat ſtill und ernſt hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Orlandini,
Und beſonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muſter vor.

Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich, wie jene Helden,
Und das ſchönſte Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und ich ſeufzte auch und girrte;
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Steckt' ich meine Finger raſch
In des Herren Nachbars Taſch'.

Doch der Gaſſenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnſuchtsthränen wollte
Trocknen mit dem Taſchentuch,
Das mein Nachbar bei ſich trug.

Und nach frommer Häſcherſitte
Nahm man ſtill mich in die Mitte,

Und das Zuchthaus, heilig groß.
Schloß mir auf den Mutterschooß.

Schwelgend süß in Liebessinnen,
Saß ich dort beim Wollespinnen.
Bis Rinaldos Schatten kam,
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und geputzt trat ein Dritter hervor:

Ich war ein König der Bretter,
Und spielte das Liebhaberfach,
Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
Maria war immer so schön!
Doch trotz der natürlichsten Gesten
Sie wollte mich nimmer versteh'n. —

Einst als ich verzweifelnd am Ende
„Maria, du Heilige!" rief,
Da nahm ich den Dolch behende —
Und stach mich ein bischen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Im weißen Flausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwatzte herab der Professor,
Er schwatzt', und ich schlief oft gut dabei ein;
Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenſter genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philiſter, dem reichen Wicht.

Da flucht ich den Weibern und reichen Halunken,
Und miſchte mir Teufelskraut in den Wein, —
Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken,
Der ſprach: Fiduzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geiſter im luſtigen Chor,
Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgeſtein.
Was ſcheert mich, du Gräflein, dein Edelgeſtein,
Mir mundet weit beſſer dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Riegel und Schloß,
Und der Graf beſold'te viel Dienergetroß.
Was ſcheeren mich Diener und Riegel und Schloß, —
Ich ſtieg getroſt auf die Leiterſproß.

An Liebchens Fenſterlein klettr' ich getroſt,
Da hör' ich es unten fluchen erboſt:
„Fein ſachte, mein Bübchen, muß auch dabei ſeyn,
Ich liebe ja auch die Edelgeſtein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gesindel! Ich bin ja kein Dieb!
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Den Kopf in der Hand trat ein Sechster hervor.

„Zum Waidwerk trieb mich Liebesharm;
Ich schlich umher, die Büchs' im Arm.
Da schnarret's hohl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

„O, spürt' ich doch ein Täubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späh't rings umher mein Jägeraug'.

Was koset dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögen's seyn.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt,
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Täubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schütze, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptverson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lied ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zersprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich doppelt erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchthurm' „Eins" herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hangen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit beff'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Flinte gieb mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Rosse Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab',
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

H. Heine.

Die beiden Spieler.

„Laß ab, laß ab von deinem Treiben!
Es führt zu keinem guten Ziel! —
„Umsonst es läßt mich nimmer bleiben,
Ein list'ger Teufel ist das Spiel.
Nur wer das Höchste weiß zu wagen,
Hat Anspruch auf den höchsten Preis.
Fort, fort! Ich muß das Glück erjagen,
Und gält es meinen letzten Schweiß!" —

Der Spieler ruft's, und eilt von hinnen
Mit seiner Habe letztem Rest,
Da gilt nun weiter kein Besinnen,
Bei allen Haaren hält's ihn fest.
Mag sich das Weib daheim zergrämen,
Weh über seine Kinder schrein,
Wenn ihn des Würfels Zauber lähmen,
So kann ihn keine Macht befrein. — —

Zum Spieltisch eilt er heut auch wieder,
Wirft seine Würfel, hastig, drauf,
Und setzt sich ungeduldig nieder; —
Da fällt ein fremder Gast ihm auf.
Im Mantel, schwarz von Bart und Locken,
Mit dunkler Kappe, sitzt er da;
Spiellustig halb, und halb erschrocken,
Nickt ihm der Würfler forschend nach.

„Beliebt?" — So murmelt nun der Fremde,
Und zieht ein Würfelpaar hervor. —

„Ei nun, und ging es auch um's Hemde;
Wo ist ein Mensch, der nie verlor?
Kommt an, Ihr seyd wohl noch ein Jünger,
Ein Neuling? — Nun, das lernt sich bald!
Durch's Fehlen bilden sich die Finger.
D'rum frisch! Und wer verliert, bezahlt!" —

Nur wenig galt's beim ersten Male,
Doch mit dem Spiele wächst der Preis. —
Ei seht, — was treibt Ihr denn? — Ich zahle
Nun vier Mal schon! Ihr macht mich heiß!
Wohlan! Es soll was Rechtes gelten:
Das Glück ist nur dem Kühnen hold!" —
Er ruft's, — wirft — fehlt, und zahlt mit Schelten
Dem Gaste schier sein halbes Gold.

Da flammt er auf: „Mit euren Händen
Ist Gott, wenn's nicht ein Andrer ist!
Da hilft kein Drehen und kein Wenden,
Da frommt nicht Uebung und nicht List!
Nur werfen heißt bei Euch gewinnen;
Doch nicht zu End' ist noch der Kauf; —
Werft! Euer Glück soll jetzt zerrinnen,
Mein letztes Geld hier setz' ich d'rauf!" —

Sie werfen; mit des Gastes Händen
Ist wieder Gott — das Geld ist sein.
„Und wollt Ihr, spricht er, — noch nicht enden?" —
Der wilde Würfler donnert: Nein!
Begehrt! Noch hab' ich was zu wagen,
Ich hab' daheim noch Kind und Weib;
Ich hab', um es daran zu schlagen,
Noch meine Seele, meinen Leib! —

Ich enden, meint Ihr? Enden? — Nimmer!
Jetzt wird es erst ein lustig Spiel!
Was Flitterwerk und Goldgeklimmer?
Begehrt! Jetzt gelt es einmal viel! —
Den Gaste scheint es fast zu grauen,
Doch endlich nimmt er sich ein Herz,
Und spricht mit muthigem Vertrauen:
„Wollt ihr — so schwört und schlaget ein!

Es gilt! Ich schwör's! Mit Leib und Seele,
Gewinnt Ihr, will ich Euer seyn:
Wenn aber ich mehr Augen zähle,
Seyd ihr mit Leib und Seele mein!" —
Der Spieler wirft mit bangen Zagen; —
Sein Wurf gelingt — nun siegt wohl Er, —
Da wirft der Gast mit kühnem Wagen, —
Und — siegestrunken — zählt er — mehr! —

Der Spieler sieht's, und stürzt, leibeigen,
Als Sclave nieder vor dem Gast;
Der aber steht, mit ernstem Schweigen,
Und gönnt dem Opfer kurze Rast.
Dann spricht er: „Auf, Verlorner! Komme!
Erkenne Deinen neuen Herrn!
Laß mich nur hoffen, daß es fromme,
Dann lös' ich Deine Fesseln gern!

Blick her!" — Jetzt wirft er Mantel, Locken,
Bart, Kappe weg mit Ungestüm;
Auf blickt der Würfler — stumm erschrocken,
Denn seine Gattin steht vor ihm. —
Sie hat sich diese List ersonnen,
Ob Gott hat ihre Hand gelenkt;
Im Spiel hat sie den Mann gewonnen,
Den ihre Lieb' ihr nicht geschenkt.

„Mein, ruft sie, mein mit Leib und Seele,
Mit Leib' und Seele bist Du mein;
Es ist Dein Schwur, worauf ich zähle, —
O laß ihn keinen Meineid seyn!" —
Der Spieler weint, in ihren Armen
Verbirgt er seiner Reue Schmerz,
Und durch ihr göttliches Erbarmen
Verheilt und heiligt sich sein Herz! —

J. G. Seidl.

Drei Seefahrer.

Drei junge muthige Gesellen
Sie zogen auf weite Meeresfahrt.
Es blickten auf grüne Wellen
Voll-Schmerz drei Jungfrau'n schön und zart
Sie weinten und sie klagten,
Sie zitterten und zagten:
Denn die wilde See ging hoch. —

Ein rascher Kuß zum Scheiden:
„O welch ein wundersüßes Weh!"
„„Mein wartet bittres Leiden,
„„„Wenn ich so lange Dich nicht seh'!""
Sie stießen ab vom Strande;
Keins sah sie mehr vom Lande:
Denn es weht' ein starker Wind. —

Sie sahen alle Meere,
Erkämpften Sieg in manchem Land,

Und kehrten, reich an Ehre,
Zurück zum theuren Vaterland.
Sie glühten vor Verlangen,
Die Liebste zu umfangen:
Denn alle waren treu. —

Es murmelt in den Klüften,
Verdunkelt ist des Himmels Zier,
Es wühlt aus dunklen Grüften
Empor sich grauses Ungethier:
Begann ein schrecklich Wetter,
Donner und Blitzgeschmetter,
Und die wilde See ging hoch. —

Das Schifflein will sie zerschellen,
Sie wirft es wüthend himmelan:
Und um zwei brave Gesellen
War es im Augenblick gethan.
Der dritte herzbeklommen
Ist schnell an's Land geschwommen:
Ihn faßt' ein starker Wind. —

Es standen Zwei am Strande,
Die Jungfrau noch und Wittwe schon;
Sie halfen ihm zu Lande,
Und grüßten ihn mit ängstlichem Ton.
O Wiedersehn voll Klagen!
O Botschaft nicht zu tragen!
Denn beide waren treu. —

Doch sagt mir jetzt, ihr Armen,
„Wo meine holde Liebste blieb?
An ihr will ich erwarmen —
„Mein süßes, wunderholdes Lieb!" —

„„Sie ist nach Süden gezogen
„„Weit über die blauen Wogen
„„Mit ihrem fremden Gemahl!““ —

E. A. v. Mühlbach.

Bramarbas.

Es hatt' einst ein altdeutscher Ritter ein Weib,
Wie wir die Engel uns denken;
Doch pflegte der Murrkopf zum Zeitvertreib
Die schöne Gertraud zu kränken.

Er stellte so rauh, daß sie Thränen vergoß,
Ihr Taubenherz täglich auf Proben,
Und polterte, wie ein Gespenst, durch sein
Schloß,
Um Achtung und Furcht zu erproben.

Trotz seiner Gigantengestalt war er feig,
Und rühmte sich dennoch zu Zeiten,
Ihn lüste, dem hörnernen Siegfried gleich,
Mit Riesen und Drachen zu streiten.

Auch zog er nicht selten geharnischt aus,
Als hätt' er mit Feinden zu schaffen,
Doch kam er gesund von den Fehden nach Haus,
Nur immer mit schartigen Waffen.

Er ritt, es wußte kein Mensch, wohin,
Stets ohne reisige Knechte;

Drum dachte Gertraud in ihrem Sinn:
Es sind wohl nur Spiegelgefechte!

Durch endlose Qual in den Harnisch gebracht,
Beschloß sie, den Held zu belauschen,
Und muthig mit ihm, nach bewahrtem Verdacht,
Die Rolle der Herrschaft zu tauschen.

„Herr Wolfram," begann sie einst spöttisch,
„Ihr seyd
Ein Waghals und spielt mit dem Leben!
Wie bleibt ihr doch immer von Wunden befreit?
Es muß Euch ein Schutzgeist umschweben!"

„Ha, Schlange!" versetzt' er: „Du sehnest dich,
Den Witwenschleier zu tragen!
Nun, harre bis morgen, da werd' ich mich
Mit sieben Raufbolden schlagen." —

Kaum wichen der Sonne die Sterne der Nacht,
Da ritt er hinweg ohne Knappen,
Und Gertraud schwang sich in Rittertracht
Auf einen geduldigen Rappen.

Geheim hatte sie, um nicht kenntlich zu seyn,
Das Roß und die Rüstung entliehen,
Und sporenstreichs flog sie zum Eichenhain,
Wohin man den Ritter sah ziehen.

Sie stutzte, da Schwertstreiche sonder Zahl
Die Luft in der Ferne durchpfiffen,

Und wahrlich! sie fand ihren theuern Gemahl
Im hitzigsten Kampfe begriffen.

Er schlug seinem eigenen Schilde, den er
An einen Baumstamm gebunden,
Und manchem unschuldigen Strauche beiher
Mit seinem Sarraß viel Wunden.

Im Fluge war ihm, mit geschloßnem Visier,
Der weibliche Ritter zur Seite,
Und donnert' ihn an: „Warum liegst du hier
Mit meinen Gebüschen im Streite?"

Herr Wolfram erschrak, ihm entsank das
Schwert,
Er konnte vor Zagheit kaum sprechen.
„O Schächer!" rief Gertraud! „Du scheinst mir
kaum werth,
Mit dir eine Lanze zu brechen!

Doch Gnade für Recht! Beliebt Dir nicht,
Gleich einem Knaben, die Ruthe,
So hebe Dich flugs auf Dein Streitroß, und fich
Mit ritterwürdigem Muthe!"

Der stumme Goliath hatte nicht Lust
Zum angebotenen Tanze;
Der Hammer der Angst schlug ihm hoch in der
Brust,
Und zögernd griff er zur Lanze.

„Fein hurtig!" sprach Gertraud, und drum-
mend nahm
Er endlich Platz auf dem Pferde.

Doch, als sie nun gegen ihn angesprengt kam,
Warf Schrecken ihn rücklings zur Erde.

Er fiel vor der Siegerin auf die Knie,
Und bat, seines Lebens zu schonen.
„Das sey Euch geschenkt!“ antwortete sie:
„Doch müßt Ihr zur Strafe mir frohnen.

Ihr habt, wie ich seh', ein Häschen erlegt,
Und leicht ist der Zweck zu errathen,
Man prahlt, wenn man ruhig am Ofen sich
pflegt,
Gern gegen sein Weiblein mit Thaten.

Drum strebte der Schalk nach des Rammlers
Blut,
Damit es Ritterblut scheine. —
Heh! hab' ich's getroffen? — Nun, schminket
Euch gut,
Dann tragt mir das Thier aus dem Haine!

Habt Ihr, als Besiegter, den Frohndienst ge-
than,
So will ich Euch friedlich entlassen;
Doch rath' ich Euch, meinen Namen fortan
Tief in's Gedächtniß zu fassen.

Ich heiße Bramarbas. — Dieß Wörtchen soll
Euch
Zur Sanftmuth und Wahrheit bekehren.
Kriecht, wann Ihr es höret, zum Kreuze so-
gleich,
Sonst werd' ich Gehorsam Euch lehren!“

So herrschend begann sie, mit Hasenblut
Des Ritters Panzer zu netzen,
Und ihm, dem Schattenmann, fehlt es an Muth,
Sich ernstlich zur Wehre zu setzen.

Er trug, wie ein Knecht, durch den Forst ihr das Wild,
Und, als sie damit sich empfohlen,
Rückkehrt' er, um seinen verwundeten Schild,
Und Lanz' und Klepper zu holen.

Erst Mittags wagt' er nach Hause zu ziehn,
Und rühmte sich just, da gebraten
Sein Hase vor ihm auf der Tafel erschien,
Der größten und glorreichsten Thaten.

„Jetzt sey mir," sprach Gertraud, „ein Wörtchen vergönnt!
Es ist eine Küchengeschichte:
Ein Ritter, der sich Bramarbas nennt,
Beschenkt' uns mit diesem Gerichte.

Er übergab es in eigner Person
Vor ungefähr drei bis vier Stunden,
Und kaum konnt' ich danken, so war er auch schon,
Gleich einem Blitze, verschwunden." —

Herr Wolfram erblaßte, ward bratenscheu,
Sprang auf, und mochte nicht speisen,
Die Furcht, daß Bramarbas ein Waldgespenst sey,
Durchbohrte sein Herz, wie ein Eisen.

Er prahlte, gezügelt durch diesen Wahn,
Nie mehr von Fehden und Siegen;
Und auch vor der Ritterin fing er nun an
Sich wie ein Ohrwurm zu schmiegen.

Vergaß er sich einst, und erhob das Haupt,
So durfte sie lächelnd nur fragen:
„Hat Euch das der Ritter Bramarbas erlaubt?"
Stracks war er zu Boden geschlagen.

Der Name Bramarbas ward nach der Zeit
Weltkündig durch diese Geschichte,
Und ist auf tausend Zungen noch heut
Ein Schimpf großsprechender Wichte.

Langbein.

Der letzte Dichter.

„Wann werdet ihr Poeten
Des Singens einmal müd'?
Wann endlich ausgesungen
Ist's alte, ew'ge Lied?

Ist nicht schon längst geleeret
Des Ueberflusses Horn,
Gepflückt nicht alle Blumen,
Erschöpft schon jeder Born?" —

So lang der Sonnenwagen
Im Azurgleis' noch zieht,
Und nur ein Menschenantlitz
Zu ihm empor noch sieht;

So lang' der Himmel Stürme
Und Donnerkeile hegt,
Und bang vor ihrem Grimme
Ein Herz noch zitternd schlägt;

So lang nach Ungewittern
Ein Regenbogen sprüht,
Ein Busen noch dem Frieden
Und der Versöhnung glüht;

So lang die Nacht den Aether
Mit Sternensaat besä't,
Und noch ein Mensch die Züge
Der gold'nen Schrift versteht;

So lang' der Mond noch leuchtet,
Ein Herz noch sehnt und fühlt;
So lang der Wind noch rauschet
Und einen Müden kühlt;

So lang noch Lenze grünen
Und Rosenlauben blüh'n;
So lang noch Augen lächeln
Und hell von Freude sprüh'n;

So lang noch Gräber trauern,
Und die Cypressen d'ran,
So lang Ein Aug' noch weinen,
Ein Herz noch brechen kann:

So lange wallt auf Erden
Die Göttin Poesie,
Und mit ihr wandelt jubelnd,
Wem sie die Weisheit lieh.

Und singend einst und jubelnd
Durch's alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus.

Noch hält der Herr die Schöpfung
In seiner Hand fortan,
Wie eine frische Blume,
Und blickt sie lächelnd an.

Wenn diese Riesenblume
Dereinstens abgeblüht,
Und Erden, Sonnenballe,
Wie Blüthenstaub, versprüht!

Erst dann fragt, wenn des Fragens
Bis dahin ihr nicht müd',
Ob endlich ausgesungen
Das alte, ew'ge Lied?

A. Grün.

Der Schmetterling.

Es irrt durch schwanke Wasserhügel,
Im weiten, windbewegten Meer,
Ein Schmetterling mit mattem Flügel,
Und todesangstlich hin und her.

Ihn trieb's vom trauten Blüthenstrande
Zur Meeresfremde fern hinaus;
Vom scherzend holden Frühlingstande
In's ernste, kalte Flutgebraus.

Auf glattgestreckte, sanfte Wogen'
Hatt' ihm das Meergras trügerisch
Viel schön're Wiesen hingelogen,
Wie westgeschaukelt, blumenfrisch.

Ihm war am Strand das leise Flüstern
Von West und Blüthe nicht genug.
Es trieb hinaus ihn, wählig lüstern,
Zu wagen einen weitern Flug.

Kaum aber war vom Strand geflogen
Des Frühlings ungeduld'ges Kind:
Kam sausend hinter ihm gezogen
Und riß ihn fort ein böser Wind;

Stets weiter fort von seines Lebens
Zu früh verlornem Heimatglück.
Der schwache Flatterer ringt vergebens
Nach dem verschmahten Strand zurück.

Von ihrem Schiffe Wanderleute
Mit wehmuthsvollem Lächeln sehn
Die zierlich leichte Wellenbeute,
Den armen Schmetterling vergehn. —

O Faust, o Faust, du Mann des Fluches!
Der arme Schmetterling bist du!
Inmitten Sturms und Wogenbruches
Wehst du dem Untergange zu!

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich in's Geistermeer,
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr!

Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lachelnd deinem Leid:
Doch müssen sie vorüberfahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit!

Nicolaus Lenau.

Die drei Paternoster.

In der freien Stadt Augsburg im Schwabenland
War ein frommer Bischof, Sankt Ulrich genannt,
Der ward nicht müde mit Lieb' und Erbarmen,
Theilte sein Geld und Gut mit den Armen.

Einmal, als zu Sankt Peters Stadt
Ihn der heilige Vater beschieden hat,
Heißt er einem der Armen zu ihm treten,
Bittet ihn, fleißig für ihn zu beten,
Drei Paternoster bei dem Schlag
Des Horaglöckleins an jedem Tag,
Befiehlt auch dem Schaffner, Sorge zu haben,
Daß ihm nimmer fehlen die milden Gaben.

Des Armen Gebet nun zum Himmel dringt,
Sobald das Horaglöcklein erklingt,
Und dem Bischof in wunderbarem Läuten
Des Gebetes Inbrunst anzudeuten,
Wehen die heiligen Engel nach Rom
Den Schall des Glöckleins vom fernen Dom.
Nur eines Tags verstummt der Klang,
Das macht den heiligen Bischof bang,
Und er bittet vom Papst mit trüber Geberde
Die Rückkehr zu seiner verlassenen Heerde.

Als nun der Bischof kommt an's Thor,
Ruft er bald seinen Armen hervor,
Spricht: Sage mir, Sohn, ganz unverholen,
Hast du gebetet, wie ich befohlen,
Drei Paternoster den Tag dreimal,
Bei des Horaglöckleins tönendem Schall?

Der Arme, demüthig blickend, spricht:
Nur einmal, o Herr, geschah das nicht,
Als dein Schaffner mich stieß aus der Pforten,
Und die Gabe mir weigert' mit bösen Worten.

Wie nun der Bischof dies vernommen,
Läßt er den Schaffner vor sich kommen;

Spricht zu ihm: Eile geschwind, mein Sohn
Nach Rom, zu des heiligen Vaters Thron
Und laß dir aus seinem päpstlichen Munde
Geben bestimmte und deutliche Kunde,
Wie viel ein Paternoster sey werth;
Ich selbst bin's, der es zu wissen begehrt.

Der Schaffner wollte sich nicht verweilen,
Reis'te den Tag wohl zehen Meilen,
Kam bald zurück in die Vaterstadt,
Gar sehr ermüdet, und herzlich matt.
Das Paternoster, sprach er, gilt wenig,
Der Papst schätzt es einen güldenen Pfennig.
Darauf der Bischof lächelnd spricht:
Mein Sohn, die Antwort genügt mir nicht!
Du mußt mir des Pfennigs Größe sagen,
Oder den Papst noch einmal fragen.

Der Schaffner, der glaubte zu rasten in Haus,
Mußte noch einmal nach Welschland hinaus,
Kam hungrig und durstig zum Bischof wieder
Dehnte gähnend nach Ruh die Glieder.
Der Pfennig, sprach er, muß seyn so breit,
Als unter dem Himmel die Erd' ist weit.
Möcht' nicht den Beutel oder die Flicken
Zu solchem Pfenniglein nähen und stricken,
Auch muß Herr Goliath Münzwardein,
Sankt Christoffel Stempelschneider seyn.

Du bist doch den Weg nicht umsonst gegangen,
Antwortet der Bischof, doch hätt' ich Verlangen
Auch von der Schwere zu wissen ein Wort,

Sonst wärst du noch nicht in ruhigem Port,
Müßtest noch einmal den Papst befragen,
Mir Alles genau und bestimmt zu sagen,
Von des Pfennigs Stempel, Wappen, Gestalt,
Rand, Dicke, Gewicht und innerm Gehalt.

Der Schaffner hörte das sehr verdrossen,
That sich im Innern heftig erboßen,
Murmelte heimlich von Insolenz,
Doch mußt' er leisten Obedienz,
Und statt zu ruhn, zu trinken, zu essen,
Mußt' er gar den Weg noch einmal messen;
Wollt' aber nun so die Sach' erwägen,
Als müßt' er den Pfennig selbst ausprägen.
Drum bracht' er von dem Römischen Hof
Folgenden Bericht dem frommen Bischof:

Der Pfennig soll viel mehr noch gelten,
Als die köstlichsten Schätze aller Welten,
Von dem lautersten Golde soll er seyn,
So klar, wie der Gnade himmlischer Schein,
Seine Schwere soll größer seyn, als das Gewicht
Der Sünden der Welt am letzten Gericht,
Sein Stempel das Bild von Gottes Sohne,
Sein Rand die heilige Dornenkrone,
Sein Wappen das Kreuz im blutigen Feld,
Umringt von getilgten Sünden der Welt.
Ein solcher Pfennig allein ist so reich,
Daß er stehe dem Paternoster gleich.

Da blickt der Bischof den Schaffner an,
Und spricht: Sieh nun, du thörichter Mann,
Wenn du des Gebetes Werth erwogen,

Um welche Schätze du mich betrogen,
Als du dem Armen die Gabe verwehrt
Und die drei Paternoster mir gestört,
Die bei des Horagläckleins Schlag
Der Arme betete jeden Tag!
Drum hast du dreimal wandern müssen
Nach Rom, die Sünde abzubüßen,
Und was du gesündigt an Geld und Gut,
Hat billig bezahlet dein Fleisch und Blut.

August Apel.

Käferlied.

Es waren einmal drei Käferknaben,
Die thäten mit Gebrumm brumm brumm
In Thau ihr Schnablein tunken,
Und wurden so betrunken,
Als wär's ein Faß mit Rum.

Da haben sie getroffen an
Eine wunderschöne Blum Blum Blum,
Da wurden die jungen Käfer
Alle drei verliebte Schäfer
Und flogen um sie herum.

Die Blume, die sie kommen sah,
War grade auch nicht dumm dumm dumm.
Sie war von schlauem Sinne,
Und rief die Base Spinne:
„Spinn' mir ein Netzlein um!"

Die Baſe Spinne kroch heran
Und macht' die Beine krumm krumm krumm,
Sie ſpann ein Netz ſo feine
Und ſetzte ſich darein,
Und ſaß da mäuschenſtumm.

Und als die Käfer kommen an
Mit zärtlichem Gebrumm brumm brumm,
Sind ſie hinein geflogen,
Und wurden ausgeſogen,
Half ihnen kein Gebrumm.

Das Blümlein aber lachend ſprach,
Und kümmert' ſich nicht drum drum drum:
So geht's ihr lieben Käfer,
So geht's ihr lieben Schäfer
Trotz allem Summ und Brumm!"

Curioſe Geſchichte.

Ich bin einmal etwas hinausſpatziert,
Da iſt mir ein närriſch Ding paſſiert:
Ich ſah einen Jäger am Waldeshang,
Ritt auf und nieder den See entlang,
Viel Hirſche ſprangen am Wege dicht,
Was that der Jäger? — Er ſchoß ſie nicht,
Er blies ein Lied in den Wald hinein —
Nun ſagt mir ihr Leut, was ſoll das ſein?

Und als ich weiter hin fortspaziert,
Ist wieder ein närrisch Ding mir passiert:
In kleinem Kahn eine Fischerin
Fuhr stets am Waldeshange dahin,
Rings sprangen die Fische im Abendlicht
Was that das Mädchen? — Sie fing sie nicht,
Sie sang ein Lied in den Wald hinein —
Nun sagt mir ihr Leut, was soll das sein?

Und als eine Stunde ich fortspaziert,
Da ist mir das närrischste Ding passiert:
Ein leeres Pferd mir entgegen kam,
Im See ein leerer Nachen schwamm;
Und als ich ging an den Erlen vorbei,
Was hört ich drinnen? — Da flüsterten zwei,
Und 's war schon spät und Mondenschein —
Nun sagt mir ihr Leut, was soll das sein?

R. Reinick.

Weltgericht.

I.

Zum Wald zieht eine ernste Heeresschaar,
Mit dumpfen Klang der Pauken und der Pfeiffen;
Viel Banner wehen mit dem schwarzen Aar,
So tief gesenkt, daß sie den Boden streifen.

Und zwischen ihnen fesselklirrend gehn
Erbleichten Angesichts muß ein Verbrecher;
Gezwungen ist sein mattes Aug' zu sehn,
Wie ihn versengend trifft der Blick der Rächer.

Vor einem großen Grab wird Halt gemacht,
Umsonst nach Rettung seine Blicke suchen,
Da tritt ein Priester vor in bunter Tracht,
Ihm in den Tod hinüber noch zu fluchen.

Du Kind verruchter Eltern! geh dahin
Wo sich verbannte Seelen ruhmlos härmen,
Wo nie ein freundlich Licht hinunterschien,
Die frostdurchschau'rten Glieder d'ran zu wär-
men.

Im finstern Reich, bei Hela's grauser Kost
Sollst ewig über deinem Frevel brüten,
Wann ihre Ungeheuer, Elend, Frost
Und Hunger wird an deinem Leibe wüthen.

Hier oben aber, in dem Reich des Lichts,
Soll dein Gedächtniß und dein Name sterben,
Und deinen Stamm der Fluch des Böſewichts,
Dein düstres Erbtheil, jämmerlich verderben.

Zerbrochene Ringe, Zeichen deiner Schmach,
Nimm mit in deine abgeleg'ne Grube,
Und keine Seele frag' der Stätte nach,
Wo namenlos vergraben liegt ein Bube.

Verflucht sei, wen hierher sein Wille führt!
Verflucht, wer Blumen pflanzt an diesem Ort!
Verflucht sei, wer ein Bein von dir berührt!
Verflucht, wer's wagt zu flüstern Segensworte!—

Mit wüstem Jubel stimmt ihm bei das Heer,
Die Henker den vervehmten Mann ergreifen,
In schaudervoller Qual verblutet er
Beim wilden Lärm der Pauken und der Pfeifen.

Verächtlich zugeworfen wird sein Grab,
Mit Salz bestreut nach altem Brauch der Rache:
Nun ist's vorbei; die Rächer ziehen ab
Und heiße Schmach hält ihm die Todtenwache.

Doch kühlend über der verlassnen Brust
Streicht hin die Zeit mit ihren leisen Schwingen,
Allmählich auch mit tröstlich mildem Duft
Einsame Blumen aus dem Grunde dringen.

II.

Der Ruf geht in der Stadt herum:
Gefunden ist ein Alterthum!
Im Walde hat man, tief versteckt,
Ein altes Riesengrab entdeckt.
Neugierig zieh'n hinaus die Leute
Zu seh'n, was dieser Fund bedeute.
Da kommen Kenner weit und breit
Altklassischer und teutscher Zeit.
Arbeiter schaufeln mehr denn dreißig
Und wühlen in die Tiefe fleißig.
Was find't dort einer für ein Ding?
Schau, es ist ein zerbrochner Ring,
Und dann noch einer, auch zerbrochen,
Noch tiefer eine Handvoll Knochen,
Dabei ein Stück von rost'gem Eisen,
Doch weiter will sich nichts mehr weisen.
Weß Volkes ist wohl dieser Todte?
Ein Römer, Hunne oder Gothe?
Die Kenner stimmen überein,
Der Hügel müsse alttentsch sein.
Zwar gab nicht viel hervor sein Mund, —

Doch immer ein merkwürd'ger Fund;
Vielleicht ein eisenfester Held,
Im Frieden groß und stark im Feld,
Versenkt in würd'ger Einsamkeit
Ein Denkmal einfach großer Zeit.
Sein Rest sei ehrenvoll bewahrt
Bei andern Resten alter Art.

Das Salz ward nicht mehr aufgefunden,
Es war im Lauf der Zeit verschwunden.

Herrmann Kurtz.

Taillefer.

Normännerherzog Wilhelm sprach einmal:
„Wer singet in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer singet vom Morgen bis in die späte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das ist Taillefer, der so gerne singt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen schwingt,
Im Saale, wann er das Feuer schüret und facht,
Wann er Abends sich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog sprach: „ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,

Er treibt mein Rad und schüret mein Feuer gut,
Und singet so hell, das höhet mir den Muth."

Da sprach der Taillefer: „und wär' ich frei,
Viel besser wollt' ich dienen und singen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich singen und klingen mit Schild
und mit Schwert!"

Nicht lange, so ritt der Taillefer in's Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit
Schild.
Des Herzogs Schwester schaute vom Thurm in's
Feld,
Sie sprach: „dort reitet, bei Gott! ein statt-
licher Held."

Und als er ritt vorüber an Fräulein's Thurm,
Da sang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein
Sturm.
Sie sprach: „der singet, das ist eine herrliche
Lust:
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz
in der Brust."

Der Herzog Wilhelm fuhr wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engelland mit gewaltigem Heer.
Er sprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich fass' und ergreife dich,
Engelland!"

Als nun das Normannenheer zum Sturme
schritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:

„Manch Jährlein hab' ich gesungen und Feuer geschürt,
Manch Jährlein gesungen und Schwert und Lanze gerührt.

Und hab' ich Euch gedient und gesungen zu Dank:
Zuerst als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergönnet mir auf die Feinde den ersten Schlag!"

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und mit Speer,
Er sang so herrlich, das klang über Hastingsfeld,
Von Roland sang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erscholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze schwoll,
Da brannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer sang und schürte das Feuer gut.

Dann sprengt' er hinein und führte den ersten Stoß,
Davon ein englischer Ritter zur Erde schoß,
Dann schwang er das Schwerdt und führte den ersten Schlag,
Davon ein englischer Ritter am Boden lag.

Normannen sahen's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geschrei und mit Schildesklang.
Hei! sausende Pfeile, klirrender Schwerterschlag!
Bis Harald fiel und sein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm steckte sein Banner auf's blutige Feld,
Inmitten der Todten spannt' er sein Gezelt,
Da saß er am Mahle, den gold'nen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engelland.

„Mein tapfrer Taillefer! komm, trink mir Bescheid!
Du hast mir viel gesungen in Lieb und in Leid,
Doch heut im Hastingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang."

Uhland.

Fahr wohl!

„Sollst nicht um Liebe leiden den Tod,
Ich will dich retten aus Kerker und Noth!

Der König, mein Vater, zürnet dir sehr;
Ich liebe dich, rette dich über das Meer.

Ich kenne ein heimlich kräftiges Wort,
Ich werde ein Vogel und trage dich fort.“

Da wurde die Jungfrau ein edler Schwan,
Der Jüngling schlang sich am Hals hinan.

Da flogen die Beiden zur Burg hinaus,
Den Jüngling erfaßt ein tödtlicher Grauß.

Sie hielt ihn mit beiden Flügeln bewahrt,
Durch Wolken und Wetter ging ihre Fahrt.

Und als sie geflogen nur einen Tag,
Der Jüngling nicht mehr sich zu halten vermag.

Und als sie flog über Engeland
Da lößte sich matt die eine Hand.

Und als sie flog durch die zweite Nacht,
Da faßt er sie an mit der letzten Macht.

Und als sie flog über'm Felsenriff,
In wilder Angst er nach ihr griff.

Und als sie schwebten über dem Meer,
Da konnt' er sich helfen nimmermehr.

Es schlugen die Wellen an seinen Fuß,
Da rief er: o daß ich sterben muß!

Fahr wohl! Fahr wohl, du treuer Schwan!
Aus dem Nebel blickt der Tod mich an.

Dich hab' ich geliebet mit Allgewalt,
Fahr wohl, du zarte, du schöne Gestalt!

Ich stürze hinunter in Todesflut,
Treue Liebe, treuer Tod thun ewig gut!

Da lösten sich seine Hände leid',
Aufschrie das Meer vor Herzeleid;

Aus der Tiefe brachen die Wogen hervor,
Es brauste das Meer, es rief empor:

Fahr wohl, fahr wohl, du treuer Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!

Ich will legen und betten den Knaben dein
Zwischen Perlen und helles Edelgestein,

Mit blauem Sammet decken ihn zu,
Da soll er träumen in guter Ruh'!

Da soll er träumen bis zu der Stund,
Wo ihn erwecket dein süßer Mund!

Fahr wohl, fahr wohl, du schöner Schwan!
Weh dem, der euch solch Leid gethan!

Julius Mosen.

Waldorakel.

Ein Knabe mit seiner Lieben
Ging in den Eichenhain.
Sie hatten Kummer im Herzen,
Voll Liebe, keusch und rein.

Sie hatten Thränen im Auge,
Das lächelte sonst so gern.
Der Tag, von ihnen ersehnet,
War noch gar fern, ach fern.

Da ruft ein Vogel im Walde,
Weitschallend sein Kuku!
Der Knabe mit seinem Mädchen,
Die hören ihm Beide zu.

Dann ruft der Knabe: „Du Kuckuk,
Du sollst uns prophezeih'n!
Sag' an, du Waldprophete:
Wann werden wir uns frei'n?"

Und dreimal nach einander
Erschallt es im Walde laut.
„Drei Jahre sollen wir harren,
Dann bist du meine Braut."

Und wieder rief der Knabe:
Kuckuk, du weiser Mann,
Wie viel Erben werden wir zählen?
Das sage mir treulich an!"

D'rauf scholl die Prophetenstimme
Sechsmal wie Glockengeläut.
„Sechs Kinder werden wir küssen!"
Und die Augen senkte die Maid.

„Und wie lange werden wir leben?
Sing' uns der Jahre Zahl!"
Da rief der Vogel wieder,
Und rief unzähligemal. — —

Drei Jahre gingen vorüber,
Drei Jahr; eine lange Zeit,
Dann hat der liebende Jüngling
Sein treues Mädchen gefreit.

Sie gingen alle Jahre
Zum blühenden Hain im Mai,
Und ihre alte Liebe
Ward immer wieder neu.

Drei Knaben schenkte der Himmel,
Drei blühende Mädchen dazu,
Und lächelnd dachten die Eltern
An des Waldpropheten Kuku.

Einst schlichen zwei zitternde Alte
Zum blühenden Hain im Mai,
Und dachten vergangener Zeiten
Und liebten sich noch gar treu.

Und Kindeskinder umschlangen
Mit blühenden Kränzen das Paar,
Weil heute der guten Alten
Frohe goldene Hochzeit war.

Da sank' die Sonne nieder,
Den Hain verklärt ihr Strahl;
Es rief auch der Kuckuk wieder
Und ihnen — zum letztenmal.

Ludwig Bechstein.

Herr Ebbelin und die Nürnberger.

„Juchhe! der Ebbelin ist gefangen!
Bald wird er an Nürnbergs Thore prangen!“—
So jubelt der lustige Bürgersmann,
Dem Ebbelin manch Leid gethan. —

Herr Ebbelin war ein kecker Degen,
Seine Banner wehten auf allen Wegen,
Und wo des Ebbelins Banner ziehn,
Muß Alles weichen, und Alles fliehn.

Doch Nürnbergs stille Bürger fingen
Ihn einst in fein gelegten Schlingen,
Schlossen ihn tief in den Kerker ein,
Bald sollt' er ein Mann des Todes seyn.

Und als sein letzter Tag erschienen,
Und Nürnbergs Volk mit lust'gen Mienen
Hinauszieht, sprengt schnell wie der Wind
Daher zu Roß ein schönes Kind.

Es war Schön-Vertha auf Ebbelins Rosse —
Sie rauschte vorbei an dem staunenden Trosse,
Und rasch wie der feurige Blitzesschein,
Jagte sie in den Schloßhof hinein.

„Vernehmt, Ihr Bürger, Herrn Ebbelins Bitte!
‚Es gelüstet ihn noch nach lustigem Ritte
„Im geschlossenen Hof auf seinem Thier. —
„Des Sterbenden Bitte gewähret Ihr!“ —

Schön-Bertha spricht's, und eilt zurücke —
Herr Ebbelin dankt mit feur'gem Blicke —
Die Bürger sehen kein Arg' darin,
Und führen ihm gütig sein Jagdroß hin.

Herr Ebbelin reitet zu großem Vergnügen
Des Volks umher, doch die Blicke fliegen
Ueber die Mauer zu Bertha-Schön —
Er sieht sie winkend am Graben stehn.

Und als er langsam zum dritten Male
Den Hof umritten, — mit einem Male
Spornt er das Thier mit aller Macht,
Und ruft: „Nürnberger, habet Acht!"

Und als sie's kaum vernommen haben,
Da fliegt das Roß ob Mauer und Graben
Hinüber mit Ritter Ebbelin,
Und fort durch Feld und Wiesengrün.

Schön-Bertha wird schnell aufgenommen,
Und eh' noch die Nürnberger wahrgenommen,
Wie Alles geschehn, da ist er schon
Mit Liebchen und Roß dem Blick entflohn.

Den Nürnbergern wird entsetzlich bange —
Sie stehn erstaunt, und schauen lange
Die Mauer an und den Graben breit,
Und sprechen von großer Verwegenheit. —

H. Laube.

Die Lilien-Braut.

Vor des Kirchhofs öden Mauern —
Schwarz umgittert ihn das Thor, —
Und im heißen Mittag-Scheine
Blickten hell die Leichensteine; —
Spielte froh der Kinder-Schaar.

Horch, da knarrte leis' die Pforte,
Und, schneeweiß von Angesicht,
Trat ein Kind heraus mit Blumen —
Rosen, Lilien und Myrthen,
Bot es freundlich jedem an. —

Und die muntern Knaben griffen,
Nach der Rosen bunter Pracht;
Mädchen schmückten sich mit Myrthen
Banden wechselnd frische Kränze,
Spielten Bräutigam und Braut.

Lange stand das Kind, und Keines
Nahm der andern Blumen wahr;
Als ein Mädchen fromm und sittig,
Aus dem wilden Haufen nahte,
Eine Lilie sich erlas.

Und ein schnelles Lächeln zuckte
Auf des Kindes Angesicht;
Drauf, ihr leis die Stirne küssend,
Eilt es fort; — ein heimlich Grauen
Bebte durch des Mädchens Brust.

Neckend riefen ihr die andern:
Lilienbraut, komm Lilienbraut!
Doch sie eilte zu der Mutter,
Von dem schönen Kind erzählend,
Aengstlich froh und tief bewegt. —

Zwölfmal war der Lenz entflohen,
Und zur Jungfrau hold und zart,
Stand das Mädchen aufgesprossen;
Und von nah und ferne warben,
Jüngling' um Ihr Herz und Hand.

Keiner doch mocht' ihr gefallen,
Denn geheimer Schauder griff
In ihr Herz, sobald die Thränen
Heißer Sehnsucht es berührten,
Die mitleidig sie empfand.

Endlich siegt der Liebe Flehen
Und der Mutter ernster Rath;
Der der Treuste ihr geschienen,
Wird erwählt, und schüchtern krönen
Lieb' und Schaam den frommen Bund.

Anberaumt zur Hochzeitfeyer
War der Tag; glückwünschend nah'n
An dem Abend vor dem Feste,
Einen Kranz von Rosen bringend
Die Gespielinnen der Braut.

Da ergreift sie's tief im Innern,
Und der Kindheit frommer Geist
Rührt sie an, und lächelnd spricht sie:

Wißt ihr doch, nicht Rosen binden,
Sondern Lilien meinen Kranz.

Drauf, als still die Nacht gekommen
Und der Lärm des Tags verstummt,
Lockt, im Freyen Lustzuwandeln,
Sie der laue Sommerabend,
An des Freundes Arm.

Unvermerkt nach langem Irren
Stehn sie vor des Kirchhofs Thor;
Und im blassen Mondenscheine
Blinken rings die Leichensteine;
Ahnend schlägt des Mädchens Brust.

Offen steht die schwarze Pforte
Und ein tiefer Orgelton
Summet aus des Kirchlein's Hallen —
Zitternd in des Freundes Armen
Ruft die Jungfrau, laß uns flieh'n!

Aber kaum, daß sie's gesprochen
Schlüpfet sich ein langer Zug
Tiefverhüllteter Gestalten
An sie an, und nach dem Kirchlein
Reißt das Grausen sie mit fort.

Leis ertönt Gesang, und höher,
Immer höher steigt der Ton.
Immer tiefer sinkt die Orgel
Bis in höchster Höh' und Tiefe
Sich der Schall in nichts verliert.

Nun erfüllt sich vom Gedränge
Rings der Altar und das Chor;
Kinder, blaß, mit Todtenkronen
Ziehen durch die dichten Reihen,
Tragen einen Lilien-Kranz.

Und ein Jüngling schön und herrlich,
Aber bleich, wie frischer Schnee,
Tritt hervor, und mit Entsetzen
Sieht die Jungfrau jenes Kindes
Züg' in seinem Angesicht.

Drauf ein Priester naht dem Altar,
Und der schöne Jüngling eilt
Auf sie zu mit zücht'ger Sitte,
Fasset ihre Hand, und kalter
Schauer dringt durch ihr Gebein.

An des Freundes Brust geklammert
Ruft sie bang: er ist's, er ist's!
Starr hängt sie an seinen Blicken,
Als des Thurmes Glocke plötzlich
Schallt, und dumpf der Grund erbebt.

Und mit ängstlichem Gewimmer
Drängt die bleiche Schaar sich fort.
Finstre Stille wird's, kein Lüftchen
Rauscht: sprachlos in seinen Armen
Trägt der Liebende die Braut.

Keuchend eilt er durch die Pforte,
Die sich hinter ihm verschließt:
Da aus seinen Armen sinket
Todt die Jungfrau; eine Lilie
Duftet frisch an ihrer Brust.

Die Weiber von Weinsberg.

Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt
Soll seyn ein wackres Städtchen,
Soll haben, fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Kommt mir einmal das Freien ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frein.

Einstmals der Kaiser Conrad war
Dem guten Städtlein böse,
Und rückt' heran mit Kriegesschaar
Und Reisigengetöse,
Umlagert' es mit Roß und Mann,
Und schoß und rannte drauf und dran.

Und als das Städtlein widerstand,
Trotz allen seinen Nöthen,
Da ließ er, hoch von Grimm entbrannt,
Den Herold 'nein trompeten:
Ihr Schurken, komm ich 'nein, fürwahr!
So häng' ich auf die ganze Schaar.

Drob, als er den Avis also
Hinein trompeten lassen,
Gab's lautes Zetermordio,
Zu Hauf' und auf den Gassen,
Das Brot war theuer in der Stadt;
Doch theurer noch war guter Rath.

„O weh, mir armen Korydon!
O weh mir!" Die Pastores

Schrien: Kyrie Eleyson!
Wir gehn, wir gehn kapores!
O weh, mir armen Korydon!
Es juckt mir an der Kehle schon."

Doch wann's Matthä' am letzten ist,
Trotz Rathen, Thun und Beten,
So rettet oft noch Weiberlist
Aus Aengsten und aus Nöthen.
Denn Pfaffentrug und Weiberlist
Gehn über Alles, wie ihr wißt.

Ein junges Weibchen lobesan,
Seit gestern erst getrauet,
Gibt einen klugen Einfall an,
Der alles Volk erbauet;
Den ihr, so fern ihr anders wollt,
Belachen und beklatschen sollt.

Zur Zeit der stillen Mitternacht,
Die schönste Ambassade
Von Weibern sich in's Lager macht,
Und betteit dort um Gnade.
Sie betteit sanft, sie betteit süß,
Erhält doch aber nichts, als dieß:

„Die Weiber sollten Abzug han
Mit ihren besten Schätzen,
Was übrig bliebe, wollte man
Zerhauen und zersetzen."
Mit der Capitulation
Schleicht die Gesandtschaft trüb davon.

Drauf, als der Morgen bricht hervor,
Gebt Achtung! Was geschiehet?

Es öffnet sich das nächste Thor,
Und jedes Weibchen ziehet,
Mit ihrem Männchen schwer im Sack,
So wahr ich lebe! Huckevack. —

Manch Hofschranz suchte zwar sofort
Das Kniffchen zu vereiteln;
Doch Conrad sprach: „Ein Kaiserwort
Soll man nicht drehn noch deuteln.
Ha bravo! rief er, bravo so!
Meint' unsre Frau es auch nur so!"

Er gab Pardon und ein Bankett
Den Schönen zu Gefallen.
Da ward gegeigt, da ward trompet't,
Und durchgetanzt mit allen,
Wie mit der Bürgermeisterin,
So mit der Besenbinderin.

Ey! sagt mir doch, wo Weinsberg liegt!
Ist gar ein wackres Städtchen.
Hat, treu und fromm und klug gewiegt,
Viel Weiberchen und Mädchen.
Ich muß, kommt mir das Fr.ien ein,
Fürwahr, muß eins aus Weinsberg freln!

Bürger.

Der König und das Meer.

Es stand ein greiser König
Auf hohem Felsenschloß,
Er fühlte sich so mächtig,
So sicher und so groß.

Er ließ die Augen schweifen
Durch die Lande ringsumher,
Und schaut mit stolzen Blicken
Tief unter sich das Meer.

„Das Alles ist mein eigen,
Die Wälder grün belaubt —
Vor meinem Scepter neigen
Die Berge ihr stolzes Haupt.

Du großes Meer da unten,
Da brande nur immer zu,
Und stürme gegen den Felsen,
Ich seh' es an in Ruh'."

Und wie es ausgesprochen
Der stolze Königsmund,
Da war schon lange durchbrochen
Des alten Felsens Grund.

Und wie er stand da oben,
Da sank das Felsenschloß,
Mit ihm der greise König
Hinab in Meeres Schooß.

Kosten.

Liebe.

Sie saß an seinem Hügel,
Und weinte bitterlich;
Die bunten Blumen, wie zum Trost,
Bewegten leise sich;
Tief in der Zweige Dunkel,
Da sang die Nachtigall,
Und Heil und süßer Friede
Lag auf dem weiten All.

Da kam mit langsam'n Schritten
Ein sehr gelehrter Mann,
Der sah das tiefbetrübte Kind
Mit ernster Miene an,
Und sprach: „Was fehlt Dir, Dirne,
Daß Du so bitter weinst,
Und Gottes schönen Frühling
Zu übersehen scheinst?"

„Was frommt mir doch der Frühling!"
Sprach sie und weinte zu;
„Nicht singt mir meinen heißen Schmerz
Die Nachtigall in Ruh'!
Hier unten liegt mein Liebster,
Wo meine Thräne fällt;
Den hab' ich doch geliebet
Ueb'r Alles in der Welt!"

„So weine fort, die Thräne"
Sprach drauf der weise Mann,
„Ist aus des Lethe Strom geschöpft,
Daß man vergessen kann." —

„Kann Das die Thräne?" fragte sie,
„Vergessen? Ihn? Den Freund?"
Drauf trocknet sie ihr Auge schnell,
Und hat nie mehr geweint. —

Glassbrenner.

Psalm.

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel!"

Auf allen diesen Welten, leuchtenden, und erleuchteten,
Wohnen Geister an Kräften ungleich, und an Leibern;
Aber alle denken Gott, und freuen sich Gottes.
„Geheiliget werde dein Name."

Er der Hocherhabne,
Der allein ganz sich denken
Seiner ganz sich freuen kann,
Machte den tiefen Entwurf
Zur Seligkeit aller seiner Weltbewohner.
„Zu uns komme dein Reich."

Wohl ihnen, daß nicht sie, daß er,
Ihr Jetziges, und ihr Zukünftiges ordnete.

Wohl ihnen, wohl!
Und wohl auch uns!
„Dein Wille geschehe,
Wie im Himmel, also auch auf Erden."

Er hebt mit dem Halme die Aehr' empor;
Reifet den goldnen Apfel, die Purpurtraube;
Weidet am Hügel das Lamm, das Reh im Walde:
Aber sein Donner rollet auch her,
Und die Schlosse zerschmettert es
Am Halme, am Zweig', an dem Hügel, und im Walde:
„Unser tägliches Brodt gieb uns heute."

Ob wohl hoch über des Donners Bahn
Sünder auch, und Sterbliche sind?
Dort auch der Freund zum Feinde wird?
Der Freund im Tode sich trennen muß?
„Vergieb uns unsere Schuld,
Wie wir vergeben unseren Schuldigern."

Gesonderte Pfade gehen zum hohen Ziel,
Zu der Glückseligkeit;
Einige krümmen sich durch Einöden,
Doch selbst an diesen sproßt es von Freuden auf,
Und labet den Dürstenden.
„Führ' uns nicht in Versuchung,
Sondern erlös' uns vom Uebel."

Anbetung dir, der die große Sonne
Mit Sonnen, und Erden, und Monden umgab,
Der Geister erschuf;
Ihre Seligkeit ordnete;

Die Aehre hebt;
Der dem Tode ruft;
Zum Ziele durch Einöden führt, und den Wanderer labt,

Anbetung dir!
„Denn dein ist das Reich, und die Macht,
Und die Herrlichkeit. Amen.“

Klopstock.

Nähe des Geliebten.

Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer
Vom Meere strahlt;
Ich denke dein, wenn sich des Mondes Flimmer
In Quellen mahlt.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfem Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh' ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seist auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wärst du da!

An den Mond.

Füllest wieder Busch und Thal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß
Und die Treue so.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Rausche, Fluß, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu;

Wenn du in der Winternacht
Wüthend überschwillst:
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,

Was, von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Bundeslied.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb' und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein!
Uns hält der Gott zusammen,
Der uns hierher gebracht.
Erneuert unsre Flammen,
Er hat sie angefacht!

Es glühet fröhlich heute,
Seid recht von Herzen eins!
Auf, trinkt erneuter Freuden
Dies Glas des ächten Weins!

Auf, in der holden Stunde
Stoßt an, und küsset treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu.

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drin?
Genießt die freie Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt;
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freiem Lebensblick;
Und Alles, was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt,
Und bleiben lange, lange!
Auf ewig so gesellt.

Göthe.

Klausrock's Poesie.

Auf! und lustig klingt und klingt!
Brüder, laßt uns leben!
Seht, wie er so golden blinkt,
Geist kerndeutscher Reben!
Nie auf unsern deutschen Tisch
Komm' ausländisches Gemisch!
Wir sind Herrmann's Söhne!

Chor. Nie auf unsern deutschen Tisch u. s. w.

Luther war doch auch kein Thor,
Stark, wie deutsche Trauben!
Er ging uns im Trinken vor,
Wie im wahren Glauben:
„Wer nicht liebt Wein, Weib und Sang,
Bleibt ein Narr sein Lebenlang!"
Wir sind keine Narren!

Chor. „Wer nicht liebt Wein" u. s. w.

Fort, wer sich mit Wissen bläht,
Wie der Frosch der Fabel,
Selbst in Gottes Majestät
Steckt den dummen Schnabel!
Glaubt mir, die Philosophei
Ist doch eitel Träumerei!
Fort mit ihr zum Henker!

Chor. Ja, ja die Philosophei u. s. w.

Sankt Copernikus und, wie
All' die Himmelsstürmer

Heißen auf es, us und i,
Schmaußten doch die Würmer!
Ob sich unser Erdball dreht,
Oder mäuschenstille steht? —
Mir scheint er zu drehen!

Chor. Ob sich unser Erdball dreht u. s. w.

Fort, wer Glaubensmeuterei
Zetteln will und murken!
Kirche sind wir, nicht Partei!
Fort, du Schurk zu Schurken!
Bist du Mensch, so bist du Christ!
Lutheraner und Papist,
Trinkt aus einem Glase!

Chor. Bist du Mensch u. s. w.

Und so sitzt man traulich hier,
Wackrer Wirth sammt Gästen!
Hinter'm Ofen, glaubt es mir,
Sitzt sich's doch am besten!
Narren, die nach Welschland geh'n
Dort das alte Zeug zu seh'n,
Und vor'm Dolch zu zittern.

Chor. Narren, die nach Welschland u. s. w.

Wirft uns Jemand Plumpheit vor,
Marsch mit ihm in's Kloster!
Da gehört er hin, der Thor!
Fort an's Paternoster!
O wie sind wir so gescheidt!
Herrlich aufgeklärte Zeit!
Weg mit Pfaff und Mönchen!

Chor. O wie sind wir u. s. w.

Eulen, sonnenscheu und dumm,
Laßt im Finstern schaffen!
Wir sind Menschen, eben d'rum
Sind wir keine Affen!
Komm' ein neuer Hildebrand,
Unser Vischen Hausverstand
Soll uns Niemand rauben.

Chor. Komm' ein neuer u. s. w.

Wetzel.

Welt und Ich.

Wo auf Weltverbesserung
Wünsche kühn sich lenken,
Willst du nur auf Wässerung
Deines Wieschens denken?

Wenn man erst die Welt gemacht
Ganz zum Paradiese,
Kommt's von selber übernacht
Auch an deine Wiese.

Doch es muß zum großen Hort
Bei das Kleinste tragen;
Hast du nicht ein gutes Wort
Etwa mit zu sagen?

Auch das Wort ist eine That,
Wie sich mancher rühmet,
Und ein Hauch des Frühlings hat
Stets die Welt verblümet. —

Blühe, was da blühen mag,
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Fr. Rückert.

Der Musikant.

Ich bin ein Musikant!
Manch Liedchen hab ich euch beschert,
Und wenn ihr fragt, wer mich's es lehrt:
Das thun die Vöglein in dem Feld,
Die kleinen Stern' am Himmelszelt,
Die munt'ren Wellen in dem Bach,
Die singen's vor, ich sing' es nach;
Ich bin ein Musikant.

Ich bin ein Musikant!
Und wem ich sing' die Liedlein schön,
Das mag ich offen euch gesteh'n:
Dem Kätchen gestern, dem Gretchen heut,
Viel Andern wohl zu and'rer Zeit.
Mein Herz, und ist es auch nur klein,
Geht doch die ganze Welt hinein:
Ich bin ein Musikant.

Ich bin ein Muſikant!
Und ſo, ſo geht's Tag ein Tag aus,
Sing' ich mein Lied von Haus zu Haus.
Warum ich ſing', das weiß ich nicht,
Doch ſprach' der Herr im Himmelslicht:
„Stell er ſein thöricht Singen ein,"
Ich ſpräche: Herr, es kann nicht ſein,
Ich bin ein Muſikant.

A. Sedus.

Hahnenlied.

Wollt ihr 'nen guten Hahnen ſehn?
Kikeriki :,:
Erſchallt im Hof ſein munt'res Krähn
Des Morgens früh.
Ei wie ſcharmant er
ſich blähet!
Ei wie galant er
ſich drehet!
Lockt er die Weiblein heran:
Tuk, tuk, tuk :,:
Froh wie der Groſſultan,
Frei vom Pantoffel und Hörnerſchmuck!

Trägt er den Kamm ſo hoch,
Mag es ein Sultan doch!
Soll er nicht ſtolz ſich blähn?
Iſt ja ein Souverän!

Wollt ihr 'nen klugen Hahnen sehn?
Sieh, sieh! Ei, ei! :,:
Erschallt bei jedes Windes Wehn
Vom Thurm sein Schrei!
Ei wie so hell er
doch spähet!
Ei wie so schnell er
sich drehet!
Merkt er den wechselnden Wind:
Hopp, hopp, hopp :,:
Macht er die Volte geschwind
Leise herum in gestrecktem Galopp!

Ja, wer da hoch will steh'n,
Muß nach dem Wind sich dreh'n,
Und von sich selbst dabei
Machen ein groß Geschrei!

Wollt ihr mein liebstes Hähnlein sehn?
Hähnlein im Sound! :,:
Ihr hört weder schrei'n noch kräh'n
Den stillen Mund.
Drunten in dustern
Gewölben
Hört ihr nur flüstern
denselben
Lich einen traulichen Gruß:
Gluk, gluk, gluk! :,:
Ladend zum seligen Kuß,
Küssend befreit vom irdischen Druck!

Hähnlein, ach flüstre fort,
Gluk, gluk, gluk, süßes Wort!
Gluk, gluk, gluk, Kuß auf Kuß!
Das ist des Liedes Schluß!

v. Marc.

Lieder.

Nicht daß man lebe, sondern wie,
Ist Mannes würd'ges Streben.
So lang mir Leben Gott verlieh,
Will ich's lebendig leben.

Nicht hier in die Vergangenheit,
Dort in die Zukunft schwärmen;
Im Augenblick die Ewigkeit
Genießen ohne Härmen.

Wann du in's Nichts dich tauchest ein,
Wird deinen Durst es kühlen;
Doch schmählich ist es, da zu seyn,
Und nicht sein Daseyn fühlen.

Höre, junge Vogelbrut,
Eines Alten Lehren!
Menschenwitz weiß bös und gut
Täuschend zu verkehren.

Nah' du weder jenem Ort,
Wo sie hin dich locken,
Noch, wo sie dich scheuchen fort,
Flieh sogleich erschrocken.

Denn, wo ihr die Lockung seht,
Dort will man euch haschen;
Aber wo die Scheuche steht,
Dürft ihr ruhig naschen.

Hinter Scheuchen könnt ihr still
Eben euch verstecken,
Denn wo man euch fangen will,
Wird man euch nicht schrecken.

Die schönste Morgenröthe stand
Ob meiner Jugend Träumen;
Ich streckt' im Spiel empor die Hand,
Und ließ sie Gold umsäumen.

Dann kam ein heißer Lebenstag,
Der Frühduft war verschwunden,
Und die Erinnerung selbst erlag
An euch, verträumte Stunden.

Nun ist es mir, als ob den Gruß
Die Freundin wieder böte,
Als ob sich unter ihrem Kuß
Neu jeder Wipfel röthe.

Und hoffest du, was ab und todt,
Sey wieder angekommen?
Und ist es nicht das frühe Roth,
Das späte sey willkommen.

Komm, Morgenrothes Widerschein,
Du sanfte Röth' im Abend!
Du führst zur ew'gen Jugend ein,
Die irdische begrabend.

Fr. Rückert.

Nachtgesang.

Wenn Liebe, wie Rosen und Reben,
Das Leben umgrünt und umblüht,
Da lebt sich lieblich das Leben
An Geist und an Gemüth.

Da öffnet sich jeder Gedanke
Im Augenblicke sogleich:
Drei Trauben an Einer Ranke,
Drei Rosen an Einem Zweig.

Die Rübin Sorge verschwindet
Von Aug' und Wangen hinweg;
Ihr Feind, der Frohsinn findet
Zum Himmel Leiter und Steg.

So hab' ich in himmlischer Wonne
Noch spät um Mitternacht
Dir, meines Lebens Sonne,
Den Gruß der Liebe gebracht.

Morgenlied.

Die Sterne sind erblichen
Mit ihrem güld'nen Schein.
Bald ist die Nacht entwichen,
Der Morgen dringt herein.

Noch waltet tiefes Schweigen
Im Thal und überall;
Auf frischbethauten Zweigen
Singt nur die Nachtigall.

Sie singet Lob und Ehre
Dem hohen Herrn der Welt,
Der über'm Land und Meere
Die Hand des Segens hält.

Er hat die Nacht vertrieben.
Ihr Kindlein, fürchtet nichts!
Stets kommt zu seinen Lieben
Der Vater alles Lichts.

Hoffmann von Fallersleben.

Historie von Noah.

Als Noah aus dem Kasten war,
Da trat zu ihm der Herre dar;
Der roch des Noäh Opfer fein,
Und sprach: „Ich will Dir gnädig sein,
Und weil Du ein so frommes Haus,
So bitt' Dir selbst die Gnaden aus."

Fromm Noah sprach: „„Ach lieber Herr,
Das Wasser schmeckt mir gar nicht sehr,
Dieweil darinn ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

Drum möcht' ich armer, alter Mann,
Ein anderweit Getränke ha'n!'" —

Da griff der Herr in's Paradies,
Und gab ihm einen Weinstock süß:
Und sprach: „Den sollt du pflegen sehr!"
Und gab ihm guten Rath und Lehr',
Und wies ihm Alles so und so,
Der Noah ward ohn' Maßen froh.

Und rief zusammen Weib und Kind,
Darzu sein ganzes Hausgesind,
Pflanzt Weinberg' rings um sich herum;
Der Noah war fürwahr nicht dumm!
Baut' Keller dann, und preßt den Wein,
Und füllt ihn gar in Fässer ein.

Der Noah war ein frommer Mann,
Stach ein Faß nach dem andern an,
Und trank es aus, zu Gottes Ehr':
Das macht' ihm eben kein' Beschwer.
Er trank, nachdem die Sündfluth war,
Dreihundert noch und fünfzig Jahr.

Nützliche Lehre.

Ein kluger Mann hieraus ersieht
Daß Weins Genuß ihm schadet nicht;
Und item, daß ein guter Christ
In Wein niemalen Wasser gießt:
Dieweil darin ersäufet sind,
All' sündhaft Vieh und Menschenkind.

August Kopisch.

Irrthum.

Die Geisterstunde tönte
Vom Sanct Georgenthurm,
Der Regen stürzte hernieder,
Nach Noten heulte der Sturm.

Ich saß in meiner Kammer
Und schrieb ein Frühlingslied:
Wie hold der Zephyr fächelt,
Und Ros' und Lilie blüht.

Ich trug am nächsten Morgen
Die Verse der Gräfin hin,
Die fand sie niedlich und meinte,
Sie hätten viel kindlichen Sinn.

„Gewiß die Frucht des Frühlings,
Der Ihnen hold gelacht?"
„„Nein, Gräfin, in meiner Kammer
Schrieb ich sie diese Nacht.""

„Ja, Bester, das sieht man: die Verse
Sind ganz nach Wintermanier!"
„„Erlauben Sie, Gnädige," rief ich,
„„Der Frühling blüht immer in mir!""

Der Glückliche.

„Arabella! Arabella!
Laßt Euch doch ein wenig rühren!
Wollt Ihr mich nicht, Euren Treuen,
Liebend durch dies Leben führen?"

„„Don Alonso! Don Alonso!
Geht nach Hause, guter Ritter!
Ihr erkältet Euch, Verehrter,
Harrt Ihr länger hier am Gitter.""

Don Alonso, hoch beglücket,
Eilt davon mit flücht'ger Sohle.
„Ach, sie will nicht" — seufzt er selig —
„Daß ich mir den Schnupfen hole!"

Die Trauernde.

Der Kirchhof vor meinem Fenster
Ist ein stiller und lustiger Ort,
Da liegen die Todten begraben,
Und die Lebenden lustwandeln dort.

Und neulich wurde ein Jüngling
Dem dunklen Grabe vertraut;
Ihm folgten klagend die Eltern,
Ihm folgte klagend die Braut.

Und die Braut bekränzte den Hügel
Mit Blumen, von Thränen so feucht,
Und kommt des Abends zum Grabe,
Dort harrend, bis Hesper erbleicht.

Damit sich die Arme nicht fürchtet,
Besucht jeden Abend das Grab
Ein Jüngling, der tröstet sie freundlich,
Und trocknet die Thränen ihr ab.

W. Fischer.

Hans Gerstenkorn.

Es hatten sich drei Könige
Verbunden in der Noth,
Und diese schwuren feierlich
Hans Gerstenkorn den Tod.

Sie pflügten ihn wohl um und um,
Und häuften alle drei
Viel Erde drauf und schwuren jetzt,
Daß er gestorben sei.

Doch als der sanfte Lenz erschien,
Und Regen fiel herab,
Durchbrach, o Wunder! Gerstenkorn
Frisch und gesund sein Grab,

Und als der heiße Sommer kam,
Da ward er stark und schön;

Zu seinem Schutze war sein Haupt
Mit Lanzen wohlversehn.

Doch bei des Herbstes mildem Rahn,
Ward er gebückt und bleich,
Zu neuem Kriege rüsteten,
Die Feinde sich sogleich.

Versetzten ihn mit Sensen, scharf
Und lang, den Todeshieb;
Auf einen Wagen banden sie,
Ihn fest wie einen Dieb.

Sie legten auf die Erde ihn,
Und prügelten ihn sehr,
Und tauchten ihn in's Wasser dann,
Ob er ein Schwimmer wär.

In neuen Leiden trieb er sich,
Bei'm Trocknen nun herum;
Zeigt' irgend sich ein Lebenskeim,
So wandte man ihn um.

In Oefen wurd' er dann gedörrt;
Jedoch am schlimmsten war
Ein böser Müller, der zerrieb
Auf einem Stein ihn gar.

Man zapft' ihm auch sein Herzblut ab,
Bot sich's einander an;
Und je begieriger man trank,
Je froher wurde man.

Hans Gerstenkorn war von Natur
Voll Kraft und Lebensglut;

Und wer sein Blut gekostet hat,
Der findet neuen Muth.

Er heitert Jeden auf, indeß
Er selbst sein Leid vergißt;
Und manches Auge lächelt schon,
Da noch die Thräne fließt.

Laßt leben drum Hans Gerstenkorn,
Und trinkt die Gläser leer!
Verlöschen soll sein reicher Stam
In Deutschland nimmermehr.

W. Achat.

An einen milden Winter.

Du alter Winter schäme dich!
Wie hast du dich verwandelt,
Und deine starre Männlichkeit
Vertändelt und verhandelt!

Wo ist dein blanker Schild von Eich
Dein Köcher voller Schloßen,
Dein Harnisch, von der Sonnengluth
Machtlosem Pfeil beschossen?

Gebunden liegst du, wie ein Kind
Ohnmächtig in dem Grase;
Die schlauen Weste spielen dir
Muthwillig auf der Nase;

Und zupfen dir den grauen Bart —
Die ungezog'nen Bübchen. —
Und streu'n dir Blumen auf den Kopf,
Und schaden dir ein Rübchen.

O raffe auf die alte Kraft
Und schüttle deine Locken,
Und blase ihnen das Gesicht
Voll Eis und kalter Flocken.

Bedenken.

In die Kirche wollt' ich geh'n,
Ein Gebet zu lallen,
Ob es möchte in den Höh'n
Gott dem Herrn gefallen.

Doch verschlossen war das Thor,
Weil ich mich verspätet,
Flugs besonnen hab' davor
Brünstiglich gebetet.

Und der Vogel von der Lind'
Sang sein Lied dazwischen,
Auch begann der Abendwind
Sich darein zu mischen.

Wie wir drei in Einigkeit
Gott den Herrn gepriesen:
Sollt' es wohl die frommen Leut'
In der Kirch' verdrießen?

Der Dom.

Ich war in einem Dome,
Der war so groß und schön,
Wie ich ihn nicht in Straßburg
Und nicht in Cölln gesehn.

Viel hundert grüne Säulen
Die ragen drin empor,
Und viele tausend Sänger,
Die singen laut im Chor.

Ein Säuseln und ein Flüstern
Geht durch des Domes Raum,
So süß und schmeichelnd linde
Wie holder Kindheit Traum.

Oft klingt auch eine Orgel,
Und brauft so mächtig stark,
Daß selbst des Domes Säulen
Erzittern bis in's Mark.

Ein unsichtbarer Priester,
Der predigt Tag und Nacht
Von Gottes Wunderwerken,
Von seiner Güt' und Macht.

Und was das Allerschönste
An diesem Dome ist:
Ein Jeder kann drinn beten,
Türk', Jude oder Christ!

Der Nibelungenhort.

Es war einmal ein König,
Ein König an dem Rhein,
Der liebte nichts so wenig
Als Hader, Gram und Pein.—
Es grollten seine Degen
Um einen Schatz im Land,
Und wären fast erlegen
Von ihrer eig'nen Hand.

Da sprach er zu den Edlen:
Was frommt euch alles Gold,
Wenn ihr mit euren Schädeln
Den Hort erkaufen sollt?
Ein Ende sei der Plage,
Versenkt es in den Rhein;
Bis zu dem jüngsten Tage
Mag's da verborgen sein!

Da senkten es die Stolzen
Hinunter in die Fluth:
Es ist wohl gar geschmolzen,
Seitdem es da geruht;
Vermählet mit den Wellen
Des Strom's, der drüber rollt,
Läßt es die Trauben schwellen,
Und glänzen gleich wie Gold.

Das doch ein Jeder dächte
Wie dieser König gut,
Auf daß kein Leid ihm brächte
Um seinen frohen Muth.

So senkten wir hinunter
Den Kummer in den Rhein,
Und tränken froh und munter
Von seinem gold'nen Wein.

W. Wackernagel.

Idyllischer Tanz.

Auf Spielmann! und stimme
Die Cither zum Tanz!
Schon schmücket mein Liebchen
Der bräutliche Kranz.
Laß tönen die Saiten,
Laß rauschen dahin
Die Cither zum Tanze
Der Schäferinn.

Sie tanzt, sie tanzt
So sanft, so hold;
Es knistert im Kranze das blinkende Gold.
Sie tanzt, sie tanzt ꝛc.
ꝛc. ꝛc.

Nun hurtig, Ihr Burschen,
Im Kreise herum!
Es tönet die Cither,
Juchheißa sidum!
Wir wechseln die Hände,
So wechselt das Glück.
Nun tanzen wir wieder
Den Kreis zurück.

Bald ab! bald auf!
Bald auf! bald ab!
Ich schwinge mein Liebchen, wir tanzen hinab.
Bald auf! bald ab!
Bald ab! bald auf!
Ich schwinge mein Liebchen, wir tanzen herauf.

Nun machet die Kette!
Es irre die Hand
Von Einem zum Andern,
Ein kreuzendes Band!
So kreuzt sich das Leben,
So irrt es umher,
Als wenn es im Tanze
Die Kette wär'.

Bald ab! bald auf!
Bald auf! bald ab!
Ich schwinge mein Liebchen ꝛc.
ꝛc. ꝛc.

Zur Runde! zur Runde!
Es schlinge die Hand
Von Einem zum Andern
Ein einziges Band.
Die Menschen sind Brüder,
Sind alle sich gleich,
Es knüpft an einander
Sich Arm und Reich.

Brecht ab! es tanz'
Zur Schäferinn

Auf flüchtigen Sohlen der Schäfer hin!
Bald hier, bald dort,
Bald dort, bald da
Sind immer sich Schäfer und Schäferinn nah.

Das Leben verrauschet,
Die Blume verblüh't,
Die Freundschaft erkaltet,
Die Liebe verglüh't.
Und nah't sich das Ende
Und geht es hinab,
So treten wir fröhlich
Im Walzer ab.

Und Paar bei Paar,
Und Hand in Hand,
So wandelt man schöner ins bessere Land.
Und ist's vorbei
Und welkt der Kranz,
So war nur das Leben ein Schäfertanz.

F. *Bresemann.*

Des Jägers Traum.

Im Walde steht ein Eichenbaum,
Der zählt wohl hundert Jahr.
Darunter sitzt im Schattenraum
Ein junges Liebespaar:
Der Jäger und sein Mädchen.

Sie drücken sich, sie küssen sich
Und thun den alten Schwur:
„Ich liebe bis zum Tode Dich;
Halt' Du die Treue nur!"
Der Jäger und sein Mädchen.

Im Walde steht ein Eichenbaum
Ist älter um ein Jahr.
Darunter sitzt in tiefem Traum
Ein lebensmüder Narr:
Der Jäger sitzt alleine.

Die Rehe springen hin und her,
Der Jäger sieht nicht auf;
Am Boden liegt sein gut Gewehr,
Er blicket finster drauf.
Die Sonne ist verschwunden.

Die Sonne gab den letzten Kuß
Dem hohen Eichenbaum.
Der Jäger that den letzten Schuß,
Und endet seinen Traum,
Den Traum von Lieb' und Treue.

F. H. Truhn.

Oben ab!

Deutsche Weine in dem Keller,
Deutsche Lieder in der Brust!
Und die Sorgen und die Heller
Schwimmen fort im Strom der Lust.

Schwimmet nur in meinem Rheine!
Lauter brauset jeder Fluß,
Wenn er über harte Steine
Seine Wellen treiben muß.

Was im tiefen Grunde liege,
Macht mich heute noch nicht bang;
Denn ich habe zur Genüge
Nachzugießen Wein und Sang.

Auf den gold'nen Spiegelflächen
Perlt der Freude frischer Schaum.
Lasset oben ab uns zechen!
Ohne Schaum kein schöner Traum.

Und wer in den Grund will schauen,
Sieht sein eigenes Gesicht:
Helle Stirne, glatte Braunen,
Rebelloses Augenlicht.

Sollt' ich in der Tiefe wühlen
Um zu trinken trüben Wein?
Ehe wir die Hefen fühlen,
Muß der Saft getrunken sein.

W. Müller.

Gedruckt bei C. Feister.

Inhalt.

	Seite
Abdallah. Von A. v. Chamisso . . .	5
Einkehr. Von Uhland	14
Der treue Gefährte. Von Anastasius Grün	15
Das Gewitter. Von v. Seit	17
So oder So!	20
Die Königswahl. Von Castelli . . .	22
Die Blumenkönigin in ihrem Reiche. Von E. Braun	29
Löwenritt. Von F. Freiligrath . . .	31
Johannes Kant. Von G. Schwab . .	34
Traumbild. Von H. Heine	39
Die Grenadiere. Von demselben . . .	45
Die beiden Spieler. Von J. Seidl . .	47
Drei Seefahrer. Von E. A. v. Mühlbach	50
Bramarbas. Von Langbein	52
Der letzte Dichter. Von A. Grün . .	57
Der Schmetterling. Von Nicolaus Lenau	60
Die drei Paternoster. Von August Apel	61
Käferlied. Von R. Reinick	65
Curiose Geschichte. Von Demselben . .	66
Weltgericht. Von Herrmann Kurtz . .	67
Tafelleser. Von Uhland	70
Fahr wohl! Von Julius Mosen . . .	73
Waldorakel. Von Ludwig Bechstein . .	75
Herr Ebbelin und die Nürnberger. Von H. Laube	78
Die Lilien-Braut	80
Die Weiber von Weinsberg. Von Bürger	84
Der König und das Meer. Von Kosten .	87
Liebe. Von Glaßbrenner	88
Psalm. Von Klopstock	89
Nähe des Geliebten. — An den Mond. — Bundeslied. Von Göthe	91
Klausrock's Poesie. Von Wetzel . . .	95
Welt und Ich. Von Rückert	97
Der Musikant. Von A. Sebus . . .	98

Seite
Hahnenlied. Von v. Maré 99
Lieder. Von Fr. Rückert 101
Nachtgesang. — Morgenlied. Von Hoffmann v. Fallersleben 103
Historie von Noah. Von August Kopisch 104
Irrthum. — Der Glückliche. — Die Trauernde. Von W. Fischer 106
Hans Gerstenkorn. Von W. Achat . . 106
An einen milden Winter. — Bedenken. — Der Dom. Von Kosten 110
Der Nibelungenhort. Von Wackernagel 113
Idyllischer Tanz. Von F. Bresemann . 114
Des Jägers Traum. Von F. H. Truhn 116
Oben ab! Von W. Müller 117

Taschenbuch

für

ernste und heitere Poesie.

Eine

Auswahl deutscher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Drittes Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'sche Buchhandlung.

(Louis Ritze.)

Des Sängers Fluch.

Es ſtand in alten Zeiten ein Schloß, ſo hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin ſprangen friſche Brunnen in Regenbogenglanz.

Dort ſaß ein ſtolzer König, an Land und Siegen reich,
Er ſaß auf ſeinem Throne ſo finſter und ſo bleich;
Denn was er ſinnt, iſt Schrecken, und was er blickt, iſt Wuth,
Und was er ſpricht, iſt Geißel, und was er ſchreibt, iſt Blut.

Einſt zog nach dieſem Schloſſe ein edles Sängergvaar,
Der Ein' in gold'nen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der ſaß auf ſchmuckem Roß,
Es ſchritt ihm friſch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „nun sei bereit,
mein Sohn!
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prachtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin, süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll,
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie sangen von Lenz und Liebe, von sel'ger gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Mannerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,

Sie ſingen von allem Hohen, was Menſchenherz erhebt.

Die Höflingsſchaar im Kreiſe verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, ſie beugen ſich vor Gott,
Die Königin, zerfloſſen in Wehmuth und in Luſt,
Sie wirft den Sängern nieder die Roſe von ihrer Bruſt.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König ſchreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft ſein Schwerdt, das blitzend des Jünglings Bruſt durchdringt,
Draus, ſtatt der gold'nen Lieder, ein Blutſtrahl hochauf ſpringt.

Und wie vom Sturm zerſtoben iſt all' der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in ſeines Meiſters Arm,
Der ſchlägt um ihn den Mantel und ſetzt ihn auf das Roß,
Er bindt ihn aufrecht feſte, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er ſeine Harfe, ſie, aller Harfen Preis,

An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite noch Gesang,
Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und scheuer Sclavenschritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeist zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieses Todten entstelltes Angesicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell versiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! Du Fluch des Sängerthums!
Umsonst sei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhm's,
Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen sind zerstört

Noch Eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Und rings, statt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verstreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch.

Uhland.

Die Sünderin.

Einsam liegt ein Häuschen, abgelegen
Hart am Meer, das an die Wände brauft,
Daß sie ewig zitternd sich bewegen,
Wie so manches Herz, das drinnen hauft.

Dieses niedre Pförtlein, will's nicht deuten,
Daß nur Niedres ungehemmt hier zieht,
Doch der Reinheit Kranz beim Drüberschreiten
Leicht vom Haupt sich abstreift und verblüht?

Denn ein Tempel ist's, der Sünd' erschlossen! —
Und doch seht, wie glänzt das Frührot drauf,
Daß es, wie aus reinem Gold gegossen,
Ragt als heil'ger Sonnentempel auf!

Horch, des schmalen Fensters Flügel klingen!
Und es blickt, mit welkem Rosenstrauß,
Fahlem Kranz und schlaffen Lockenringen
Eine Priest'rin dieses Dom's heraus.

Blaß sind ihrer Wangen kalte Flächen,
Wie des Richters weißes Pergament,
Das des Schuldigen geheimst Verbrechen
Und zugleich sein strenges Urtheil nennt.

Wie so matt die trüben Augen schimmern!
Fast wie Kerzen, über Nacht gebrannt,
Die nun kärglich, fahl und müde flimmern,
Seit der goldgelockte Tag erstand.

Blumen prangen dort in bunten Farben,
Die begießt sie jetzt, daß fort sie blühn; —
Wenn im Herzen schon die Blumen starben,
Laßt man gern sie vor den Fenstern glühn.

Zwischen Rosen, Amveln, Engelchören,
Steht ein Bild der Himmelskönigin;
Dort der ew'gen Lampe Gluth zu nähren
Tritt sie hin, wie Vesta's Priesterin!

Neue Blumen geht sie jetzt zu pflücken,
Zwei Gewinde flicht sie tändelnd draus,
Einen Kranz, Mariens Haupt zu schmücken,
Für sich selbst dann einen Blumenstrauß.

Scheint's nicht reinstes Hochzeitgefühl des Weibes,
Das so arglos hier mit Kränzen spielt,
Weil es selbst, den Schooß des eignen Leibes,
Einen Heiland werth zu tragen fühlt?!

Künstlich schminkt sie nun die blassen Wangen
Und doch nenn' ich Schaamroth dieses Roth,
Denn sie läßt es auf dem Antlitz prangen
Ach, aus Schaam, daß es so blaß und todt!

Nun das ros'ge Haupt sie laß' und lose
In die weißen Hände niedersenkt,
Scheint's nicht eine müde Purpurrose
Auf zwei Nachbarlilien hingesenkt?

Und so starrt sie schweigend in die Welle,
Unter ihr schlägt wild die Brandung an,
Aber fern ist Frieden, Tageshelle,
Heitre Ruhe, ebne Spiegelbahn.

Und so späht sie starr durch Luft und Wogen
Nach dem längsterloschnen Morgenstern,
Fernhin, wo die weißen Segel zogen,
Ihrer Unschuld Bild, so weiß, — so fern!

Weint sie nicht? — Kind, wein' ins Meer nur nieder!
Solcher Perlen Schrein wird doch nie leer,
Deine Augen füllen bald sich wieder,
Und an Perlen reicher wird das Meer.

Schimmre fort du ros'ge Morgenröthe,
O verklär' ihr fort das Angesicht! —
Ha, inmitten ihrer Blumenbeete
Wie verklärt sie steht, wie rein, wie licht!

Und sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradiesesrose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen sündig Weib!

Und doch könnt' ich knieen hier und beten,
Beten, weinen, wie vor Heil'gen kaum!
Eine Rose liegt am Weg zertreten,
Und mit ihr ein ganzer Himmelsraum.

Anastasius Grün.

Gute Nacht.

Schwarz ist die Nacht!
Doch Gottes Sterne hoch vom Himmel funkeln
So still und mild in's flüsternde Gesträuch,
Und fromme Unschuld weilet gern im Dunkeln,
In reinen Busen trägt sie's Himmelreich.
Wer wohl sein Tagewerk vollbracht,
Dem — Gute Nacht!

Still ist die Nacht!
Des lauten Tages Stimmen alle schweigen,
Bethränte Augen schließen müd' sich zu;
Es lullt der Schlaf mit seinen Zauberreigen
Das laute Herz in süße Himmelsruh!
Euch allen die Ihr bang gewacht,
Euch allen — Gute Nacht!

Reich ist die Nacht!
Darf auch der Mensch hienieden nichts mehr hoffen,
Hat alles trüb' und nächtig sich umhüllt,
Im gold'nen Traum steht ihm der Himmel offen,

Die heißen Wünsche alle sind erfüllt.
Euch, denen keine Hoffnung lacht,
Euch — Gute Nacht!

Trost bringt die Nacht!
Wenn alles, was dein warmes Herz einst liebte,
Längst unter eingefall'nen Hügeln ruht;
Wenn der, der warm geliebt, dich tief betrübte,
Wenn dich erdrückt des Schicksals herbe Fluth —
So denk', daß über Sternen Einer wacht,
Der rettet. — Gute Nacht!

Frd. Pauer.

Jarl Iron und Isolde.

(Aelteste brandenburgische Sage.)

„Das ist wohl traun die beste Jagd, fasa! fasa!"
L. Tieck.

Herr Iron sprach: „Isolde,
Lang' hab' ich nicht gesagt:
Zu Walde will ich reiten
Bei Zeiten,
So wie der Morgen tagt."

„O störe doch den Auern
Im Walde nicht die Mast,
Und laß bei ihren Trebern
Den Ebern
Doch endlich einmal Rast!

Ist's billig, daß du draußen
Im kalten Walde jagst,
Wenn du in meinen Armen
Erwarmen,
Wenn du mich küssen magst?"

„Nichts freut mich mehr, als rüstig
Zu ziehn durch's Waldrevier,
Weit über Busch und Dornen
Zu hornen,
Zu fällen manches Thier.

Ja morgen will ich reiten,
Zwei Wochen bleib' ich aus:
Dann bring' ich dir von Auern
Und Hauern
Manch schönes Stück nach Haus."

Er sprach's, und war entschlafen:
Ihr that die Rede weh;
Sie schlich mit leisen Tritten,
Bis mitten
Sie draußen stand im Schnee.

Am Thor bei einer Linde
Warf sie die Kleider ab
Und legte nackt sich nieder,
Daß wieder
Der Schnee ihr Bildniß gab.

Dann schlürfte sie zurücke
In Hemd' und Rock und Schuh,

Und schlich in's Bett und streckte
Und deckte
Sich leis' und heimlich zu.

Wie's nun im Osten graute,
Auf sprang Herr Iwon schnell:
„Die Sterne ziehn hinunter:
Nun munter!
Nun munter, mein Gesell!"

Er ging von Bett zu Bette
Und weckte Ma·n für Mann.
Isolde sprach: „O bleibe
Beim Weibe!
Und reite nicht von dann!"

„Warum sollt' ich nicht reiten?
Warum nicht in den Wald?
Ja wenn die Eber kamen
Und nahmen
Im Schloß den Aufenthalt!

So aber muß ich suchen
Und reiten weit zu Roß:
Es laufen Hirsch' und Kalber
Von selber
Nicht zu mir her in's Schloß."

Isolde sprach: „Wohl weiß ich
Ganz nah das schönste Thier:
Du magst die Welt durchstreichen,
Sein·gleichen
Begegnet nimmer dir.

Es ſtand vor unſerm Hauſe,
So eben ſah ich's nur;
Komm, folge mir zur Linden:
Da finden
Wir ſicher noch die Spur."

Sie ging und wies ihm draußen
Das wunderſchöne Bild:
„Will dich der Schuß verdrießen,
So ſchließen
Sich Andre dieſes Wild."

Herr Iron ſprach, und lachte:
„Das Thier iſt mein allein:
Drum will ich auch, du holde
Iſolde,
Allein der Jäger ſeyn.

Führt Roß und Hund zu Stalle!
Geſellen, bleibet hier!
Ich hab' in dieſen Stunden
Gefunden
Das allerſchönſte Thier."

W. Wackernagel.

Die verlaſſene Mühle.

Das Waſſer rauſcht zum Wald hinein,
Es rauſcht im Wald ſo kühle,
Wie mag ich wohl gekommen ſeyn
Vor die verlaſſ'ne Mühle?
Die Räder ſtille, morſch, bemooſt,
Die ſonſt ſo fröhlich herumgetoſt,
Dach, Gäng' und Fenſter alle
Im drohenden Verfalle.

Allein bei Sonnenuntergang
Da kniſterten die Aeſte,
Da ſchlichen ſich den Bach entlang
Gar ſonderbare Gäſte,
Viel Männlein, grau, von Zwergenart,
Mit dickem Kopf und langem Bart,
Sie ſchleppten Müllerſäcke
Daher aus Buſch und Hecke.

Und alſobald im Müllerhaus
Beginnt ein reges Leben,
Die Räder drehen ſich im Saus,
Das Glöcklein ſchellt daneben;
Die Männlein laufen ein und aus,
Mit Sack hinein und Sack heraus,
Und jeder von den Kleinen
Scheint nur ein Sack mit Beinen.

Und immer toller ſchwärmten ſie
Wie Bienen um die Zellen.
Und immer toller lärmten ſie
Durch das Getos der Wellen;

Mit wilder Hast das Glöcklein scholl,
Bis alle Säcke waren voll,
Und klar am Himmel oben
Der Vollmond sich erhoben.

Da öffnet sich ein Fensterlein,
Das einzige noch ganze,
Ein schönes bleiches Mägdelein
Zeigt sich im Mondesglanze
Und ruft vernehmlich durchs Gebraus
Mit süßer Stimme Klang hinaus:
„Nun habt ihr doch, ihr Leute,
Genug des Mehls für heute!"

Da neigt das ganze Lumpenpack
Sich vor dem holden Bildniß,
Und Jeder sitzt auf seinem Sack,
Und reitet in die Wildniß;
Schön Müllerin schließt 's Fenster zu,
Und Alles liegt in alter Ruh,
Des Morgens Nebel haben
Die Mühle ganz begraben.

Und als ich kam den andern Tag
In trüber Ahnung Schauern,
Die Mühle ganz zerfallen lag
Bis auf die letzten Mauern;
Das Wasser rauschet neben mir hin,
Es weiß wohl, was ich fühle,
Und nimmermehr will aus dem Sinn
Mir die zerfall'ne Mühle.

A. Schnezler.

Der Kaiser und der Abt.

Ich will euch erzählen ein Mährchen gar schnurrig:
Es war 'mahl ein Kaiser; der Kaiser war kurrig;
Auch war 'mahl ein Abt, ein gar stattlicher Herr;
Nur Schade! sein Schäfer war klüger, als er.

Dem Kaiser ward's sauer in Hitz und in Kälte:
Oft schlief er bevanzert im Kriegesgezelte;
Oft hätt' er kaum Wasser zu Schwarzbrot und Wurst;
Und öfter noch litt er gar Hunger und Durst.

Das Pfäfflein, das wußte sich besser zu hegen,
Und weidlich am Tisch und im Bette zu pflegen.
Wie Vollmond glänzte sein feistes Gesicht;
Drei Männer umspannten den Schmerbauch ihm nicht.

Drob suchte der Kaiser am Pfäfflein oft Hader.
Auf ritt er, mit reisigem Kriegesgeschwader,
In brennender Hitze des Sommers, vorbei.
Das Pfäfflein spazirte vor seiner Abtei.

„Ha, dachte der Kaiser, zur glücklichen Stunde!"
Und grüßte das Pfäfflein mit höhnischem Munde:
„Mecht Gottes, wie geht's dir? Mir däucht wohl ganz recht,
Das Beten und Fasten bekomme nicht schlecht.

„Doch däucht mir daneben, euch plage viel Weile.

Ihr dankt mir's wohl, wenn ich euch Arbeit ertheile.
Man rühmet, ihr wäret der pfiffigste Mann,
Ihr hörtet das Gräschen fast wachsen, sagt man.

So geb' ich denn euern zwei tüchtigen Backen
Zur Kurzweil drei artige Nüsse zu knacken.
Drei Monden von nun an bestimm' ich zur Zeit,
Dann will ich auf diese drei Fragen Bescheid.

Zum ersten: Wann hoch ich, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne mich reite im Kaiser-Ornate,
Dann sollt ihr mir sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel ich wohl werth bis zum Heller mag sein?

Zum zweiten sollt ihr mir berechnen und sagen,
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen:
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ich weiß, der Bescheid darauf ist euch nur Spiel.

Zum dritten noch sollst du, o Preis der Prälaten,
Auf's Härchen mir meine Gedanken errathen.
Die will ich dann treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und könnt ihr mir diese drei Fragen nicht lösen,
So seyd ihr die längste Zeit Abt hier gewesen;
So laß ich euch führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes, den Schwanz in der Hand." —

Drauf trabte der Kaiser mit Lachen von hinnen,
Das Pfaffslein zerriß und zerspliß sich mit Sinnen.
Kein armer Verbrecher fühlt mehr Schwulität,
Der vor hochnothpeinlichem Halsgericht steht.

Er schickte nach eins, zwei, drei, vier Universitäten,
Er fragte bei eins, zwei, drei, vier Facultäten,
Er zahlte Gebühren und Sporteln vollauf:
Doch löste kein Doctor die Fragen ihm auf.

Schnell wuchsen, bei herzlichem Jagen und Pochen,
Die Stunden zu Tagen, die Tage zu Wochen,
Die Wochen zu Monden; schon kam der Termin!
Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün.

Nun sucht' er, ein bleicher hohlwangiger Werther,
In Wäldern und Feldern die einsamsten Oerter.
Da traf ihn auf selten betretener Bahn,
Hans Vendir, sein Schäfer, am Felsenhang an.

„Herr Abt, sprach Hans Vendir, was mögt ihr euch grämen?
Ihr schwindet ja wahrlich dahin, wie ein Schemen.
Maria und Joseph! Wie hotzelt ihr ein!
Mein Sirchen! Es muß euch was angethan seyn." —

„Ach, guter Hans Vendir, so muß sich's wohl schicken.

Der Kaiser will gern mir am Zeuge was flicken,
Und hat mir drei Nüss' auf die Zähne gepackt,
Die schwerlich Beelzebub selber wohl knackt.

Zum ersten: Wann hoch er, im fürstlichen Rathe,
Zu Throne sich zeiget im Kaiser Ornate,
Dann soll ich ihm sagen, ein treuer Wardein,
Wie viel er wohl werth bis zum Heller mag sein.

Zum zweiten soll ich ihm berechnen und sagen:
Wie bald er zu Rosse die Welt mag umjagen?
Um keine Minute zu wenig und viel!
Er meint, der Bescheid darauf wäre nur Spiel.

Zum dritten, ich Aermster von allen Prälaten,
Soll ich ihm gar seine Gedanken errathen;
Die will er mir treulich bekennen: allein
Es soll auch kein Titelchen Wahres dran sein.

Und kann ich ihm diese drei Fragen nicht lösen,
So bin ich die längste Zeit Abt hier gewesen;
So läßt er mich führen zu Esel durch's Land,
Verkehrt, statt des Zaumes den Schwanz in der Hand." —

„Nichts weiter? erwiedert Hans Vendir mit Lachen,
Herr, gebt euch zufrieden, das will ich schon machen.
Nur borgt mir eur' Käppchen, eur' Kreuzchen und Kleid;
So will ich schon geben den rechten Bescheid.

Versteh' ich gleich nichts von lateinischen Brok-
ken,
So weiß ich den Hund doch vom Ofen zu locken.
Was ihr euch, Gelehrte, für Geld nicht erwerbt,
Das hab' ich von meiner Frau Mutter geerbt."

Da sprang, wie ein Böcklein, der Abt vor Behagen.
Mit Käppchen und Kreutzchen, mit Mantel und Kragen
Ward stattlich Hans Vendir zum Abte geschmückt,
Und hurtig zum Kaiser nach Hofe geschickt.

Hier thronte der Kaiser im fürstlichen Rathe,
Hoch prangt' er, mit Zepter und Kron', im Ornate:
„Nun sagt mir, Herr Abt, als ein treuer Wasdein,
Wie viel ich jetzt werth bis zum Heller mag seyn?" —

„Für dreißig Reichsgulden ward Christus verschachert;
Drum geb' ich, so sehr ihr auch pochet und prachert,
Für euch keinen Deut mehr, als zwanzig und neun,
Denn Einen müßt ihr doch wohl minder werth seyn." —

„Hum, sagte der Kaiser, der Grund läßt sich hören,
Und mag den durchlauchtigen Stolz wohl bekehren.

Nie hätt' ich, bei meiner hochfürstlichen Ehr'!
Geglaubet, daß so spottwohlfeil ich wär'.

Nun aber sollst du mir berechnen und sagen
Wie bald ich zu Rosse die Welt mag umjagen
Um keine Minute zu wenig und viel!
Ist dir der Bescheid darauf auch nur ein
Spiel?" —

„Herr, wenn mit der Sonn' ihr früh sattelt
und reitet,
Und stets sie in einerlei Tempo begleitet,
So setz' ich mein Kreuz und mein Käppchen
daran,
In zwei Mal zwölf Stunden ist Alles ge-
than." —

„Ha, lachte der Kaiser, vortrefflicher Haber'
Ihr füttert die Pferde mit Wenn und mit
Aber.
Der Mann, der das Wenn und das Aber
erdacht,
Hat sicher aus Häckerling Gold schon gemacht.

Nun aber zum dritten, nun nimm dich zu-
sammen!
Sonst muß ich dich dennoch zum Esel verdam-
men.
Was denk' ich, das falsch ist? Das bringe
heraus!
Nur bleib mir mit Wenn und mit Aber zu
Haus!" —

„Ihr denket, ich sei der Herr Abt von St
Gallen." —

„Ganz recht! und das kann von der Wahrheit nicht fallen.“ —
„Sein Diener, Herr Kaiser! Euch trügt euer Sinn;
Denn wißt, daß ich Vendir, sein Schäfer, nur bin! —

„Was Henker! Du bist nicht der Abt von St. Gallen?“
Rief hurtig, als wär' er vom Himmel gefallen,
Der Kaiser mit frohem Erstaunen darein;
„Wohlan denn, so sollst du von nun an es sein!

„Ich will dich belehnen mit Ring und mit Stabe,
Dein Vorfahr besteige den Esel und trabe!
Nur lerne fortan erst quid Juris verstehn;
Denn wenn man will erndten, so muß man auch sä'n.“ —

„Mit Gunsten, Herr Kaiser! Das laßt nur hübsch bleiben!
Ich kann ja nicht lesen noch rechnen und schreiben;
Auch weiß ich kein sterbendes Wörtchen Latein.
Was Hänschen versäumet, holt Hans nicht mehr ein.“ —

„Ach, guter Hans Vendir, das ist ja recht Schade!
Erbitte demnach dir ein' andere Gnade!
Sehr hat mich ergötzet kein lustiger Schwank;
Drum soll dich auch wieder ergötzen mein Dank.“ —

„Herr Kaiser, groß hab' ich so eben nichts nöthig:
Doch seid ihr im Ernst mir zu Gnaden erböthig,
So will ich mir bitten, zum ehrlichen Lohn,
Für meinen hochwürdigen Herren Pardon.“ —

„Ha bravo! Du trägst, wie ich merke, Geselle,
Das Herz, wie den Kopf, auf der richtigsten Stelle.
Drum sei der Pardon ihm in Gnaden gewährt.
Und obenein dir ein Panis-Brief bescheert:

Wir lassen dem Abt von St. Gallen entbiethen:
Hans Wendix soll ihm nicht die Schaafe mehr hüten,
Der Abt soll sein pflegen, nach unserm Geboth,
Umsonst bis an seinen sanftseligen Tod.“

Bürger.

Sultan Alb Arslan.

„Sklaven, reichet mir den starken
„Bogen von des Zeltes Wand!
„Den Verräther Ali strafen
„Will ich schwer mit eigner Hand!“

Also spricht der tapfre Führer
Der Seldschuken zornesroth,
Unter seinem Turban blizen
Finstre Augen Mord und Tod.

Wilder schüttelt seine Mähne
Neben ihm der Lieblingsleu,
Und die feigen Sklaven zittern
Vor dem Herrscher todesscheu.

Eine Schaar mordlust'ger Neger
Bricht sich durch die Menge Bahn,
Und nach seinem Opfer blicket
Rachedürstend Alb Arslan.

Mag des Herrschers Auge droben
Wild entflammt im Rachestrahl;
Ruhig blickt entgegen Ali,
Festgeschnürt am Henkerpfahl.

Und den schweren, todgeübten
Bogen, den kein Andrer spannt,
Faßt und rüstet zorneshastig
Sultan Arslans starke Hand.

Scharf nun zielt er, und die Waffe
Zischend von der Sehne schwirrt;
Doch zum erstenmal am Herzen
Ist der Pfeil vorbeigeirrt.

Von der Feder kaum berühret,
Schleudert Ali ihm zurück
Stolz, mit lächelnder Verachtung,
Seinen Pfeil und Todesblick.

Arslan staunt dem Unerhörten;
Wüthend über solche Schmach,
Schießt er dem verhöhnten Pfeile
Rasch den zweiten, schärfern nach.

Heißer ihm auf Stirn und Wangen
Glüht herauf der Rache Gluth,
Brausend fliegt das scharfe Eisen;
Doch es fließt kein Tropfen Blut.

Schnaubend, ein gereizter Tiger,
Greifet nun zum drittenmal
Wild der Sultan in den Köcher,
Rufend, daß es hallt im Thal:

„Allah selbst vom fernen Himmel
„Trifft mit seinem Donnerkeil
„Das erkorne Todesopfer
„Sichrer nicht als dieser Pfeil!"

Und er spannt bis an die Schulter
Das gewaltige Geschoß;
Wie ein Bliz durchzuckt's die Lüfte;
Doch kein Tropfen Blutes floß.

Seht! urplözlich reißt sich Ali
Los vom ehrnen Kettenjoch,
Seht! er springt vom Todespfahle
Uebermenschlich, riesenhoch!

Die zerknickte Eisenkette
Höhnend hin zur Erde klirrt,
Auf den Sultan stürmt der Sklave
Schneller als der Pfeil geschwirrt.

Sultan Arslan stürzt zu Boden
Unter Ali's grimmer Faust,
Wie vom Streich der Axt im Walde
Laut die Eiche niederbraust:

„Allah! Allah! durch den Sklaven
„Trifft mich mein verdienter Tod!
„Dein vergaß ich übermüthig,
„Frevelnd brach ich dein Gebot!"

„Als ich heut im Morgenstrale
„Musternd sah mein tapfres Heer,
„Dacht' ich, Allah! zu gebieten
„Dir gleich über Land und Meer!"

„Allah! Dir sich gleich zu wähnen
„Wage nie ein Muselmann!"
Spricht es — und es stirbt des Orients
Schrecken, Sultan Alb Arslan.

Graf Alexander v. Würtemberg.

Die Herberg zu St. Blasius.

Im wilden Ungarkrieg' ist's geschehen,
Daß drei Gesellen bei finstrer Nacht
Bei Donnergepolter und Sturmeswehen
Sich fliehend in ein Dorf gemacht.
Die taumeln die engen Gassen nieder,
Es schimmert von unten auf kein Licht,

Von oben her kein Sternlein nieder,
Sie rufen, sie toben, man hört sie nicht. —
Da, in den wilden Regengüssen
Gefoltert von wüthenden Hungers Bissen,
Stoßen auf eine Hausthür' sie an:
Hohl tönen die einsamen Schläge wieder,
Wohl kränzen Bäume den stillen Plan,
Denn rauschend tönen die Giebel nieder,
Auch scheinet der Boden rings umher
Viel Blumen eigener Art zu tragen,
Fast sind sie darüber hingeschlagen:
Gar seltsame Herberg', so öd' und leer!
Doch nahe der Thür', sie fühlen's mit Händen,
Hängt ja ein Schild, wie an Herberg-Wänden.
„Auf, träger Wirth, mit deinem Krug!
„Hältst du für reiche Prasser nur Haus?
„Oder hängst du den Schild nur zum Trug
„So gastlich in die Nacht hinaus?" —
Und sieh, kaum hat er's gerufen, ist klar
Im Innern des Hauses ein Licht entglommen,
Das bricht aus dem Giebel so wunderbar,
Kommt still auf die Gasse herabgeschwommen!
Und eine Stimme ertönet mild:
„Keinen Trug bewahrt unser Schild,
„Tretet nur ein, wer ihr auch seid,
„Mit seinen Knechten stehet der Wirth bereit!"
Den Gesellen sträubt sich das Haar,
Sie sehen beim Lichte, das bläulich glänzt,
Die finstre Erde weithin bekranzt
Mit Leichenstein und Todtenbahr',
Sie lesen auf dem Schild an der Kirchenwand
„Dieses Haus wird zu St. Blasius genannt" —
Darunter noch die frommen Reime:
„Ich bin das Brod und der Wein auf Erden

„Wer mich speiset, soll seelig werden!"
Da flüstern die Gesellen und sehn sich an:
„Wer hat den Spuk uns angethan?
„Ist dies der Rebe gold'ne Frucht,
„Ist dies das Brod, das wir gesucht?"
Doch wie die andern fliehen wollen,
Stößt sie der Erste hinein mit Grollen:
„Sind wir so weit, gilts vollends hinein,
„Mir grau't, so spricht er in frechem Muthe,
„Vor keinem Gespenste, — nur her den Wein!"
Und in die Kirche treten sie ein.
Dort ist ein wundersam stilles Bewegen,
Leuchtende Knaben, wie der Mond so klar,
Wandeln mit kühlenden Flügelschlägen
Um Säule, Geländer und Betaltar.
Der Kirche Hallen sind angefüllt,
Und immer mehr aus Wand und Decke,
Wie Blüthenknospen im Frühling — quillt —
Und Einer bewegt sich nach dem Andern,
Es ist ein ewiges Geh'n und Wandern
Bis endlich die Tafel bereitet steht,
Und über ihre köstlichen Schätze
Ein Odem, wie von Blüthen, weht.
Und jene Stimme spricht: „jetzt letze,
„O Bruder, dich und laß bei allen
„So gut wir's haben, dir's wohlgefallen:"
Die Gesellen, die in die Ecke sich drücken,
Schauen das Wunder mit irren Blicken.
Doch soll es die Henkersmahlzeit geben:
Sie wollen nichts schenken, bei ihrem Leben.
So lassen sie sich an der Tafel nieder:
Und schwebend bedient sie das leuchtende Chor,
Weihrauch umfließt sie, und jubelnde Lieder
Steigen in Hymnen zur Decke empor.

Und immer neu fließet in hellen Bronnen,
Der Wein, gekocht von andern Sonnen,
Das Brot, gereifet auf anderm Gefild:
Nichts fehlet, was versprochen der Schild.
Und wie die Mahlzeit ist vollendet,
Da erheben sich zitternd von ihren Bänken
Die armen Sünder, tief gewendet,
Sie jetzo an die Rechnung denken,
Meinen es werde in Nacht und Graus
Ueber sie stürzen das Gotteshaus.
Statt dessen ertönet die Stimme wieder:
„Ziehet in Frieden hin, meine Brüder!
Ich bin's, der Nackenden ein Kleid,
Der Hungernden die Speise beut,
Noch keinem, der da klopfet an,
Hab ich nicht willig aufgethan.
Geht hin — mein Blut hab' ich gegeben,
Das Brot war meines Leibes Leben —
Und wann ihr darbt, und dürstet wieder,
So kennt ihr jetzt mich, meine Brüder!"

Drauf thut die Erscheinung in Nacht verfliegen,
Die Drey auf ihren Knieen liegen.
Die Sage spricht, seit jener Nacht
Sind sie zu anderm Thun erwacht,
Haben ihre Seelen dem hingewendet,
Der ihnen das himmlische Manna gesendet;
Das Kirchlein steht im Ungerland
Noch zu St. Blasius genannt.

Freiherr A. von Sternberg.

Wo bleibt's.

Wo bleibt mein Geld? So ruf' ich alle Tage
Vergeblich ſinnend, kehr' ich ſpät nach Haus.
Wo bleibt mein Geld? Mit dieſer ew'gen Frage
Schütt' ich den Reſt von meiner Börſe aus.
Die Taſche hat kein Loch. Die harten Thaler,
Wo ſind ſie hin? Gott weiß! In alle Welt!
Des Morgens noch ein Rothſchild, — Abends kahler
Als eine Kirchenmaus. Wo bleibt mein Geld?

Im Buche ſteht es, was ich eingenommen,
Denn in der Ordnung treib' ich's faſt zu weit.
Wüßt ich nur, wie ich um mein Geld gekommen —
Um Alles — in ſo kurzer Spanne Zeit?
Der Oheim iſt ſplendid. Die Redacteure
Bezahlen prompt — vernimm's ungläub'ge Welt!
Buchhändler zahlen mehr als ich begehre —
Ich ſchreibe viel — und doch: wo bleibt mein Geld?"

Ich ſpiele nie! Dem Pharo — Gott bewahre! —
Ich opfern! Nein, die Zeiten ſind vorbei.
Und bieg' ich nun auch ein paarmal im Jahre
Mein Kärtchen — 's iſt 'ne wahre Lumperei,
Zwar leugn' ich nicht, daß mein Gewinn nur ſpärlich —
Im Gegentheile: meine Karte fällt
Stets linker Hand — doch der Bankier iſt ehrlich.
Das löſt die Frage nicht: wo bleibt mein Geld?

Ich bin solide, lebe wie der Weise
Von Sans-Souci — und immer sans six sous!
Ja, schweift' ich dann und wann noch aus dem
rechten Gleise,
Dann trüg' ich mein Geschick mit Seelenruh.
Doch so? — —? Mein Zimmer ist zu ebner
Erde.
Den will ich sehn, der sich zu Hause hält
Gleich mir, wenn ich nicht just verleitet werde.
Frag' ich da nicht mit Recht: wo bleibt mein
Geld?

Ich trinke nicht! — Eß' ich auch mal ein
hundert
Stück Austern, nun, dafür ist Januar,
Ist's Austernzeit. Und wird dazu burgundert,
Nun zur Verdauung thu ich's, das ist klar.
Daß man die Austern nicht im Mühlenbache
Kann fischen, daß ihr Preis so hoch gestellt —
'S ist hart — allein das ist nicht meine Sache.
Das Einz'ge frag' ich nur: wo bleibt mein
Geld?

Daß ich für Schönen mich in Schulden stürze,
Fällt mir nicht ein. Sich Lieb' erkaufen? Pfui!
Schenk' ich Mathilden auch einmal 'ne Schürze,
'Nen neuen Seidenhut, ein Paraplui,
'Ne Damenuhr, 'nen echten Blondenkragen,
Und was den jungen Mädchen sonst gefällt —
Was wollen solche Lappereien sagen?
Da frag' ich immer noch: wo bleibt mein Geld?

Franz Freiherr v. Gaudy.

Meister Tod's Wanderung.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Herrscher gilt's, einem hohen Herrn,
Der steigt wohl von seinem Thron nicht gern',
Allein — ein größerer Herrscher gebeut,
Heil dir, wenn dein Herrschen dich jetzt erfreut.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einer Jungfrau gilt's, mit langem Haar,
Mit Rosenwangen und Aeuglein klar,
Die blühte wohl gern' noch in Lust und Licht,
Doch der Gärtner d'roben, der will es nicht,
D'rum reich' mir nur immer die weiße Hand,
Es winkt dir ja d'rüben ein Blumenland.

Horch, horch, schon wieder, das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Wechsler gilt's, einem klugen Mann,
Der ein großes Gut durch sein Rechnen gewann,
Er rechnete wohl und zählte noch lang',
Denn das Gold hat hellen, lieblichen Klang —
Doch zu Ende gelaufen ist nun die Frist,
Mit dem Leben sein Wechsel zu zahlen ist.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann' rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einer Mutter gilt's, aus der Kinder Kreis
Ruft der Herr sie ab, zur finsteren Reis';

Hu! Thränen und Stöhnen! — fast greift's mich an,
Und hab' doch kein Herz, bin der Knochenmann;
Nun, komm' nur! — der Vater im Sternenlicht
Vergißt deiner Waisen auf Erden nicht.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Doctor gilt es, gar hochgelahrt,
Der viel tiefes Wissen in sich verwahrt,
Der nie sich gegönnet im Forschen Ruh' —
Nun klapp' nur den Folianten zu,
Ein größeres Buch wird dir aufgethan,
Es hängen die Sterne des Himmels d'ran.

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Schreiner gilt es, der immerdar
Beflissen und treu seinem Handwerk war,
Als Bursch und Gesell und als Meister dann,
Und schaffet noch immer so viel er kann,
Doch die Sehne erschlafft, die Kraft gebricht —
Hinunter! — du hast ja erfüllt die Pflicht!

Horch, horch, kein Glöcklein — der Donner ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Krieger gilt's, am Mythe reich,
Den hat wohl gefället des Gegners Streich,
Ha! vorn' in der Brust, wie so weit und roth,
Das ist ja der Orden vom Sieger: Tod! —
Willkommen! — die Hand mir! — du bebst wohl nicht?
Fort: fort! — daß der Lorbeer dein Haupt umflicht!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Kindlein gilt's, so bleich und krank,
Du hast wohl dem Leben noch wenig Dank,
Und bist noch so zart, so hülflos und klein,
Und kennest sonst nichts als der Erde Pein,
Schnell', schnelle zur Mutter! — Du lächelst mild?
Ha, du liebes, freundliches Engelbild!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Sänger gilt's, der mit freud'gem Klang
Allein nur das Große und Wahre besang,
Der begeistert gerühmt der Vorzeit That,
Und gehungert bei fröhlichen Liedern hat;
Nun komm' nur, dir wird das Scheiden nicht schwer,
Ihr Sänger, ihr stammt ja von d'roben her!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem Bettler gilt's, daß Gott erbarm',
Wie ist er doch gar so elend und arm!
Und er möchte doch darben und betteln fort,
Denn das Grab ist ihm ein grauser Ort,
Herab nur, du Armer — nur frisch, nur frisch,
Es geht nicht in's Grab — an des Herren Tisch!

Horch, horch, schon wieder das Glöcklein ruft,
Kann rasten nicht, muß hinaus aus der Gruft,
Einem armen Sünder gilt der Klang,
Der Henker harret, es schwanket der Strang,

Man sieht es, er hat's wohl bereu't in Schmerz,
Nun brich nur, nun brich, du armes Herz!
Wozu dich getrieben die böse Glut,
Die kühle Erde macht's wieder gut.

Und immer und immer das Glöcklein ruft,
Und läßt mir nicht Ruh' in der stillen Gruft,
Muß rennen und schweifen um's Erdenrund
Und schwingen die Sense zu jeder Stund',
D'rum, hörst du das Glöckchen, so denke an
mich,
Denn morgen vielleicht — kommt die Reih'
an dich!

J. N. Vogl.

Das Vehmgericht.

Sylvesterlied.

Um die ernste Geisterstunde
Halten wir in finst'rer Runde
Heut ein strenges Vehmgericht;
Wein erhellt uns, in dem Schooße
Dunkler Becher ruh'n die Loose,
Und der Mond ist unser Licht.

Nun denn auf, ein Herz genommen,
Laßt den Angeklagten kommen,
Daß er Red' uns möge steh'n; —
Viele sind die ihn verklagen,

Viele wieder die da sagen:
Heil, nicht Leid soll ihm geschehn

Seht, er naht im Schneetalare,
Grau von Alter, Bart und Haare,
Wankt er, seltsam wild einher;
Minder Leib mehr als Gerippe,
Haucht er aus verwelkter Lippe,
Kaum den letzten Odem mehr.

Falbe Kränze, dürre Garben,
Welker Blumen matte Farben
Dienen ihm als toller Schmuck;
Bunt vermischt in seinen Zügen,
Malt sich Wehmuth, Schmerz, Vergnügen
Leichter Taumel, schwerer Druck.

Laßt ihn seinen Namen nennen,
Daß die Welt ihn möge kennen! —
„Hört, ich bin das alte Jahr!"
Dich verdammen viele Klagen,
Deine Schuld nun magst du sagen; —
„Meine Schuld ist: daß ich war."

Hast nicht unter allen Zonen,
In die Brust von Millionen
Erz'ne Dolche du gedrückt?
Nicht so manche Saat vernichtet,
Manchen Streit nicht schlimm geschlichtet,
Manche Rose nicht zerknickt?

Jene Wangen ohne Leben,
Jene Hügel ohne Reben,
Jene Hütten ohne Dach,
Jene Blüthen, reif zum Falle,

Jene Trümmer schrei'n nicht Alle,
Jammernd dein Gewissen wach?

„Ja, ich bin es, dem sie fluchen
„Aber seht, ohn' es zu suchen,
„Ihr nicht dort das schöne Land?
„Hört ihr nicht die heitren Kehlen,
„Zählt ihr nicht die frohen Seelen,
„Wandelnd an des Glückes Hand?

„Seht ihr keine seel'gen Paare,
„Schallt kein Preislied am Altare,
„Schwimmt kein Aug' in Thränenluft?
„Bist du selbst denn strenge Runde,
„Auch nicht eine heil'ge Stunde
„Mir zu schulden dir bewußt?

„Sagt, was konnt es wohl mich grämen,
„Euren Vorwurf mitzunehmen,
„In das Grab, das meiner harrt?
„Mögt ihr zürnen, oder flehen
„Was geschehn das ist geschehen,
„Und ist bald mit mir verscharrt."

„Aber nein um euertwillen,
„Will ich euer Aug' enthüllen,
„Und mir, dankend, blickt es nach:
„Denkt wie ich die Zügel lenkte,
„Ob ich euch mehr Blumen schenkte,
„Oder euch mehr Blumen brach!"

„Denkt an all' die Sonnentage
„Denket jeder süßen Klage,
„Jeder herben Seligkeit!
„Jeder Stunde, wo ihr schwärmtet,

„Euch am Heerd der Liebe wärmtet,
„Euch am Freundschaftttisch erfreut.

„Denkt an jeden Ruf der Wonne,
„Laut gejauchzt an heller Sonne,
„Still geseufzt in dunkler Nacht!
„Denkt der Lieder die erklungen,
„Denkt der Werke die gelungen,
„Denkt der Kämpfe die vollbracht.

„Ja, ich seh' — ihr fühlt es — Zähren
„Seh' ich euer Aug' verklären,
„Und ihr ruft mir Segen zu;
„Dichter sammelt nun die Loose
„In der Becher gold'nem Schooße
„Sprecht mein Urtheil — dann zur Ruh!"

Also spricht er — und wir sammeln,
Während er mit leisem Stammeln,
Betend blickt zum Sternenschein,
Da ertönt mit einmal: „Segen!"
Alle Loose lauten: „Segen!"
Und gesegnet schläft er ein!

J. G. Seidel.

Zorn und Liebe.

Wer nie im Zorn erglühte,
Kennt auch die Liebe nicht,
Die Lieb' ist süße Blüthe,
Die bitt'rem Zorn entbricht:

Wie Rosen blüh'n aus Dornen
Und wunderlieblich stehn,
So steht auf scharfen Zornen
Auch Liebe wunderschön.

Wie wer will Rosen pflücken
Muß streiten mit dem Dorn,
Pflückt Liebe, pflückt Entzücken
Der Liebe nur der Zorn:
Durch Muth und stolze Thränen
Und Arbeit und Gefahr
Wird ihr unendlich Sehnen
Allein hienieden klar.

Wohlan! wenn so die Loose
Uns hier geworfen sind,
So greif ich nach der Rose,
Dem hellen Dornenkind,
So ring' ich nach der Liebe,
Dem süßen Himmelsschein,
Wenn auch die Welt sich hübe
Mitringer drum zu seyn.

So blühe, Rose, blühe!
Blüh', Liebe, scharf im Dorn!
Komm du, mein Blitz, und sprühe!
Sprüh', sprühe, edler Zorn!
Komm, Stolz, und nimm die Waffen
Der Arbeit und der Noth!
Was frommte dir der Schlaffen
Lebendig-todter Tod?

E. M. Arndt.

Lehre an den Sohn.

Komm her, mein Sohn, laß dich bewehren,
Komm, waffne fröhlich Herz und Hand.
Komm, horche fromm auf Mannes Ehren,
Auf Fälschlings Trug und Weichlings Tand.

Du siehst des Streites Speere ragen —
Wo blitzt der Sieg? wo dräut die Kraft?
Die Spitze, die man drauf geschlagen,
Die ist's, und nicht des Holzes Schaft.

Es lernt sich durch Natur nichts wagen,
Ihr Muth ist kurz, das Leben lang:
Was dauren soll in alten Tagen,
Das macht in vielen heiß und bang.

Das muß auch, gleich des Speeres Spitze,
Zerschmolzen gar von Feuers Pein,
In Müh' und Noth, in Frost und Hitze
Für Krieg und Kampf gestählet sein.

Und willst du, Sohn, die Schmiede wissen,
Wo's rastlos auf dem Amboß klingt
Und feues Herz und fest Gewissen
Der Hämmer Kraft zusammenzwingt?

Horch! Arbeit heißt die edle Schmiede
Und Muth und Stolz der tapfre Schmidt,
Und Noth der Knecht, der nimmer müde
Die sturmgefüllten Bälge tritt.

Auch trägt ein Riese zu der Essen
Der Eisenklumpen Centnerlast,
Der nie in Träumerei gesessen
Und Nacht noch mehr als Sünde hasst.

Ein Riese, stark vor seinen Brüdern;
Doch wer ihn sieht, der glaubt's ihm nicht:
Denn leicht und zart, mit schlanken Gliedern
Springt er daher, und heißet Licht.

Wo er sich rührt, darf keiner rasten
Er treibt sie alle lustig an,
Wälzt singend die metallnen Lasten
Und sprützt das Härtungswasser dran.

Und wann der Schmidt sich müd' geschlagen
Und grimmste Gluth die Kohlen schei'n,
Muß er die letzten Schläge wagen
Und thun die feine Kunst hinein.

Sieh, Sohn, so klingt des Mann's Parabel
So steht der Tugend hehres Bild,
Dem feigen Weichling Wahn und Fabel,
Dem tapfern Ringer Wehr und Schild.

Du, laß dich eitlen Tand nicht fangen,
Der Weiß und Schwarz zusammen mischt,
Wo dir zuletzt ein Knäul von Schlangen
Aus bunten Teufelsblumen zischt:

Ein bischen Lüge, bischen Liebe,
Auch Priesterlein und Ritterlein —
Fürwahr, es schleicht mit List der Diebe
Sich in den Himmel keiner ein.

Spielt's auch chriſtelt, prieſtert, rittert
Gaukelnd ſpielt mit gold'nem Dunſt,
Hält nicht aus; wann's recht gewittert,
Dann offenbart ſich Lügenkunſt.

Nein, Ernſt gebührt den ernſten Tagen,
Und Starkes will die kranke Zeit
Wer's mit dem Schmidt nicht wagt zu wagen,
Den ſchlägt gewiß ſein Hammer breit.

Laß ſich die matten Seelchen ſalben
Mit blanker Tugendtüncherei,
Du zittre tapfrer vor dem Halben,
Und werde durch das Ganze frei.

E. M. Arndt.

Göthe und der Magnat.

Zum Meiſterſänger Göthe lief
Im gelben Poſtgewande
Ein Bote, bringend einen Brief
Aus fernem Polenlande.
Die Aufſchrift war von fremder Hand;
„Birgt Wechſel," las man an dem Rand,
„Auf funfzigtauſend Gulden."

Der Dichter dachte: „Wie? an Dich!
Hier mag ein Irrthum walten.
Der fremde Brief belehre mich,
Ich will ihn raſch entfalten."

Gedacht, gethan! und er durchlief
Bis zu der Unterschrift den Brief,
Den ein Magnat geschrieben.

„Empfange hiemit," hieß es drin,
„Der Achtung schwaches Zeichen,
„Das wir mit tiefgerührtem Sinn
„Aus Dankbarkeit Dir reichen.
„Dein hoher Geist hat unsre Brust
„Belebt mit neuer Kraft und Lust,
„Seit Polen ihn gewonnen."

Der Brief fuhr fort vier Seiten lang
Den Dichter zu erheben,
Der heiter, leise vor sich sang:
„Gleich will ich Antwort geben."
Er zog das Tintefaß hervor,
Und schrieb mit leichtem Federrohr
Dem Polen diese Worte:

„Ich danke herzlich für die Huld,
„Die Ihr mir zugewendet;
„Doch mir gebührt sie nicht, die Schuld,
„Die Ihr mir übersendet.
„Gebt sie dem Landsmann, dessen Kunst
„Euch meine Werke, frei von Dunst,
„Geschenkt in Eurer Sprache.

„Mir bringt den allerreichsten Lohn
„Ein Lied, das ich gesungen,
„Weiß ich, daß es mit hellem Ton
„In eine Brust gedrungen.
„Der Dichter geizet nicht nach Gold,
„Er strebt nach einem höhern Sold.
„Er wirbt um edle Herzen."

Und in der nächsten Woche kam
Der Brief zu dem Magnaten
Der hocherstaunt daraus vernahm,
Wie Göthe sich berathen.
„Ja," rief er, „wahrlich keinen Kranz
„Errangst Du Dir von schönerm Glanz,
„Als Dir Dein Brief errungen!"

Adolf Bube.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas,
Die junge Hausfrau schenkt ihm ein,
Es war im heitern Sonnenschein. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringeln an die Wand,
Und wie den Schein er in's Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

„Wer nicht? was nicht?", die Frau fragt gleich,
„Was stierst du so an? was wirst du so bleich?"
Und er darauf: „„sei still, nur still!
Ich's doch nicht sagen kann, noch will!"" —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort,
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

„„Nein nimmermehr!“ “ — „Du sagst es mir noch.“ —
„„Ich sag' es nicht.“ “ — „Du sagst es mir doch.“ —
Da ward zuletzt er müd' und schwach,
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

„„Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar,
Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu.“ “ —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

„„Da kam mir just ein Jude in die Queer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Noth;
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich todt!“ “
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: „„„vergieße nicht mein Blut,
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!“ “ “
„„Ich glaubt' ihm nicht, und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann.“ “ —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

„„So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;

Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir in's Ohr:
„„„Die Sonne bringt es an den Tag.““

„„Und macht' ihn schnell noch vollends stumm,
Und kehrt ihm die Taschen um und um:
Acht Pfennige, das war das ganze Geld.
„Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld“.“ —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

„„Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier in's Land, bin jetzt zu Haus, —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund und sei gescheidt;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.““

„„Wenn aber sie flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erboßt, —
Du, schau' nicht hin, und sei getrost:
Sie bringt es doch nicht an den Tag.““

So hatte die Sonn' eine Zunge nun,'
Der Frauen Zungen ja nimmer ruh'n. —
„Gevatterin, um Jesus Christ!
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt.“ —
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie auf's Rad zur Stund'?
Was hat er gethan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag. —

A. von Chamisso.

Boleslav.

Es schwur der Polen König zorngesinnt:
„Vertilgen will ich sie mit Weib und Kind;
In ihrem Sumpf ersticken soll ihr Stamm,
Von ihrem Dasein schweigen soll der Schlamm!“

Der König ruft; die Fürstin haben's Acht,
Es sammelt sich der Polen Heeresmacht,
Um Preußens Heidenvolk mit einem Schlag
Ganz auszurotten von der Erde Tag.

Das war am Ossafluß: da treten zwei
Betagte Männer vor den König frei:
„„Du großer Polenkönig Boleslav,
Es freut uns, schlägst du heut' die Preußen brav.““

„„Undank erfuhren wir in ihrem Schooß:
Wir sind mit dir, die Rache werde groß!
Du findest durch die Sümpfe nicht den Weg,
Wir aber kennen jeden Pfad und Steg.““

„„Doch König, merk's, wir wagen Ehr' und Glück —
Wir dürfen nie in's Preußenland zurück —““
Er sprach: „Ich weiß, das Alter geizt nach Gold;
Ihr meint, ich soll euch zahlen theuern Sold.“

Sie sprachen: „„Herr, der Preuße haßt Verrath,
Verfluchen würd' er uns um solche That.““

Er sprach: „Seid ruhig, meinem Schwert entrinnt
Kein Preuß' und Preußenweib und Preußenkind."

„Wohlan, es sei! und was begehrt ihr Sold's?
Seid ihr's zufrieden: funfzig Stücke Gold's."
Sie sprachen: „„Jedem!"" Aber Er: „Zum Pfand
Steht euer Leben, wißt, in meiner Hand."

Sie schlugen ein. Sie führten all sein Heer
Durch Sumpf und düstre Waldung kreuz und quer,
Den Wald zur Rechten, aber links das Moor,
D'raus stieg ein giftig dumpfer Qualm hervor.

Da sprach der Polenkönig zorngesinnt:
„Schafft mir hierher das Preußenvolk geschwind,
Denn dieses schiene mir so recht der Ort,
Daß ich dem Volk der Preußen hielte Wort."

„„Herr, wir sind Preußen! Pfui des schnöden Sold's!
Sieh', hier sind deine hundert Stücke Gold's!""
Die sä'ten sie hohnlachend in den Sumpf,
Und wie sie fielen, scholl's im Moore dumpf.

Sie sprachen: „„Unser Leben steht zum Pfand',
Nimm's, wenn du willst, es ist in deiner Hand:
Denn wisse, wir bekämpften dich mit List,
Da greiser Arm zu schwach zum Kämpfen ist.""

„„Du und dein Heer, ihr seid in Todes Schooß:
Heraus! hervor! die Rache werde groß!""

Der König schweigt und starrt, sein Knie erbebt,
Allein der Wald beweget sich und lebt.

Als ob die Blätter würden Zungen all',
So tönt hervor vieltausendstimm'ger Schall,
Als ob die Zweige würden Schwert und Speer,
So tritt auf einmal aus dem Wald' ein Heer.

Da frommt kein Schild und widersteht kein Damm,
Die Polen alle müssen in den Schlamm,
Es sinken Roß und Mann und Fürst und Heer,
Und ragt kein Zeichen, weder Helm noch Speer.

O. F. Gruppe.

Der Student von Prag.

Was klingt daher für Tosen? Welch lärmend Festgelag?
Des Vaters Gut verpraßet der wilde Student von Prag.
Er sitzt und singet Lieder, davor dem Menschen grauft,
Die Dirne auf dem Schooße, den Becher in der Faust.

Der alte Diener schleichet herzu und flüstert scheu:
„Wollt ihr nicht enden, Junker? 's ist Zwölfe meiner Treu!"

„„Schweig' ſtill, du alter Rabe, und laß dein
heiſ'res Schrei'n!
So lang der Wein hier helle, will ich noch
luſtig ſein.““

Auf hebt er ſeinen Becher; ein großer Wurm
liegt d'rin:
„Gott giebt ein Zeichen, Junker, o wendet Eu-
ren Sinn!“
„„Schweig' ſtill, du alter Rabe, und krächze
Ander'n was!
So lang' die Dirne küſſet, hab' ich noch guten
Spaß.““

Er will die Dirne küſſen, die auf vom Schooß'
ihm fährt,
Sie ſchreit, greift nach dem Herzen und ſinket
todt zur Erd';
Der alte Diener ſtürzet vor ihm auf beide Knie:
„Gott giebt ein Zeichen, Junker, o ſieh' das
Zeichen! ſieh'!“

„„Zur Hölle, du Unglücksvogel! Für all' mein
rothes Gold
Kauf' ich mir Wein die Fülle, iſt jede Maid
mir hold!
So lang' der alte Thor noch, mein Vater, lebt
und giebt,
Ich ſchwör's beim Höllenpfuhle, wird auch ge-
zecht, geliebt.““

Der Diener trägt entſetzet die Leiche aus der
Stub',
Auf's Lager wirft erſchöpfet ſich hin der wilde
Bub';

Die Kerze flackert trübe in Streifen blauen Schein's,
Die Eulen heulen draußen, die Glocke schlägt halb Eins.

Da rauschet auf die Thüre, da weh't ein Grabeshauch,
Ein Schatten weh't zum Lager, gleich einem bleichen Rauch;
Er blickt mit Jammermienen auf den verlornen Sohn;
Der Student knirscht frech im Traume, er lacht mit wüstem Hohn'.

Der Schatten hebet warnend empor die Geisterhand,
Rasch greift der Student im Traume nach dem Tuche an der Wand;
Er schlägt mit seinem Tuche nach seines Vaters Bild.
Da zittert und zerrinnet der Schemen irr und wild.

Der Student fährt aus dem Schlafe mit verstörtem Angesicht,
In's Fenster blickt der Morgen mit aschenfahlem Licht,
Der Diener bringet weinend einen Brief mit schwarzem Rand',
Dem Studenten sträubt die Locke, er hat die Schrift gekannt.

Dich grüßt die Mutter, welche zur Wittwe du gemacht,
Dein Vater ist gestorben in dieser letzten Nacht.

Dein Vater hat zu Tode um dich gegrämet sich,
Und hat nicht sterben können aus Noth und Sorg' um dich.

Er lag im Todeskampfe still einmal eine Weil',
Ich hofft', er sei gegangen zu seinem ew'gen Heil;
Da schrie er auf: der Bube schlägt mich mit seinem Tuch'!
Und gab dir im Verscheiden, mein Sohn, des Vaters Fluch.

Der Student von Prag läßt fallen den Brief und wanket fort;
Er setzet stumm sich nieder an einem düstern Ort,
Und schneidet mit der Scheere ab seiner Haare Schopf,
Und nimmt in beide Hände den kahl geschor'nen Kopf.

Was klingt denn nun für Singen aus des Studenten Haus? —
Es sind acht Leichenträger, es ist ein Leichenschmaus;
Sie singen vom Gesangbuch, und trinken dazu Wein,
Der Student trinkt nicht mit ihnen und stimmt in's Lied nicht ein. —

K. Immermann.

Der längste Tag.

Der Frühling sprach: „Und soll ich lassen
Die schöne Erde schon so bald,
Will ich noch einmal sie umfassen
Mit aller liebenden Gewalt:
Wie Jephtah's Tochter will ich schwärmen
Im süßen Thal den letzten Tag,
Mit meinen Kindern ohne Härmen,
Bis dann die Nacht mich tödten mag."

Da zog der Lenz in's Thal hernieder,
In's laubgeschmückte Waldrevier;
Beim Schall' der süßen Hirtenlieder
Spielt' er mit seinen Kindern hier,
Dort flochten sie sich duft'ge Kränze
Von Blumen, die am Berghang blüh'n,
Dort schlangen sie die leichten Tänze
Auf schattenkühlem Wiesengrün.

Und als die Sonne zu den Tiefen
Des Meeres neigt' ihr Angesicht,
Da klagten Alle laut und riefen!
„„Jetzt noch nicht scheiden! jetzt noch nicht!
Verlaß uns nicht, du helle Sonne!
Verläng're diesen letzten Tag,
Daß Jeder sich von Frühlingswonne
Noch einen Antheil nehmen mag.""

Da senk't die Sonn' den gold'nen Flügel
Und bleibt mit stillem Lächeln steh'n,

Noch lange hört sie um die Hügel
Des Reigens süße Töne weh'n:
Um Mitternacht verklingen leise
Die allerletzten Melodien,
Die zitternd ihre weiten Kreise
Durch gold'ne Fluth des Himmels zieh'n.

Wenzel.

Die nächtliche Heerschau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveil und Zapfenstreich.

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab' davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unter'm Helm' hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab'.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach' Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhell't den weiten Plan,
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr;
Dann zieh't mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marschäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis,
Der Feldherr sagt dem Nächsten
In's Ohr ein Wörtlein leis';

Das Wort geh't in der Runde,
Klingt wieder fern und nah':
„Frankreich!" heißt die Parole,
Die Losung: „St. Helena!"

Dieß ist die große Parade
Im elyseischen Feld',
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

J. C. von Zedlitz.

Agnes.

In der Väter Hallen ruhte
Hinter Rudolfs Heldenarm,
Rudolfs, den die Schlacht erfreute,
Rudolfs, welchen Frankreich scheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er, der Letzte seines Stammes,
Weinte seiner Söhne Fall;
Zwischen moosbewachs'nen Mauern
Tönte seiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greises Trost und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte sie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! sie weinte selbst im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenster schien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn.

Aber Horst, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte seines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfochtnen Fahnen,
Und der Vater ward ihm hold.

Einst beim freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand;
Ihre sanften Augen strebten
Ihn zu strafen, ach! da bebten
Thränen auf das Busenband.

Horst entbrannte, blickte seitwärts
Auf sein schweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer sprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er seinen Handschuh
In der Agnes keuschen Schooß:
„Albrecht, nimm! In dieser Stunde,
Harr' ich Dein im Mühlengrunde!"
Kaum gesagt, schon flog sein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig und bestieg sein Roß;
Freute sich des Mädchens Zähre
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich schimmerte die Rüstung
In der Abendsonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde,
Und die Hirsche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betrübte Agnes sich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht sinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Rang' von leiser Ahnung spornet
Horst sein schaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauses Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starrt und stürzt sich in sein Schwert.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt sie so zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verschied im stummen Harm.

Fr. L. Graf zu Stolberg.

Die Nixen.

Wo kommt der ſchöne Jüngling her?
Sag' an! Wo reitet er hin?
Er kommt aus König Ludwigs Schlacht;
Er hat die Siegeskunde gebracht
Der jungen Königin.

Er reitet nun über Feld und Moor
Zur Burg der Ahnherrn hin;
Zum grauen Vater, zur holden Braut,
Die täglich weinend nach ihm ſchaut,
Treibt raſtlos ihn ſein Sinn.

Er reitet wohl in den ſchwarzen Wald.
Er kommt zum Erlenſee;
Und ſchnaubend bleibt der Rappe ſtehn,
Trotzt Sporn und Ruf, will furder nicht gehn
Steigt brauſend in die Höh'.

Drei Jungfraun hold, drei Jungfraun ſchön,
Entſteigen dem Erlenſee.
Sie tanzen vor ihm den Ringelreihn
Im Nebelduft, im Mondenſchein;
Ihm wird's im Herzen ſo weh.

Drauf eine der Jungfraun lieblich ſpricht:
„Bleib, ſchöner Knabe, bleib hier!
Bleib hier, und gieb uns Dein junges Herz!
Wir wollen Dich laben mit Kuß und Scherz
Im grünen Waſſerrevier!"

„„Mich treibt's hinweg in's Vaterhaus;
Da muß ich heute noch sein.
Mich treibt's hinweg zur holden Braut,
Die täglich weinend nach mir schaut;
Mein Herz ist nicht mehr mein.““

„Sollst wohnen im glänzenden Wasserschloß
Von Demant und Saphir;
Wir lehren zum Ritte gewandt und kühn
Dich zäumen und bandigen den Delphin:
Bleib, schöner Knabe, bleib hier!“

„„Muß wohnen in meiner Väter Schloß,
Und unter den Ahnherrn mein;
Und wenn der Feind den Frieden bricht,
Darf Vater und Braut ich lassen nicht,
Muß ihr Beschützer sein.““

„Wir wallen mit Dir im blinkenden Thau
Der Sommernacht, sternicht und warm;
Du sollst beim lustigen Ringelreihn,
Bekränzt mit Wasserlilien sein,
Und ruhn in unserm Arm.“

„„Zum heiligen Altar führ' ich bald
Sie, meines Herzens Lust;
Sie soll, beim fröhlichen Hochzeitreihn,
Bekränzt mit Rosen und Myrten sein;
Ihr ruh' ich an weißer Brust.““

„Dein junges Herz, das lassen wir nicht,
Bleibt unser für und für;
Und giebst Du's nicht, bethörter Mann,
So nehmen wir's, und weiden uns dran
Im grünen Wasserrevier.“

Es harret der Vater, es weint die Braut;
Das Herz vor Ahnung ihr bricht.
Sie finden den Jüngling von Blute roth;
Im Walde beim Erlenteich lag er todt:
Sein Herz, das fanden sie nicht.

Rochlitz.

Die Lilie und der Mondstrahl.

Der Mond hängt in die düstre Nacht
Recht silberklar herein,
Und spendet seiner Strahlen Pracht
Dem Strome und dem Hain.

Da richtet sich aus süßem Traum
Die Lilie still empor,
Und öffnet ihres Kelches Raum
Und läßt den Duft hervor.

Und flugs in die verschloss'ne Brust
Schwingt sich der leichte Strahl,
Und schmiegt sich an in sel'ger Lust
Und küßt sie tausend Mal.

Sie aber schließt erfreut sich schnell,
Und hält den Buhlen fest,
Der, in der hellen zwiefach hell,
Von ihr sich wiegen läßt.

Und Morgens, wenn die Schäferin
Die thau'ge Lilie pflückt,

Und sie mit frommen Kindersinn
An ihren Busen drückt;

Da wird, wenn sich der Kelch erschließt,
Ihr wunderbar zu Muth,
Und unbekannte Sehnsucht fließt
Durch ihr erglühtes Blut.

Und seufzend wallt sie durch das Thal
In jeder lauen Nacht —
Sagt, hat das wohl der Mondenstrahl
Im Liljenkelch gemacht?

K. E. Ebert.

Die Geschichte von dem Hute.

Der erste, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
Die Krempen hingen flach herab;
Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er sinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagt's, zwei Krempen aufzusteifen.

Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn,
Und schreit: Nun läßt der Hut erst schön!

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und schmählt.
Ich, spricht er, sehe wohl, was fehlt.
Er setzt darauf mit weisem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verstand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht sein Vaterland.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den dreifach spitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
Doch sagt, wie konnt' es anders seyn?
Er ging schon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt,
So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
Ein weißer Hut ließ lächerlich.
Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus,
Und sieht, er ist sehr abgetragen;
Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,

Ihn über einen Stock zu schlagen.
Durch heiße Bürsten wird er rein;
Er faßt ihn gar mit Schnüren ein.
Nun geht er aus, und Alle schreien:
Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finsterniß verschwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieser große Geist erfand.

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß,
Und bei der Nachwelt unvergessen;
Der Erbe reißt die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Tressen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
Ihn sieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun ist die Kunst erst hoch gestiegen!
Ihm, schrie es, ihm allein ist Witz und Geist verliehn!
Nichts sind die Andern gegen ihn!

Er starb, und ließ bei seinem Sterben
Den eingefaßten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Was mit dem Hute sich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweiten Buche sagen.

Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
Das Außenwerk ward neu, er selbst, der Hut,
blieb alt.
Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
Es ging dem Hute fast, wie der Philosophie.

Gellert.

Die Erwartung.

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen;
Ihr Zweige! baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen;
Und all ihr Schmeichellüfte, werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel, Tag! Hervor,
Du geist'ge Nacht mit deinem holden Schwei-
gen,

Breit' um uns her den purpurrothen Flor,
Umspinn' uns mit geheimnißvollen Zweigen!
Der Liebe Wonne stirbt des Lauschers Ohr,
Sie flieht des Strahles unbescheid'nen Zeugen!
Nur Hesper, der Verschwiegene, allein
Darf still horblickend ihr Vertrauter seyn.

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß;
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen.
Die Blume neigt sich bei des Westes Kuß,
Und alle Wesen seh' ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Fluth,
Trinkt von der heißen Wange mir die Gluth.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eig'nen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod und seine Farben blassen;
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluthen hassen;
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen;
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts Weißes dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taruswand.

O sehnend Herz! ergötze dich nicht mehr,
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen;
Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher!
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum;
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

Schiller.

Elysium.

Hain! der von der Götter Frieden,
Wie von Thau die Rose, träuft,
Wo die Frucht der Hesperiden
Zwischen Silberblüthen reift;
Den ein rosenfarbner Aether
Ewig unbewölkt umfleußt,
Der den Klageton verschmähter
Zärtlichkeit verstummen heißt:

Freudig ſchaudernd, in der Fülle
Hoher Götterſeligkeit,
Grüßt, entflohn der Erdenhülle,
Pſyche deine Dunkelheit!
Wonne! wo kein Nebelſchleier
Ihres Urſtoffs Reine trübt,
Wo ſie geiſtiger und freier
Den entbundnen Fittig übt.

Ha! ſchon eilt auf Roſenwegen,
In verklärter Lichtgeſtalt,
Sie dem Schattenthal entgegen,
Wo die heil'ge Lethe wallt;
Fühlt ſich magiſch hingezogen,
Wie von leiſer Geiſterhand,
Schaut entzückt die Silberwogen
Und des Ufers Blumenrand;

Kniet voll ſüßer Ahnung nieder,
Schöpfet, und ihr zitternd Bild,
Leuchtet aus dem Strome wieder,
Der der Menſchheit Jammer ſtillt,
Wie auf ſanfter Meeresfläche
Die entwölkte Luna ſchwimmt,
Oder im Kryſtall der Bäche
Helpers goldne Fackel glimmt.

Pſyche trinkt, und nicht vergebens!
Plötzlich in der Fluthen Grab
Sinkt das Nachtſtück ihres Lebens
Wie ein Traumgeſicht hinab.
Glänzender auf kühnern Flügeln
Schwebt ſie aus des Thales Nacht

Zu den goldbeblümten Hügeln,
Wo ein ew'ger Frühling lacht.

Welch ein feierliches Schweigen!
Leise, kaum wie Zephyr's Hauch,
Säuselt's in den Lorbeerzweigen,
Bebt's im Amaranthenstrauch!
So in heil'ger Stille ruhten
Luft und Wogen, so nur schwieg
Die Natur, als aus den Fluthen
Anadyomene stieg.

Welch ein ungewohnter Schimmer!
Erde! dieses Zauberlicht
Flammte selbst im Lenze nimmer
Von Aurorens Angesicht!
Sieh! des alatten Epheus Ranken
Tauchen sich in Purpurglanz!
Blumen, die den Quell umranken,
Funkeln wie ein Sternenkranz!

So begann's im Hain zu tagen,
Als die keusche Cynthia,
Hoch vom stolzen Drachenwagen,
Den geliebten Schläfer sah;
Als die Fluren sich verschönten,
Und, mit holdem Zauberton,
Göttermelodieen tönten:
Seliger Endymion!

Matthisson.

Der französische Emissair.

Ein Gesandter nahet hie,
Frankreich schickt ihn her,
Aus Champagne Sillery,
Ach, sein Leid ist schwer!

Die jeunesse ist übermannt,
Mit Gewalt berückt,
Unter Kork und Pech gebannt,
Und das Volk beglückt!

Philanthropen groß und klein,
Zeigt euch mit der That!
Frei muß auch der Leichtsinn sein!
Blei hinweg und Draht!

Dämon! Dämon, komm herbei!
Geisterdemagog!
Schäume, sprudle, werde frei!
Freiheit lebe hoch!

Reicht mir schnell das Flötenglas,
Das so heimlich klingt,
Da der Kork, so fest er saß,
Nun zur Decke springt!

Doch der Kork, o der Tyrann!
Der entrinn uns nicht!
Vogelfrei für Jedermann
Sei der schnöde Wicht!

Da drüben!

Da drüben über'm Walde,
Da singt ein Vogel schön;
Da drüben an dem Bache
Seh' ich ein Rehlein gehn,
Da drüben.

Und wo der Vogel singet,
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebsten Hütte steht,
Da drüben.

Möcht' mit dem Vogel singen,
Möcht' zu dem Rehlein gehn,
Da drüben heimlich lauschend,
Durch's kleine Fenster sehn,
Da drüben!

Julius Mosen.

Die Brautnacht.

Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerspieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen.

Und nieder sank es tief und schwer
Mit ahnungsvoller Schwüle;
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und sprach von ferner Kühle.

Da fielen Tropfen, warm und mild,
Wie lang erstickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungestillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

Und sieh, der Morgen steigt empor —
Welch Wunder ist geschehen?
In ihrem vollen Blüthenflor
Seh' ich die Erde stehen.

O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen spröde Hülle,
Wer brach sie auf in einer Nacht
Zu solcher Liebesfülle?

O still, o still, und merket doch
Der Blüthen scheues Bangen!
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre frischen Wangen.

O still, und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
Der diese Nacht zur Erde kam,
Nach ihrer Hochzeitfeier.

W. Müller.

Laura.

Der Morgen.

Aus ihrem schönen Rosenbett,
Steigt jetzt die Sonne auf,
Und mit dem freundlich milden Schein
Beginnt sie ihren Lauf;
Die Blumen weckt sie leise hier,
Und aller Blüthen Duft;
Der Vöglein zarter Silberklang
Durchtönt die Morgenluft.

Im grünen Thale unbelauscht
Sitzt Liebchen mein und ich,
Und mit dem ersten goldnen Strahl
Der Sonne küßt sie mich;
Und als ich so voll Seligkeit
In's blaue Aug' ihr sah:
Wie im Vergißmeinnicht der Thau,
Lag eine Thräne da. —

Der Mittag.

So heiß, wie jetzt die Sonne brennt,
Wogt es in meiner Brust,
Es glüht mir da ein lieber Schmerz
Und eine böse Lust!
O kühle mir die heiße Stirn,
Du stiller Buchenhain!
Ich trete wonneathmend hier
In deine Schatten ein.

Die Wellen kosen in dem Bach,
Die Blumen auf der Flur,
Der Zephyr buhlt, und überall
Haucht Liebe die Natur:
O raubt ihr Bilder, schön gemalt,
Mir nicht mein stilles Glück!
Verfinstert nicht durch solche Lust
Den reinsten Sonnenblick!

Der Abend.

Wie emsig hier im Mondenschein
Mein Liebchen Blumen pflückt,
Und wie sie jetzt voll Innigkeit
Die Lilie an sich drückt! —
Sie seufzt, und legt sich schwesterlich
Hier bei den Rosen hin;
Sie ahnt nicht, daß ich liebend jetzt
So nahe bei ihr bin.

Ich küßte sie, ich mußte wohl:
Sie war so göttlich schön!
Die Blumen alle zitterten,
Als sie mich kaum gesehn. —
Es küßten uns're Herzen sich,
Entzückend, im Genuß,
Und eine Welt voll Seligkeit
Lag in dem einen Kuß.

Die Nacht.

Der bleiche Mond blickt geisterhaft
Durch schwarz Gewölk hervor,
Und mit gesenktem, trübem Blick
Steh' ich vor Liebchens Thor.

Erbarme Dich, allgüt'ger Gott,
Und tröste dieses Herz!
Nimm ihr die heißen Thränen fort,
Und wiege ihren Schmerz!

Da rief ein tiefer Seufzer mich
In ihre Hütte hier;
Ein banges, ahnendes Gefühl
Raubt schnell den Athem mir;
Ich wanke in das Schlafgemach,
Vom Lämpchen magisch roth:
Die Lilie lag entblättert da,
Und meine Laura — todt. —

Glasbrenner.

Die Erfindung des Schachspiels.

Zur Zeit, als Attila der Völker viel
Im Süden von Europa züchtigte,
Herrscht' ein Tyrann in Indien. Noch jung
Und kenntnißlos hatt' er der Vater Thron
Bestiegen; überzeugt, die ganze Welt
Sei seinetwegen da, und, was er thue,
Sei recht und wohlgethan. Der bessre Mann,
Der sich mit Wahrheit ihm zu nähern wagte,
Fand Zorn, Gefangniß und den Tod zum Lohn. —
Und bange Stille herrscht' im Land umher;
Stumm trug ein Jeglicher des Drangers Joch.
Doch wie, wenn unter drückendem Gewölk

Die Erde schweigend ruht, die drohendsten
Gewitter brüten: also schlich durchs Land
Die Mißzufriedenheit jetzt dumpf und scheu,
Allein bereit, im nächsten Augenblick
Zur Wuth zu werden, die die Fessel bricht. —

Da war ein weiser Mann, den jammerte,
Des Volks und seines Fürsten. — Nassir sah
Unweisheit, sich zu retten, hier und dort;
Sah, wenn dem Einen nur geholfen war,
War allen wohl: und kühnen Muths entschloß
Der Edelste von der Bramanen Stamm
Sich, Alles dran zu wagen, um zu sehn,
Ob nicht in Behub's roher Seele noch
Das Göttliche, was etwa in ihr schlief,
Zu wecken wäre? — —

— Vierzig Tage lang
Saß er, verschlossen in sich selbst, vergaß
Oft Speis' und Trank und oft des süßen Schlafs,
Und grübelte. — Den König stark und schwach, —
Durch Liebe stark, schwach durch des Volkes Haß, —
Wollt' er im Bilde, das so deutlich spräche,
Daß auch der Blind' es sehen müßte, gern
Vor Behub's Seele stellen. — Vor ihm lag
Des Zimmers Boden, weiß und schwarz getäfelt,
Und in ihm lebeten und webten Könige
Mit ihrem Thun auf Erden, Ritter, Knechte,
Und Roß' und Elephanten um sie her.
Und er vertheilt' in seines Zimmers Raum
Das ganze Heer. Dort, zum Exempel, soll,
So dacht' er bei sich selbst, ein König steh'n:

Ich, gegenüber. Um uns beide stehe
Hier Freund' und Schaarenführer, weiter vor
Die Reisigen. Ist Ordnung nun im Land,
Und liebt mein Volk mich: ha, bei Gott, so soll
Mir doch der Teufel selbst, so weiß er ist, *)
Nichts abgewinnen! — Laßt die Probe seh'n! —
Frisch auf, ins Feld gerückt! dort kommt ein Feind,
Entgegen ihm! Er fliegt zu hastig vor;
Gefangen ihn genommen! Schnell auch den!
Befürchtet nichts! ihr, Kinder, seid gedeckt,
Wir schützen euch. —
— So schlug er weise Schlacht
Viel Tage lang. Und immer heller ward
Das lang' gesuchte Bild vor seinem Geist.
Er ordnete zum Ganzen jeden Theil,
Gab Jedem seine Stell' und sein Gesetz:
Dem vorn, dem hinten; Jenem links, dem rechts;
Dem Einen festen Stand, dem andern Flug;
Dem schiefen Angriff, Jenem Tummelsprung,
Und diesem hier geraden sichern Gang.
In ihrer Mitte stand der stolze Schach. —
Herr König, es gilt Ihm! rief Nassir laut,
Wenn er ihn bloß erblickte. Weislich schob
Er dann Beschützer vor, bis aller Schutz
Nichts weiter half, und er gefangen war! —

So ward durch eines Denkers Grübeln einst,
Im großen Zweck, den Menschen wohlzuthun,

---

*) Bekanntlich ist der Teufel bei den weißen Völkern schwarz; bei den schwarzen, braunen, aschfarbenen, und rothen Völkern aber — weiß. Anm. d. H.

Das Königsspiel erfunden! Andre nennen's
Das Tausendsorgenspiel; denn, traun! es heischt
Viel Sorgen und Gedanken; weisen Plan
Des Treffenforderers, und scharfen Blick,
Den Gegenplan des Feindes auszuspäh'n.
Nun lehrt' er's seine Freunde; diese dann
An Andr' und Andre wieder. Bald durchdrang
Die ganze Gegend weit und breit sein Ruhm.
Und wer es sah, bewunderte den Mann,
Der so viel Geistes in ein Spiel gelegt,
Und tiefen Sinn in leichten Scherz verwandelt,
Daß ihr, indem ihr auf dem Teppich ruht,
Und scheinbar handelt, — denkt und denken lernt. — —

Und bald erscholl der Ruf des neuen Spiels
Von allen Seiten auch an Behub's Hof.

Und ein Befehl erging von Behub aus:
„Sogleich erscheine Nassir, Daher's Sohn,
„Und bring' in tiefster Unterthänigkeit
„Vor Behub's Thron sein neuerfundnes Spiel!"

Bescheiden kam der Weise. — „Gott verleihe
Dem König Heil und Liebe seines Volks!
Dein Knecht hat jüngst gescherzt, und freut sich hoch,
Daß Du, Herr König, seinen kleinen Scherz
Zu seh'n für würdig hältst. Denn Niemand wahrlich
Bedarf bei seiner Sorg' um Menschenglück

Mehr Freude billig und Erheiterung
Zu guten Thaten, als der gute Fürst!" —

„Komm, Nassir, und erkläre mir Dein
Spiel!" —
Vielleicht, Herr König, daß es Dir gefällt:
Es hat auch Könige; den Einen hier,
Den Andern gegenüber. Jedem steht
Sein Freund *) zur Seite. Beiden zu Beiden
Zwei Läufer rechts und links; und neben diesen
Zwei Ritter, schnell zum Sprung; und hier,
und hier,
Die beiden Flanken zu besetzigen,
Ein Elephant. Hier zieht das Heer sich vor,
Bereit zu Schutz und Trutz. — Ein Reisiger
Thut einen Schritt nur vorwärts. — „Und
der König?" —
Steht still. — Sein Freund durchfliegt den ganzen Raum,
Vor, rückwärts, links und rechts, gerad' und
schief,
So weit er's offen findet. — „Und der König?" —
Steht still, und übersieht das Ganze. — Hier
Die Läufer laufen, wo sie Freies seh'n,
Und wie sie wollen allen Winden zu,
Der eine schief die weißen Reihen durch,
Der Andre durch die schwarzen. — „Und der
König?" —

---

*) Was die Galanterie unsrer Ritterzeiten zur Königin gemacht hat, war bei den Morgenländern ursprünglich der Freund des Königs, d. i. sein Minister, der Feldherr.

Steht still, und ordnet alles. — Auf dem Roß
Springt keck der Ritter über seinen Kreis
Ins zweite größ're Viereck um sich her,
Von Weiß auf Schwarz, von Schwarz auf
Weiß. — Der König,
„Nur Er thut ewig Nichts?" — Der Kö-
nig, Herr,
Steht still, und braucht die Weisheit statt des
Arms. —
Der schwere Roche, wenn's Entscheidung gilt,
Bricht stolz hervor, geht vor und hinter sich,
Und rechts und links, geraden Ganges fort. —
„Der König also schützt nur alle?" —
Schützt,
Und wird beschützt. — „Und wird beschützt?
Von wem?" —
Von Allen, von der Liebe seines Volks!
Und Er beschützt sein Volk durch Weisheit! —
Herr,
Befiehlst Du, so beginnt der Heere Kampf. — —
„Mein König will, sein Reisiger dringt
vor." —
Auch meiner will's — „der vor dem Feld-
herrn folgt." —
Nicht gut geboten. Schach dem Könige! —
„Was, Freund, ist das?" — Dein Schach
ist unbeschützt,
Und steht dem Angriff meines Läufers frei. —
„So deckt der Mann vor meinem Läu-
fer ihn." —
Wohl! aber dennoch nur, für seinen König
Sein Leben aufzuopfern. Sieh, er fällt;
Und — Schach dem Könige! —
— Drauf kehrt er ihn,

Wie seines Ritters Vormann übereck
Den allzu schnellen Läufer wieder fasse! — —
Die waren hin. Doch nun begann der Kampf
Von neuem; Schach auf Schach drang Nassir vor,
Bis müd' und matt, obgleich er Einen Schritt
Nur stets mit Würde that, des Königs König
Das Treffen schloß, und sich gefangen gab.
So schlugen sie, zehn heiße Tage lang,
Noch manche Schlacht. Und Nassir, unbemerkt,
Als wär' es nur des Spieles Nothdurft selbst,
Verwebte weise Lehren in das Spiel.
Wie stark durch Ordnung seines Volks der König,
Wie sicher er durch seine Liebe sei,
War aller Orten sichtbar. Ohne die
Vermocht' er nichts. Nur seine Reisigen
Und Diener thaten alles, ihn zu schützen.
Der Kleinst', an seinen rechten Ort gestellt,
War oft der Schutz des Herrn, und sein Verlust
Der letzten Hoffnung Tod. Auch schwangen sich
Gemeine Kämpfer durch Verdienst empor,
Und flogen siegend nun im Feld' umher.
Das wurmt' im Innern Behub. Immer schwebte,
Was er auch that, es ihm vor seinem Ohr:
„Stark durch die Liebe seines Volks, und schwach,
„Wenn Lieb' und Ordnung fehlt. So unrecht nicht! —
„Doch Ordnung, soll sie sein, bei Gott! so muß
„Sie Einer machen und der Eine muß

„Verstand zur Ordnung haben. — Sollen sie
„Mich lieben, müssen sie mich lieben können;
„Das ist, ich muß zuerst sie lieben, und —
„Durch That beweisen, was im Herzen ist!" — —
So ging und dacht' er in sich. „Höre," sprach
Er eines Tags zu Nassir, Daher's Sohn:
„Du bleibst bei mir, wir spielen fleißig Schach,
„Und wenn wir unsers Spieles müde sind,
„Philosophiren wir! Du machst mir alles
„Sodeutlich, wie noch Keiner!" — Rings umher
Umstanden viele sie von Behub's Hof.
Ein Strahl der Hoffnung ging, indem er sprach,
In ihren Herzen auf. — Noch standen sie,
Da kam ein alter Diener: Herr, es flieht
Mit sieben Kindern eine Wittwe Dir:
Ihr Mann fiel in der Schlacht. Es zitterte
Der alte Diener, als er vor ihn trat;
Denn Behub zürnte sonst den Bittenden.
„Greif in den Schatz, und gieb des Goldes ihr,
„So viel mit Deiner Hand Du fassen kannst.
„Sind's Söhne?" — Söhne sechs, und eine Tochter. —

„Wohl schöne Hoffnung für das Vaterland!
„Der Aermste, wenn er gut erzogen ist,
„Und einst an seine rechte Stelle kommt,
„Schwingt öfters durch Verdienste sich empor."
Und eine Freudenthräne schimmert
In Aller Aug' umher. — — Noch standen sie,
Da kamen ferne Boten: Herr, o Herr,
Erbarme Dich der leidenden Provinz,
Die uns gesendet hat! Erst Sonnenbrand,
Heuschreckenheere dann, und nun zuletzt
Noch unsrer Heerden Pest, vernichten uns.
Gespenster schleichen, Menschen nicht, umher
Im öden Land. — „Genug!" rief Vehub aus,
„Genug! das ganze Land zu überseh'n,
„Bin Ich da; Ich zu sorgen und zu ordnen.
„Schnell, Boten, eilt! die Vorrathshäuser, die
„Der leidenden Provinz am nächsten sind,
„Die senden allen ihren Vorrath hin;
„Die nächsten füllen diese wieder, und
„So fort die nächsten dies', aus Hand in Hand,
„Bis alles gleich ist." — Und sie hielten sich
Nun länger nicht, und priesen Brama laut,
Der solche Weisheit, solche Freundlichkeit
Dem jungen König in die Seele gab.
Und leis' in einem Winkel betete

Auch Nassir, Daher's Sohn: Dank, Brama, Dir!
Der Funken ist geweckt; o laß' ihn nun
Zur Flamme werden, die nichts wieder löscht!
— — —

Indem erscholl ein Lärm. Zehntausend Stimmen,
So schien's, ertönten um den Pallast her.
„Was ist das?" — fragte Behub und erschrak.
Und Alles flog, kam wieder: Herr, Dein Volk
Ist freudetrunken; denn es hat entzückt
Die Worte Deiner Freundlichkeit gehört,
Und muß Dich seh'n, und muß Dir danken.
— Schnell
Erhob sich Behub', zeigte sich dem Volk,
Und wie das Brausen des empörten Meers,
Stürmt' ungestüm sein Jauchzen auf zum Himmel! — — —

Und Behub, außer sich, die Freudenthränen
Auch Er im Auge, kam vom Volk zurück.
„Wo ist mein Nassir? — Nassir bitte mich,
„Dir dank' ich diese Wonne! bitte mich
„Um was Du willst; ich will, es sei Dein Lohn,
„Und wär's die Hälfte meines Königreichs! — —

Demüthig sank der Weise vor ihm nieder. —
Die Tugend meines Herrn soll Weisheit sein,
Nicht bloß Gefühl; er lerne rechnen! — Still

Denkt's Nassir bei sich selbst, und sagt ihm laut:
Der Felder meines Spiels, Herr, wie Du weißt,
Sind vier und sechzig. Soll ich unbelohnt
Nicht meinem König dienen: so gebeut
Den Knechten Deiner Vorrathshäuser, mir
Aufs erste Feld des Spiels ein Weitzenkorn
Zu legen, zwei aufs zweit', aufs dritte vier,
Und so fortan auf jedes folgende
Noch eins so viel. — Und Vehub's Angesicht
Verwandelte sich schnell aus Tag in Nacht.
„Thor Nassir, nicht der weise Nassir mehr!
„Was soll die Kinderbitte? fordre Dir,
„Was meiner würdiger und Deiner ist!"
Es gnüget Deinem Knecht, wenn Du mir giebst,
Was ich Dich bat. — „So gnüge Kleines Dir,
„Wenn Du nichts Größres fassen kannst!" versetzt
Unwillig Vehub ihm, und giebt Befehl. —

Bald aber kommt, Verlegenheit im Blick,
Der Magazinverwalter. — „Hast Du schon
„Dem Manne seine Körner zugezählt?" —
Herr König, um die Wahrheit zu gesteh'n,
Die Rechnung ist fast wundersam. Wir sind
Zur Hälf't' erst fertig, und Dein ganzes Reich
Hat schon der Weitzenkörner nicht so viel,
Und hättest in zehntausend Städten Du
In jeder tausend Vorrathshäuser, und

In jedem Weitzens hunderttausend Maaß:
Ich glaube gegen das, was endlich kommt,
Wär's noch, Herr König, eine Kleinigkeit! *) — —

„Noch einmal, Nassir, hast Du mich besiegt!
„Bei Gott, Du rechnest besser doch, als ich! — —
„Komm, und umarme mich! — Du bleibst bei mir;
„Und bist mir Freund und Bruder bis zum Tod!" — — —

Christlicher Gehorsam.

Der Herr hat Alles wohl gemacht,
Auf sein allmächtig: Werde!
Entstand in unermeßner Pracht

---

*) Die Summe beträgt 18 Trillionen, 446744 Billionen, 73709 Millionen, 551650 Weitzenkörner. Ein Haufen Weitzen, zu dessen jährlicher Erzeugung das feste Land der Erde, ganz ohne Wälder, Wüsten, Wege, Seen, Flüsse ꝛc., zu dem besten Weitzenboden angenommen, beinahe 76 Mal größer sein müßte. Es würde zur Fortschaffung desselben 625499 Millionen 948245 vierspänniger Wagen bedürfen, die dicht an einander 231666 Mal rund um die Erde reichten. Rechnete man den Wispel Weitzen zu 50 Rthlr., so würden 2 Millionen 85000 Jahre lang die Einkünfte eines Staates, welcher jährlich 30 Millionen Rthlr. Einkommen hat, zur Bezahlung des Werths desselben nöthig sein.

Der Himmel und die Erde;
Drum auf die Vorsicht stets vertraut,
Und preiset sie und rufet laut:
Der Wille des Herrn geschehe!

Schon lange nimmt man's übel mir,
Daß ich so fleißig trinke,
Doch seht die Traube, glaubet ihr,
Daß sie umsonst uns winke?
Arbeitet fleißig, spricht der Herr,
In meinem Weinberg hin und her!
Der Wille des Herrn geschehe!

Der Wehrstand ist ein schöner Stand,
Sein Banner ist die Ehre,
Er schützet Fürsten, Vaterland,
Gesetze und Altäre;
Doch ihn erwähl' ich nimmermehr:
Du sollst nicht tödten! sprach der Herr.
Der Wille des Herrn geschehe!

Stirbt meine Frau, mir thät es leid,
Ich würde sehr mich grämen;
Doch wird' ich nach der Trauerzeit
Mir schnell die Zweite nehmen;
Stirbt diese auch, die Dritte gleich;
Der Herr spricht: Wachst und mehret
Euch!
Der Wille des Herrn geschehe!

Doch ob ich gleich ein Ehmann bin,
Und leb' im festen Bunde,
Lieb' ich doch meine Nachbarin
Dabei aus Herzensgrunde;

Befiehlt denn nicht des Herrn Gesetz:
Liebt, Menschen, euren Nächsten stets!?
Der Wille des Herrn geschehe!

Ist einem dieses Lied nicht recht,
So mag er kühn mir sagen:
Der Sinn ist matt, der Reim ist schlecht!
So was lernt man vertragen.
All meinen Feinden nah' und fern,
Verzeih' ich nach dem Wunsch des Herrn.
Der Wille des Herrn geschehe!

Die Namen.

Das meist die Gesichter der Weiber lügen,
Die Klage ward oft schon zu Markte gebracht;
Doch daß auch die Namen der Schönen betrügen,
Davon hab' ich die Erfahrung gemacht.
Es hieß meine erste Liebe: Sophie;
Doch weise war leider ihr Name allein,
Ein Briefchen von mir las sie nur mit Mühe,
Und über den Oberon schlief sie ein.

Ein wahrer Dämon war Célestine,
Und Blanka hatte ein schwarzes Herz,
Nichts wen'ger als gütig war Clementine,
Sie trieb mit meinen Leiden nur Scherz;
Bei Rosen war schon die Blüthe gefallen,
Christine hat mich unchristlich verlacht,

Constanze war die Untreuste von Allen,
Felicitas hatte mein Unglück gemacht.

Von Engeln war Angela weit entfernet,
Aurora's Morgen verschwand zu geschwind,
Scholastika hatte schon ausgelernet,
Cäcilia sah Alles, und Clara war blind;
Nicht nett genug war das kleine Nettchen,
Justina war immer voll Lug und voll Trug,
Und Barbara, dieses sonst liebloſe Mädchen,
War nicht gegen And're barbarisch genug.

Doch endlich gelang's, ich erblickte Reginen,
An Schönheit die Königin, wie an Verstand;
Da dacht ich, bei der wird dein Glück dir wohl grünen,
Und reicht am Altär ihr auf ewig die Hand.
Die weiß ihren Namen mit Recht auch zu führen,
Ich fühl' ihre Herrschaft und leide mein Joch;
Als Königin weiß sie im Haus zu regieren, —
Und krönte mich neulich zum Könige noch.

Castelli.

Das Mögliche und Unmögliche.

Der Busenfreund des Gotts der Reben,
Thrar hat das Zechen aufgegeben.
Das kann nicht seyn!

O ja! denn in dem Augenblicke
Kommt man von seinem Grab zurücke.
So räum ichs ein.
Dulcindor hat sich hoch vermessen,
Alisen ewig zu vergessen.
Das kann nicht seyn!
Der kühne Geck ward von Alisen
Mit Schimpf und Schande fortgewiesen.
So räum ichs ein.
Griselde will in ihrem Leben
Dem Spiegel keinen Blick mehr geben.
Das kann nicht seyn!
Sie glaubet beim Vorübergehen
Stets ein Gespenst darinn zu sehen.
So räum ichs ein.
Dem glücklichen Strophil verfliessen
Die Stunden unter Wein und Küssen.
Das kann nicht seyn!
Er selbst sagt es auf zwanzig Bogen
Von Oden, Liedern und Eklogen.
So räum ichs ein.
Der stolze Ritter Curt vom Lande
Freit Lieschen aus dem Bürgerstande:
Das kann nicht sein!
Die Braut hat sechzigtausend Gulden;
Damit bezahlt er seine Schulden.
So räum ichs ein.
Ismenens Mann starb wohl betaget.
Das junge Weibchen weint und klaget.
Das kann nicht sein!
Das Wittwenjahr! das ist der Knoten,
Nur das beweint sie, nicht den Todten.
So räum ichs ein.

Chryſant, der nur auf Wucher denket,
Hat heut ein armes Weib beſchenket.
Das kann nicht ſein
Er thats, damit ſie beten ſolle,
Daß Gott ſein Geld vermehren wolle.
So räum ichs ein.
Pachom ſpeißt öfters bei Philiſten;
Der Ketzerfeind beim Calviniſten.
Das kann nicht ſeyn!
Der Ketzer, unter uns geſprochen,
Läßt deſto orthodoxer kochen.
So räum ichs ein.
Walbs Meiſterwerk von dreizehn Bänden
Iſt nun in aller Menſchen Händen.
Das kann nicht ſeyn!
Man kriegt es von den Trödeljuden,
Und in den Käs- und Häringsbuden,
So räum ichs ein.
Galdion will ſich bequemen
Den häßlichen Marull zu nehmen.
Das kann nicht ſeyn!
Mich reizt, ſo ſprach die kluge Dirne,
An ihm die ſchöne breite Stirne.
So räum ichs ein.

Pfeffel.

An den neuen Frühling und die alten Freunde.

Zerbrochen iſt die ſtarre Decke,
Die Strom und Bach gefeſſelt hielt.
O Frühling komm! mein Herz erwecke,
Mit dem der Gram gefährlich ſpielt.

In tiefen Winterſchlaf verloren
Lag dieſes Herz, und träumte ſchwer:
Kein Frühling würde mehr geboren,
Und alles Land verſchläng das Meer.

Und wie einſt auf den Waſſern ſchwebte
Der Geiſt, der alles werden ließ —
So klang ein Ton, und ſtill erbebte
Die Fluth, in Wonne ſchauernd ſüß.

Und es begann ſich zu erhellen,
Und zu beſänftigen die Fluth,
Als aus den frühlingsſchwangern Wellen
Die Sonne ſtieg in heil'ger Gluth.

Da überkam mich alle Wonne
Des Himmels, und der Erde Luſt,
Und eine neue Frühlingsſonne
Zerſchmolz das Eis in meiner Bruſt.

Und was ich immer auch gelitten,
Mein Herz iſt wieder ſtill und weit,
Und wär' ich nur in eurer Mitten —
Was kümmerte mich Ort und Zeit!

Des Himmels und des Auges Thränen.

Ein warmer Frühlingsregen
Fällt nieder auf das Land,
Als wie ein milder Seegen
Aus Gotteshand.

Und alle Knospen dehnen,
Und schwellen blüthenvoll;
Mein Herz versteht das Sehnen,
Weiß, was es soll.

Es war ja selbst verschlossen,
Wie diese Knospen hier:
Bis Mitleidsthränen flossen,
Für mich von Ihr vergossen,
Von Ihr! —

F. H. Truhn.

Die Ungetreue.

Es waren Mond und Sonne
Einst ein getreues Paar;
Und wanderten am Himmel
So manches lange Jahr.

Und beide glühten golden,
Und hatten gleichen Schein;

Sie zogen durch die Wellen
Des Aether-Meers allein! —

Wie bald erlosch die Liebe
Der Sonnenkönigin!
Sie floh von ihrem Gatten
Mit ungetreuem Sinn.

Da stand der Mond verlassen,
Allein in seinem Reich,
Und weinte heiße Thränen,
Und wurde kalt und bleich.

Doch seine Thränen fielen
Auf's dunkle Himmelszelt,
Und flammten da als Sterne,
Im azurblauen Feld! —

Nun wandelt er allnächtlich
Die thränenvolle Bahn,
Ihr nach, der Ungetreuen,
Die ihm solch Leid gethan! —

Und sieht er auf der Erde
In Liebesqual ein Herz,
Dann lächelt er und flüstert:
„Ich kenne Deinen Schmerz!" —

Feodor Löwe.

Der Löwe.

„Horch! ergellt von Karmels Höh'n
Nicht ein banges Klaggestöhn?
Brüllt's nicht dort im Wiederhall
Dumpf, wie ferner Donnerschall?
Pfeift's nicht scharf, wie Windsgezische
Durch die Tamarindenbüsche?"

„Heiser kreischt der Jammerschrei,
Ruft des Helfers Arm herbei;
Ja, es scheint, der Kampf ist hart —
Tummle, tummle Dich, Astart!
Auf! die Unschuld zu erretten,
Laß das Leben uns verwetten!"

Also, hohes Muthes, spricht,
Eingedenk der Heldenpflicht,
In der Wüste Sandesspur,
Ritter Godefrol La Tour.
Er, der wackerste der frommen
Franken, die das Kreuz genommen.

Und es fühlt Astart den Sporn,
Sprengt durch Distel, Schilf und Dorn,
Stürzt mit brausender Gewalt
In der Steinkluft finstern Spalt,
Stutzt und zittert, weicht und schäumet
In's Gebiß und scheut und bäumet;

Denn wie Gluth in tiefer Schacht
Glimmernd bei dem Schatze wacht,

Wie durch Donnerwolken licht
Schwefelſchein des Blitzes bricht,
Drehn ſich funkelnd ſchnell und ſchneller
Eines Löwen Augenteller.

Wüthend ſchüttelt er das Haupt,
Kämpft und ächzt und brüllt und ſchnaubt;
Einer Rieſenſchlange Reif
Windet ſich um Wanſt und Schweif;
Gierig wühlen ihre Zähne
In der blutbeſpritzten Mähne.

Düſter glüht ihr wälzend Aug',
Aſchend ſpeit ſie Gift und Rauch;
Der geſchuppte Leib umſchlingt
Enger ihn, je mehr er ringt,
Selbſt die ausgeſtraften Ranken
Sucht das Scheuſal zu umranken.

Und ſchon ſinkt der Leu im Kampf
Athemlos von Druck und Dampf;
Da ruft Gottfried: „Mag zum Lohn
Mir des Wüth'gen Rache droh'n,
Doch ſoll von des Unthiers Ringen
Ihm mein Degen Löſung bringen!"

Hoch vom angeſprengten Pferd
Schwingt La Tour das breite Schwert;
Flugs mit ſcharfem Zuge ſtellt
Er den Bauch, von Gift geſchwellt;
Züngelnd, ſchnappend, drauend zücken
Ringelnd Haupt und Schwanz und Rücken.

Plötzlich von der Würg'rinn frei,
Athmet ſtark der edle Leu,

Brüllt zum Himmel jauchzend auf,
Schüttelt Mähne, Pranke, Lauf
Und vergißt des Dankes Pflichten
In der Freude Rausch mit nichten.

Sanft zu Gottfried kriecht er hin,
Schmeichelt ihm mit Lammessinn,
Leckt des Schildes Silberrand
Und die tapfre Eisenhand,
Und von nun an folgt der Leue
Ihm als Herrn mit Hundestreue.

Folgt ihm dienend auf dem Fuß
Ueber Steppen, Berg und Fluß,
Kos't am Tag' ihn und bewacht
Mann und Roß bei dunkler Nacht,
Jagt ihm täglich frische Beute,
Ficht im Kampf' an seiner Seite.

Längst erbebt' das Heidenthum
Vor des Löwenritters Ruhm; —
Und es wendet sich sein Blick
Nach der Heimath Flur zurück;
Auch die Dankbarkeit des Leuen
Soll der Freunde Kreis erfreuen!

Doch, so viel er Schiffer dingt,
Und so reichen Sold er bringt,
Keiner nimmt den starken Leu'n
In die sichre Barke ein;
Sehnend nach dem Vaterlande,
Läßt der Ritter ihn am Strande.

Da erhebt der edle Leu
Fern am Ufer Klaggeschrei,

Läuft, dem Schiffe zugewandt,
Aengstlich auf und ab am Strand,
Steht, und stürzt vom Felsenbogen
In der Tiefe schwarze Wogen;

Kämpft und ringt und brüllt und keucht,
Daß entsetzt das Meervolk fleucht.
Schäumend und mit wilder Wuth
Wogt um ihn erzürnt die Fluth;
Oftmals schon von ihr umschlungen,
Hat er sich empor geschwungen.

„Schaut, was dort der Sturz erfaßt!"
Ruft der Schiffer hoch vom Mast;
Gottfried springt in Ahnungseil'
Vom Verdeck auf's schwanke Seil,
Schärft den Blick und sieht mit Zagen
Seines Löwen Mähne ragen.

Auch der Leu wird sein gewahr,
Scheint ermuthigt wunderbar;
Hebt, vom Strudel schon errafft,
Hoch sein Haupt mit letzter Kraft,
Schaut nach ihm mit stillem Gruße
Und versinkt im Wogenschuße.

Fr. Kind.

Frühlingslied.

Seht den Himmel, wie heiter!
Laub und Blumen und Kräuter
Schmücken Felder und Hain;

Balsam athmen die Weste,
Und im schattigen Neste
Girren brütende Vögelein.
Ueber grünliche Kiesel
Rollt der Quelle Gerieſel
Purpurblinkenden Schaum;
Und die Nachtigall flötet,
Und, vom Abend geröthet,
Wiegt sich spiegelnd der Blüthenbaum.
Alles hüpfet vor Freude:
Dort das Reh in der Heide,
Hier das Lämmchen im Thal,
Vögel hier im Gebüsche,
Dort im Teiche die Fische,
Tausend Mücken im Sonnenstrahl.
Kommt, Gespielen, und springet,
Denn die Nachtigall singet,
Und sie ladet zum Tanz.
O geschwinder, geschwinder,
Rund herum, wie die Kinder,
Laßt uns schlingen den fröhlichen Kranz!

Voss.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
Reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spat und früh
Müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
An der Schmehle schlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelstein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
Tönen im belaubten Reis,
Singen laut des Schöpfers Preis.
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre, schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächs't und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide,
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns Allen geben!
O, dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höh'n
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,
Und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
Und die wilden Wasser wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Creatur,
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet.

Hebel.

Herbstlied.

Der Sommer flieht,
Und mit ihm zieht
Ein Chor von sanften Freuden.
Wie blumenleer
Ist's um mich her!
Wie schmucklos Thal und Weiden!
Kein Wettgesang,
Kein Saitenklang
Belebt die öden Wälder;
Ein rauher Wind,
Des Wetters Kind,
Weht über nackte Felder.
Der süße Schall
Der Nachtigall
Ist längst im Hain erstorben;

Und Baum und Strauch
Scheint durch den Hauch
Des kalten Nords verdorben.
Die Freud' iſt todt;
Kein Abendroth
Malt Bilder zum Vergnügen.
Nichts iſt mehr ſchön;
Kein Vögelchen
Läßt ſich auf Zweigen wiegen.
Durchſchlummre nur,
Beraubte Flur,
Des Winters bange Länge;
Wenn Frühlingspracht
Auf dir erwacht,
Dann preiſen dich Geſänge
Und loben den,
Der wieder ſchön
Mit neuem Reiz dich ſchmücket;
Den Herrn der Flur
Und der Natur,
Der Menſchen gern beglücket.

Hölty.

Winterlied.

Wie ruheſt du ſo ſtille
In deiner weißen Hülle,
Du mütterliches Land!
Wo ſind die Frühlingslieder,
Des Sommers bunt Gefieder

Und dein beblümtes Festgewand?
Du schlummerst nun, entkleidet;
Kein Lamm, kein Schäflein weidet
Auf deinen Au'n und Höh'n;
Der Vöglein Lied verstummte;
Kein Bienlein mehr, das summte;
Doch bist du auch im Winter schön.

Die Zweig' und Aeste schimmern,
Und tausend Lichter flimmern,
Wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
Die Decke dir gebreitet
Und dich so schön mit Reif geschmückt?
Der gute Vater droben
Hat dir dein Kleid gewoben;
Er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
Zu neuer Kraft und neuem Licht.
Bald bei des Lenzes Wehen
Wirst du vergnügt erstehen
Zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
Dann, Erde, prangst du wieder
Mit einem Blumenkranz im Haar.

Krummacher.

Vorgefühl.

O sieh' mich nicht so traurig an,
Ich kann nicht immer bei Dir sein
Dann bist Du in der Welt allein,
Denk nicht daran, denk nicht daran

O sieh mich nicht so traurig an!
Die Raben ziehn zum Tannenwald;
Ich muß bald fort, es wird so kalt,
Denk nicht daran, denk nicht daran!

O sieh mich nicht so traurig an!
Ich bin so bleich, ich weiß es wohl,
Das macht, weil ich bald scheiden soll,
Denk nicht daran, denk nicht daran!

Vorwurf.

Mädchen, an der Brust die Rose
Kleidet dich ganz überschwänglich,
Aber eine Dornenlose
Wär' doch weniger bedenklich!

Ach! mein Finger blieb dran hangen,
Und der ärmste hat geblutet,
Auch das Herz ist mitgegangen,
Ohne daß ich es vermuthet.

So geht's!

Er stand in hohen Ehren
Und trug schon einen Orden,
Es fehlte nur ein wenig,
Er wär' Minister worden.

Er liebte auch ein Mädchen,
Engel an Seel' und Leibe,
Es fehlte nur ein wenig,
So kriegt er sie zum Weibe.

Er starb zuletzt am Galgen;
Weiß nicht, was er verbrochen,
Es fehlte nur ein wenig,
So wär' er freigesprochen.

Die Knospe.

Siehst du die Rosenknospe wohl
Und siehst du auch den Sonnenschein!
Noch steht sie träumend und verschlossen,
Doch bald wird sie entfaltet sein.

Dein Herz ist wie die Rosenknospe,
Vom Sonnenstrahl der Lieb' durchglüht,
Und eh' du's denkst, und eh' du's ahnest,
Ist es in Liebe aufgeblüht.

Pius Alexander Wolff und die Rose.

Bleich und schwach, von Leiden hager,
— Nur das Auge feurig-groß, —
Auf dem düstern Krankenlager,
Hingegeben, hoffnungslos,
Sprach er: mir am Duft zu laben
Das ermattete Gemüth,
Möcht' ich eine Rose haben,
Doch die sind wohl schon verblüht?

Und die Freundin kann nicht weilen,
Bis es endlich ihr gelingt,
Eine Knospe zu ereilen,
Die sie schnell dem Freunde bringt.
Ihn Entzücken drückt der Kranke
Diese Knospe an den Mund,
Giebt in seinem stummen Danke
Seines Herzens Freude kund.

Staunt sie an mit weiten Augen,
Labt sich an dem linden Duft,
Scheint begierig ihn zu saugen,
Lächelt zitternd durch die Luft;
Gleich, als wär's ein Hoffnungszeichen,
Drückt er sie und hält sie fest,
Daß sie endlich im Erbleichen
Welkend ihre Frische läßt.

Nacht und Tag ist so vergangen,
Leiser Schlummer findet sich

Und der Gattin treu' Verlangen
Ruft: die Knospe iſt für mich;
War ſie ihm doch lieb und labend,
Hat doch er ſich d'ran ergötzt, —
Und ſo wird ſie, noch am Abend,
In ein friſches Glas geſetzt.

Aber als mit hellen Wangen
Sich die Morgenſonne zeigt,
Iſt die Knospe aufgegangen,
Die ſich geſtern ſchon geneigt.
Die am Fieberhauch verglühte,
Welkend in des Kranken Hand,
Stehet nun in voller Blüthe,
Froh dem Lichte zugewandt.

Wunder! rufen Alle weinend,
Vorbedeutung! Hoffnung! Glück!
Die Geneſung, mild erſcheinend,
Giebt den Theuren uns zurück.
Und ſie jubeln ihm entgegen:
Wolff, ſieh' deine Knospe hier,
Aufgeblüht durch Himmels Seegen,
Und dies Zeichen gilt nur dir.

Ja, ihm galt es! doch erblühen
Sollt' er nicht in Erdenpracht:
Fruchtlos blieb ein treu' Bemühen
Und ihn deckt nun Grabesnacht.
Geiſt, Talent und Herzensgüte
Leben nicht nur in der Zeit,
Denn der Tod iſt ja die Blüthe
Für die große Ewigkeit.

Karl v. Holtei.

Des todten Freunde.

Sie hatten den Freund zur Ruh' gebracht,
Und gingen nun Alle nach Haus.
„Der ist jetzt daheim," hat der Eine gedacht;
Der Zweite: „sein Leben ist aus." —
Der Dritte sprach: „Es macht doch Schmerz,
Verlieren so früh schon den Freund!" —
Der Vierte: „Nun, wackres Bruderherz,
Bist du mit den Deinen vereint." —
Der Fünfte: „Auf Erden ist's nun schon so!" —
Der Sechste: „Ruh' über sein Grab!" —
Der Siebente: „Wir waren zusammen so froh,
Weiß nicht, wo ich's wieder so hab'." —
Der Achte nur blieb stumm bis zur Schwell',
Der hat nichts gesagt und gemeint;
Dem blinkte im Aug' eine Thräne hell:
Der war sein bester Freund.

J. N. Vogl.

König Wein.

Der König, dem ich diene,
Als treuer, tapfrer Held,
Er ist der größte König
In Gottes weiter Welt.

Die Fahne, der ich folge,
Sie ist ein grüner Zweig,

Der weht vor allen Schenken
In meines Königs Reich.

Ich trage seine Farbe
In meinem Angesicht:
Auf Kragen und Rabatten
Sieht unser König nicht.

Hochroth ist seine Farbe,
Glänzt wie ein Edelstein,
Die Farbe unsrer Feinde
Hat matten, bleichen Schein.

Ihr General und König
Wird Durst auf Deutsch genannt,
Zieht sengend und verbrennend
Durch unsres Königs Land.

Bibamus, eh bibamus!
Ist unser Feldgesang!
Und unsre Schlachttrompete
Ist voller Gläser Klang.

Auch fehlen nicht die Trommeln,
Auch donnert mancher Schuß:
Wir schlagen auf die Tische,
Wir stampfen mit dem Fuß.

Wir haben scharf geladen,
Wir führen gut Gewehr:
Kanonen sind die Flaschen,
Von edlem Safte schwer.

Wohlauf, wohlauf zum Siege!
Die Nase und der Bart

Sind besser, als im Helme,
In einem Glas bewahrt.

Und wirft ein Hieb mich nieder
In diesem wilden Strauß,
Ich schlafe jede Wunde
In wenig Stunden aus.

Heil dir, mein großer König,
Heil dir und deinem Thron,
Und allen treuen Brüdern
In deinem edlen Frohn!

W. Müller.

Drei Lieder.

I.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passiret,
Dem bricht das Herz entzwei.

II.

Warum ſind denn die Roſen ſo blaß,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo klagendem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au'
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb',
Mein liebes Liebchen, ſprich?
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

III.

Du ſchönes Fiſchermädchen,
Treibe den Kahn ans Land;
Komm' zu mir und ſetze dich nieder,
Wir koſen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfchen,
Und fürchte dich nicht ſo ſehr,

Vertrauſt du dich doch ſorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

H. Heine.

Mikrokosmus.

Was buhlet und ſchaffet in dieſer Welt,
Lockt neue Keime und Triebe?
Das Gottesblut durch das weite All,
Gott ſelber: es iſt die Liebe!

Drum drück' ich den Menſchen an meine Bruſt,
Den ich finde im bunten Gewimmel:
Ich hab' ſo unendlich viel Liebesluſt,
Als wär' ich die Sonne am Himmel!

Du aber, du ſüßes Mädchen mein,
Du, die ich nimmer verlaſſe,
Du ſollſt meine blühende Erde ſein,
Die ich voll Liebe umfaſſe!

Das Posthorn.

Das Posthorn schmettert, die Peitsche knallt,
Mir wird so weh um's Herz!
Sie fahren dahin, der Ton verhallt,
Verhalle nun auch mein Schmerz!
Sobald die linden Lüfte wehn,
Wirst du sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Ich möchte wohl einst so begraben sein,
Vom blasenden Postillon!
Nach jenem Lande, so still und klein,
Sehn' ich mich lange schon. —
Sobald die linden Lüfte wehn,
Werd' ich sie Alle wiedersehn,
Die ich geliebt,
Die mich geliebt.

Betrogene Liebe.

Es flog ein schöner Schmetterling
Auf eine schöne Rose,
Und flüsterte manch süßes Wort
Mit schmeichelndem Gekose.

Die Rose athmet Frühlingsluft
Im warmen Strahl der Sonne,

Sie herzt und küßt den Schmetterling,
Und duftet Lieb' und Wonne.

Der Schmetterling flog weiter fort,
Auf Tulpen und auf Nelken;
Die Rose sah ihm zitternd nach,
Und ließ die Blätter welken.

Mein Liedchen.

Das Leben ist so lustig,
Wenn man zu trinken hat!
Am goldgefüllten Becher
Bin ich ein Nimmersatt.

Das Leben ist so lustig,
Wenn man ein Liebchen hat!
Am Rosenknospen-Mündchen
Bin ich ein Nimmersatt.

Das Leben ist so lustig
Bei Liebe und bei Wein!
Im Himmel kann's nicht lust'ger
Als auf der Erde sein!

Winterlied.

O weilte der Frühling doch immer,
Wo die Sonne so wonnig ist!
Wo sie sanft mit liebenden Strahlen
Ihre farbigen Kinder küßt!

Dann sitzen auf zackigen Aesten
Die Vögel und zwitschern so süß,
Und der Bach, der murmelt dazwischen,
Und wäscht seinen scheckigen Kies.

Dann buhlt um die Blumen der Zephyr,
Und weht so warm und so lau;
Weht bis zum Morgen in Wollust,
Und die Blumen weinen den Thau.

Jetzt krächzen die schwarzen Krähen
Ihren schaurigen Grabgesang;
Denn die Erde ist gestorben,
Und mit ihr Duft und Klang!

Und weckte mein Lied nicht die Sehnsucht,
Es schliefe fest in der Brust:
Zu singen von meinen Schmerzen,
Das ist meine einzige Lust!

Menſchliches.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ein eitler Mann;
Ich ziehe mir am liebſten
Die liebſten Menſchen an;
Ich wälz' mich nicht im Schmutze,
Und aufrecht iſt mein Gang;
An meiner Seele putze
Ich ſchon viel Jahre lang.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ich bin ſehr arrogant;
Ich weiß, ich hab' ein Herze
Und ziemlich viel Verſtand.
Wenn Gutes mir gelungen,
So nenn' ich's immer gut,
Und wenn ich Unrecht ſehe,
Kocht mir ſogleich das Blut.

Ihr könnt mir's wahrlich glauben:
Ihr ſeid gewaltig dumm;
Ihr nehmt die meiſten Dinge
Im Leben ſchief und krumm!
Mit neid'ſchen Wenn's und Aber's
Kratzt ihr Jahr aus, Jahr ein,
Die vollſte, ſtärkſte Seele
Der euren gleich, ſo klein.

Die Ursache.

Auf einer Rasenbank,
Bei dem Schalmeienklang,
Bei Rosen und Narcissen
Und bei Vergißmeinnicht:
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Am Bächlein spiegelrein,
Beim trauten Mondenschein,
Der lauten Welt entrissen,
Wo Philomele spricht:
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Im glänzend schönen Saal,
Beim reichbesetzten Mahl,
Ja! bei Champagnergüssen,
Vor aller Angesicht:
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Warum denn keinen Kuß?
Fragt' ich sie voll Verdruß;
Da schlug ihr das Gewissen
Und sie sprach zitternd fast:
Ich kann Dich jetzt nicht küssen,
Weil Du den Schnupfen hast! —

Glassbrenner.

Gedruckt bei C. Feister.

Inhalt.

	Seite
Des Sängers Fluch. Von Uhland . . .	3
Die Sünderin. Von A. Grün	7
Gute Nacht. Von Frd. Pauer	10
Jarl Iron und Isolde. Von W. Wackernagel	11
Die verlassene Mühle. Von A. Schnetzler	15
Der Kaiser und der Abt. Von Bürger .	17
Sultan Alb Arslan. Von Graf A. v. Württemberg	24
Die Herberg zu St. Blasius. Von A. v. Sternberg	27
Wo bleibt's. Von v. Gaudy	31
Meister Tod's Wanderung. Von Vogl .	33
Das Vehmgericht. Von J. G. Seidl .	36
Zorn und Liebe. Von E. M. Arndt . .	39
Lehre an den Sohn. Von Demselben .	41
Göthe und der Magnat. Von A. Bube .	43
Die Sonne bringt es an den Tag. Von Chamisso.	45
Boleslav. Von O. F. Gruppe	48
Der Student von Prag. Von Immermann	50
Der längste Tag. Von Wenzel . . .	54
Die nächtliche Heerschau. Von v. Zedlitz	55
Agnes. Von Fr. L. Graf zu Stolberg .	57
Die Nixen. Von Rochlitz	60
Die Lilie und der Mondstrahl. Von Ebert	62
Die Geschichte von dem Hute. Von Gellert	63
Die Erwartung. Von Schiller	66
Elysium. Von Mathisson	68
Der französische Emissair. Von J. Mosen	71
Da drüben! Von Demselben	72
Die Brautnacht. Von Wilhelm Müller .	72
Laura. Von Glaßbrenner	74
Die Erfindung des Schachspiels	76

Seite

Christlicher Gehorsam. Von Castelli . . 87
Die Namen. Von Demselben 89
Das Mögliche und Unmögliche. Von Pfeffel 90
An den neuen Frühling und die alten Freunde. — Des Himmels und des Auges Thranen. Von Truhn 93
Die Ungetreue. Von Feodor Löwe . . 94
Der Löwe. Von Fr. Kind 96
Frühlingslied. Von Voß 99
Sommerlied. Von Hebel 100
Herbstlied. Von Hölty 102
Winterlied. Von Krummacher . . . 103
Vorgefühl. — Vorwurf. — So geht's. — Die Knospe. Von Kosten 105
Pius Alexander Wolff und die Rose. Von Karl v. Holtei 107
Des todten Freunde. Von J. N. Vogl 109
König Wein. Von W. Müller . . . 109
Drei Lieder. Von H. Heine 111
Mikrokosmus. — Das Posthorn. — Betrogene Liebe. — Mein Liedchen. — Winterlied. — Menschliches. — Die Ursache. Von Glaßbrenner 113

Taſchenbuch

für

ernſte und heitere Poeſie.

Eine

Auswahl deutſcher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Viertes Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'ſche Buchhandlung.

(Louis Nitze.)

Einem auswandernden Freunde.

Lebe wohl, du lieber Pilger, grüße mir den fernen Strand,
Wo einst Franklin Weisheit säte, Washington einst fechtend stand!
Deine Seele rein und edel bleibe drüben so wie hier,
Nur der Blick, der trübe, werde heitrer überm Meere dir!

Lebe wohl! — Dein schönes Auge, ach nie sah ich's freudenhell,
Nur, gleich schwarzer Wolke, schüttelnd einzle Blitze lustiggrell;
Doch, gesenkt sonst immer, neigte wehmuthsvoll und feierlich,
Eine schwarze Trauerfahne, übers Vaterland es sich.

Lebe wohl! — Ha, weiße Segel seh ich schon im Wind sich blähn!
Seh, umglänzt vom Meeresspiegel, dich am Bord des Schiffes stehn,
Das, statt Perlen ferner Meere uns zu zollen, jetzt verkehrt
Wohl der schönsten, hellsten eine raubend uns, von dannen fährt.

Lebe wohl! — Gleich Liebesboten tragen flink
noch durch das Meer
Zwischen Schiff und Land die Wellen Abschieds-
küsse hin und her,
Doch es schifft vom Heimathboden nichts mit
dir durch Meeresfluth,
Als Erinnerung im Herzen und ein grüner
Strauß am Hut.

Und es ist, so will's mich mahnen, dieser Strauß
gleich mir und dir:
Frische Zweige, festgewunden in den Kranz der
Frühlingszier,
Und entkeimt dem Heimathboden, der ihm Trieb
und Blüthen bot,
Und aus dem auch wir gesogen Jugendmuth
und Wangenroth!

Lebe wohl! — Die Mörser donnern! Stolz ent-
schwebt das Schiff gen West,
Wimpel all' und Flaggen deuten, Fingern gleich,
die Bahn gen West;
Mit verschränkten Armen seh ich an den Mast
gelehnt dich stehn,
Aber gegen Ost dein Auge nach der Heimath
Küsten spähn.

Mich bedünkt, es mag das Auge wohl des Her-
zens Flagge seyn,
Und dein Herz, dieß edle Schifflein, darf des
Aug's Verrath nicht scheun,
Schwer wohl riß es los die Anker, eingebohrt
ans Vaterland,
Und vielleicht noch blieb manch einer hängen
fest am heim'schen Strand.

Drum, o sprich, was lockt dich drüben, daß die Heimath dir versagt?
Ist's des Rechts erhabner Leuchtthurm, der dir hell herübertagt?
Ist's der Gnadenort der Freiheit, der Madonna unsrer Zeit?
Hast auch du der großen Wallfahrt gläub'gen Volks dich angereiht?

Wie der Kreuzespilger Schaaren einst gen Zions Trümmerrest
Wälzt sich jetzt der Völker Heerzug ins gelobte Land gen West:
Ach, wohl wird's auch euch ergehen, wie sich's Jenen einst ergab:
Euer Heiland ist erstanden und ihr trefft ein leeres Grab!

Freund, ich weiß, daß allzuüppig uns der Freiheit Baum nicht sprießt,
Und nur wen'ge der Erkornen mit dem breiten Schirm umschließt,
Daß bei uns des Rechtes Wage eben andern Wagen gleicht,
Und nebst Recht und Unrecht manches Andre wägt, was schwer und leicht.

Aber soll dein Leid dir sänft'gen heulender Huronensang,
Wenns dem Feuerlied der Freunde nicht beim deutschen Wein gelang?
Soll den Schmerz dir übertäuben Niagara's Donnerhall,
Wenns bei sanftem Donaurauschen nicht vermocht die Nachtigall?

Traun, ich fürcht', an keinem Baume in des
Urwalds Nachtverließ,
Unmuthvoller Argonaute, hängt dir dort dein
goldnes Vließ!
Und wenn, was du suchst, du fändest, — kannst
du schweigen im Genuß,
Eingedenk der Schaar der Freunde, die daheim
noch darben muß?

Eins doch weiß ich, und dieß Eine gibt mir
Kraft und Zuversicht,
Keine Nacht war noch so dunkel, der nicht ob
gesiegt das Licht!
Keines Winters Eis so feste, daß der Lenz es
nicht durchhieb!
Keines Kerkers Wand so ewig, daß die Zeit sie
nicht zerrieb!

Ja ich weiß es, — denn uns Allen quillt im
Herzen manch ein Quell
Jenes urgewalt'gen Stromes, unversiegbar, doch
manchhell, —
Segelreich und breit und mächtig durch die Gaue
des Vaterlands
Wird der Strom der Freiheit rauschen einst
voll Majestät und Glanz!

Ja, ich weiß es, — denn uns Allen, tief und
stillverborgen sprüht
Manch ein lichter Funke jenes Morgenrothes
im Gemüth, —
Ja, des Rechtes ros'gen Morgen werden wir
noch tagend sehn,
Liederreich in ew'gem Frühroẗh über unsern
Häuptern stehn!

Dann wallst drüben du am Meere; deiner Sehnsucht schwanker Kahn
Gleitet auf und ab die Wellen, sucht und flieht der Heimath Bahn;
Horch, da klingts wie Glockenläuten übers Meer von Osten fern:
Das sind unsrer Dome Glocken, grüßend laut den Morgenstern!

Sieh, da wogt zu deinen Füßen roth und röther stets das Meer,
Und im Rosenglanze glühen Flur und Himmel rings umher,
Urwald selbst und Steppe wollen jetzt ein Rosengarten seyn:
Das ist unsrer Morgenröthe übersee'scher Widerschein!

Und was will dies weiße Segel, schwebend auf der glüh'nden Flut,
Wie ein Fürstenbrief der Gnade, der auf rothem Kissen ruht?
Ja, es ist ein Brief der Liebe, freud'ger Kunde voll, fürwahr,
Auf des Meeres Purpurkissen reicht der Ost dem West ihn dar!

Und du wirst die Kunde lesen; mit entwölktem, hellem Blick,
Nach dem Vaterland, dem freien, steuerst wieder du zurück;
Aber statt des schwarzgelockten Jünglingshauptes spiegelt dann,
Im Kristalle sich des Meeres ein gebeugter, greiser Mann.

Doch was iſt dir dann die Heimath, deren Bo-
den du nicht littſt,
Deren Loſung du vergeſſen, deren Kämpfe du
nicht ſtrittſt,
Deren Banner du nicht ſchirmteſt, deren Reihn
du miedeſt längſt,
Und zu deren Siegesmahlen du, ein fremder
Gaſt, dich drängſt?

Und warum ſoll dann die Heimath dich erken-
nen noch als Sohn,
Fremder Mann, der ihre Sprache ſpricht, ent-
wöhnt, in fremdem Ton?
Welch ein Zeichen deiner Abkunft bringſt du
über Meeresflut?
Iſt's vielleicht der fahle, dürre Strauß auf dei-
nem Pilgerhut?

Dieſer Strauß, ſo will mir's ahnen, wird dann
ſeyn gleich mir und dir:
Altes Reiſig, nimmer taugend in des neuen
Lenzes Zier,
Längſt verdorrt in jener Sonne, die im Oſt und
Weſt ſich gleicht,
Mir und dir gefurcht das Antlitz, mir und dir
das Haupt gebleicht! —

Drum, ein ſchöner Fruchtbaum wurzle du in
heimſchen Boden feſt!
Bringt er dir auch Froſt und Stürme, bringt
er doch auch Lenz und Weſt;
Kreiſ' ein Schwan der Hoffnung ruhig auf be-
wegtem heimſchen Strom,
Trage mit als ſchmucker Pfeiler an des Vater-
landes Dom!

Weiche nicht von uns, o Jüngling! Laß uns
All' in festen Reihn,
Hand in Hand und Herz am Herzen, stehn, ein
Wall von Marmelstein! — —
Ach, wohl längst schon sieht er nimmer meines
Tuches Abschiedswehn,
Nählich dunkelts, und dem Auge ist das Schiff
nicht mehr zu sehn.

Anastasius Grün.

Die drei Ringe.

Vor grauen Jahren lebt ein Mann in Osten,
Der einen Ring von unschätzbarem Werth'
Aus lieber Hand besaß. — Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spielte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug. — Was Wunder,
Daß ihn der Mann in Osten darum nie
Vom Finger ließ und die Verfügung traf,
Auf ewig ihn bei seinem Hause zu
Erhalten. — Nämlich so: Er ließ den Ring
Von seinen Söhnen dem geliebtesten;
Und setzte fest, daß dieser wiederum
Den Ring von seinen Söhnen dem vermache,
Der ihm der Liebste sei; und stets der Liebste,
Ohn' Ansehn der Geburt, in Kraft allein
Des Rings, das Haupt, der Fürst des Hauses
werde. —

So kam nun dieser Ring von Sohn zu Sohn
Auf einen Vater endlich von drei Söhnen,
Die alle drei ihm gleich gehorsam waren,
Die alle drei er folglich gleich zu lieben
Sich nicht entbrechen konnte. — Nur von Zeit
Zu Zeit schien ihm bald Der, bald Dieser, bald
Der Dritte, so wie Jeder sich mit ihm
Allein befand, und sein ergießend Herz
Die andern Zwei nicht theilten, würdiger
Des Ringes, den er dann auch einem Jeden
Die fromme Schwachheit hatte, zu versprechen. —
Das ging nun so, so lang' es ging. — Allein
Es kam zum Sterben, und der gute Vater
Kommt in Verlegenheit. Es schmerzt ihn, zwei
Von seinen Söhnen, die sich auf sein Wort
Verlassen, so zu kränken. Was zu thun? —

Er sendet insgeheim zu einem Künstler,
Bei dem er, nach dem Muster seines Ringes,
Zwei andere bestellt, und weder Kosten,
Noch Mühe sparen heißt, sie jenem gleich,
Vollkommen gleich zu machen. —
Das gelingt
Dem Künstler. Da er ihm die Ringe bringt,
Kann selbst der Vater seinen Musterring
Nicht unterscheiden. Froh und freudig ruft
Er seine Söhne, jeden in's Besondere,
Gibt Jedem in's Besond're seinen Segen
Und seinen Ring und — stirbt.

Kaum war der Vater todt, so kommt ein
Jeder
Mit seinem Ring, und Jeder will der Fürst
Des Hauses sein. — Man untersucht, man zankt,

Man klagt. Umsonst, der rechte Ring war nicht
Erweislich; fast so unerweislich, wie
Uns jetzt — der rechte Glauben. — Die
Söhne
Verklagten sich; und jeder schwor dem Richter,
Unmittelbar aus seines Vaters Hand
Den Ring zu haben; — wie auch wahr! —
nachdem
Er von ihm lange das Versprechen schon
Gehabt, des Ringes Vorrecht einmal zu
Genießen; — wie nicht minder wahr! — „Der
Vater,"
Betheuerte Jeder, „könne gegen ihn
Nicht falsch gewesen sein, und eh' er dieses
Von ihm, von einem solchen lieben Vater,
Argwöhnen laß', eh' müß' er seine Brüder,
So gern er sonst von ihnen nur das Beste
Bereit zu glauben sei, des falschen Spiels
Bezeihen; und er wolle die Verräther
Schon auszufinden wissen, sich schon rächen." —
Der Richter sprach: „„Wenn ihr mir nun
den Vater
Nicht bald zur Stelle schafft, so weis' ich euch
Von meinem Stuhle. Denkt ihr, daß ich Räthsel
Zu lösen, da bin? Oder harret ihr,
Bis daß der rechte Ring den Mund eröffne? —
Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden; denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können. Nun, wen lieben Zwei
Von euch am Meisten? — Macht! sagt an! —
Ihr schweigt?
Die Ringe wirken nur zurück? und nicht

Nach außen? -- O, so seid ihr alle Drei
Betrogene Betrüger! Eure Ringe
Sind alle drei nicht echt. Der echte Ring
Vermuthlich ging verloren. Den Verlust
Zu bergen, zu ersetzen, ließ der Vater
Die drei für einen machen. —
Und also,"" fuhr der Richter fort, „„wenn ihr
Nicht meinen Rath, statt meines Spruches wollt,
Geht nur! — Mein Rath ist aber der: Ihr
nehmt
Die Sache völlig, wie sie liegt. Hat von
Euch Jeder seinen Ring von seinem Vater,
So glaube Jeder sicher seinen Ring
Den echten. — Möglich, daß der Vater nun
Die Tyrannei des einen Rings nicht länger
In seinem Hause dulden wollte! Und gewiß,
Daß er euch alle drei geliebt und gleich
Geliebt; indem er Zwei nicht drücken mocht',
Um Einen zu begünstigen. Wohlan!
Es eif're Jeder seiner unbestochenen,
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch Jeder um die Wette,
Die Kraft des Steins in seinem Ring' an T
Zu legen, komme dieser Kraft mit Sanftmut
Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlth
Mit inniger Ergebenheit in Gott
Zu Hilf'; und wenn sich dann der Steine Kr
Bei euren Kindeskindern äußert:
So lad' ich über tausend tausend Jahre
Sie wiederum vor diesen Stuhl. Da wird
Ein weis'rer Mann auf diesem Stuhle sitzen,
Als ich, und sprechen. — Geht!"" — So sagte der
Bescheid'ne Richter. —

Lessing.

Die Güte Gottes.

Wie groß iſt des Allmächt'gen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebührt?
Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte Pflicht:
Der Herr hat mein noch nie vergeſſen?
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht!

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, deſſen Rath ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den Frieden im Gewiſſen?
Wer giebt dem Geiſte neue Kraft?
Wer läßt mich ſo viel Glück genießen?
Iſt's nicht ſein Arm, der Alles ſchafft?

Schau, o mein Geiſt! in jenes Leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt;
Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein Recht zu dieſen Freuden;
Durch Gottes Güte ſind ſie dein.
Sieh, darum mußte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſeyn.

Und dieſen Gott ſollt' ich nicht ehren?
Und ſeine Güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen, ich nicht hören?
Den Weg, den Er mir zeigt, nicht gehn?

Sein Will' ist mir ins Herz geschrieben,
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über Alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille.
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dies Gebot erfülle,
Stell' ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb' in meiner Seele,
So treibt sie mich zu jeder Pflicht,
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
Mir immerdar vor Augen sein!
Sie stärk' in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks,
Und sie besieg' in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Gellert.

Lebenspflichten.

Rosen auf den Weg gestreut,
Und des Harms vergessen!
Eine kurze Spanne Zeit
Ward uns zugemessen.

Heute hüpft im Frühlingstanz
Noch der frohe Knabe;
Morgen weht der Todtenkranz
Schon auf seinem Grabe.

Wonne führt die junge Braut
Heute zum Altare;
Eh' die Abendwolke thaut,
Ruht sie auf der Bahre.
Gebt den Harm und Grillensang,
Gebet ihn den Winden;
Ruht bei hellem Becherklang
Unter grünen Linden.

Lasset keine Nachtigall
Unbehorcht verstummen,
Keine Bien' im Frühlingsthal
Unbelauscht entsummen.
Schmeckt, so lang' es Gott erlaubt,
Kuß und süße Trauben;
Bis der Tod, der Alles raubt,
Kommt, auch sie zu rauben.

Unserm schlummernden Gebein,
Von dem Tod umdüstert,
Duftet nicht der Rosenhain,
Der am Grabe flüstert;
Tönet nicht der Wonneklang
Angestoßner Becher,
Noch der frohe Rundgesang
Weinbelaubter Zecher.

Hölty.

Männerkeuschheit.

Wer nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß,
Dem steht ein stolzes Wort wohl an,
Das Heldenwort: Ich bin ein Mann!

Denn er gedeiht und sproßt empor,
Wie auf der Wies' ein schlankes Rohr;
Und lebt und webt der Gottheit voll,
An Kraft und Schönheit ein Apoll.

Die Götterkraft, die ihn durchfleußt,
Beflügelt seinen Feuergeist,
Und treibt aus kalter Dämmerung
Gen Himmel seinen Adlerschwung.

Dort taucht er sich in's Sonnenmeer,
Und Klarheit strömet um ihn her.
Dann wandelt sein erhellter Sinn
Durch alle Schöpfung Gottes hin.

Und er durchspäht, und wägt, und mißt,
Was schön, was groß und herrlich ist,
Und stellt es dar in Red' und Sang,
Voll Harmonie, wie Himmelsklang.

O schaut, wie er voll Majestät,
Ein Gott, daher auf Erden geht!
Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut.

Sein Auge funkelt dunkelhell,
Wie ein krystallner Schattenquell.
Sein Antlitz strahlt wie Morgenroth;
Auf Nas' und Stirn herrscht Machtgebot.

Das Machtgebot, das drauf regiert,
Wird hui! durch seinen Arm vollführt.
Denn der schnellt aus, wie Federstahl;
Sein Schwerthieb ist ein Wetterstrahl.

Das Roß fühlt seines Schenkels Macht,
Der nimmer wanket, nimmer kracht.
Er zwängt das Roß, vom Zwang entwöhnt,
Er zwängt das Roß, und horch! es stöhnt.

Er geht und steht in Herrlichkeit,
Und fleht um nichts; denn er gebeut:
Und dennoch schaut, wo er sich zeigt,
O schaut, wie ihm sich Alles neigt!

Die edelsten der Jungfrau'n blühn,
Sie blühn und duften nur für ihn.
O Glückliche, die er erkies't!
O Selige, die sein genießt!

Die Fülle seines Lebens glänzt
Wie Wein, von Rosen rund umkränzt.
Sein glücklich Weib, an seiner Brust,
Berauscht sich draus zu Lieb und Lust.

Frohlockend blickt sie rund umher:
„Wo sind der Männer mehr, wie Er?"
Fleuch, Zärtling, fleuch! Sie spottet dein.
Nur Er nimmt Bett und Busen ein.

Sie sieht und fodert auf umher:
„Wo ist, wo ist ein Mann, wie Er?"
Sie, ihm allein getreu und hold,
Erkauft kein Fürst mit Ehr' und Gold.

Wie, wann der Lenz die Erd' umfäht,
Und sie mit Blumen schwanger geht:
So segnet Gott durch ihn sein Weib,
Und Blumen trägt ihr edler Leib,

Die alle blühn, wie Sie und Er;
Sie blühn und duften um ihn her,
Und wachsen auf, ein Zedernwald,
Voll Vaterkraft und Wohlgestalt. —

So glänzt der Lohn, den er genießt,
So das Geschlecht, das dem entsprießt,
Der nie in schnöder Wollust Schooß
Die Fülle der Gesundheit goß.

Bürger.

Das Saitenspiel.

Was singt in euch, ihr Saiten?
Was tönt in eurem Schall?
Bist du es, klagenreiche
Geliebte Nachtigall?
Die, als sie meinem Herzen
Wehklagete so zart,
Vielleicht im letzten Seufzer
Zum Silberlaute ward?

Was spricht in euch, ihr Saiten?
Was singt in eurem Schall?
Betrügst du mich, o Liebe,
Mit süßem Wiederhall?
Du Täuscherin der Herzen,
Geliebter Lieben Tand,
Bist du vielleicht in Töne,
Du Flüchtige, verbannt?

Es spricht mit stärkrer Stimme,
Es dringet mir an's Herz,
Und weckt mit Zaubergriffen
Den längst entschlafnen Schmerz.
Du bebst in mir, o Seele!
Wirst selbst ein Saitenspiel —
In welches Geistes Händen?
Mit zitterndem Gefühl.

Es schwebet aus den Saiten,
Es lispelt mir in's Ohr;
Der Geist der Harmonieen,
Der Weltgeist tritt hervor:
„Ich bin es, der die Wesen
In ihre Hülle zwang,
Und sie mit Zaubereien
Der Sympathie durchdrang.

In rauher Felsenhöhle
Bin ich dir Widerhall;
Im Ton der kleinen Kehle
Gesang der Nachtigall.
Ich bin's, der in der Klage
Dein Herz zum Mitleid rührt,
Und in der Andacht Chören
Es auf zum Himmel führt.

Ich stimmete die Welten
In Einen Wunderklang;
Zu Seelen flossen Seelen,
Ein ew'ger Chorgesang.
Vom zarten Ton beweget,
Durchängstet sich dein Herz,
Und fühlt der Schmerzen Freude,
Der Freude süßen Schmerz."

Verhall', o Stimm', ich höre
Der ganzen Schöpfung Lied,
Das Seelen fest an Seelen,
Zu Herzen Herzen zieht.
In Ein Gefühl verschlungen
Sind wir ein ewig All;
In Einen Ton verklungen
Der Gottheit Wiederhall.

Herder.

Schill's Ausmarsch.

Heil dir, heldenmüthig Herz!
Heil dem tapfern Schill,
Der des Vaterlandes Schmerz
Nicht mehr tragen will;

Der des Vaterlandes Schmach
Nicht mehr tragen kann;
Dem die Ehr' im Busen sprach:
Auf, und sey ein Mann!

Dessen nie beschimpftes Schwert,
Seinem Herrn getreu
Weiser, als die Feder, lehrt,
Was vonnöthen sey.

Weg, demüthiges Gebet!
Feiger Wunsch, zurück!
Wo der Habsburg Banner weht,
Donnre, Preußen's Stück!

Mit dem Stahl in kühner Faust
Stürzen wir hinein,
Und des Aufruhrs Stimme braust
Durch Gebürg' und Hain.

Grimmig brach Tyrol die Bahn,
Und der Hesse rächt,
Edel, gleich dem alten Ahn,
Sein entehrt Geschlecht.

Und der Fulde kleiner Born
Wird ein schäumend Meer,
Und der still erstickte Zorn
Ras't, ein siegend Heer.

Du mußt aufstehn, Mutter Teuts!
Aufstehn, die du kniest!
Was verschuldet, ward bereits
Schwer von dir gebüßt.

Auf, und allgemeiner Sturm
Sey das Feldgeschrei!
Tritt dem ungeheuren Wurm
Kühn den Kopf entzwei!

Von der Etsch zum Weserstrand
Ein entflammter Strom,
Wüthe grausam, Winfield's Brand,
Und vertilge Rom!

Stägemann.

Blücher's Leichenbegängniß.

In Waffen, Kriegslied, folge dem Heldengreis
Zur letzten Ruhstatt, unter dem Todtenmarsch
Der Kampfgenossen, unter Seraph-
Klängen, im Rauschen des hohen Palmhains!

Folg' ihm, wie damals, Siegesposaune! wie
In Möckern's Blachfeld, wo er, ein Flammenstern,
Der Höllen Bahn, der ungeheuern,
Schmetternd berührte, daß selbst den Meister

Eiskalter Ohnmacht lähmender Arm ergriff —
Noch trägt sein Bildniß, unter des Schlachtenruhms
Denksäulen wanklos aufgerichtet,
Ewig, die Narben, die Tage Leipzig's. —

Welch stillen Sabbath, während das schwarze Thor
Der Gruft sich aufschließt, feierst du, betend Lied?
Es schlingt sich Licht an Licht; ein Halbgott
Leuchtet der Held, er beginnt die Sternbahn.

Wild sproßt der Lorbeer, glücklicher Schläfe Kranz,
Auf heitern Zufalls üppigem Boden, dann
Veredelt, dann erst, wann des Grabmals
Schwestercypresse sich trauernd anschmiegt.

Was irdisch war, empfange der Erde Schooß!
Es hat vollendet. Cedern entwurzelt nur
Des Sturmes Arm, nur Meeres Aufruhr
Schleudert den Mast in der Tiefen Abgrund.

Des todten Feldherrn Sieg', ein unsterblich Gut,
Sind dein Vermächtniß, heiliges Vaterland!
Dir stürzt' er, dir, die Ceder Liban's,
Dir in die Tiefen des Wimpels Hochmuth.

Heil, edler Schatten! der in des Frieden Thal
Dem reichen Inhalt goldener Saiten itzt
Verklärter nachdenkt, deren Psalm dich
Unter den Rettern der Welt bewillkommt,

Des Vaterlandes Tapfersten den begrüßt,
Der nicht im Fernrohr dunkler Besorgnisse
Der Schlachten Ausgang las, des Glückes
Gunst sich errang mit dem Glück im Wett-kampf:

Der nicht aus Wolken, die nur ein Gott beherrscht,
Des blindgebornen Schwertes Verderben, der
Aus lichter Stirn, geschärft am Feldherrn-Auge, den treffenden Strahl gezückt hat,

Wie seine That, nun ewig! Barbarenschlacht,
Ein Tropfe Blut, versiegt in des Bodens Spalt,

Barbarennamе taucht, ein einsam
Haiengerippe, in der Jahre Strom auf.

Was Menschenarm, des Hauches vergänglich Werk,
Gewaltig ausführt, weht von der Erd', ein Staub,
Wie er, und hemmt' er seiner Zeit auch
Tödtlich den Athem, wie Blitzesfittig.

Was Menschengeist anzündet, des himmlischen,
Des Lichtes Kind, gesellt sich des Sonnenreichs
Milchstraßen zu, noch unerforschten
Welten zu leuchten, nur Sehern sichtbar.

Zuklünftig Schicksal später Geschlechte! zwar
Du wandelst fern in Wolken der Mitternacht;
Hindurch doch blitzt dein Helm, wie tausend
Faltiges Dunkel dem Aug' ihn einhüllt.

Die Adler Friedrich's rauschen; um Preußen's Thron,
Des Heldenvolks Feldlager, versammeln sich
Die tapfern Enkel tapfrer Landwehr,
Welcher ein Sieger erlag, ein Cäsar.

Die Trommel rollt, Trompetengeschmetter klingt
Frohlockend: „vorwärts, Preußen, wie sonst!" und Ein
Jahrtausend überliefert Blüchers
Stimme dem Andern, der Preußen Siegsmarsch.

Strägemann.

Im Walde.

O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saus't die geschäft'ge Welt;
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Thun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;

Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben;
So wird mein Herz nicht alt.

Eichendorff.

Morgengebet.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging' der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht wie neu geschaffen;
Wo ist die Sorge nun und Noth?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich deß im Morgenroth.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit.

Und buhlt mein Lied, auf Weltgunst lauernd,
Um schnöden Sold der Eitelkeit:
Zerschlag' mein Saitenspiel! und schauernd
Schweig' ich vor dir in Ewigkeit.

Eichendorff.

Freiheit.

Freiheit, so die Flügel
Schwingt zur Felsenkluft,
Wenn um grüne Hügel
Weht des Frühlings Luft;
Syrich aus dem Gesange,
Rausch' in deutschem Klange,
Athme Waldesluft!

Was mit Lust und Beben
In die Seele bricht,
Dies geheime Leben,
Ist es Freiheit nicht?
Diese Wunderfülle
Die in Liebeshülle
An die Sinne spricht?

Frei sich regt und froher
Ahndung in der Brust,
Und des Waldes hoher
Geist wird uns bewußt.
Linde Blüthenwellen
Schlagen an und schwellen
Höher stets die Lust.

Höher noch entzündet
Flammt der Geist empor,
Wessen Herz verbündet
Sich der Freund erkohr.
Für die Freiheit sterben
Sah man, Ruhm erwerben
Oft der Freunde Chor.

Brüderlich verbunden
Für der Ehre Wort,
Reißt in Todeswunden
Sturm die Edlen fort.
Auf in Ruhmesflammen
Schlägt ihr Herz zusammen
Zu der Sonne dort.

Ach, dem Vaterlande
Wird der Geist nie fern,
Ehrt in treuem Bande
Es als seinen Herrn.
Kühnen Stolzes schlagen
Freie Herzen, wagen
Dafür Alles gern.

Wo nach altem Rechte
Fromme Sitte gilt,
Da sind edle Mächte
Noch der Freiheit Schild.
Jeder stark alleine,
Stärker im Vereine,
Ist des Ganzen Bild.

Doch die höchste Liebe
Nimmt wohl andern Lauf;
Daß ihr Eines bliebe,
Giebt sie Alles auf.
Irdisch hier in Thränen,
Steigt ihr sanftes Sehnen
Dann zum Licht hinauf.

Jeder mag es finden,
Wer in sich versenkt,

Wie ihn Leiden binden,
An den Himmel denkt.
Ledig aller Sorgen,
Iſt der ew'ge Morgen
Seinem Geiſt geſchenkt.

Eins ſind dieſe dreie,
Eine Freiheit ganz,
Einer Sehnſucht Weihe
Flicht zu Einem Kranz
Frühlings Waldesblühen,
Heldenherzens Glühen
Und des Himmels Glanz.

Freiheit, ja ich fühle
Deine Liebesgluth;
Du biſt der Gefühle
Herz- und Lebensblut.
Sprich aus dem Geſange,
Rauſch' in Adlers Klange,
Athme deutſchen Muth.

Fr. Schlegel.

Dolce far niente!

In Roſengebüſchen, bei dunkeln Cypreſſen,
Der Arbeit, des dröhnenden Marktes vergeſſen,
Den kühlenden Wein aus kryſtallenen Flaſchen
In langen erathmenden Zügen zu naſchen,

Zu horchen der Bienen melodischem Summen,
Der Glocken metallenem Hall und Verstummen —
Vom Morgenroth bis zur Bestattung der Sonne —
O ahnt ihr des Müssiggangs selige Wonne?

Im Kahne, den Himmel beschauend, sich wiegen,
In grünenden Ufern vorüber zu fliegen,
Die Fische zu schauen, die glücklichen Thoren,
Die goldengefleckten, die blauen, die Mohren,
Zu hören das tolle Geplauder der Wellen,
Der langsamen Murren, das Lachen der schnellen —
Wie süß, in so buntem, unendlichem Gnügen
Halb wachend, halb träumend die Zeit zu betrügen!

Aus Rosen, aus tausend, die schönste zu wählen,
Des Pfirsichbaums schwellende Blüthen zu zählen,
Der Nachtigall lockendes Lied zu belauschen,
Zu deuten der Pappeln besorgliches Rauschen,
In Wolken des Abends, den röthlichen grauen,
Mit ahnender Seele Gestalten zu schauen —
O würd' es vergönnt mir, mir wäre nicht bange!
Nicht würde der Tag mir, der längste, zu lange!

Nicht bleibe vergessen des Müssiggangs Krone:
Die lieblichsten Mädchen mit neckendem Hohne
Verspotteten freundlich die träumende Weise,
Und brächten mir gern doch die köstlichste Speise,
Und hatten wohl Mitleid mit meiner Ermattung,
Und betteten mir in des Lorbeers Umschattung,

Und ließen mich, wenn sie den Zucker vergessen,
Zum Munde die Lippen, die süßeren, pressen.

Ich höre von ferne das Schelten der Weisen,
Daß frech ich den Müssiggang wage zu preisen;
O! freilich ihr könnt nicht genießen, nur fasten!
Ihr traget halb seufzend, halb eitel die Lasten!
Ihr wollet nur immer verbessern und meistern,
Und lasset Moral wohl Titania's Geistern!
Ihr flechtet das Leben aus Angst und Verlangen,
Und mangelt der holdesten Kunst: zu empfangen!

Doch wähnet nicht, daß ich als Tagdieb nur sauge
Die Wunder der Schöpfung mit durstigem Auge!
Wie aus dem Rubin, der die Strahlen getrunken,
So steigen des Nachts aus der Seele die Funken,
Schnell werden im flüchtigen Taumel der Horen
Die blühenden Kinder, die Lieder, geboren!
Sie tragen, die fröhlichen, leichten Naturen,
Auf schimmernden Stirnen des Müssiggangs Spuren.

G. Pfizer.

Der Wanderer in der Sägemühle.

Dort unten in der Mühle
Saß ich in süßer Ruh
Und sah dem Räderspiele,
Und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die dahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Die Tanne ward wie lebend;
In Trauermelodie,
Durch alle Fasern bebend,
Sang diese Worte sie:

Du kehrst zur rechten Stunde,
O Wanderer, hier ein,
Du bist's, für den die Wunde
Mir dringt in's Herz hinein;

Du bist's, für den wird werden,
Wann kurz gewandert du,
Dieß Holz im Schooß der Erden
Ein Schrein zur langen Ruh.

Vier Bretter sah ich fallen,
Mir ward's um's Herze schwer,
Ein Wörtlein wollt' ich lallen,
Da ging das Rad nicht mehr.

J. Kerner.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei dem Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechs und siebenzigsten Jahr.

So hat sie stets mit saurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt,
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth;
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen,
Und Flachs gekauft und Nachts gewacht,
Den Flachs zu feinen Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte sie, die Nadel,
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;

Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort,
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

A. v. Chamisso.

Die letzten Zehn.

In Warschau schwuren Tausend auf den Knien
Kein Schuß im heil'gen Kampfe sei gethan!
Tambour schlag an! Zum Blachfeld laßt uns
ziehen;
Wir greifen nur mit Bajonetten an!
Und ewig kennt das Vaterland und nennt
Mit stillem Schmerz sein Viertes Regiment.

Und als wir dort bei Praga blutig rangen,
Hat doch kein Kam'rad einen Schuß gethan;

Und als wir dort den Blutfeind zwangen,
Mit Bajonetten ging es drauf und dran;
Fragt Praga, das die treuen Polen kennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment!

Drang auch der Feind mit tausend Feuerschlünden
Bei Ostrolenka grimmig auf uns an,
Doch wußten wir sein tückisch Herz zu finden,
Mit Bajonetten brachen wir uns Bahn;
Fragt Ostrolenka, das uns blutend nennt:
Wir waren dort das Vierte Regiment.

Und ob viel wackre Männerherzen brachen,
Doch grissen wir mit Bajonetten an;
Und ob wir auch dem Schicksal unterlagen,
Doch hatte Keiner einen Schuß gethan.
Wo blutigroth zum Meer die Weichsel rennt,
Dort blutete das Vierte Regiment.

O weh, das heil'ge Vaterland verloren!
Ach, fraget nicht, wer uns dies Leid gethan?
Weh Allen, die in Polenland geboren!
Die Wunden fangen frisch zu bluten an;
Doch fragt ihr, wo die ärgste Wunde brennt —
Ach, Polen kennt sein Viertes Regiment!

Ade, ihr Brüder, die zu Tod getroffen
An unsrer Seite dort wir stürzen sahn!
Wir leben noch, die Wunden stehen offen,
Und um die Heimath ewig ist's gethan.
Herr Gott im Himmel, schenk' ein gnädig End'
Uns Letzten noch vom Vierten Regiment!

Von Polen her, im Nebelgrauen, rücken
Zehn Grenadiere in das Preußenland,
Mit dumpfem Schweigen, gramumwölkten Blicken;
Ein „Wer da?" schallt — Sie stehen festgebannt —
Und Einer spricht: „Vom Vaterland getrennt,
Die letzten Zehn vom Vierten Regiment."

Julius Mosen.

Zum neuen Jahr.

Zwei sitzen im Keller beim Cyperwein,
Und schau'n in die vollen Gläser hinein,
Es strahlet die Lust aus dem einen Gesicht,
Indeß aus dem andern der Jammer spricht.

Die Mitternacht hat die Zecher belauscht,
Das alte Jahr ist vorüber gerauscht,
Das neue beginnt unter Glockenklang,
Begrüßt von Trompeten und Thürmergesang.

Die Zwei aber sind so still und allein,
Umflackert von dämmerndem Lampenschein;
Sie hören die Töne so mächtig und hehr,
Da faßt sie der wechselnde Augenblick schwer.

Und während der Eine mit jubelnder Hast
Den Becher füllet und durstig erfaßt,
Ergreift ihn der And're mit Zornesgier,
Und schüttet ihn aus, und zerschmettert ihn sch[illernd]

„Ich segne dich, kommende rosige Zeit!"
Ruft dieser mit rascher Lebendigkeit, —
„Ich fluche dir, reißendes Ungethüm!"
Stöhnt jener hinaus mit Ungestüm.

Da blickt ihn der Frohe verwundert an:
„Sprich doch, du armer verlassener Mann,
Dich quälet wohl arges Herzeleid,
Weil du fluchst auf des Lebens Herrlichkeit?"

Drauf entgegnet jener so trotzig als wild:
„Ich mir sieh des Kummers und Jammers Bild;
Verarmt bin ich — mein Freund ist todt —
Nicht einmal vertrinken kann ich die Noth!"

„Und bist du verarmt und starb dir dein Freund,
So sind wir zur guten Stunde vereint —
In Fülle besitz' ich das edle Gold,
Bangst such' ich ein Herz, mir treu und hold!"

Er breitet nun aus die Arme sein,
Der And're sinkt schluchzend und jubelnd hinein,
Und draußen schallt wieder der Thürmergesang,
Und jauchzt durch Trompeten- und Glockenklang.

Halirsch.

Das Juwel.

Ben-Abad war's der Juwelier, der lief
Die Straße, die sich nach Bassora dehnte:

„Den Edelstein — ich bring ihn Dir, Kalif,
Den aus dem Tiger sich dein Wunsch ersehnte.“
So sprach er still für sich, — im Gürtel schlief
Verwahrt das Kleinod, dessen er erwähnte.
Da kamen vier Gesellen schmuck und schlank
Des Weges hinter ihm mit Sang und Klang.

Er hielt, sie grüßten sich, Bassora war
Ihr Ziel wie seines; Ibad war's zufrieden:
In munterer Gesellschaft ist Gefahr
Und Langeweile, dacht' er, leicht vermieden.
Und nun erzählte frisch das Doppelpaar
Die Abenteuer lustig und verschieden,
Gemengt mit Witz und Schwänken ohne Ruh',
Ben-Ibad hörte mit Vergnügen zu.

Nun kam die Reihe auch an ihn: „So hört,
Begann er, denn die Absicht meiner Reise.
Kalifensinn ist manchmahl auch verstört
Und weicht, ihr wiss't es, leicht aus seinem Gleise.
So ward Bassoras Herrscher auch bethört
Durch einen Traum, der seinen Geist, sonst weise,
In eine heiße Gier nach dem gebeugt,
Was ihm der Schlaf als schönes Gut gezeigt.

Aus dem Kalifenschatz verschwand bei Nacht
Vor etwa fünfzig Jahren ein Geschmeide,
Ein Edelstein von namenloser Pracht
Schmuck Harun al Raschid's und Augenweide.
Es war geschehn durch böser Geister Macht,
Die schleppten ihn hinaus in Moor und Haide
Und senkten in den Tiger schadenfroh
Das Kleinod ein, — man sprach und glaubte so.

Ich aber wußt' es beſſer; denn Hilal
Mein Vater — ſchenke der Prophet ihm Segen!
Vertraute ſchüchtern mir es manches Mal
Wie ſelbſt er Den beherbergt, der verwegen
Aus dem Kalifenſchatz das Kleinod ſtahl;
Den Edelſtein ſah er ihn heimlich wägen,
Beſehn, und halb verſtändlich murmeln dann; —
Er war's, doch ſchützte Gaſtfreundſchaft den
Mann.

Und der Verworf'ne, der aus Lewi's Stamm'
Er ging zu ſeinem Bruder nach Egypten;
Der war ein Juwelier, und übernahm
Den Stein in leichten Kauf, in wohlgeübten;
Wohin dann weiter das Geſchmeide kam
Und was ſie noch mit ihm zu thun beliebten,
Das wußt' ich nicht, das mußt ich rathen nur, —
Gleichviel, ich hatte doch des Steines Spur.

Dieß Kleinod war's, das ein lebend'ger Traum
Den Sinnen des Kalifen vorgeſpiegelt,
Daß er, vor Sehnſucht hingeſiecht, doch kaum
Die ungemeſſene Begierde zügelt;
Und weil mein Sohn in ſeinem Kerkerraum,
Und Vaterliebe Alles überflügelt,
So eilt' ich raſch zu dem Kalifen fort,
Sank auf mein Angeſicht, und ſprach das Wort:

„O Herr! — dem Segen der Prophet verleih! —
Mag fürderhin Dein Kummer unterbleiben!
Gelebt Du den Sohn aus Kerkernacht mir frei,
Vermag ich das Juwel wohl aufzutreiben,
Das Du kraft Deines Traumes Zauberey
Beruhen magſt mir deutlich zu beſchreiben.“ —

Dann sagt' ich, was ich wußt' vom Vater her,
Und meine Zuversicht, zu finden mehr.

Und nach drei Monden jetzt zuerst befiel
Das kranke Herrscherherz ein Wonnepochen;
Es wogte in unendlichem Gefühl',
Bis daß er in die Worte ausgebrochen:
„„Bedenke Ibad, Du versprichst mir viel:
Doch hältst Du wirklich, was Du jetzt versprochen,
Zieh't seiner Fesseln frey Dein Sohn von mir,
Und noch verzehnfacht sey Dein Habe Dir!""

Zusammenrafft' ich all mein Geld und Gut,
Es ist nicht wenig — Dank sei dem Propheten! —
Und reis'te bei der nächsten Morgenglut,
Die Vaterliebe hat der Eil' vonnöthen.
Wie Steg und Wüste oft erprobt den Muth,
Bis auf Egyptens Erde ich getreten:
Euch Vielgereisten nicht erzähl' ich hier,
Was Euch begegnet öfter wohl als mir.

Doch in Egyptens Hauptstadt sollte Glück
Nach langem, langem Mühsal mich erlaben;
Des Juden Namen fand mein Späherblick
Auf einer kleinen Pforte eingegraben.
Rasch trat ich ein und forschte mit Geschick
Nach Glosk, dem Juwelier: der war begraben;
Doch lebte noch sein Sohn und andre mehr,
Die sammelten sich fragend um mich her.

Und als sie hörten, daß ich kaufen kam,
Da führten sie hinein mich zu dem Schranke;
Ich forschte, ich durchmusterte den Kram,
Schon sank der Sehnsucht muthiger Gedanke,

Als es mir plötzlich fast die Augen nahm,
So blendete das wunderhelle, blanke
Gewässer mich von einem Edelstein:
Er war's — nach der Beschreibung mußt' er's
sein!

Wie ich nun weiter fragte nach dem Preis —
Der Stein war nicht mit Schatzen aufzuwiegen —
Da sah ich, daß so recht ihn Keiner weiß;
Stillesend in den halbverwischten Zügen
Des Vaters, sprachen sie mitsammen leis,
Unkenntniß mir verrathend zu Genügen.
Ich legt' ein ansehnlich Gebot darauf,
So wurde mir der Stein im leichten Kauf.

Und nun mit meinem Schatz und hoher Lust
Ward ich ein rascher Mann des Weges wieder,
Der Reisequalen, jetzt ganz unbewußt:
Dort blicken schon Bassora's Zinnen nieder!
O kurzer Weg! weil unter meiner Brust
Der Sehnsucht Kleinod ruht, ihr Reisebrüder,
Mein Gürtel birgt es hier: in Einem Stück
Der Thorheit und der Vaterliebe Glück!"

Indessen kamen sie zum Thor der Stadt,
Glückwünschend schieden nun von ihm die Viere
Umarmten ihn und konnten lobessatt
Nicht werden, wie sie die Geschichte rühre;
Ben-Ibad flog, war er gleich wegesmatt
Die Straßen durch zu seines Hauses Thüre,
Behutsam nach dem Gürtel langt' er dort:
Gerechter Gott! sein Edelstein war fort.

Doch statt die Zeit wehklagend, ungenützt
Vorbeizulassen, faßte sich der Alte,

Sein Geist von der Verzweiflung wild durchblitzt,
Erwacht, daß er sich jezt ans Rechte halte,
Und zum Wesir, der zu Gerichte sitzt,
Stürzt Ibad, daß er schnell sein Amt verwalte,
Erzählt den Diebstahl ihm, dann sinkt er hin,
Doch da erwacht Gerechtigkeit für ihn.

Bald findet man die fremden Vier' und bringt
Sie vor den Richter, der mit Haß und Strenge
Um ihrer Schuld Geständniß in sie dringt.
Doch durch der Lüge Labyrinthengänge
Entschlüpfen die, und läugnen unbedingt;
Man bringt der Folter schauriges Gepränge,
Und legt sie an, doch sie gesteh'n kein Wort:
„Schleppt sie, herrscht der Wesir, zum Kerker fort!"

Und dem Kalifen bringt er nun Bericht
Von dem, was sich begab, und Ibad's Klagen.
Da überzuckt des Herrschers Angesicht,
Ein Blitz der Wuth, des Zornes wilde Plagen,
Bricht los nach ihrem ganzen Rollgewicht
Und gießt sich aus in Drohung, Fluch und Klagen.
Dann sinkt er hin in ungeheu'rer Pein,
Und hüllt wehklagend sich das Antlitz ein.

So fand Nerim, die Schöne, den Gemahl
Und fühlte Mitleid mit dem Tiefgequälten.
„O Herr! sprach sie, vertraue dieses Mal
Der Gattin die Entscheidung des Erzählten:
Leicht find ich den, der das Juwel ihm stahl,
Durch Worte, welche nie noch Richter wählten."
„Erstaunt hört's der Kalif und ruft: „So sei's!"
„„Bringt die Gefang'nen mir!"" so ihr Geheiß.

In einem Prachtgemach', der Fesseln quitt,
Sind nun die Vier, und staunen still, bis ihnen
Nesim mit holdem Gruß entgegen tritt.
Wie schön ist's da, und nirgends Richtermienen!
Vergessen hat ein Jeder, was er litt,
Und schwarze Sclaven eifrig im Bedienen,
Sie bringen nun der Mahlzeit reichen Schatz,
Die Schöne winkt, man nimmt bei Tische Platz.

Was wurde da geschäftig Aug' und Mund,
Als der Genüsse Zauber sich ergossen;
Die Wirthin schön, die Tafel reich und bunt
Die Luft so frei, wer bliebe da verdrossen!
Ein Räthsel schlummert zwar im Hintergrund,
Doch Heiterkeit sitzt bei den Tischgenossen,
In gold'nen Bechern glänzt des Wein's Rubin
Und macht die Zunge frei und froh den Sinn.

Es flog der Scherze, der Gespräche Ball
So wie ein Ton aus frohbewegten Kehlen,
Da nahm Nesim das Wort voll süßem Schall;
„Genehmet ihr's, so will auch ich erzählen;
Es ist, wie er sich zutrug einst, ein Fall,
Nur scheint mir die Entscheidung dran zu fehlen:
Ich leg euch die Geschichte an den Tag,
Und ihr entscheidet dann, wie Jeder mag. —

In einem Reiche arm an Rosenpracht
Bestand ein alt Gesetz: daß wer auch immer
Des Landes Töchtern eine Rose bracht',
Verlangen konnte von dem Frauenzimmer
Was ihm beliebt und ihm Vergnügen macht;
Gestattet waren Weigerungen nimmer,
Und wer in diese Lage kam, ob arm ob reich:
Hier war die Edelste der Aermsten gleich.

Dort war es, daß ein junger Gärtner still
Ein solch' ein Rosenwunder aufgepflogen,
Das er nur dann vom Stiele pflücken will,
Wenn des Kalifen Kind vorbeigezogen.
Da kam sie her, die Schöne, im Ypsil
Verbreitend selber einen Rosenbogen:
Rasch that er nun, was längst sein Sehnen war,
Und reichte knieend ihr die Rose dar.

Es überzog ein Rosenflammenguß
Des überraschten Mädchens schöne Wange:
„Was ist's, das ich Dir nun gewähren muß?"
So lispelt sie mit süß verschämtem Klange;
Er flüstert leise bebend: „Einen Kuß!"
Die Schöne wird verwirrt, besinnt sich lange
Und spricht, nachdem sie manches still gewählt:
„Es sei Dein Wunsch gewährt, bis ich vermählt."

Gar bald geschah das — und sie zagte nicht
Mit dem Geständniß vor dem Gatten:
Er möge, was dem Gärtner sie aus Pflicht
Zusagte, jetzt zu halten ihr gestatten:
„Zieh' hin, nur wer erfüllt, was er verspricht,
So sagt er, ruht im Paradieses-Schatten."
Es herrschte damals noch für Großmuth Sinn;
Die Frau bricht auf und geht zum Gärtner hin.

Da sprengt ein Löwe ihr des Weges vor,
Blutlechzend und erfreut ob seiner Beute,
Dem raunt sie ihr Versprechen in das Ohr,
Und Großmuth läßt sie wieder zieh'n in's Weite;
Ein Räuber stürzt mit blankem Dolch hervor,
Doch geht auch er großmüthig bald bei Seite,
Es ehrte ihr gegebnes Wort der Mann:
So kam sie endlich bei dem Gärtner an.

Der aber sank erstaunt vor ihr auf's Knie,
Weil er bewundernd solche Treue ehrte,
Und flehte nur, verzeihen möchte sie,
Was seine Unverschämtheit einst begehrte:
Doch sie berühren werd' er nun und nie,
Weil sie zum Engel sich vor ihm verklärte;
Er gab großmüthig ihr zurück das Wort,
Und sie zog ihres Weges wieder fort.

Und als der Räuber wieder kam daher,
Erzählt' sie ihm des Gärtners edle Weise:
„Bei Gott, nicht will ich schlechter sein, als er!"
Der Räuber spricht's und hindert nicht die Reise.
Nun brüllt der Löwe, doch die Wunderwähr'
Die sie vom Gärtner ihm geflüstert leise,
Macht ihn verstummen schnell zu ihrem Glück,
Der Löwe bleibt an Großmuth nicht zurück.

So kam sie unberührt und unverletzt
Zu dem Gemahl. Nun mögt ihr wohl erwägen,
Welch' eine Großmuth ihr die höhre schätzt,
Von allen, die euch traten hier entgegen?
Mann, Gärtner, Löwe, Räuber, seht ihr jetzt
Gewannt den Preis in eu're Hände legen:
Wem ihr denselben zuerkennt ihr Herrn,
Das hört' ich nun reihum von Jedem gern."

Und nun begann der Wein herumzugehn,
Da sprach ein Jeder frei, so wie er dachte;
Der stritt für Diesen, jener sprach für Den,
Wofür man oft auch die Beweise brachte:
Ein andrer ward von Jeglichem ersehn, —
Als rasch Nesim ein heimlich Zeichen machte,
Und der Kalif in prächtigem Ornat
Vom Vorhang her in die Gesellschaft trat.

„Du hast gehört, o Herr, was ich erzählt,
So sprach Nesim an des Gemahles Seite,
Und wen ein Jeglicher sich auserwählt:
Nun höre wie ich weiter es entdeute,
Weil meist das Wort wie Handlungsweise zählt.
Der an der That des Gatten sich erfreute,
Und ihr gereicht des Preises gold'ne Frucht,
Der kannte nie die Macht der Eifersucht.

Der für den jungen Gärtner stimmt, ahn't nicht
Welch' süßes Glück verborgen in der Minne;
Der feurig für des Löwen Großmuth spricht,
Ist hart, doch edel, was er auch beginne;
Der aber einen Kranz dem Räuber flicht,
Ist selbst von wildem, räuberischen Sinne:
Ihn laß ergreifen, fürstlicher Gemahl,
Er ist's gewiß, der Ibad's Kleinod stahl.

Es winkt der Herrscher, man erfaßt den Mann,
Der von dem Wort getroffen und zerrissen
Nun plötzlich nicht, wie eh', mehr läugnen kann,
Die Zunge löst't der Wein und das Gewissen.
Im Gnade flehend klagt er selbst sich an,
Und sinkt in Reu' zu des Kalifen Füßen:
Doch wird er dem Gerichte aufgespart;
Man holt den Stein, wo er ihn aufbewahrt.

Und der Wesir trat jetzt mit Ibad ein,
Der noch voll Angst in Staub die Stirne senket:
„Du trugst um meinetwillen Qual und Pein;"
Spricht der Kalif, „was kaum der Kühnste denket,
Du hast's erfüllt, ich kann mich wieder freu'n;
Sei denn fürstlich auch von mir beschenket:
Dir ist Dein Sohn, verzehnfacht Dir Dein Gut,
Sei mein Freund, bis dieser Pulsschlag ruht."—

Und als der Stein erſchien im Farbenblitz
Gewahrte man im Saale drei Juvele:
Die Vaterliebe erſt, die zum Beſitz
Verhalf mit frommer, nimmermüder Seele,
Dann eines Weibes wunderbaren Witz,
Der ſcharf durchblickt des Menſchenſinnes Fehle.
Es mochte des Kalifen Edelſtein
Wohl der geringſte von den Dreien ſein.

Manfred.

Der Doge.

Von Morgengluth umfloſſen,
Von Wonnethränen bethaut,
Liegt ſchlummernd hingegoſſen
Die hohe, träumende Braut.

Es bebt in leiſem Wogen
Die ſchöne, ſtolze Bruſt;
Durch ihre Tiefen zogen
Klänge geheimer Luſt. —

So träumt, in Schlummer liegend,
Das adriatiſche Meer;
Auf ſeiner Bruſt ſich wiegend,
Zieht ſtolz ein Schiff daher.

D'rin ſitzen hohe Geſtalten,
In wundervoller Pracht,
Die in Venedig walten
Unter des Löwen Macht.

„Es ragt in ihrer Mitte
Ein ernster, blasser Mann,
Der heut' nach alter Sitte
Der Braut sich trauet an.

Es hält das Schiff. Er richtet
Empor sich rasch und kühn,
Die bleichen Wangen lichtet
Ein muthig Liebesglühn:

„Du Stolze, Du schlummernd Holde!
Dich grüß' ich als süße Braut;
Mit diesem Ring von Golde
Sei Du mir angetraut!"

„Den Gram will ich vergessen
In Deinen Armen weich,
Und kampfesfroh durchmessen
Dein schrankenloses Reich."

„Deine Tochter, frei und blühend,
Umfang' ich mit Vaterlust;
Dort schlummert sie, morgenglühend,
An Deiner wogenden Brust."

„Venetia! reich an Ehren,
Sei Du mein treues Kind;
Den will ich Ehrfurcht lehren,
Der Dir zum Hohn gesinnt!"

„Fahrt hin, ihr wilden Schmerzen
Um die verlorne Braut!
Ich ruh' an stolz'rem Herzen,
Einer Edlern bin ich getraut!" —

Er ſchleudert den Ring in die Wellen,
Sein Aug' in die Tiefe ſchaut;
Im Augenblicke gellen
Drommeten freudig laut.

Da leuchtet des Meeres Wange
In bräutlicher Sonnengluth,
Da hebt ſich im wilden Drange
Die ſchwellende Bruſt der Fluth.

Das Schiff zieht heim, bekränzet,
Geſchaukelt von Muſik;
Der Markuslöw' erglänzet
Hell in des Dogen Blick.

Da hat er wohl ſeit Jahren
Gelacht zum erſtenmal:
„Wie glänzt in Deinen Haaren
Der Schmuck mit kühnem Strahl!"

„Und willſt als Schmuck Du führen
Den Markuslöwen ſtark:
So ſollen die Feinde ſpüren
Des Löwen eiſernes Mark!"

F. v. Salles.

König Hako.

Was glänzt dort auf Nordlands eiſigen Höh'n,
Was auf dem beſchneiten Gefilde?
Hoch flattern die Banner in Windesweh'n,
Es blitzen die Schwerter wie Flammen ſo ſchön,
Hell blinken die glänzenden Schilde.

Wer iſt der Held in der Männer Gewühl,
Im Panzer von bläulichem Stahle?
Tod ſäet ſein Schwert, wo es niederfiel,
Sein Helmbuſch wallt in der Winde Spiel
Bei der Sonne leuchtendem Strahle.

Dort kämpft mit der Feinde tapferem Heer
Held Hako, der Sieger im Streite;
Es ſtehen, gehüllet in blanke Wehr,
Und ringend mit Muth um des Sieges Ehr'
Die Helden dem König zur Seite.

Gewaltig ertobet die blutige Schlacht,
Auf Schilde drängen ſich Schilde;
Hier ſinket ein Held in Todesnacht,
Dort raſſeln Schwerter auf Schwerter mit Macht,
Es dampfen von Blut die Gefilde.

Doch ſiehe, mit dunkelem Nebelflor
Umhüllt ſich des Kampfes Getümmel,
Zuweilen nur zuckt es, wie Blitzen, hervor,
Es trifft ein dumpfes Getöſe das Ohr,
Wie ferner Donner am Himmel.

Auf feurigen Roſſen brauſen daher
Die furchtbar ſchönen Walkyren,
Sie ſauſen wie Sturm durch das Nebelmeer
Dicht über den Häuptern der Helden daher,
Die zu Asgard's Wonnen ſie führen.

Noch Manchen erwartet die ſelige Luſt
In Odins wonnigen Hallen;
Noch Mancher, der jetzt ſich des Lebens bewußt,
Wird heut' als Held mit durchbohrter Bruſt
Im Kampfe dem Siegenden fallen.

Und wird, ehe Sool in die Fluthen sinkt,
Bei'm Mahl in Walhalla erscheinen,
Wo ewig das goldene Füllhorn winkt,
Aus welchem Entzücken der Tapfere trinkt,
Und keine Bekümmerten weinen.

Doch jetzt verstummt das Getöse der Schlacht,
Wer mochte den Sieg sich erringen?
Den Wahlplatz deckt mit gewaltiger Macht
Des Nebels dicht umhüllende Nacht,
Sie kann kein Auge durchdringen.

Nur Einen seh' ich, er wandelt daher,
Sein Tagwerk hat er vollendet,
Durch dichten Nebel in bläulicher Wehr,
Gesenkten Haupts mit zerbrochenem Speer,
Zum Strande des Meeres gewendet.

Wer ist der Mann? Es ist Hako der Held!
Doch wo sind seine Getreuen?
Den Knappen nur seh' ich, der treu sich ihm hält,
Doch wo sind die Andern, die stets ihm gesellt,
Die nimmer den Tod für ihn scheuen?

Der König schaute mit düsterem Blick
In der Wogen gewaltige Fehde,
Dann wandt' er sich finster zum Knappen zurück,
Denn entschwunden schien ihm das lächelnde Glück
Und sprach zu jenem die Rede:

„Sag an, warum bin ich mit dir allein?
Wo ist Biörn, der tapfere Skalde,
Wo Högen der Held, wo die Brüder Mertein,
Wo Alf mit des Auges glutrothem Schein,
Wo Oskir, der Jäger im Walde?"

„Herr, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Lust ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlstatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

„Wo ist denn Yngurd, der feurige Held,
Und Frode, so kundig des Meeres?
Wo Jarl, der stets mir in Liebe gesellt,
Wo Nös, der muthig dem Bären sich stellt,
Und Erich, der Schwinger des Speeres?"

„Herr, in Walhalla's wonnigem Hain
Wird Lust ihren Seelen geboten;
Doch auf der Wahlstatt in dichten Reih'n,
Nie wieder erblickend der Sonne Schein,
Dort liegen die Leichen der Todten!"

Der König verstummt; keinen einzigen Laut
Entlocken die nagenden Schmerzen;
Nur eine verlende Thräne thaut
Auf dem Antlitz, als er zu Boden schaut;
Denn groß war der Kummer im Herzen.

Drauf wandt' er wieder zum Knappen das Wort:
„Geh', laß die Todten mir holen,
Und trage sie mir an des Schiffes Bord,
Und schichte sie auf dem Verdecke dort,
Gelagert auf eichenen Bohlen!"

Drauf wandert der König hinab an den Strand
Und bestieg den geflügelten Drachen;
Doch jener, der seine Befehle verstand,
Bemühte sich eilig mit thätiger Hand,
Nach den Worten des Herrn es zu machen.

Und als er genau nun Alles vollbracht,
So zerrannen die nebligen Düfte;
Vor Dagur's erhellender Strahlenpracht
Entwich die düster umhüllende Nacht,
Und heiter wehten die Lüfte.

Und auf dem Verdeck, auf glänzenden Thron,
Da setzte der König sich nieder,
Er trug auf dem Haupte die goldene Kron',
In der Hand das Zepter, der Göttersohn,
Und Purpur umhüllte die Glieder.

Den Kreis durchschauend herrschenden Blick's,
Wie sonst er Stille geboten,
So saß er da, wie in Tagen des Glück's,
Besiegend die Qualen des herben Geschick's.
Und um ihn die riesigen Todten.

Da plötzlich empor aus des Schiffes Bauch
Schlug die Flamme verzehrende Gluten,
Und pfeilschnell segelnd im Windeshauch,
Hoch wirbeln die Flammen, hoch wirbelt der Rauch,
So schifft er hinaus in die Fluten.

v. Nordeck.

L i ch t.

Gott, du bist Licht!
Das All ist dir nur Harmonie und Klarheit.
Die Creatur zeigt sich in nackter Wahrheit;
Dich täuscht sie nicht.

Die Welt iſt Licht.
In ſchwere, dunkle Maſſen zwar geronnen
Erſcheint es uns; die Form, die es gewonnen,
Behält es nicht.

Frei iſt das Licht.
Verwandelt ſehn wir ewig die Geſtalten;
Was Form hat, muß verwelken und veralten:
Es kehrt zum Licht.

Gedank' iſt Licht.
Wenn Nervenmark ſich mit dem Blut verbindet;
Was iſt's, das dieſe Maſſe hell entzündet?
Sie wird zu Licht.

Auch ich bin Licht.
Die Nacht entweicht; bald iſt der Kerker offen:
Unſterblichkeit mein Sehnen und mein Hoffen.
Es täuſcht mich nicht.

K. G. Neumann.

Muſik.

Ueber die Geiſter
Uebt der Töne Meiſter
Zaubergewalt:
Gefühlen, die verborgen ſchliefen
In des innern Herzens Tiefen,
Giebt er im Augenblick Geſtalt.

Er führet schnell durch alle Regionen
Der Leidenschaft, erweckt und endet sie,
Läßt Freud' und Kummer bei einander wohnen
Und beide zwingt er, kraft der Harmonie,
Daß sie dem Schönen unterworfen bleiben,
Nicht regellos das Herz im Sturme treiben.

Der heil'gen Andacht Chor erhebet
Das Herz zu seinem höchsten Schwung;
In überird'schen Welten schwebet
Melodische Begeisterung;
Die Engel stimmen feiernd ein:
Ja, Engel müssen nahe seyn.

In Schlachten muß die Tuba schallen,
Daß voll von Muth und Feuer wallen
Die Herzen durch der Töne Klang.
Der Feige selbst wird fortgerissen,
Er muß an's Heldenheer sich schließen
Und geht mit Lust den ernsten Gang.

Wenn die Liebe den Busen engt,
Macht sie durch Töne sich Luft.
Nicht Namen hat, was das Herz so drängt?
Wer hat je in ein Wort gezwängt,
Was zur süßen Vereinigung ruft?
Doch hörst du der Liebe Wonn' und Qual
In dem Schluchzen der Nachtigall
In milder Abendluft.

Wollen wir fröhlich sein,
Laden wir Sänger ein.
Für rohe Schwelgerei'n
Deckt der Wein,
Wenn nicht Melodien klingen,
Die selbst den Rohen leicht zur Ordnung zwingen,

Der Schwermuth düstern Nebel heilt
Der Töne wundervolle Welt,
Weckt die Sehnsucht, stillet sie;
Zur Ruhe führet Harmonie.
Fröhlich in Tänzen
Schwebt an des Jünglings Arm
Das holde Mädchen
Im frohen Schwarm;
Harmonisch muß der Takt die Schritte
leiten,
Wenn wir im Tanz den hellen Saal
durchgleiten.

Lasset uns dem Meister danken,
Der uns zum Gefühl entzückt,
Der den frostigen Gedanken
Schön durch Farb' und Wärme schmückt,
Der uns ahnen läßt, wie droben
Harmonie'n den Schöpfer loben.

K. G. Neumann.

Die Philosophen-Büsten.

Ein reicher Morgenländer, der vor Zeiten
Aus Wißbegierde nach Europa kam,
Von Ländern, Städten, Menschen, Seltenheiten
Und andern Sehenswürdigkeiten:
Von Weisen und Gelehrten Kunde nahm,
Verlangte deren einige zu kennen,
Und als er nun mitunter hier und da,

Die, so der Ruf gewöhnlich pflegt zu nennen,
Gemalt, in Gips, in Erz und Marmor sah,
Da sprach er: „Das sind wunderliche Wesen!
So hab' ich mir die Männer nicht gedacht,
Wovon so gar viel Rühmens man gemacht,
Von denen oft in Büchern wir gelesen.
Der Ersten Kopf ist flach wie eine Wand;
Ist Flachheit hier vielleicht der Weisheit Zeichen?
Der Wohnsitz für den menschlichen Verstand
Ist trotz dem Kürbis hirnlos bei den Bleichen,
Die nach der äußern Form nur Menschen
gleichen.
Die Harten sind zwar nicht wie jene hohl,
Doch so massiv und schwer, daß man verlegen
Darauf verzichtet, nur um einen Zoll
Von ihrem Standpunkt je sie zu bewegen.
Sie mögen, glatt und glänzend von Gestalt,
Zur Zierde wohl in Prunkgemächern dienen,
Doch gar zu erzgelehrt und marmorkalt
Verkünd'gen sich die Herrn durch Stoß und
Mienen.
Daß alle ohne Körper sie dasteh'n,
Bezieht sich wol auf das, was sie geschrieben;
Drum sind sie, ihren Werken gleich zu seh'n,
Vermuthlich ohne Hand und Fuß geblieben!"

Was solch ein Morgenländer in der That
Ein seltsam Urtheil von Gelehrten hat!

De Noel.

Kometenlied.

Tag, wie biſt du doch ſo ſchüchtern
Gegen ſolche nächt'ge Stunde!
Erde draußen, wie ſo nüchtern
Gegen dieſe Kellerrunde!
Draußen jene eine Sonne
Dörrt die Kehlen uns zuſammen,
Aber hier aus einer Tonne
Strömen tauſend naſſe Flammen.

Und ein jedes Glas wird Sonne,
Sonnen werden Aller Augen;
Freunde, Freunde! welche Wonne
Solche Strahlen einzuſaugen!
Und ihr Alle, als Planeten,
Dreht euch ſchon in Sonnenkreiſen,
Während ich gleich dem Kometen
Meine eigne Bahn muß reiſen.

Platz gemacht, ihr Weltenbrüder!
Sphärenmelodieen, klinget!
Denn in's dunkle Nichts hernieder
Der Komet ſich jetzo ſchwinget.
Und ich ſag' euch: widerſtreben
Darf kein Weltball meinen Flammen,
Denn ſonſt bricht mit grauſem Beben
Auch das Weltall rings zuſammen.

Ha, ſchon ſchweb' ich, ha, ſchon heb' ich
Mich empor durch alle Himmel!
Schon umbrauſt mich, ſchon umſauſt mich
Rings der Welten laut Getümmel.

O du sel'ge Himmelsfrische!
Wie du kühlest meine Flammen! —
Weh'! da lieg' ich mit dem Tische,
Und das Weltall brach zusammen!

R. Reinick.

Thörichtes Spiel.

Läßt mein Liebchen auf sich warten,
Müssen stets die dümmsten Grillen
Mir die Langeweile füllen!
Heute noch in meinem Garten
Fiel mir ein: das Blumenleben
Muß doch rechte Freuden geben!
Ei, so will ich Blume sein,
Bis mein Liebchen kommt herein.

Und bald lag ich auf dem Rücken,
Alle Glieder weit gereckt,
Gleich den Blättern ausgestrecket,
Blumensehnsucht in den Blicken.
War mir's selber auch possierlich,
Macht' ich es doch sehr natürlich;
Alles glaubte rings umher,
Daß ich eine Blume wär'.

Wärmte mich die liebe Sonne
Vögel flogen um mich nieder,
Sangen wunderschöne Lieder,
Und ich fühlte nichts als Wonne.

Kamen Wolken, kam ein Regen,
Gab mir ſeinen kühlen Segen,
Und nicht rührt' ich Hand noch Bein,
Wollte gänzlich Blume ſein.

Und nun ging es an ein Summen:
Kamen Käfer, Spinnen, Mücken,
Und zuletzt gar voller Tücken
Setzte ſich mit gier'gem Brummen
Eine Bien' auf meine Naſe!
Ach! wie flog ich aus dem Graſe!
Lief, als wär' ich ganz berückt,
Bis mein Liebchen ich erblickt.

Faſt gebraten im Geſichte,
Von den Mücken faſt gefreſſen,
Meine Kleider voller Näſſen
Klagt' ich ihr nun die Geſchichte,
Sagte, daß nur ihretwegen
Ich als Blume da gelegen;
Und — wie hätt' ich's nur gedacht!
Liebchen hat mich ausgelacht.

„Armer Knabe, laß dir ſagen:
Hätt' ich dich auch wollen pflücken,
Müßt' ich ja dich auf dem Rücken
Als ein Blümlein mit mir tragen;
Und das kannſt du nicht verlangen.
Merk', willſt du als Blume prangen,
Darfſt du nur ein Mägdlein ſein,
Nicht ſolch großer Junge ſein."

R. Reinick.

Der Reiter.

Er lenkte ſchweigend durch die Schlucht ſein Roß;
Bleich war ſein Antlitz; lang und lockig floß
Ihm Bart und Haar auf Bruſt und Achſel nieder.
Er ließ dem müden Thiere das Gebiß;
Er ſeufzte düſter durch die Finſterniß
Der Föhren: „Gott, warum gabſt du mir Lieder?

Sie ſchliefen Jahre lang in meiner Bruſt,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruh'ten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen ſie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten.

Und Keiner weiß es! Alle ſtellen ſie
Sich vor mich hin, und ſagen lächelnd: Sieh'!
Das iſt ein luſtig und ein kräftig Springen!
Das iſt ein friſcher und ein tücht'ger Strahl!
Ein mäß'ger Strom kann dieſer Quell einmal,
So Gott der Herr will, durch die Lande dringen.

Sie aber wiſſen nicht, daß er ſchon bald
Verſiegen muß, daß ebbend ſchon er wallt;
Sie wiſſen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, was bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen ſoll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Doch murr' ich nicht; ich sage: sehet da!
Ich bin ergeben! ich bin Seneka,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh' mir, ist die Poesie —
Doch will ich nicht mit meinem Schicksal hadern.

O, hielten sie mich nur nicht am Gewand,
Und brächten, diese Balsam und Verband,
Und die, mein Blut zu sammeln, Kelch und Schale!
O, könnt' ich still zu Tode bluten mich,
Gleichwie, die Brust von eines Fängers Stich
Durchbohrt, ein Hirsch in einem dunkeln Thale.

O, gönnten sie dem Sterbenden die Ruh'!
O, drückten sie nur grausam oft nicht zu
Die Wunde mir, am Herd und auf den Gassen;
Und lehrten mich, daß den gewalt'gen Fluß
Verschließen eher noch mich tödten muß,
Als, pochenden Schlafes, ihn verrieseln lassen.

O, ließen geh'n mich meine Wege sie,
Und fragten nicht: Sprich, was ist Poesie?
O Gott, wie oft vernahm ich schon die Frage!
O, lächelten und lachten sie nur nicht,
Wenn träumerisch, mit glühendem Gesicht
Und eine Thrän' im Aug' ich ihnen sage:

Wenn man im Forst auf einen Eichbaum steigt,
Und sich zum Sitze wählt sein weit verzweigt
Und rauschend Haupt mit herbeduftendem Laube,
Und sinnend dann, die Arme stumm verschränkt,
An die Geliebte, welche fern ist, denkt,
Und in das Nest schaut einer Turteltaube;

Wenn man am Meer, von ſeinem Schaum
benetzt,
Sich einem Fiſcher auf die Schultern ſetzt,
Und ſich hinein läßt tragen in die Wellen,
Die Odyſſee legt auf ſein ſtruppig Haar,
Und ſingt und jubelt, daß er denkt: fürwahr,
Das heiß' ich einen närriſchen Geſellen!

Und wenn auf muth'gen Roſſen man zu Dritt
Macht oder Vieren einen wilden Ritt —
Sieh' da! die lang geſtreckten Renner ſchnauben;
Ihr beugt euch ſpornend vor; ohn' Unterlaß
Wehn euch die Mähnen in das Antlitz! — das
Iſt Poeſie, doch wollt ihr es nicht glauben.

Und wenn man Nachts auf langen Brücken fährt,
Und dumpf ihr Holz vom Hufſchlag murren hört,
Bis das Geſpann urplötzlich wieder ſeinen
Huf klirrend auf das Pflaſter ſetzt, daß glüh
Die Funken fliegen, dann iſt Poeſie
Der erſte Ton des Eiſens auf den Steinen.

Und Poeſie auch iſt's, wenn, wie ein Schwan,
Man in der Dämmerung in einem Kahn
Langſam durchfurchet eines Hafens Mitte,
Und es geſtattet, daß der Kahn ſich ſchmiegt
An irgend ein gewaltig Schiff; — ſo liegt
Oft neben einem Palaſt eine Hütte.

Und Poeſie dann, wenn in Gummiſchuh'n
Man einen Neger ſieht im Tauwerk ruh'n,
Des Abends Kühle ſchwebend einzuſaugen;
Er ſchaukelt läſſig ſich, und ſingt ein Lied,
Und ſchaut ihr ihm in's Angeſicht, ſo glüht
Euch, wie ein Stern, das Weiße ſeiner Augen.

Und Poesie auch würd' es seyn, wenn jetzt
Dies schwarze Roß von Dänenzucht entsetzt,
Sich bäumete auf dieser düstern Stelle,
Mich schleuderte an dieses Felsenstück,
Daß plötzlich Nacht umflorte meinen Blick,
Und meiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Und wenn alsdann, wenn ich zum letzten Mal,
Beschienen von der Abendsonne Strahl,
Das matte Aug', die müde Wimper höbe,
Das treue Thier, als klagt' es um mein Weh',
Gesenkten Halses auf mich niedersäh',
Und warm in mein erkaltend Antlitz schnöbe."

F. Freiligrath.

Der ausgewanderte Dichter.

Die Tanne fäll' ich, drauf die Adler horsten;
Sie kracht zu Boden, Schnee vom Haupte schüttelnd.
Ich wohne fürder einsam in den Forsten,
Die Menschen fliehend und die Föhren rüttelnd.

Ich habe nicht, da ich mein Haupt hinlege;
Von keinem Herde, weh', bin ich geschieden.
Mein erstes Haus, mit Hammer und mit Säge,
Bau' ich mir selber bei den Atlantiden,

Kunstlos und rauh; — vom Felsen reiß' ich Farren,
Und ander Kraut, daß ich die Fugen stopfe;

Die moos'ge Rinde laß ich an den Sparren;
Dumpf durch die Schlucht dröhnt meiner Axt
Geklopfe.

Ein leises Wehn spielt mit den dürren Blät-
tern —
Geist dieser Wälder, sei mit meiner Hütte,
Daß sie Orkan und Blitze nicht zerschmettern,
Daß sie der Schnee des Berges nicht verschütte!

Daß ihr Gebälk kein feindlich Beil zerhaue,
Daß lange Zeit die Sonn' ihr Dach vergülde,
Daß sie nicht gleich sei dieser Spur der Klaue
Des Elennthieres auf dem Schneegefilde!

In einer solchen Werkstatt ist gut zimmern.
Die Waldung funkelt in des Morgens Glanze;
Die Büsche blitzen und die Zweige schimmern,
Und jede Tann' ist eine starre Lanze.

Mit riesʼgem Nacken an den Himmel stemmen
Die Berge sich; still, doch belebt, die Auen.
Am Strome drüben, auf den schneeʼgen Däm-
men,
Seh' ich den Biber seine Hütten bauen.

Fern aus dem Dickicht ragt's gleich Renngе-
weihen;
Der Bison bückt sich, daß den Schnee er lecke
Das Birkhuhn schwirrt, und von der Hinde
scheuen
Fußtritten knarrt des Bodens Flockendecke.

Der bunte Luchs tritt dreist aus seiner Höhle;
Der Trab des Elenns donnert durch die Föhren. —
Ein neues Lied geht auf in meiner Seele;
Ich dicht' es klimmernd — doch wer wird es hören?

Hinaus, hinaus! der Frühling ist gekommen.
Der Schnee des Winters rieselt von den Kuppen;
Der Alligator ist an's Land geschwommen,
Und sonnt' am Ufer seine grünen Schuppen.

Die Fische springen, und die Vögel schlagen;
Die Knospen bersten, und die Kräuter schießen;
Die Wipfel all, auf denen Tauben klagen,
Streu'n ihre Blüthen flüsternd mir zu Füßen.

Die Hirsche wandeln thalwärts mit den Kühen;
Die Auerhähne schütteln ihre Kämme.
Mit ihrem Hofstaat durch die Büsche ziehen
Die Königinnen wilder Bienenstämme.

Wird mir auch Honig von den Bäumen träufen?
Frisch in den Wald! umduftet mich, ihr Ranken,
Und letzet mich! — ein Weisel will ich schweifen,
Umschwärmt von meinem Hofstaat, den Gedanken.

Oft wandl' ich Abends auf die steilsten Höhen,
Einsam mit meiner Lieb' und meinem Grimme,

Zu meinen Füßen die gewalt'gen Seen —
Und dann erheb' ich meine tiefe Stimme.

Die werthen Lieder aus den alten Tagen,
Die ich mit Freuden hundertmal gesungen,
In diese Wälder hab' ich sie getragen,
Drin nie zuvor ein deutsches Lied geklungen.

Wie zitterte, darauf ich lag, der Gipfel,
Wie gab mir jener froh mein Singen wieder,
Wie flüsterten der alten Bäume Wipfel,
Als sie vernahmen Ludwig Uhlands Lieder!

Wie stutzeten und hoben ihre Hörner
Die Hirsch' im Thal, als auf den Bergen oben
Ich Lieder drauf von Kerner und von Körner,
Von Schwab und Arndt und Schenkendorf erhoben.

O, schmerzlich wohl klang manches mir, dem Wandrer!
Hier Heimatlieder! — Dennoch, als sie klangen,
Stand ich ein Orpheus — mit den Liedern Andrer!
Zwar Steine nicht, doch tanzten wilde Schlangen.

Ich lag heut' Nacht in süßen, stillen Träumen,
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begruben

Der Todten und der Lebenden Geſtalten,
Sie traten vor mich. „O, daß Keiner zürne,
Daß ich ihn ließ!“ — Da jäh von einer kalten
Hand fühlt' ich leis berühret meine Stirne.

Ich fuhr empor; es war mein Jagdgefährte:
„Du ſchlieſſt wohl tief, daß gar nichts du vernommen!
Komm! denn wir ſind den Biſons auf der Fährte,
Und durch den Wintweg ſind ſie geſchwommen.“

Die Indianer ſitzen um die Flamme,
Und ſchüren düſter ſie, ſchweigſame Schürer.
Da plötzlich — wol der Aelteſte vom Stamme —
Spricht zu den Andern alſo einer ihrer:

„In Frieden ruh' er, den wir heut' begruben
Dort, wo den Urwald ſäumet die Savannah;
Nie einen Weißen, dieſem gleich, erhuden
Ein Mal vom Lorenz wir zum Susquehannah!

Er war nicht, wie die Andern ſeiner Farbe;
Drum zu den Rothen hat er ſich geſchlagen.
In unſern dunkeln Reih'n glich er der Garbe
Des Maiskorns, die zu Tannen man getragen.

Was mocht' ihm ſeyn? — mit ſeinen Jagdgeräthen
Stand oft er ſinnend unter einem Baume,
Und hört' er rufend in das Holz uns treten,
So fuhr er auf, und folgt' uns wie im Traume.

Auch ſtand er einſam wohl am Strome dorten;
Oft durch die Büſche ſah'n ihn die Genoſſen.
Dann war es, daß in fremder Sprache Worten
Ihm lange Reden von den Lippen floſſen.

Der Worte keines haben wir verſtanden,
Doch hörten gerne wir der Worte Schallen.
Es war ein Takt drin, wie wenn Kriegerbanden
Mit gleichem Schritt auf hartem Schneefeld wallen.

Verſtanden haben wir der Worte keines,
Doch hat uns ſtets, zu hören ſie, verlanget.
Es war ein Klang drin, gleich dem Tönen eines
Schilds, der im Wind den Aſt ſchlägt, dran er hanget.

Und um ſich ſchaut' er, war er nun zu Ende,
Und ſah erſt jetzt, daß Keiner ihn vernommen,
Dann drückt' er ſtumm ſein Antlitz in die Hände,
Und iſt zum Wigwam ſtill zurückgekommen.

In Frieden ruh' er, den wir nicht mehr ſehen!
Laßt eine Hütt' auf ſeinem Grab uns bauen.
Sein Haupt liegt weſtwärts, denn ſein letztes Flehen
War: Krieger! o, nach Morgen laßt mich ſchauen!"

F. Freiligrath.

Der rechte Barbier.

Und ſoll ich nach Philiſterart
  Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
  Den letzten Tag noch nutzen;
Ja! ärgerlich; wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn,
  Soll Mancher noch erzittern.

„Holla! Herr Wirth, mein Pferd! macht fort,
  Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Barbierer hier im Ort'?
  Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer und fand
  Doch nirgends noch den rechten.

„Tritt her, Bartputzer, aufgeſchaut!
  Du ſollſt den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich ſehr iſt meine Haut,
  Ich biete hundert Batzen;
Nur, machſt du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpflein Blut, —
  Fährt dir mein Dolch in's Herze."

Das ſpitze, kalte Eiſen ſah
  Man auf dem Tiſche blitzen,
Und dem verwünſchten Ding gar nah
  Auf ſeinem Schemel ſitzen
Den grimm'gen, ſchwarzbehaarten Mann
Im ſchwarzen kurzen Wamms, woran
  Noch ſchwärz're Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu grausig fast,
Er will die Messer wetzen,
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen;
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub'
Und sendet den Gesellen.

„Ein Hundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch, merk' es dir, dich stech' ich todt,
So du die Haut mir ritzest."
Und der Gesell: „„Den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch."""
Er läuft und schickt den Jungen.

„Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang' an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das Beides ist zu haben;
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der Erste."

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang' und rufst verwegen:
„„„Nur still gesessen! nicht gemuckst!
Gott geb' euch seinen Segen!""""
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
„„„Gottlob! nun seid ihr fertig."""

„Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel:
Kein And'rer mochte den Gewinn.

Du hegtest keinen Zweifel,
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder."

„„„Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt euch an der Kehle,
Verzucktet ihr nur das Gesicht
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit,
Entschlossen war ich und bereit,
Die Kehl' euch abzuschneiden."""" —

„So, so! ein ganz verwünschter Spaß!"
Dem Herrn ward's unbehäglich,
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
„So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken."

A. v. Chamisso.

Das Requiem.

Amadäus sitzt im kleinen Zimmer,
Still und eigen in sich selbst gekehrt,
Durch die Scheiben blickt des Mondes Schimmer,

Kühl der Nachtwind durch die Blumen fährt.
Stumm ist's allzumal,
Und in süßer Qual
Zucken dumpfe Schmerzen durch die Brust.

Plötzlich wird er leise angerühret,
Und es steht vor ihm ein später Gast.
„Wer hat nur dich noch hereingeführet?
Ist's doch um die zwölfte Stunde fast."
„„Thür und Angel wich,
Als ich kraftiglich
Pochte, ward mir schleunig aufgethan.""

„„Bin der Diener eines großen Herrn,
Kennst ihn wohl, und er weiß auch von dir.
Weltlust konnte dich nicht von ihm zerren,
Höre nur, was er gebeut, von mir:
Einen Todtensang,
Einen Trauerklang
Sollst du setzen, Amadäus, schnell.""

„„Dreier Tage Licht wird dir gegeben,
Nach drei Tagen schaust du mich auf's Neu'.
Auf, o Amadäus, und das Leben
Setze gern an diese Melodei!
Deiner Künstlerschaft
Krone, Blut und Kraft,
Hol're d'raus in ew'gen Flammen her.""

„„Denn an eines Großen Todten-Grüften
Soll's ertönen, wie ein Sphärenlied,
Sagen soll es den entzückten Lüften,
Daß ein Himmelssohn von hinnen schied,

:Herrlich ist der Lohn,
Du, mein lieber Sohn,
Lebe wohl, sei meines Spruch's gedenk.""" —

Leise, wie er kam, so geht er wieder,
'S ist, als wehte ihn die Nachtluft fort.
Amadäus starrt zur Erde nieder:
„Wer war dieser? Welch ein seltsam' Wort!
Floß es nicht wie Licht
Von dem Angesicht'?
Blitzt' es nicht wie Sterne durch die Nacht?"

„Wem soll ich zur ew'gen Ruhe tönen?
Wer ist jener hohe Himmelssohn?
Warum zählt mich dieser zu den Söhnen?
Und was ist des Werkes Preis und Lohn?"
Also quält und fragt
Er sich, bis es tagt,
Und ein kurzer Schlummer ihn umfängt.

Wie nun Helios in bunten Lichtern
Deinen heil'gen Graus, o Nacht, begräbt,
Sagt der Töne Meister leis' und schüchtern
Trauter Gattin, was er hat erlebt.
„„„Liebes Herz, das hat
Irgend ein Magnat
Dir geboten — folge dem Geheiß!""""

„Frau, mit nichten, dieser Jüngling mahnet
An ein hohes, ach! und fernes Bild."
„„„Herzchen, wie du schwärmst! Was mir nun ahnet,
Ist ein Beutel, reich mit Gold gefüllt:

Mach' es gut und schön,
Und wir werden seh'n,
Wie der fremde Herr die Kunst belohnt.""""

Und der leichten Reden leichte Wellen
Spühlen tief'res Ahnen aus der Brust,
Heiter geht er zu der Kunst Gesellen,
Ruft den Tönen in gewohnter Lust.
""""Schon zwei Tage hin!
Denk' an den Gewinn,
Denke un'srer Noth, und eile Dich!""""

„Noch war nicht die Stund', o Frau, gekommen,
Tagelöhnern kann ich einmal nicht.
Ist der Weihe Funken erst entglommen,
Strahlt es schnell hervor wie Feu'r und Licht.
Aber Muse dringt,
Aber Sorge ringt
Keine Töne ab dem Genius."

Und der zweite Abend schwimmt im Rothe
Und die Hand ist nicht an's Werk gelegt.
""""Kehrt nun morgen wieder jener Bote,
Traun! mit vollem Fug' sein Zorn sich reg't.""""
— „Eine Nacht ist mein!"
""""Wirst nicht thöricht sein — """"
„Gieb den Kuß mir noch, nun gute Nacht!"

D'rauf verschließt er sich in seine Klause,
Da wird ihm so hoch und ernst und weh.
„Dunkel waltet nun im ganzen Hause,
Aber gülden blinkt's von jener Höh'.

Himmel, groß und hehr!
Erde, schwarz und schwer!
Du, mein Herz, inmitten, voll und heiß!"

„Silbern durch den Garten Lilien glänzen,
Glühwurm zieht die kleine helle Spur.
Droben kreisen nun in ew'gen Tänzen
Leier, Schwan und Wagen und Arktur.
Manche Blüthe keimt,
Und die Erde träumt
Von verlorner Unschuld Paradies."

Amadäus kühlt den Brand der Wange
An dem off'nen Fenster; blickt hinauf,
Blickt hinab, und steht und sinnet lange,
Endlich rinnt der Thräne wilder Lauf.
„Ach, vielleicht wie bald
Lieg' ich stumm und kalt
In dem engen Bretterkämmerlein!"

„Leben, Leben, wie die Blase nichtig!
Tod, du unerbittlich finst're Macht!
Irdisch Spielen, eitel, leer und flüchtig!
O der langen, langen, stummen Nacht!
Lange währt die Nacht,
Aber in ihr lacht
Von drei Lichtern rosenroth der Schein."

Glaube, Liebe, Hoffnung, heil'ges Scheinen
Winkt vom Himmelsbogen sanft mir zu,
Lasst ihr müden Augen ab vom Weinen,
Christus lebt und schenkt euch süße Ruh.
Kommt, ihr Klänge, gleich,
Ich beschwöre euch,
Tönet, tönet mir von Tod und Grab!"

Zu dem Tiſche treibt es ihn zu ſchreiten,
Aus den Augen glüh't Begeiſt'rung vor,
Wunderſame Weiſen ihn umgleiten,
Achtſam lauſchet das entzückte Ohr;
Ob's von innen ſingt,
Ob's von draußen klingt,
Scheiden die entflammten Sinne nicht.

Was er hört, das muß er ämſig ſchreiben,
So erſteht der Töne dauernd Bild,
Kann vor tiefer Regung faſt nicht bleiben,
Durch die Adern jagt das Blut ihm wild.
Doch er läßt nicht ab,
Riß' es ihn in's Grab,
Müßt' er geben d'rum ſein Leben hin!

Raſtlos ſchreibt er fort durch manche Stunde,
Zu dem Zeichen fügt das Zeichen ſich.
Eins! ertönet aus der Glocke Munde,
Eben zieht die Hand den letzten Strich.
Nun erſchöpft zurück
Sinkt er, und ſein Blick
Heftet brechend ſich an's hohe Werk.

Horch! da ſchallen ernſte Harfentöne,
Dämmernd fällt's herein wie Morgenroth.
Leuchtend in erhab'ner Himmelsſchöne
Steht der Fremdling da, der ihm gebot.
Gold'ner Haare Licht
Kränzt das Angeſicht,
Von den Schultern ſinkt ein Flügelpaar.

Kein Gewand verhüllt die ſchlanken Glieder,
Um die Ferſe fließt ein gold'ner Dunſt,
Hoſ und Licht und mächtiges Gefieder

Künden dich, o Engel schöner Kunst!
Aber mild und weich,
Einer Flöte gleich,
Oeffnet bald die hohe Lippe sich:

„„Amadäus, du hast Wort gehalten,
Sollst empfahen den verheiß'nen Lohn!
Muß der Leib auch eine Weil' erkalten,
Gehst du selber doch zu Vaters Thron.
Morgen Abend bringt,
Morgen Abend singt
Dich zuerst dein Requiem zur Ruh'!““

„„Würdig so, vom Schwanenlied' umklungen,
Mein erwähltes Kind hinüberzieht.
And're Meister hätten's nicht gesungen,
Welch' ein helles Licht der Kunst verglüh't.
Sangst es selber vor
Dir im Trauerchor,
Und dein Engel heischte dieses Lied.““

„„Sage Lebewohl der grünen Erde,
Schau' sie froh zum letzten Male an!““ —
Spricht's und küßt mit liebender Geberde
Sanft die Stirne dem verzückten Mann.
Schnell das Leben weicht,
Seine Wange bleicht.
Schmerzlos sinket Amadäus hin.

K. Immermann.

Der Tod des Carus.

Muthig ſtand an Perſiens Grenzen Rom's erprobtes Heer im Feld',
Carus ſaß in ſeinem Zelte, der den Purpur trug, ein Held.
Perſiens Abgeſandte beugten ſich vor Rom's erneuter Macht,
Fleh'n um Frieden an den Kaiſer; doch der Kaiſer wählt die Schlacht.
Kampfbegierig ſind die Schaaren, die er fern und nah' beſchied,
Durch das Heer, aus tauſend Kehlen, ging das hohe Siegeslied:
„Weh' den Perſern! Römer kommen, Römer zieh'n im Flug' heran!
Rächen ihren Imperator, rächen dich, Valerian!
Durch Verrath und Mißgeſchick nur trugſt du ein barbariſch Joch;
Aber, ſtarbſt du auch im Kerker, deine Rächer leben noch!
Wenn zu Pferd' ſtieg Artarerres, ungezähmten Stolz im Blick',
Setzte ſeinen Fuß der König auf Valerian's Genick.
Ach, und Rom in ſeiner Schande, das vordem die Welt gewann,
Fleh'te zum Olymp um Einen, fleh'te nur um Einen Mann!
Aber Männer ſind erſtanden, Männer führen uns zur Schlacht:

Scipio, Marius und Pompejus sind aus ihrem Grab' erwacht!
Unser Kaiser Aurelianus hat die Gothen übermannt,
Welche deinen Wundertempel, Ephesus, zu Staub verbrannt.
Unser Kaiser Aurelianus hat die stolze Frau besiegt,
Welche nun im stillen Tibur ihre Schmach in Träume wiegt.
Probus führte seine Mauer durch des Nordens halbe Welt,
Neun Germanenfürsten knieten vor dem röm'schen Kaiserzelt.
Carus, unser Imperator, sühnt nun auch die letzte Schmach,
Geht mit Heldenschritt' voran uns, Heidenschritte folgen nach!"
So der Weih'gesang. Und siehe! plötzlich steigt Gewölk empor,
Finsterniß bedeckt den Himmel, wie ein schwarzer Trauerflor.
Regen stürzt in wilden Güssen, grausenhafter Donner brüllt,
Keiner mehr erkennt den Andern, Alles ist in Nacht verhüllt.
Plötzlich zuckt ein Blitz vom Himmel. Viele stürzen bang' herbei,
Denn im Zelt' des Imperators hört man einen lauten Schrei.
Carus ist erschlagen! Jeder thut auf Kampf und Wehr Verzicht,
Und es folgt des Heer's Verzweiflung auf die schöne Zuversicht.

Alle flieh'n, das Lager feiert, wie ein unbe
wohntes Haus,
Und der Schmerz der Legionen bricht in laute
Klagen aus:
„Götter haben uns gerichtet! Untergang iſt
unſer Theil!
Denn des Kapitols Gebieter ſandte ſeinen Don-
nerkeil!
Untergang und Schande wälzen ihren uferloſen
Strom:
Stirb und neige dich, o neige dich zum Grabe,
hohes Rom!"

A. v. Platen.

Beſuch.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, ſieh wer draußen ſei?"

„Herr, 'ne reſpektable Dame,
Falt' und Runzeln im Geſicht,
Weisheit, ſpricht ſie, ſei ihr Name." —
Weisheit braucht ein Dichter nicht.
Hänschen heiß' ſie zu den Ständen,
Oder zur Miniſterbank
Sich mit ihren Sprüchen wenden.
Hänschen, ſprich: ich läge krank,

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh wer draußen sei?

„Herr, 'ne bleiche, hagre Alte
Mit geschontem Ginghan-Kleid.
Sparsamkeit, so heißt sie." — Halte
Mir die Frau vom Leibe — weit!
Meine Schätze sind nur Lieder,
Und mit Blüthen geizt man nicht,
Sprießen zwiefach Knospen wieder,
Wo man eine Blume bricht.

Klinglingling! — Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh wer draußen sey?

„Herr, 'ne junge, kecke Dirne,
Recht verwegen schaut sie drein,
Trägt 'nen Kranz um ihre Stirne.
Freiheit heißt sie." — Nur herein!
Aber halt! Ob's auch die Rechte?
Spricht sie viel? — „Ja, fort und fort." —
Heiß sie gehn! Es hält die Rechte
Nichts von Worten, nur vom Wort.

Klinglingling! Das reißt mir heute
Noch den Glockendrath entzwei.
Hol' der Henker das Geläute!
Hänschen, sieh wer draußen sei?

„Herr, ein allerliebstes Kindchen!
Zindelröckchen blink und blank,

Schelm'sches Grübchen, Rosenmündchen —
Thorheit heißt sie." — Gott sei Dank!
Hätt' ich ihre Gunst verloren,
Wär's mit meinem Dichten aus —
Dichter bleiben ew'ge Thoren.
Stets bin ich für sie zu Haus.

Fr. v. Gaudy.

Die große Firma.

Das größte Handlungshaus in dieser Welt,
Das sich schon volle sechs Jahrtausend hält,
Die Firma, die so lang die Erde steht
Florirt, und blüht bis sie zu Ende geht —
Hut ab! — ich nenne sie: Der Arensteiner,
Der Hope, Rothschild, ja der Medici
Der fürstlichen Kredit, es reichet keiner
An den — der Firma: Lump et Compagnie.

Das ist ein Haus! In Nord, Süd, Ost und West
Hat's seine Commanditen. Jedes Nest
Ist von dem einen bis zum andern Thor
Der Firma menschenwimmelndes Komptor.
Ob schwarz, roth, grün die Flaggen auf den Masten,
Ob vor Archangel, ob vor Hawaihi —
Des Schiffraums Ballen, der Kameele Lasten
Gehn für die Firma: Lump et Compagnie.

En gros und en détail treibt sie Verkehr —
Nichts ist zu leicht der Firma, nichts zu schwer.
Mit Bibeln, mit Cichorien, poln'schem Vieh,
Mit Rezensionen, Talg und Poesie,
Mit Adelsbriefen, vaterländ'schen Weinen,
Mit Schusterpech und Orden handelt sie,
Und der Artikel missest Du nur einen:
„Das Ehrgefühl" bei Lump et Compagnie.

Und wuchern wird sie bis zum Weltgericht;
Dann schlägt die Stunde, wo die Firma bricht.
Dann reißet die Geduld dem alten Gott,
Und seine Donnerstimme ruft: „Bankrott!
Packt Ihr Constables Satans Jud' und Christen!
Nach Euerm Flammen-Kings-bench schleppet sie!
Ich hab' es satt!" — Und aus den Börsenlisten
Streicht er die Firma Lump et Compagnie.

Fr. v. Gaudy.

Die alte Garde bei Waterloo.

Dort auf den Höhen stand die alte Garde,
Die Bärenmützen in die Stirn gedrückt,
Das Antlitz meist mit Schmarr' und tiefer Scharte,
Der ernsten Schrift des Krieges, reich geschmückt.

Mit Trauerflören hatte sie umschlungen
Des kaiserlichen Adlers goldnen Glanz;
Zu zeigen ihn erst dann, wenn sie errungen
Sich eines großen Sieges Lorbeerkranz.

So ſtand die Garde in des Kampfes Schwüle,
Im dichten Kugelregen ſonder Scheu;
Dem Tod zu trotzen in dem Schlachtgewühle
War keinem ihrer Krieger ſchwer und neu.

Sank blutend einer in der Vorderreihe,
Schnell trat an ſeinen Platz der Hintermann;
Doch war umſonſt die kühne Todesweihe,
Stets näher drang der Feinde Sturm heran.

Herauf dort ſprengten Albions Geſchwader,
Der Boden dröhnte von der Roſſe Huf;
Den Britten rollte Muth in jeder Ader,
Entflammt durch ihres großen Feldherrn Ruf.

„Euch, Kinder, ſprach er, darf der Feind nicht ſchlagen,
„Euch ſchmückt der Ruhm der höchſten Tapferkeit.
„Was würdeſt Du, mein Vaterland wohl ſagen,
„Verlören wir den Sieg in dieſem Streit?“

Nun galt dem Brittenkrieger nicht das Leben,
Er ſtürmte fort, auf Bahnen blutigroth.
„Auf, ſchrie er, Garde, willſt du dich ergeben,
„Sonſt iſt dein Schickſal unvermeidlich Tod!“

Da tönte weit Cambronn's gewalt'ge Stimme:
„Zurück! Die Gard' ergibt ſich nicht, ſie ſtirbt!“
Und donnernd rief ſie noch im edlen Grimme:
„Wohlan! Die Gard' ergibt ſich nicht, ſie ſtirbt!“

Und ſchwer getroffen von der Feinde Streichen
Sank heldenkühn Cambronn' in's eigne Blut;
Doch war ſein Fall den Seinen nur ein Zeichen
Zum Todeskampfe mit erhöhter Wuth.

Ihn rächend stürzten seine Tapfren nieder;
Wie konnten sie wohl leben ohne Ruhm?
Nun schmückt ihr Name herrlich unsre Lieder
Und strahlt in der Geschichte Heiligthum.

Adolf Bube.

Marschall Vorwärts.

Schon wogt vom Mittag bis zur Nacht
Um La Rothier' die heiße Schlacht;
Trotz der Verbundnen Tapferkeit
Wankt nicht der Feinde Heer im Streit.

Da ruft der alte Preußenheld:
„Mir nach, mir nach durch's Leichenfeld!
„Feldmarschall Vorwärts nennt ihr mich,
„Feldmarschall Vorwärts zeige sich!"

Er zieht sein Schwert mit Jünglingsglut,
Er spornt sein Roß mit hohem Muth,
Er sprengt voran der Seinen Schaar,
Sie folgt mit Hurrah zur Gefahr.

Und wie auch Schlachtendonner brüllt,
Und ihre Bahn mit Leichen füllt,
Sie dringt bei wilder Flammen Schein
Ihm muthig nach in's Dorf hinein.

Es flieht der Feind im raſchen Lauf,
Sie aber pflanzt die Fahnen auf,
Und jauchzet im erſtürmten Ort:
„Vorwärts ſei unſer Loſungswort!“

Adolf Bube.

Kaiſer Karl's Weinbau.

Auf ſeiner Burg zu Engelheim
Steht Kaiſer Karl der Große,
Schon lockt die Sonne manchen Keim
Aus Muttererdenſchooße. —
Maiblümlein ſchon im Märze ſprießt,
Geſchmolzner Schnee von Bergen fließt.

Die Berge deckte wüſter Wald,
So weit der Kaiſer ſchaute.
Da denkt er bei ſich alſobald —
Wie, wenn man Weine baute?
Die frühe Sonn' iſt gut Geleit,
Der Rheinſtrom ſchützt vor Trockenheit.

Und muntres Leben regte ſich
Bei Engelheim im Rheingau,
Vor ſcharfer Axt der Wald entwich,
Der Kaiſer half beim Weinbau:
Aus Ungarn, Spanien und Burgund
Pflanzt Reben er zu guter Stund!

Und als im Herbst das goldne Kind
Nun lag in seiner Wiege —
Da kamen Pathen leis' und lind
Mit freundlichem Geschmiege,
Geschenke von gar seltner Art
Ha'n sie dem Kindlein aufbewahrt.

Die erste Path' im rothen Kleid,
Das war das goldne Feuer.
Es hat das Kindlein sanft geweiht,
Gesprochen: „Bist mir theuer!
Mein Zeichen trage ewiglich
Vor allen andern segn' ich dich!"

Die zweit' in Blau und Gold gehüllt
Trat freundlich zu dem Kinde:
„Wie Frühlingssonn' auf Bergen mild
So ist mein Angebinde,
Dein Antlitz sei so licht und klar,
Wie deutscher Frauen goldnes Haar."

In silbernen Gewanden rauscht
Das Wasser jetzt zur Taufe, —
Der Rhein mit Wellenohren lauscht,
Hält an in seinem Laufe:
„So lang mein Rhein zum Meere geht,
Soll er dich tränken früh und spät."

Zuletzt die Mutter Erde dann
In grünem Duftgewande,
Tritt lächelnd an die Wieg' hinan,
Und Blumen aller Lande,
Und Wohlgerüche legt sie ein —
Und küßt und herzt das Kindelein.

Karolus Magnus aber ſah
Sein ſchönes Werk gelungen,
Es ſingt die holde Muſika
Sein Lob mit Engelszungen.
Gott ſegnete des Kaiſers Hand
Zu Engelheim im deutſchen Land.

F. H. Truhn.

Die ſieben luſtigen Schneidergeſellen.

Es waren ſieben luſtige Schneider,
Die ſchwärmten wohl ab und auf.
Sie trugen luſtige Kleider,
Es ſaß kein Stäubchen darauf.

Was ſehn die luſtigen Schneider?
Einen Schlitten, der ſteht allein.
Die Schneider, die werfen ſich leider
Friſch in den Schlitten hinein.

Weſſ' iſt der Schlitten? Drum fragen
Die luſtigen Schneider nicht viel.
Sie ſitzen phantaſtiſch, ſie jagen
Die Straßen in keckem Spiel.

Dem Einen flattert das Röcklein,
Den Andern ſchlottert das Bein,
Der Dritte ſchwinget ein Stöcklein,
Der Vierte jubelt darein.

„Der Narr hat den Schlitten gelaſſen,
Geſellen, das kommt uns recht.
Wir ſtürmen hinunter die Gaſſen;
Wir haben zuvor gezecht.“

O Schneiderlein, Schneiderlein, wahret
Bedächtig die feine Haut!
O Schneiderlein, Schneiderlein, fahret —
Schon hat euch der Eigner erſchaut!

Umſonſt! ſie rauſchen zur Stelle,
Woher ſie fuhren aus;
Der Eigner ſpringt über die Schwelle
Wohl aus dem Verſteck heraus.

Der führt eine Peitſche, der ſparet
Die Hiebe nicht, wie er haut.
O Schneiderlein, Schneiderlein, wahret
In Eil' die frierende Haut!

Die Schneiderlein jagen ſo ſchüchtern,
Die ſind nun flott gemacht,
Sie jagen — flugs werden ſie nüchtern,
Sind auf die Rettung bedacht.

Der Eine wirft ſich verwegen
Hier eilig über Bord;
Der Andre kann ſich nicht regen;
Ein Dritter riß ihn mit fort.

Hei, wie die Schneiderlein tanzten,
Indeß der Dämon hieb!
Hei, wie ſie all', die Kuranzten,
Der Schreck in die Beine trieb!

Verstoben, so männlich geschaaret,
Die Schneiderlein nach und nach!
O Schneiderlein, Schneiderlein, wahret
Euch fürder vor bitt'rer Schmach!

O Schneiderlein, Schneiderlein, wahret
Euch fürder vor bitt'rer Schmach:
Ihr thut es, ob männlich geschaaret,
Den luft'gen Studenten nicht nach! —

Thiele.

Pregolla.

Litthauische Volkssage.

Die Vögel singen, die Rosen blühn,
Die Saaten wogen in sanftem Grün,
Die Mühle klappert am kühlen Fluß
Dem müden Wandrer gar lieben Gruß.

Der Fürst, der Hehre und sein Gemahl
Sie wandeln minnig vom Schloß zu Thal,
Die Welle rinnet so hell und rein,
Sie ladet freundlich zum Bade ein.

Der Hohen Stirn und Wang und Brust
Umwoget Kühlung mit süßer Lust.
Stromaufwärts rudert des Fürsten Arm
Und rudert abwärts zu ewigem Harm.

Er ſieht verſchwunden ſein theures Lieb,
Wer ſagt's, wo ſeine Pregolla blieb.
Er eilet klagend am Ufer hin
Und ſucht und rufet mit bangem Sinn.

Und ruft: „Pregolla, Pregolla mein!"
Und blicket hier in die Welle hinein,
Und ſtürzt ſich dort in die dunkle Flut,
Und ſucht und ſuchet ſein höchſtes Gut.

Wohl Tauſend, Tauſend und mehr an Zahl
Erfüllen ſuchend das Schreckensthal,
So weit nur fließet die Welle klar
Erſchallt's: Pregolla! — in banger Schaar.

Doch ob man ſuchet und ob man ruft,
Umſchloſſen hält ſie die Wogengruft,
Und ob man ſuchet und ruft, es hallt
Nur's Ufer wieder und ferner Wald.

So hallt noch heute durch's Preußenland
Pregolla, allen ſo wohl bekannt;
[redacted]brut noch heute der kühle Fluß
Im Namen Pregel uns ſeinen Gruß.

F. Becker.

Sängers Tod.

Hoch auf die Felſenfirſte
Am ſturmbewegten Meer
Hintrat der König der Lieder
Das Herz von Sorgen ſchwer.

Er ſah die Wellen ſteigen
Und fallen allgemach;
Des Sängers ſtumme Freude
Ruft keine Thräne wach.

Der Morgen im Purpurkranze,
Des Mittags Glutenſtrahl,
Die Sonn' im Abendglanze —
Sieht neu des Sängers Qual.

Er ſteht auf der Felſenfirſte
Am ſturmbeſänftigten Meer,
Rings um ihn tiefes Schweigen,
Und Ruhe um ihn her.

Ob längſt die Sonne ging unter,
Ob längſt der Tag entſchwand,
Noch ſteht er, und blicket hinunter
Von thürmender Felſenwand.

Bis rings grabnächtliches Dunkel
Umflorte das Erdenrund,
Da öffnet zum letzten Liede
Der Sänger den ſterbenden Mund:

Nacht, die du mich geboren,
Nacht, die mich durchs Leben geleit't,
Dich hab' ich mir erkoren
Zu meiner Sterbezeit!

Meine Luſt — iſt lange verglommen!
Meine Lieb' — iſt lange verblüht!
Nimm hin auch, was kann es mir frommen?
Mein Leben und mein Lied! — —

Er hört die Laute fallen
Verrauschen allgemach;
Und wie der Ton verhallen,
Des Sängers Auge brach.

Julius Altmann.

Die Geschlechter.

Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu.
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Scham trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben;
Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben;
Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder,
Aber der Stolz bewacht streng, wie der Gürtel, den Reiz.

Scheu, wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzt beschütze dein Werk, Natur! Auseinander auf immer
Fliehet, wenn Du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du Mächtige, schon; aus dem wildesten Streite
Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.
Tief verstummet die lärmende Jagd, des rauschenden Tages
Tosen verhallet und leis sinken die Sterne herab.
Seufzend flüstert das Rohr, sanft murmelnd gleiten die Bäche,
Und mit melodischem Lied füllt Philomela den Hain.
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau steigenden Busen?
Jüngling, was füllet den Blick schwellend mit Thränen dir an?
Ach, sie suchet umsonst, was sie sanft anschmiegend umfasse,

Und die ſchwellende Frucht beuget zur Erde die Laſt.
Ruhelos ſtrebend verzehrt ſich in eigenen Flammen der Jüngling,
Ach, der brennenden Glut wehrt kein lindernder Hauch.
Siehe, da finden ſie ſich, es führet ſie Amor zuſammen,
Und dem geflügelten Gott folgt der geflügelte Sieg.
Göttliche Liebe, du biſt's, die der Menſchheit Blumen vereinigt!
Ewig getrennt, ſind ſie doch ewig verbunden durch dich.

Schiller.

Liebesfrühling.

I.

Ich hab' in mich geſogen
Den Frühling treu und lieb,
Daß er, der Welt entflogen,
Hier in der Bruſt mir blieb.
Hier ſind die blauen Lüfte,
Hier ſind die grünen Au'n,
Die Blumen hier, die Düfte,
Der blühnde Roſenzaun.
Und hier am Buſen lehnet
Mit ſüßem Liebesach
Die Liebſte, die ſich ſehnet
Den Frühlingswonnen nach.

Sie lehnt ſich an, zu lauſchen,
Und hört in ſtiller Luſt
Die Frühlingsſtröme rauſchen
In ihres Dichters Bruſt.
Da quellen auf die Lieder
Und ſtrömen über ſie
Den vollen Frühling nieder,
Den mir der Gott verlieh.
Und wie ſie, davon trunken,
Umblicket rings im Raum,
Blüht auch von ihren Funken
Die Welt, ein Frühlingstraum.

II.

So wahr die Sonne ſcheinet,
So wahr die Wolke weinet,
So wahr die Flamme ſprüht,
So war der Frühling blüht;
So wahr hab' ich empfunden,
Wie ich dich halt' umwunden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.
Die Sonne mag verſcheinen,
Die Wolke nicht mehr weinen,
Die Flamme mag verſprühn,
Der Frühling nicht mehr blühn!
Wir wollen uns umwinden
Und immer ſo empfinden:
Du liebſt mich, wie ich dich,
Dich lieb' ich, wie du mich.

III.

Ich frage meine Herzgeliebte,
Wie mancher wol vor mir sie liebte,
Wie manchen sie vor mir geliebt;
Worauf sie mir zur Antwort giebt:
Wenn das, wie du mich liebst, ist Liebe,
Wenn Lieb' ist das, wie ich dich liebe,
So hab' ich keinen noch geliebt,
So hat mich keiner noch geliebt.

IV.

Der Himmel hat eine Thräne geweint,
Die hat sich in's Meer zu verlieren gemeint.
Die Muschel kam und schloß sie ein:
Du sollst nun meine Perle sein.
Du sollst nicht vor den Wogen zagen,
Ich will hindurch dich ruhig tragen.
O du mein Schmerz, du meine Lust,
Du Himmelsthrän' in meiner Brust!
Gib, Himmel, daß ich in reinem Gemüte
Den reinsten deiner Tropfen hüte!

V.

Liebster! nur dich sehn, dich hören
Und dir schweigend angehören;
Nicht umstricken dich mit Armen,
Nicht am Busen dir erwarmen,

Nicht dich küssen, nicht dich fassen —
Dieses alles kann ich lassen,
Nur nicht das Gefühl vermissen,
Mein dich und mich dein zu wissen.

VI.

Der Frühling ist gekommen,
Der Freund hat Abschied genommen,
Nun wird der Lenz auch scheiden,
Daß mich verlassen die beiden.
Ach, wenn der Frühling bliebe,
So flöh' auch nicht die Liebe;
Und müßte Liebe nicht ziehen,
So müßte der Lenz nicht fliehen.
Mein Herz! wenn ewig die Liebe
Und ewig der Frühling bliebe,
So wär' der Himmel auf Erden,
Der uns erst dort soll werden.

VII.

Daß die Leute mein vergessen könnten,
Wie ich ihrer rein vergessen habe,
Daß sie so mein stilles Glück mir gönnten,
Wie ich ihnen jede Glückes Gabe!
Daß sie alle so von uns nichts wüßten,
Wie wir nichts von ihnen wissen wollen,
Nach Gefallen so wie wir sich küßten,
Oder schmollten, wenn sie lieber schmollen!

VIII.

Kommen sie dahinter nie
Daß wir glücklich ohne sie!
Doch wenn sie dahinter kämen,
Wollen wir uns auch nicht grämen.
Mir gefällt's an deinem Kuß,
Daß ihn Niemand wissen muß;
Aber wenn sie's wissen müssen,
Wollen wir uns dennoch küssen.

IX.

Zwischen Lied und Liebe war mein Leben;
Aber, schwebend zwischen Lieb' und Liede,
Wußt' ich nie die beiden auszugleichen.
Oftmal sang ich anders als ich liebte,
Anders liebt' ich oft als ich gesungen.
Nun ich dich gefunden, ist der Zwiespalt
Ausgeglichen, und rein in einander
Aufgegangen sind mir Lied und Liebe.
Dich nur darf ich, wie ich liebe, singen;
Dich nur kann ich, wie ich singe, lieben.
Sollt' ich je nach andrem Sang, nach andrer
Liebe greifen, wieder unstät schwanken,
Da in deinem Herzen so vereinigt
Sind die beiden Pole meines Lebens?

X.

Deine Liebe hat mich beſchlichen,
Wie der Frühling die Erde,
Wann der Winter nun iſt entwichen,
Kaum merkt ſie, daß warm es werde.
Aber der Sonne heimliche Kraft
Hat ſchon das Herz ihr gerühret,
In der Wurzel regt ſich der Saft,
Noch ehe der Zweig es ſpüret.
Der Schnee zerſchmilzt, die Wolken zergehn,
Die erſte Blüt' iſt entglommen,
Dann ſieht ſie in voller Glut ſich ſtehn,
Und weiß nicht, wie es gekommen.

XI.

Ich lag von ſanftem Traum umfloſſen,
Und fühlte ſelig mich in dir.
Als ich die Augen aufgeſchloſſen,
Da hiengſt du lächelnd über mir.
Wie gerne mag dein Traum zerſtieben,
Von deinem Kuß hinweggeſtößt.
Wie haſt du ſchön dich ſelbſt vertrieben,
Wie ſchön dich ſelbſt hier abgelöſt!

XII.

Wenn die Vöglein ſich gepaart,
Dürfen ſie gleich niſten,

Ohne Sorg', auf welche Art
Sie sich werden fristen.
Ach daß auch der Menschen zwei,
Also könnten wohnen,
Wie die Vögel frank und frei
In den Laubeskronen.
Brauchte mit der Liebsten ja
Nur ein kleines Nestchen,
Doch kein Nahrungszweig ist nah,
Der mir böt ein Aestchen.

XIII.

Uns beiden ist hier die Luft zu schwer
Im Land voll Sturmesgetose,
Mir der Nachtigall, und noch mehr
Meiner Freundin, der Rose.
Die Ros' ist worden krank und bleich,
Und ich bin rauh geworden.
O dürften wir wandern allzugleich
Gen Süden aus dem Norden!
O daß ein goldbeschwingter Wind
Uns beide nähm' auf die Flügel,
Und trüge dahin uns frühlingslind
Zur Stadt der sieben Hügel.
Ueber die sieben Hügel dahin,
Dort wo die Lüfte sind reiner,
Noch immer steht dahin mein Sinn,
Zum Gebirg der Lateiner.
Dort saß ich einen Sommer so froh,
Doch mußt' ich der Lieb' entbehren;
Wie wohl erst müßt' es mir werden, wo
Wir dort vereinigt wären!

XIV.

Ich will dich nicht beſchränken,
  Geh du nur immerhin!
  Und will mich auch nicht kränken,
  Daß ich dir ferne bin.
Ich bin dir auch nicht ferne,
  Du ſtehſt in meinem Sinn,
  Gleich einem lichten Sterne,
  Geh du nur immerhin!
Du mußt die Welt beſchauen,
  Weil du ein Dichter biſt.
  Du ſiehſt wohl ſchönre Frauen,
  Als deine Freundin iſt.
Du wirſt wol keine ſchauen,
  Die treuer ſei, als ich;
  Das bringt dich mit Vertrauen
  Zurück mir ſicherlich.
Die Augen ſchickt' ich gerne
  Als Boten mit dir aus,
  Daß ſie als Liebesterne
  Dich leiteten nach Haus.
Es ſende Gott die ſeinen,
  Sie ſehn dich dort, mich hie.
  Und wenn hier meine weinen,
  Fühl's, komm, und trockne ſie!

XV.

Es iſt kein Stand auf Erden,
  Er reizt des Dichters Neid:

Der Schäfer bei den Herden
Iſt eine Herrlichkeit.
Der Jäger in den Wäldern
Iſt vollens eine Luſt;
Den Landmann in den Feldern
Trag' ich in meiner Bruſt.
Der Schnitter, der die Halmen
Vom Feld nach Hauſe bringt;
Der Prieſter, der die Pſalmen
Für die Gemeinde ſingt.
Der Bergmann mit der Zitter
Bewegt das Gold im Schacht;
Zu Roß der kühne Ritter
Bewegt ſich in der Schlacht.
Der Schiffer in dem Nachen
Schwebt auf der klaren Flut;
Der Wächter hat zu wachen
Vom Thurm, wann alles ruht.
Im Walde der Einſiedler
Iſt ſich genug allein;
Beim Erntefeſt der Fiedler
Erregt den bunten Reihn.
Ich möchte meinen Garben
Die Scheuer ſelber baun,
Mein Haus mit eignen Farben
Möcht' ich bemalet ſchaun.
Ich möchte meine Reben
Als Winzer ziehn für mich,
Auf eigenem Webſtuhl weben
Das Kleid für mich und dich.
O Liebſte, ſo gefallen
Mir alle Stände wol,
Daß ich nicht weiß, von allen
Was ich erwählen ſoll.

Sie ſprach: Erwählet haſt du
Den beſten Stand bereits.
Laß anderen die Laſt du,
Und nimm für dich den Reiz!
Du kannſt dich zum Ergetzen,
Und mich an deiner Hand,
Im Augenblick verſetzen
In den und jenen Stand;
Als Schäferin mich kleiden,
Und dich als Jäger grün!
Mich läſſeſt Lämmer weiden
Und tödteſt Hirſche kühn.
Du pflanzeſt einen Garten,
Wo Lenz zu jeder Friſt,
Die Blumen aller Arten,
Und nirgend Unkraut iſt.
Wir wohnen heut auf Almen
Im luft'gen Schweizerland,
Und morgen unter Palmen
An Ganga's heil'gem Strand.
Du tauchеſt in die Schachten
Und bringſt den Edelſtein,
Und deine Lieder brachten
Mir tauſend Perlen ein.
Du rührеſt ja die Saiten
Und drehſt die Stern' im Tanz,
Und deine Farben breiten
Um's Herz mir Himmelsglanz.
Aus Stralen und aus Tönen
Haſt du erbaut dein Haus;
Komm, ruh mir nun im ſchönen
Gemach des Buſens aus!

Rückert.

Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich Alles, Alles wenden.

Uhland.

Lebewohl.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Lieb!
Muß noch heute scheiden.
Einen Kuß, einen Kuß mir gieb!
Muß dich ewig meiden.

Eine Blüth', eine Blüth' mir brich,
Von dem Baum im Garten!
Keine Frucht, keine Frucht für mich!
Darf sie nicht erwarten.

Uhland.

In der Ferne.

Will ruhen unter den Bäumen hier,
Vöglein hör' ich so gerne.
singet ihr so zum Herzen mir!
unsrer Liebe was wisset ihr
dieser weiten Ferne?

Will ruhen hier an des Baches Rand,
duftige Blümlein sprießen.
hat euch, Blümlein, hieher gesandt?
ihr ein herzliches Liebespfand
der Ferne von meiner Süßen?

Uhland.

Trinklied.

as ist das für ein durstig Jahr!
Kehle lechzt mir immerdar,
Leber dorrt mir ein.
bin ein Fisch auf trocknem Sand,
bin ein dürres Ackerland;
aßt mir, schaßt mir Wein!

as weht doch jetzt für trockne Luft!
Regen hilft, kein Thau, kein Duft,
Trunk will mir gedeihn.
rink' im allertiefsten Zug,
dennoch wird mir's nie genug,
wie auf heißen Stein.

Wa? herrscht doch für ein hitz'ger Stern!
Er zehrt mir recht am innern Kern
Und macht mir Herzenspein.
Man dächte wohl, ich sei verliebt;
Ja, ja! die mir zu trinken giebt,
Soll meine Liebste sein.

Und wenn es euch, wie mir, ergeht,
So betet, daß der Wein geräth,
Ihr Trinker insgemein!
O heil'ger Urban, schaff uns Trost!
Gib heuer uns viel edeln Most,
Daß wir dich benedei'n!

Uhland.

Fantasie an Laura.

Meine Laura! nenne mir den Wirbel,
Der an Körper Körper mächtig reißt,
Nenne, meine Laura, mir den Zauber,
Der zum Geist gewaltig zwingt den Geist!

Sieh! er lehrt die schwebenden Planeten
Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn,
Und gleich Kindern um die Mutter hüpfend
Bunte Zirkel um die Fürstin ziehn.

Durstig trinkt den gold'nen Strahlenregen
Jedes rollende Gestirn.
Trinkt aus ihrem Feuerkelch Erquickung
Wie die Glieder Leben vom Gehirn.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,
Sphären in einander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Flieh sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten;
Weint, Newtone, ihren Riesenfall!

Flieh' die Göttin aus der Geister Orden,
Sie erstarren in der Körper Tod,
Ohne Liebe kehrt kein Frühling wieder,
Ohne Liebe preist kein Wesen Gott!

Und was ist's, das, wenn mich Laura küsset,
Purpurflammen auf die Wangen geußt,
Meinem Herzen raschern Schwung gebietet,
Fiebrisch wild mein Blut von hinnen reißt?

Aus den Schranken schwellen alle Sennen,
Seine Ufer überwallt das Blut,
Körper will in Körper über stürzen,
Lodern Seelen in vereinter Glut;

Gleich allmächtig, wie dort in der todten
Schöpfung ew'gem Federtrieb,
Herrscht im arachneischen Gewebe
Der empfindenden Natur die Lieb'.

Liebe, Laura, Fröhlichkeit umarmet
Wilder Schmerzen Ueberschwung;
In der Hoffnung Liebesbrust erwarmet
Starrende Verzweifelung.

Schwesterliche Wollust mildert
Düstrer Schwermuth Schauernacht,
Und entbunden von den gold'nen Kindern
Strahlt das Auge Sonnenpracht.

Waltet nicht auch durch des Uebels Reiche
Fürchterliche Sympathie?
Mit der Hölle buhlten unsre Laster
Mit dem Himmel grollen sie.

Um die Sünde flechten Schlangenwirbel
Schaam und Reu', das Eumenidenpaar,
Um der Größe Adlerflügel windet
Sich verräth'risch die Gefahr.

Mit dem Stolze pflegt der Sturm zu tändeln,
Um das Glück zu klammern sich der Neid,
Ihrem Bruder Tode zuzuspringen
Off'nen Armes, Schwester Lüsternheit.

Mit der Liebe Flügel eilt die Zukunft
In die Arme der Vergangenheit,
Lange sucht der fliehende Saturnus
Seine Braut — die Ewigkeit.

Einst — so hör' ich das Orakel sprechen:
Einsten hascht Saturn die Braut;
Weltenbrand wird Hochzeitfackel werden,
Wenn mit Ewigkeit die Zeit sich traut.

Eine schönere Aurora röthet,
Laura, dann auch unser'er Liebe sich,
Die so lang als jene Brautnacht dauert.
Laura! Laura! freue dich!

Schiller.

Mignon.

Kennst du das Land? wo die Citronen blühn,
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn.

Kennst du das Haus? Auf Säulen ruht sein Dach,
Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach,
Und Marmorbilder stehn und sehn mich an:
Was hat man dir, du armes Kind, gethan?
Kennst du es wohl?
Dahin! Dahin
Möcht' ich mit dir, o mein Beschützer, ziehn.

Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg?
Das Maulthier sucht im Nebel seinen Weg;
In Hölen wohnt der Drachen alte Brut;
Es stürzt der Fels und über ihn die Flut.
Kennst du ihn wohl?
Dahin! Dahin
Geht unser Weg! o Vater, laßt uns ziehn!

Göthe.

Erlkönig.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht? —
Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlenkönig mit Kron' und Schweif?
Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif. —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
„Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
„Manch' bunte Blumen sind an dem Strand;
„Meine Mutter hat manch' gülden Gewand."

Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht? —
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;
In dürren Blättern säuselt der Wind. —

„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
„Meine Töchter sollen dich warten schön;
„Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn,
„Und wiegen und tanzen und singen dich ein."

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort? —
Mein Sohn, mein Sohn, ich seh' es genau;
Es scheinen die alten Weiden so grau. —

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt." —
Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids gethan! —

Dem Vater grauset's, er reitet geschwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Noth;
In seinen Armen das Kind war todt.

Göthe.

Der Fischer.

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran,
Sah nach dem Angel ruhevoll,
Kühl bis ans Herz hinan.
Und wie er sitzt und wie er lauscht,
Theilt sich die Fluth empor;
Aus dem bewegten Wasser rauscht
Ein feuchtes Weib hervor.

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?

Ach wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuß;
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da war's um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Göthe.

Der König in Thule.

Es war ein König in Thule
Gar treu bis an das Grab,
Dem sterbend seine Buhle
Einen goldnen Becher gab.

Es ging ihm nichts darüber,
Er leert' ihn jeden Schmaus;
Die Augen gingen ihm über,
So oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' Alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloß am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth,
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken,
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken;
Trank nie einen Tropfen mehr.

Göthe.

Der Wanderer.

Im Windsgeräusch, in stiller Nacht,
Geht dort ein Wandersmann,

Er seufzt und weint und schleicht so sacht,
Und ruft die Sterne an:
Mein Busen pocht, mein Herz ist schwer,
In stiller Einsamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud' und Leid;
Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch so gerne.
Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht.
Schon fühlt er nicht sein Herz so schwer,
Er dünkt sich neu erwacht:
O Mensch, du bist uns fern und nah,
Doch einsam bist du nicht.
Vertrau' uns nur, dein Auge sah
Oft unser stilles Licht.
Wir kleinen goldnen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne.
Gerne, gerne,
Gedenken ja deiner die Sterne.

Tieck.

Der Zephyr.

Auf einer Rose ward ich jung,
Ein Rosenblatt war meine Wiege,
Ein Rosenblatt wird einst mein Grab.

Ich ſchlafe, wann der Winter tobt,
Und mit dem Lenze werd' ich munter,
Und nähre mich von Duft und Kuß.

Du armer, ſtolzer Herr der Welt,
Du keuchſt einher mit deiner Krone,
Und dienſtbar trockn' ich deinen Schweiß!

Wilh. Müller.

Kuß und Lied.

Jüngſt grüßte mich ein rother Mund;
Ein Liedchen ſaß auf meinen Lippen,
Und aus dem Liedchen ward ein Kuß.

Jetzt iſt mein Mädchen fern von mir;
Im Kuſſe will mein Mund ſich ſchwellen,
Und aus dem Kuſſe wird ein Lied.

Fliegt nun, ihr lieben Verſe, hin
Und drückt ſie euch an ihre Lippen,
So werdet wieder, was ihr wart!

Wilh. Müller.

Im Frühling.

Auf ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüth' und Duft.

Da sind, so weit die Blicke gleiten,
Altäre festlich aufgebaut,
Und all' die tausend Herzen läuten
Zur Liebesfeier dringend laut.

Der Lenz hat Rosen angezündet
An Leuchtern von Smaragd im Dom,
Und jede Seele schwillt und mündet
Hinüber in den Opferstrom.

Nicolaus Lenau.

Gedruckt bei C. Felster.

Inhalt.

	Seite
Einem auswandernden Freunde. Von A. Grün	3
Die drei Ringe. Von Lessing	9
Die Güte Gottes. Von Gellert	13
Lebenspflichten. Von Hölty	14
Männerkeuschheit. Von Bürger	16
Das Saitenspiel. Von Herder	18
Schill's Ausmarsch. Von Stägemann	20
Blücher's Leichenbegängniß. Von Demselben	22
Im Walde. Von Eichendorff	25
Morgengebet. Von Demselben	26
Freiheit. Von Fr. Schlegel	27
Dolce far niente. Von G. Pfitzer	29
Der Wanderer in der Sägemühle. Von J. Kerner	31
Die alte Waschfrau. Von A. v. Chamisso	32
Die letzten Zehn. Von Julius Mosen	34
Zum neuen Jahr. Von Halirsch	36
Das Juwel. Von Manfred	37
Der Doge. Von F. v. Sallet	47
König Hako. Von v. Nordeck	49
Licht. Von K. G. Neumann	53
Musik. Von Demselben	54
Die Philosophen-Büsten. Von De Noel	56
Kometenlied. Von R. Reinick	58
Thörichtes Spiel. Von Demselben	59
Der Reiter. Von F. Freiligrath	61
Der ausgewanderte Dichter. Von Demselben	64
Der rechte Barbier. Von A. v. Chamisso	70

Seite

Das Requiem. Von K. Immermann . 72.
Der Tod des Cäsus. Von A. v. Platen 79
Besuch. Von Fr. v. Gaudy 81
Die große Firma. Von Demselben . . 83
Die alte Garde bei Waterloo. Von A. Bube 84
Marschall Vorwärts. Von Demselben . 86
Kaiser Karl's Weinbau. Von F. H. Truhn 87
Die sieben lustigen Schneidergesellen. Von Thiele 89
Pregolla.. Von F. Becker 91
Sängers Tod. Von Julius Altmann . 92
Die Geschlechter. Von Schiller . . . 94
Liebesfrühling. Von Rückert 96
Frühlingsglaube. — Lebewohl. — In der Ferne. — Trinklied Von Uhland . 106
Fantasie an Laura. Von Schiller . . 108
Mignon. — Erlkönig — Der Fischer. — Der König in Thule. Von Göthe 111
Der Wanderer. Von Tieck 115
Der Zephyr. — Kuß und Liebe. Von Wilh. Müller 116
Im Frühling. Von Nicolaus Lenau . 118

Taschenbuch

für

ernste und heitere Poesie.

Eine

Auswahl deutscher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Fünftes Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'sche Buchhandlung.

(Louis Nitze.)

Der Deserteur.

Auf der Hauptwacht sitzt geschlossen
Des Gebirges schlanker Sohn,
Morgen frühe wird erschossen
Der dreimal der Fahn' entfloh'n.

Heute gönnen mit Erbarmen
Sie ihm Wein und Prasserkost,
Doch in seiner Mutter Armen
Gibt und nimmt er letzten Trost:

„Mutter, seht, die närr'schen Leute
Heischten Treu' und Eid mir ab,
Die ich doch, und nicht erst heute,
Meiner lieben Sennin gab!

„Soll mein Blut dem Fürsten geben,
Mag wohl sein ein guter Mann;
Guter Mann, nicht wollt mein Leben!
Was blieb' euch denn, Mutter, dann!"

„Eures Hauptes Silberflocken,
Acker schirmen, Hof und Haus,
Und der Liebsten gold'ne Locken,
Füllt's nicht schön ein Leben aus?

„In zweifarbig Tuch geschlagen,
Knebelten mich Spang' und Knopf;
Einen Höcker sollt' ich tragen,
Und als Hut solch' schwarzen Topf!

„Besser läßt, das sieht doch Jeder,
Mir der schlichte grüne Rock,
Auf dem Hut die Schildhahnfeder,
Stutzer auch und Alpenstock!

„Hoch von langen Stangen wallten
Fetzen Tuchs, drauf sie gar fein
Ein geflügelt Raubthier malten;
Und da sollt' ich hinterdrein!

„Dem Gevögel, Adlern, Geyern
War ich doch mein Lebtag gram;
Schoß manch einen, der zu euern
Und der Liebsten Heerden kam!

„Ueber eine blanke Schachtel
Spannten sie ein Eselsfell;
Welch' Gedröhn statt Lerch' und Wachtel
Die im Korn einst schlugen hell!

„Trommellärm trieb mich von dannen,
Alphorn rief mich zu den Höh'n,
Wo die duft'gen grünen Tannen,
Meine ächten Fahnen, wehn!

„Unserm Küster lauscht' ich lieber,
Der die Fiedel tapfer strich,
Während vom Gebirg herüber
Süßrer Sang mein Ohr beschlich!

„Wachtstehn sollt' ich Nachts bei Zelten;
Lullt mein Wachen sie in Ruh?
Legt der Herr den' mir geschmälten
Schlummer wohl dem ihren zu?

„Besser als durch mich geborgen
Eeid in Himmels Schutz und Macht!
Und vor Liebchens Haus am Morgen
Stand ich schon als Ehrenwacht. —

„Morgen, wenn die Schüsse schüttern,
Mutter, denkt, daß fern von euch
Im Gebirg bei Hochgewittern
Mich erschlug ein Wetterstreich!

„Mir doch will's so mehr behagen!
Kann doch auf den Lippen treu
Euren, ihren Namen tragen,
Wie der blüh'ndsten Rosen zwei!" —

Und der Morgen stieg zur Erde;
Unter laub'gem Blüthenbaum
Schläft die Sennin; ihre Heerde
Weidet rings am Alpensaum.

Horch, im Thalgrund Büchsenknalle!
Aus dem Morgentraum erweckt
Fährt der Baum vom rauhen Halle,
Zitternd lauscht er, bang, erschreckt.

Aus der laub'gen Kron' ihm rüttelt's
Blüthenflocken taumelnd hin;
Tropfen Thau's, wie Thränen, schüttelt's
Auf das Haupt der Sennerin.

Und entſunken ſind zur Stunde
In dem Thale, grün und frei,
Einem rothen Jünglingsmunde
Wohl der blüh'ndſten Roſen zwei.

Anastasius Grün.

Das ſeltſame Gaſtmahl.

Einſt lebt' ein Mönch zu Kölln am Rhein,
Der manches Wunder ſchuf,
Halb in des Zaub'rers argem Schein,
Halb in des Frommen Ruf;
Albertum Magnum hieß man ihn,
Und weil er immer hold erſchien,
So war er gern gelitten
In Volks und Hofes Mitten.

Der ging den Kaiſer Wilhelm an:
„Herr, oft an deinem Mahl'
„Hab' ich Beſcheid dir ſchon gethan
„Aus goldenem Pokal;
„Da du ſo lang' geehrt mich haſt,
„So ſey auch du einmal mein Gaſt
„Mit deinen Dienern allen
„In meinen Kloſterhallen."

Der Kaiſer ſprach: „Mein Wort zum Pfand,
„Doch dich begreif' ich kaum,
„Haſt du der Diener g'nug zur Hand,
„Und für uns Alle Raum?

„Für fünf iſt ſchmal die Zelle dein,
„Der Kloſterſaal iſt eng und klein,
„Wenn ich zu dir mich finde
„Mit allem Hofgeſinde.“

„„D'rum laß du ſorgen deinen Knecht,
„„Er wird ſich Raum erſeh'n,
„„Es wird wohl Alles gut und recht
„„Und nach Gefallen geh'n.““
Hin ging der Mönch, als ſo er ſprach;
Der Kaiſer lacht' und blickt' ihm nach —
„Das wird ein Gaſtmahl werden,
„Wie kein's ich ſah auf Erden!“

Doch als der Tag des Mahles kam,
Da rief er ſein Geleit,
Und warm' Gewand ein Jeder nahm,
Ein pelzverbrämtes Kleid;
Denn draußen ſtrich der Wind gar wild,
Die Straßen waren ſchneeverhüllt,
Die Flüſſ' und Bäch' und Bronnen
Mit Eisglanz überſponnen.

Sie ritten vor das Kloſterthor,
Das weit ſchon offen war,
Albertus Magnus ſtand davor
In vieler Knaben Schaar;
Der Knaben fünfzig, ſchön und zart,
Sie nahten ſich mit feiner Art,
Und nahmen ab die Roſſe
Dem Kaiſer und dem Troſſe.

Dann ging der Mönch den Herr'n voran
Durch manchen dunklen Gang,

Bis er ein Pförtlein aufgethan,
D'raus Helle blendend drang;
Die Helle, wie vom sonn'gen Tag,
Sie kam vom Schnee, der üb'rall lag,
Da standen, voll Erwarten,
Die Gäst' im Klostergarten.

Der Mönch schritt immer weiter fort,
Der Kaiser folgte stumm
Bis mitten in den freisten Ort,
Dort sah' er staunend um;
Dort stand die Tafel, lang und breit,
Und hundert Schüsseln d'rauf gereiht,
Doch unten Schnee, und oben
Der Himmel dunstumwoben.

Wohl harrten fünfzig Knaben hier
In gold'ner Kleider Schein,
Wohl strahlte der Geschirre Zier,
Wohl funkelte der Wein;
Doch standen rings auch Baum und Strauch
Im Winterkleid', vom Reife rauch,
Und rauschten mit den Aesten
Willkommensgruß den Gästen.

Ein Murren schlich sich durch den Kreis,
Schon war's dem Schelten nah,
Und Einer sprach zum Andern leis:
„Der Teufel speise da!"
Doch weil der Kaiser ruhig war,
So blieb es auch die Dienerschaar,
Sie setzten sich zu Tische
In dieser Winterfrische.

Da sprach der Mönch: „Ihr lieben Herr'n,
„Bei diesem Festgelag
„Da wolltet ihr gewißlich gern
„Heut' einen Sommertag;
„Wohlan, ich bin der gute Mann,
„Der nichts dem Gast' versagen kann,
„Es soll sich euer Willen
„Im Augenblick erfullen."

Und einen Becher trank er aus,
Die Augen glanzerhellt,
Den andern goß er weit hinaus
In's winterliche Feld;
Und wo ein Tropfen sich ergoß,
Der Schnee in weitem Kreis zerfloß,
Man sah' hervor mit Blinken
Den frischen Rasen winken.

Und plötzlich hauchte linde Luft
Der Gäste Wangen an,
Und Wohlgeruch, wie Veilchenduft,
Strich sachten Zugs heran;
Am Himmel riß der Nebeldampf,
Es ward ein wilder Wolkenkampf,
Zuletzt mit warmem Strahle
Schoß Sonnenglanz zu Thale.

Da ward es oben licht und blau,
Und unten mählig grün,
Der kalte Schnee ward weich und lau,
Und floß in Strömen hin;
Die spitzen Halme strebten auf,
Und Knospen guckten frisch herauf,

Die Bäume, froh erſchrocken,
Entſchütteten die Flocken.

Und wärmer ward der Sonne Blick,
Es borſt des Springbrunn's Eis,
Er ſchoß hinauf und fiel zurück,
Und ſprühte hell im Kreis,
Und in der Beete weitem Rund
Erblühten Blumen dicht und bunt,
Und rings begann an Zweigen
Sich Blüth' und Blatt zu zeigen.

Zugleich erhob ſich wirrer Zug
Von Käfern aller Art,
Der Falter kam im leichten Flug',
Die Biene, dichtgeſchaart,
Und Zeiſig, Fink' und Nachtigall
Wetteiferten in hellem Schall,
Und ſangen frohe Lieder
Von allen Bäumen nieder.

Und während ihres muntern Sangs
Ging hoch die Sonn' empor,
Und heißer ward's, und mächt'gen Drangs
Stieg Blum' an Blum' hervor;
Zum Fruchtkeim' ward die Blüth' in Haſt,
Bald hingen rings an jedem Aſt'
Im gold'nen Sonnenlichte
Die gluthgereiften Früchte.

Wie ſtaunten da den Wundermann,
Dem ſolch ein Werk gelang,
Der Kaiſer und die Seinen an,
Halb froh und halb auch bang;

Sie ſtarrten lautlos um ſich her,
Der Ritter Keiner murrte mehr,
Sie hatten All' vergeſſen
Das Trinken und das Eſſen.

Zuerſt erhob der Kaiſer ſich,
Und ſprach mit mildem Laut':
„Nicht faſſen kann man ſicherlich,
„Was heute wir geſchaut;
„Doch danken wir dem Gaſtherrn gut,
„Der uns erſchuf die Sommergluth,
„Und freuen uns auf's Beſte,
„Bei dieſem Wunderfeſte!"

Und weg warf er von Bruſt und Arm
Das läſt'ge Winterkleid,
Die Speiſe war noch völlig warm,
Er that ihr ernſt Beſcheid,
Und Alle tranken nun in Ruh'
Geſundheit ihrem Wirthe zu,
Und freuten ſich des Tages
Im Jubel des Gelages.

Erſt, als der Sonne Scheideſtrahl
Schon trüb herniederfloß,
Erhoben ſich vom reichen Mahl'
Der Kaiſer und ſein Troß;
Der Mönch gab wieder das Geleit,
Und draußen fanden ſie verſchneit
In hochgethürmten Maſſen
Die hartgefror'nen Straßen.

Da ſprach der Kaiſer: „Was wohl mag
„So ſelt'nem Wirth ich bieten

„Für seinen gold'nen Sommertag,
„Die Lieder und die Blüthen?
„Du schufst, im engen Klosterraum,
„Mir einen schönen wachen Traum,
„Auch ich lass' mich nicht schelten,
„Und will ihn dir vergelten."

„Ich will in dein und Klosters Huth
„Zu ewigem Gedenken
„Der Güter mein das beßte Gut
„Mit Land und Leuten schenken;
„Doch sorge wohl, daß Sonnenschein
„Das ganze Jahr lang müsse seyn,
„Und nimmer Winter werde
„Auf deiner eig'nen Erde."

„„Herr Kaiser,"" sprach der Mönch darauf,
„„Auf das will ich verzichten,
„„Die Welt hat ihren rechten Lauf
„„Bei Schnee und Blüth' und Früchten;
„„Was heut', was einmal ist geschehn,
„„Das wird kein Auge wieder sehn,
„„Und nimmer ich's begehre,
„„Was dir geschah zur Ehre.' "

„„Der Himmel hat der Gaben viel,
„„Der Gnad' auf mich ergossen,
„„Doch brauch' ich sie zu falschem Ziel,
„„So mag er mich verstoßen;
„„Er half mir heute beim Gelag —
„„Doch jeder Tag ist Sommertag,
„„An welchem sich in Treuen
„„Die Guten schuldlos freuen.""

K. E. Ebert.

Erinnerung.

Im Schutt verſunk'ner Tage
Wühlt die Erinnerung,
Sieht wieder Luſt und Klage
Der Zeit, da ich noch jung.

Ich kenne ſie kaum wieder,
Die Bilder alter Zeit,
Ich blicke auf ſie nieder —
Doch ohne Luſt und Leid.

Nur ihr Bild ſeh' ich ſchimmern,
Das hebt ſich klar und mild,
So wie aus Tempeltrümmern
Ein blankes Götterbild!

L. A. Frankl.

Der Kuß auf das Auge.

Wenn oft bei abendlicher Gluth
In ſtillen Dämmerungen
Mein Haupt an deinem Buſen ruht,
Von deinem Arm umſchlungen;

Dann weht vom Munde mancher Traum,
Manch Wort von tiefem Leben,
Wie gold'ner Seifenblaſenſchaum
Vom Kindermund mit Beben.

Dein blaues Auge schaut mich an,
So himmeltief und trunken —
Ob Flammen zwei vom Himmelsplan,
Selig hinein gesunken.

Wie Magier im Sonnenland,
Die Lippen fest zusammen,
Anbetend auf der Berge Rand
Genaht den Gottesflammen;

Naht dann mein Mund geschlossen auch
Sich deines Auges Helle,
Daß nicht berühre ird'scher Hauch
Die blaue Flammenquelle!

L. A. Frankl.

Mein Lied.

Sagt an, was nennt ihr Singen?
Das sanfte Liebeslied,
Das mit den Aetherschwingen
Durch eure Herzen zieht?
Das nenne ich nicht Singen;
Bei mir da muß das Lied
Aus voller Seele springen,
Von wilder Kraft durchglüht!

Ihr sprecht so oft, es wäre
Euch Tröstung in der Noth —

Wintermorgen.

Draußen liegt der junge Winter
Auf den Bergen, — morgenfrisch;
Angereift — in Silberschimmer
Glänzt das Feld, glänzt das Gebüsch.

Und die Ferne scheint so nahe
In den Lüften, klar und licht;
Horizont ist scharf geschnitten,
Wie ein griechisch' Angesicht.

D'rüber steht das Himmelsauge,
Blitzend als ein Goldkristall,
Und es wirft die hellen Strahlen
Weithin durch das Landschaftsall.

Und ich fühl' die eig'ne Seele
Heut' wie Winterluft so rein,
Klar den Geist, — als schien' die Sonne
Tief mir in die Brust hinein!

C. F. Luman.

Todte Liebe.

Als glühend mein Herz von Liebe schwoll,
Da hatt' ich's im Liede verschwiegen;
Jetzt sind meine Lieder von Liebe voll,
Im Herzen ist keine geblieben.

Denn als meine Liebe zu sterben kam
Nach langen, schmerzvollen Tagen,
Da hab' ich sie treulich mit meinem Gram'
In blumigen Liedern begraben.

C. F. Luman.

Antithese.

Bunte Farben sah ich glänzen in des Morgens Rosenlicht,
Doch es war nur eine Tulpe — und die Tulpe rührt mich nicht.

Lieblich tönt es aus der Ferne, aber trat ich in den Hain,
Flohn die Sänger und verstummten — nur der Kuckuck spottet mein.

Blaue Berge, gold'ne Zinnen winkten mir zum Lichtazur,
Doch als ich hinan geklettert — fand ich kahle Felsen nur.

Güld'ne Früchte sah ich prangen und ich klimmte hoch empor,
Doch aus jeder schönsten kroch auch stets der größte Wurm hervor.

Wie die Tulp' aus grauer Ferne lockte mich das Leben an,
Aber anders sah als Knabe, anders seh' ich jetzt als Mann.

Lieblich klang der Freundschaft Stimme wie im Hain der Sänger Chor;
Als die Noth mich weinen machte, klang es höhnend mir in's Ohr.

Viel verhieß mir Kunst und Wissen und ich stieg zu Pindus Höh'n;
Doch da ward es immer kahler und der Aether nur war schön.

Lockend war die Frucht der Liebe für das Aug', ein Götterkuß;
Doch erstarb die Himmelswonne mit dem irdischen Genuß! —

J. A. Mosbammer.

Das Grab des Liebenden.

Ein schauerweckendes trauriges Lied
Hört viel in Messina man tönen;
Wo dort auch der Fremdling vorüberzieht,
Erschallet, von nah und fern, ihm das Lied
Von Lisabetha der Schönen.

Drauf heißt es: Lorenzo sey versandt,
So sprechen sie unverzagt,
Hinüber fern ins Toskanische Land.
Und keines weiter fragt.

Nicht also ruhig die Liebende schweigt,
Da allein sie die Brüder sieht kommen.
Sie schaut sie mit Beben an, und erbleichtz
Entsetzlicher Argwohn die Seel' ihr beschleicht.
„Wo blieb, den Ihr mit Euch genommen?"
So fragt sie; darauf der Eine spricht:
„Lorenzo, der ist versandt,
Und kehrt so bald gen Messina nicht
Zurück aus entlegenem Land."

Doch Elisabeth forschte mit jeglichem Tag'
Aufs neu, wo der Jüngling verweile,
Und ließ bei den Brüdern mit Fragen nicht nach.
Darob ergrimmet, der Aelteste sprach:
„Was hat's mit dem Diener Dir Eile?
Und gnügt Dir des Bruders Antwort nicht,
Und zähmt Dich nicht weibliche Scheu,
So möchte der Wahrheit volles Gewicht
Dich treffen zu ewiger Reu."

Da schweigt die Schwester mit Zagen, und
schließt
Den Schmerz in die Tiefen der Brust.
Verborgen in stiller Kammer ergießt
Ihr Jammer sich frei in Klagen, da fließt
Die Zähr' um des Lieblings Verlust.
„Bist du es, der so lange mich flieht? —
So ruft sie und schluchzet laut.
Hier am verlassenen Lager kniet
Verzweifelnd die treue Braut."

„An welchen erfreulichen Ufers Höh'n
Stehst jetzt du in sehnenden Träumen?
Wo mag um das Antlitz so mild und schön
Der kühlende Abendwind säuselnd wehn
In unbekannt fernen Räumen?
Rufts nicht dich leis' unterm Myrthendach
Empor aus der kurzen Ruh?
Küßt nicht die fallende Blüthe dich wach?
Und seufzt dir die Welle nicht zu?"

Und als sie so klagend sich satt geweint
Einschlummerte, endlich in Thränen,
Im Traum Lorenzo ihr bleich erscheint,
Er fraget traurig: „Was rufst du den Freund
Gewaltig mit Liebessehnen?
Und kennst du nicht das starke Band,
Das streng ihm die Rückkehr wehrt?
Er ist im fernen, fernen Land,
Draus Niemand wiederkehrt!"

„Im dunkeln Cypressen-Haine dort
Nicht fern vom Meeresstrand,
Erscholl mir entsetzlich das Todeswort,
Und tückisch gemordet fiel ich dort,
Durch deiner Brüder Hand.
Sie gruben in lockre Erde drauf
Mein blutend starres Gebein,
Und häuften welkende Blätter auf,
Und lachten teuflisch darein."

„Nicht in geweihetem Boden ruht
Mein Leichnam: der Thau und der Regen
Benetzen den Grund statt der heil'gen Fluth,
Und nimmer erlischt des Fegfeuers Glut
In der Messe kräftigem Segen.

In Liebesbanden die Seele lag,
Da hier sie unwillig entwich;
So folgt sie dir rastlos irrend nach,
Und brennt in den Flammen für dich." —

Und wie Lisabetha darüber erwacht
Umgiebt sie ein seltsames Grauen;
Und es treibt sie gewaltig mit Geistesmacht,
Zu forschen, ob sie geträumt, ob gewacht,
Selbst jene Stätte zu schauen.
Sie harret die traurigen Stunden lang,
Bis wieder entweicht der Tag,
Und sieht mit klopfendem Herzen bang
Dem scheidenden Strahle nach.

Und wie sich endlich Meer und Land
Im nächtlichen Schleier verhüllte,
Da floh sie behend an vertrauter Hand
Mit eilenden Schritten entlang dem Strand,
Kein Schrecken ihr Herz erfüllte.
Ihr dünkt's als schwebe mit luft'gem Schritt
Der trauernde Geist voran,
Und ziehe sie winkend mächtig mit,
Bezeichnend die nächtliche Bahn.

Da, blutroth hob sich der Mond empor,
Aus der See dumpfbrausenden Wogen.
Bald wallt' er umschleiert im Nebelflor,
Dann trat er aus schwarzen Wolken hervor,
Die stürmisch am Himmel zogen.
Und jetzo über den dunkeln Hain
Still trauernd schaut er herab,
Und wirft den silbernen blassen Schein
Auf des Gemordeten Grab.

Und hohl die Erd' unterm Fuß ihr erklingt,
Leis raſchelt's im welkenden Laube,
Und ſchreiend die Liebende niederſinkt.
„Iſt's hier, wo der tiefe Schlaf dich bezwingt
Gebettet im leichten Staube?" —
Auf wühlt ſie haſtig den lockern Sand,
Und ſcharret, o Schreck und Graus!
Mit eigner blutig-wunden Hand
Den jüngſt Erſchlagnen heraus.

Und über ihn leblos ausgeſtreckt
Liegt kalt und ſtarr ſie lange,
Bis neu ſie, zu Leben und Schmerz geweckt,
Mit brennenden langen Küſſen bedeckt
Des Lieblings bleiche Wange.
Sie hebt den Leichnam vom feuchten Moos
Empor mit wilder Haſt,
Und hält auf ihrem weichen Schoos
Mit Liebesarm ihn umfaßt.

„Weh, ruft ſie, wie ſind Deine Lippen ſo kalt,
Und blaß, wie der Schnee Deine Wangen; —
Starr iſt das Herz nun, das heiß mir gewallt,
In ſeinem Schooße, dumpf und kalt,
Hält Dich das Grab gefangen.
Vergebens irrt ohn' Unterlaß,
Die Sehnſucht weit umher:
Dich findet hier der Brüder Haß,
Der Schweſter Liebe nicht mehr."

„Und kann ich keiner geweiheten Gruft
Die theuren Glieder vertrauen,
So will ich durchwürzet mit Roſenduft
Mit eignen Händen die enge Gruft

Dem heiß Geliebten erbauen.
Dann schall' die Klage statt Meßgebet
Da, wo das Kleinod mir ruht,
Und statt des Weihwassers, früh und spät,
Benetz' es der Zähren Fluth."

Drauf trennt sie vom Nacken, mit kecker Hand,
Das lockigte Haupt ihm geschwinde.
Dann gräbt sie die Glieder tief in den Sand,
Daß frevelnde Neugier nicht am Strand
Den traurigen Ueberrest finde.
Und eilet eh der Morgen noch
Ergraute, heim sogleich,
Sie fühlet so elend sich, und doch
So überschwenglich reich.

Hier schließt in der Kammer sich Lisabeth ein,
Allein mit dem köstlichen Raube;
Sie badet das Haupt in Cyprischen Wein, —
Die strömenden Zähren fließen drein —
Und säubert's vom blutigen Staube.
Von Persischer Seide roth gefleckt,
Durchwirket mit Golde dicht,
Nimmt drauf ein Tuch sie, damit bedeckt
Sie das schöne bleiche Gesicht.

Das Haupt mit dem Sproß vom Basilikum Kraut
Sie in marmorne Vase versenket.
So hat sie die Gruft dem Geliebten erbaut,
Mit still-vergossenen Thränen bethaut,
Mit köstlichen Oelen getränket.
Und aus des engen Grabmals Schoos,
Steigt bald die Staude hervor,

Und windet die Zweige fesſellos
Am Fenſter-Gitter empor.

Und jedes lächelnde Jugendglück
Das trügliche Stern' ihr verhießen,
Weit liegt's wie ein alternder Traum ihr zurück,
Sie ſieht's mit trüb-verdunkeltem Blick
Wie Morgennebel zerfließen.
Was hoch und heilig die Seele hält,
Der Hoffnung himmliſches Gut,
Und alles Wohl und Weh der Welt
Hinfort in der Urne ihr ruht.

Nicht Rachegedanken im Buſen ſie hegt,
Kein Zürnen entſtellt ihre Mienen,
Von liebender Sorge nur ſtill bewegt,
Sieht froh ſie von ihren Händen gepflegt,
Die Staude wachſen und grünen.
Stumm blickt ſie die Purpur-Blüthen an,
Und athmet den zarten Duft,
Fromm betet dort ſie in heiterm Wahn,
An des Verlornen Gruft.

So ſieht, am Baſilikum-Stock bei Nacht,
Man ſtets im Gebete ſie knieen.
Es ſchöpfen die Brüder darob Verdacht,
Die oft ſchon verſteckt die Schweſter bewacht
In einſamen Fantaſien.
Die Urne leeren ſie heimlich aus —
Da rollet wohl bekannt,
Ein goldgelocktes Haupt heraus,
Zu ihren Füßen im Sand.

Da fliehen die Mörder mit bleichem Geſicht
Von hinnen, auf eilenden Wogen;

Sie fürchten der Rache verdientes Gericht,
Da selbst ihr Frevel den Zeugen ans Licht
Aus schweigender Erde gezogen. —
Was flieht Ihr, Mörder, mit scheuer List?
Was peitscht euch die Furcht so sehr? — —
Ach! wenn das Liebste verloren ist,
Dann hasset und liebt man nicht mehr.

Amalie v. Imhoff.

Der Husar.

Die Schlacht ist aus — zersprengt des Feindes Schaaren,
Ein schwarzes Bahrtuch sinkt die Nacht hernieder;
Da lagern rings ums Feuer die Husaren,
Und strecken ihre kampfesmüden Glieder.

Ein bärt'ger Reiter sieht nach seiner Wunde,
Ein Andrer ladet emsig die Pistolen,
Die volle Flasche geht von Mund zu Munde,
Kein Wort erschallt; nur tiefes Athemholen.

Und still ists rings — allein die Frühlingswinde,
Gewohnt mit holden Blumen sonst zu kosen,
Sie spielen durchs Gefild und fächeln linde
Der Todeswunden dunkle Purpurrosen.

Doch sieh! Dort unter breitem Lindendache
Ist sanft ein junger Krieger eingeschlafen;

Es rettet' aus dem herben Ungemache
Sein Geist sich in der Träume stillen Hafen.

Er schlummert süß — es hat um seine Wangen
Ein rosig'ger Freudenschimmer sich ergossen,
Ein mildes Lächeln hält den Mund umfangen,
Dran kaum der erste blonde Flaum gesprossen.

Er träumt sich heim vielleicht ins enge Zimmer,
In seines Jugendspiels geliebte Räume —
Durchs off'ne Fenster fällt der Sonnenschimmer,
Und draußen dusten Wein und Blüthenbäume.

Und vor ihm steht ein Mädchen hold erglühend,
Der Morgenstrahl vergoldet ihr die Wangen,
Daß schöner nur der Mund in Purpur blühend,
Daß dunkler nur die braunen Locken prangen.

Sie reicht im Glas ihm feurigen Tokaier,
Nachdem sie nicht verschmäht zum Gruß zu nippen;
Er aber küßt, ein ungestümer Freier,
Anstatt des süßen Weins die süßern Lippen.

Da stehen beide ganz in sich versunken,
Und schau'n sich selig lächelnd an und schweigen,
Und nur die Nachtigallen flöten, trunken
Von Rosenduft, ein Brautlied in den Zweigen.

So träumt der Reiter. — Aber plötzlich tönen
Trompeten fern in lustigem Geschmetter,

Es fallen Schüsse, dumpfe Trommeln dröhnen —
Das ruft die Krieger fort zum Kampfeswetter.

Der Jüngling auch erwacht. Er fährt zusammen,
Dann sitzt er eilig auf mit den Genossen.
Sie jagen fort. — Zu Asche glühn die Flammen,
Und fern verhallt der Hufschlag von den Rossen.

Emanuel Geibel.

Das Fetwa.

Die Schaar der Priester, die des Korans walten,
Kommt eilend, zornig glühen die Gesichter.
Wer ist der Greis, den sie am Gürtel halten?
Misri Efendi, der betagte Dichter,
Wird fortgeschleppt und mit ihm seine Schriften
Zum Mufti, zu dem höchsten Glaubensrichter.
„Auf, Diener des Propheten! Irrthum stiften
Will dieser in der Gläubigen Gemüthern,
Und uns des Korans heil'gen Quell vergiften.
Dir ziemt's, dem obersten von seinen Hütern,
Dafür ihn aus dem Lebensbuch zu streichen
Und zu bestrafen ihn an Leib und Gütern."—
Misri steht ohn' Erröthen, ohn' Erbleichen.
Der Mufti schweigt und läßt sich ernst die Lieder,
Die schwerverklagten, von den Klägern reichen;
Er schlägt die Augen prüfend auf sie nieder,
Er läßt verwundernd sie darauf verweilen,
Er lies't, erglüht und lies't und liefet wieder.

Den Scheiterhaufen aufzuthürmen eilen
Die Priester jetzt. Er brennt. Die Flammen streben,
Und leuchten schon dem Mufti in die Zeilen.
Und nun? — welch einen Richtspruch wird er geben?
Er blickt auf's Buch, auf Misri, auf das Feuer —
Dann sieht man ihn sich strengen Blicks erheben.
Lang' steht er ernst und stumm wie ein Gemäuer,
Lang' will er sich zu richten nicht erlauben;
Dann spricht er, schleudernd die Gesäng' in's Feuer:
„Wer gleichwie Misri reden will und glauben,
Dem sei zum Zeichen dieser Brand entglommen,
Daß Feuertod ihm soll das Leben rauben,
Misri Efendi einzig ausgenommen.
Denn die mit der Begeisterung entflammen
Für das, was sie im heil'gen Rausch vernommen,
Die kann kein Menschenrichterspruch verdammen!"

Victor Strauss.

Leben.

Ich möchte sterben, jener Wolke gleich,
Die leuchtend durch des Himmels Fernen zieht,

Ein muntrer Wandrer in dem luft'gen Reich,
Der stolz herab auf diese Erde sieht.
Da naht der Abend — träumerisch verblüht
Des Himmels Rosenflor in dunkler Pracht —
Und über ihr, die jugendwarm geglüht,
Zusammenschlägt das dunkle Meer der Nacht.

Ich möchte sterben, wie die Blume stirbt,
Die lächelnd keimt im lauen Frühlingswehn,
Die sehnend um den Kuß der Sonne wirbt,
Wär's auch, in diesem Kusse zu vergehn.
Dann bebt durch ihren Duftkelch süßes Weh,
Die zarten Blätter sinken flammenwarm —
Vergehend schauert sie wie Semele,
Das Kind der Erde, in des Gottes Arm.

Ich möchte sterben, wie der Schmetterling,
Den in der Puppe weckt der Sonne Strahl —
Er sprengt die Hülle, die ihn bang umfing,
Er gaukelt fröhlich durch das Blüthenthal;
Und jede Blüth' in sel'gem Liebesrausch
Umfächelt er mit farb'ger Schwinge Wehn,
Um süß nach flücht'gem Kuß- und Wonnetausch,
Im letzten Blüthenkusse zu vergehn.

Du heller Traum des Himmels, Wolke, du!
Du Blüthenkind der frühlingswarmen Welt,
Du heitrer, bunter Gaukler ohne Ruh —
Von Trübsinn ist, von Neid mein Herz geschwellt.
Mir spinnt sich langsam, trüb' und trüber stets,
Einförmig still dies wirre Leben ab;
Nach flüchtig kurzem Glück — wie schnell verwehts! —
Nach dunkelödem Weg ein ödes Grab. —

— Ich ging so müde durch das Leben hin —
Ich weiß nicht, wie mir jetzt auf einmal ward;
Es blitzt so hell durch den umwölkten Sinn:
Wirf an den Busen dich der Gegenwart!
Umklammre sie in hastigem Genuß —
Hinweg mit Zukunft und Vergangenheit!
Berausche froh dich in des Lebens Kuß —
Zu trägem Ruhen ist im Grabe Zeit!

Der Frühlingshauch weht kosend durch mein Haar,
Die schöne Erde lächelt hell mir zu —
Den vollen Becher heb' ich, goldenklar!
Umschlinge heißer mich, Geliebte du!
Mag rasch verglühn nun meines Lebens Docht,
Mag brechen dieses Auge, lusterhellt —
Ich lebte! — Jetzt — zu fühlen mein' ich's — pocht
In einer Menschenbrust der Puls der Welt!

E. Ferrand.

Das Volkslied.

1.

Ein wandernder Geselle
Zieht munter durch den Wald:
Vorüber rauscht die Quelle,
Das Lied der Vögel schallt.

Und was ihn da durchdrungen,
Als er an's Lieb gedacht,

Das hat er frisch gesungen,
Nicht lange nachgedacht:

„Wenn Röslein aufblüht frisch und schön,
Die Nachtigall muß schlagen;
Als ich ihre rothen Wangen gesehn,
Da mußte mein Herze schlagen."

„Der Bach, der rauscht gar süßen Klang,
Das Laub muß rings erzittern;
Und als die Liebste sprach und sang,
Fühlt' ich mein Herze zittern."

„Erdbeeren roth erglüh'n im Grund,
Der Wind bringt mir die Düfte;
Gern küßt' ich ihren rothen Mund,
Gern flög' ich durch die Lüfte."

„Die Wolken zieh'n von Ort zu Ort,
Wohin nur mögen sie eilen?
Ihr meine Gedanken, was fliegt ihr fort,
Mögt hier im Wald nicht weilen?"

„In Blümlein leuchten Tropfen klar,
Wenn Abends die Sonn' muß scheiden;
Das Weinen mir gar nahe war,
Da ich sie mußte meiden."

„Und Nachts, da blinken weit und breit
Am Himmel tausend Sterne;
Mein Liebchen, ach! das ist gar weit!
Mein Liebchen ist gar ferne!" —

So sang der gute Geselle
Und weilet nicht am Ort;

Dem Liede horcht die Welle
Und trägt es murmelnd fort.

Bis wo im Schatten ruhte
Der müde Jägersmann;
Der hub mit frohem Muthe,
Es nachzusingen, an.

Das Waldlaub hat gelauschet
Und singet mit im Chor;
Das säuselt und das rauschet
Der frischen Dirn' in's Ohr.

Die Walderdbeeren pflückte
Und Waldesblumen brach;
Die sang, so gut ihr's glückte,
Sogleich das Liedchen nach.

Echo nimmt ihr vom Munde
Und führt dahin den Klang,
Daß es vernimmt zur Stunde
Der Hirt am Bergeshang.

Der singt es nach gar helle;
Hernieder weht's der Wind,
Wo mancher gute Geselle
Des Weges zog geschwind.

Und Manchem hat's gefallen,
Und er behielt's im Sinn;
Und wo er mochte wallen,
Da sang er's vor sich hin.

Und wie sich Vöglein bringen
Ein Lied von Wald zu Wald:

So hörte man's singen und klingen
Von Land zu Lande bald.

2.

Da kam einmal des Weges gegangen
Ein feines Herrlein mit magren Wangen,
Von Staub beschmutzt der feine Rock
Und lahmend sehr am zierlichen Stock;
Das Ränzel schief auf dem Rücken saß,
Und eine Brill' auf der krummen Nas.
Als der nun matt des Weges zieht,
Hört er auf einmal jenes Lied
Von einem wandernden Burschen singen;
Das thät ihn in Verwundrung bringen.
Er eilt ihm nach und zieht den Hut,
Und hastig sehr ihn fragen thut:
„Mein Lieber! sagen Sie, wenn's gefällt:
Wer machte dies Lied in aller Welt?" —
Der Bursche sieht ihn an und lacht:
„Das ist curios! Wer es gemacht?
Mein Treu! es fiel mir niemals ein,
Daß so etwas gemacht kann sein."
„Sie scherzen, Lieber! Viel liegt mir dran;
Wer es gedichtet, sagen Sie an!" —
‚Ei! meint der Herr, ich sei so weit
Umhergewandert in dieser Zeit,
Daß jeder mir bekannt soll sein,
Der weiß zu singen ein Liedel fein?" —
„So sagen Sie nur, wo Sie's gelesen?" —
„Daß ich ein rechter Narr gewesen!
Ich bin Gesell', Herr, arbeit' und wandre

In Büchern ſtudiren mögen Andre.
Ich hört' es wo, und weil mir's gefiel,
Hab' ich's geſungen oft und viel." —
„So ſein Sie ſo gütig, mir's zu dictiren,
Daß ich's in der Brieftaſch' mag notiren." —
„Mein'twegen, Herr! Doch ſcheint es mir,
Es ſei für die Kehle, nicht für's Papier." —
D'rauf ſingt's der Burſch; der Andre ſchreibt;
Der Burſch denkt: „Was der für Narrheit treibt!" —

Mocht' kaum ein Monat verſtrichen ſein,
Da war's zu ſehn gedruckt gar fein,
Und ſehr gelehrt war zu leſen am Schluß:
Der Autor ſei ein Anonymus.

v. Saller.

Bild aus Rom.

Von des müden Eſels Rücken,
Der der Bürdenladung froh,
Springt das Weib mit ihrem Knaben,
Reicht dem Thier ein Bündel Stroh;

In dem Korbe Wein und Früchte
Trägt ſie, und den ſchweren Laib;
Viele grüßen ſie — Giuſeppe's,
Des gefangnen Räubers, Weib.

Mit dem Knaben, mit dem Korbe
Iſt ſie dem Caſtell jetzt nah;
„Komm' Giuſeppe, komm' an's Gitter!
Iſt ja deine Cecca da!"

Aus des Kerkers Grund der bärt'ge
Räuber tritt hervor an's Licht;
Durch die dicken Eisenstäbe
Lugt sein braunes Angesicht;

Küßt das Kind und küßt die Mutter,
Forscht nach der Gesellen Loos;
Der ist frei noch, der im Kerker,
Jener fault schon unter'm Moos.

In des Kerkers ew'gen Winter,
Welchen flieht der Sonne Schein,
Wirft sie ihm ein Stückchen Frühling,
Einen Blumenstrauß hinein.

Leicht die Feigen — die Orangen
Reicht sie ihm hinein! mit Noth;
Aber, weil zu eng das Gitter,
Muß zerschneiden sie das Brot.

Auch die großen Flaschen wandeln
Nicht durch's enge Pförtchen ein:
Und bedauernd gießt dem Armen
Sie von außen ein den Wein.

„Schön ist's, daß du mich besuchest,
Zu erheitern meinen Gram;
Schöner wär's, wenn käm' ein Engel
Wie er zu St. Peter kam!

„Bete doch zur heil'gen Jungfrau,
Daß sie meine Rett'rin sei,
Und aus diesem langen Unglück
Macht ihr leiser Wink mich frei!"

„„O Giuseppe, von acht Jahren
Ist herum die Hälfte schon;
Sieh wie groß schon ist geworden,
Dank den Heil'gen! unser Sohn!

„„Oftmals dauert mich der Junge,
Daß sein Vater ist entfernt;
Aber frei ja bist du wieder,
Bis die Büchs' er führen lernt!""

Und sie lachen und sie weinen,
Wie der Fluß der Reden geht;
Und sie kümmert's nicht, daß Mancher
Sie betrachtend, stille steht.

Und ein Pfaffe blickt verlangend
Nach des Weibes voller Brust,
Doch des Räubers funkelnd Auge
Scheucht zurück verbotne Lust.

„„Gib dem Kind noch deinen Segen,
Einen Kuß noch deinem Weib!""
Seine rauhen Hände mühsam
Schlingt er um den schlanken Leib.

Welkt vom Hauche des Verbrechens
Diese frische Blume nicht?
Nein! von des Gefangnen Kusse
Schöner blüht ihr Angesicht.

Rasch wischt sie sich ab die Thräne,
Wieder lächelt sie im Nu;
Ziehet wieder dem Gebirge,
Ihrer Wittwenhütte zu.

Bald ihn wieder zu besuchen
Scheidend ihm das Weib versprach;
Traurig sieht er ihrem Schleier,
Sehnend ihrer Freiheit nach;

Doch in seinem Kerker haftet
Lange noch ein sanfter Glanz;
Bis ihm Freiheit winkt, die Wochen
Zählt er ab am Rosenkranz.

G. Pfizer.

Der Kehraus.

Es fideln die Geigen,
Da tritt in den Reigen
Ein seltsamer Gast,
Kennt keiner den Dürren,
Galant aus dem Schwirren
Die Braut er sich faßt.

Hebt an, sich zu schwenken
In allen Gelenken.
Das Fräulein im Kranz:
„Euch knacken die Beine." —
„Bald rasseln auch deine,
Frisch auf, spiel't zum Tanz!"

Ein Kenner im Ringe
Betrachtet die Sprünge,
Er findet's gemein.
„Dir kann's auch nicht schaden!"
Die vornehmen Waden
Muß er schwingen im Reih'n.

Die Spröde hinter'm Fächer,
Der Zecher vom Becher,
Der Dichter so lind,
Muß auch mit zum Tanze,
Daß die Lorbeern vom Kranze
Fliegen im Wind.

So schnurret der Reigen
Zum Saal 'raus in's Schweigen
Der prächtigen Nacht,
Die Klänge verwehen,
Die Hähne schon krähen,
Da verstieben sie sacht. —

So gieng's schon vor Zeiten
Und geht es noch heute,
Und höreſt du hell
Aufspielen zum Reigen,
Wer weiß, wem sie geigen —
Hüt' dich, Gesell!

v. Eichendorff.

Das Weiheschwerdt.

Als durch den Rhein gewallt, geritten
Die Jugend Deutschlands weihetrunken,
War von Franzosenblei durchschnitten
Ein Mann in Reben hingesunken.

Nun ihn umweht des Todes Odem,
Reißt aus der Scheid' er seinen Degen,
Die Spitze bohrend in den Boden,
Zu sprechen drauf Gebet und Segen.

So muß das Schwert als Kreuzbild ragen,
Drob Reben wölben die Kapelle;
Durch die durchbrochne Kuppel schlagen
Vom Himmel Sonnenlichter helle.

Ein schönes Opfer ist gefallen,
Ein Held, umrauscht von Kampfesliedern!
Als süße Opferdüfte wallen
Die Sterbeseufzer eines Biedern:

„Wie bist du schön, mein Volk, entlodert
In Hassesglut, in Kampfesmuthe!
Was Greisenschwäch' entäußert, fodert
Die Jugend rück mit ihrem Blute.

„Nicht wells ein Volk von andrem Namen,
Von andrer Sitt' und andrer Sprache,
Nein, weil sie uns als Dränger kamen,
Drum sucht sie heim jetzt unsre Rache.

„Mein Volk, das an der Burg der Seine
Zerschlägt die Ketten, die es engen,
Es trifft, thuts Noth, auch näh're Steine,
Die hart genug zum Kettensprengen.

„O daß die Schlack' aus edlen Erzen
In diesem großen Brand sich trenne!
Einst diese Racheglut in Herzen
Nein als Begeistrung fort noch brenne!

„Daß aus des Hasses Dorn, der modert,
Die Lieb' einst ihre Rosen triebe!
Denn wo so viel des Hasses lodert,
Muß tiefer glühn noch viel der Liebe!

„O daß sich, — wie im West erstanden
Ein Held in Ruhm und Haß, — erhübe
Gewaltig einst in deutschen Landen
Ein Held der Ehre und der Liebe!

„In dessen Herzen Taubenpaare
Der milden Volksliebe wohnten,
In dessen Haupt die Sonnenaare
Urfürstlicher Gedanken thronten!

„Mit meinem Blute, meinem Segen
Möcht' ich für ihn dieß Kampfschwert feien,
Wie Rolands oder Artus' Degen
Soll es ein fester Zauber weihen.

„Erhebt ers, soll die Fessel springen,
Wie Glas in Scherben fein zersplissen,
So jene edlen Schmiede bringen,
Die selbst nicht sie zu brechen wissen.

„Verstummen soll'n im Prunkgemache
Die Worte, die zu kriechen wagen:
Der schöne Rheinstrom deutscher Sprache
Darf keine Sklavenschiffe tragen!

„Zieht er das Schwert im Sonnenglanze,
Dann wirble, dran zurücke prellend,
Der Glast in dichtem Funkentanze,
Der Fürstenräthe Häupter hellend!

„Daß Flammenzungen sprühn in Bächen,
Daß es ein andres Pfingstfest scheine,
Und die jetzt tausend Zungen sprechen
Fortan nur sprechen mögen eine!

„Und schwingt ers wo in deutschen Landen
Von einem Berg nach den vier Winden,
Sei neu die todte Saat erstanden,
Soll neue Glut die Rebe zünden!

„Und um den Berg rings soll sich schaaren
Das ganze Volk zum heilgen Bunde;
Dann wird der Herr sich offenbaren
Aus seines Abgesandten Munde." —

Dieß Schwert mocht' er als Kreuz umfassen,
Als sich vom Leib die Seele trennte,
Sein Nachlaß ward es uns gelassen,
Und seinem Grab zum Monumente.

Vermag des Helden Blut zu feien,
In Füll' ist dann gefeit der Degen;
Und konnten Sterbehauche weihen,
Dann birgt er kräftgen Wundersegen.

Längst ist das Schwert versenkt, verloren,
Umrankt ist von der Reben Wucht es;
Doch wird dem Schwert sein Held geboren,
Dann holt es ihm, geht hin und sucht es!

Anastasius Grün.

Die Großmutter.

„Großmutter, schläfst du? deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen,
Wie bist du heute regungslos und bleich?

die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
die nicht dein Athem zu erheben scheinet,
Dem Mormorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick' auf, erwache, rede! wie betrübest
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest?
Was thaten wir? wir waren Beide fromm.
Du zürnest uns? Du hörst nicht unf're Stimmen?
Sieh' her! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finst'ren Haus; zu spät erwachst du dann,
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwarmen,
Du ruf'st die Heiligen vergebens an!

Großmutter, o wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen, sing' uns Lieder —
Du nimmst es nicht, und nichts erwiderst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Bei'm lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote
Und sprich vom bess'ren Leben nach dem Tode, —
Was ist der Tod? — du brichst das Schweigen nicht!"

So hallte lange noch der Waisen Klage,
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Thurmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag;
Zur off'nen Thüre lauschend sah die Kleinen
Am Sterbebette knieen, beten, weinen
Ein Wand'rer späte noch am andern Tag.

A. v. Chamisso.

Die stille Gemeine.

Von Bretagne's Hügeln, die das Meer
Blühend hell umsäumen,
Schaute ein Kirchlein trostreich her
Zwischen uralten Bäumen.

Das Kornfeld und die Wälder weit
Rauschten im Sonntagsglanze,
Doch keine Glocken klangen heut
Vom grünen Felsenkranze.

Denn auf des Kirchhof's schatt'gem Grund
Die Jakobiner saßen,
Ihre Pferde alle Blumen bunt
Von den Grabeshügeln fraßen.

Am Kreuze auf der stillen Höh'
Feldflasch' und Säbel hingen,
Derweil sie, statt des Kyrie,
Die Marseillaise singen.

Ihr Hauptmann aber lehnt' am Baum,
Todtmüde von schwerer Wunde,
Und schaute wie im Fiebertraum
Nach dem tiefschwülen Grunde.

Er sprach verwirrt: „da drüben stand
Des Vaters Schloß am Weiher,
Ich selbst steckt's an; das war ein Brand,
Der Freiheit Freudenfeuer!"

„Ich seh' ihn noch: wie durch den Sturm
Zwischen den feurigen Zungen
Mein stolzer Vater da vom Thurm
Sein Banner hat geschwungen."

„Und als es war entlaubt vom Brand,
Die Fahne im Wind zerflogen:
Den Schaft als Kreuz nun in der Hand
Theilt' er die Flammenwogen."

„Er sah so wunderbar auf mich,
Ich könnt' ihn nicht ermorden —
Da sank die Burg, er wandte sich
Und ist ein Pfaff geworden."

„Seitdem hör' ich in Träumen schwer
Von ferne Glocken gehen,
Und seh' in rothem Feuermeer
Ein Kreuz allnächtlich stehen."

„Es sollen keine Glocken geh'n,
Die Nächte zu verstören,
Kein Kreuz soll mehr auf Erden steh'n,
Um Narren zu bethören!"

„Und dieſe Kirchlein hier bewach't,
Sie ſollen nicht Meſſe ſingen,
Wir reißen's nieder über Nacht,
Licht ſei, wohin wir dringen!" —

Und als die Nacht ſchritt leis daher,
Der Hauptmann ſtand am Strande,
So ſtill im Wald, ſo ſtill das Meer,
Nur die Wachen riefen im Lande.

Im Wind die Glocke von ſelbſt anſchlug,
Da wollt' ein Hauch ſich heben,
Wie unſichtbarer Engel Flug,
Die über's Waſſer ſchweben.

Nun ſieht er auch im Meere fern
Ein Lichtlein hell entglommen;
Er dacht', wie iſt der ſchöne Stern
Dort in die Fluth gekommen?

Am Ufer aber durch die Nacht
In allen Felſenſpalten
Regt ſich's und ſchlüpft es leis und ſacht,
Viel dunk'le, ſchwanke Geſtalten.

Nur manchmal von den Buchten her
Schallt Ruderſchlag von weiten,
Auf Barken lautlos in das Meer
Sie nach dem Stern hin gleiten.

Der wächſt und breitet ſich im Nah'n
Und ſtreift mit Glanz die Wellen,
Es iſt ein kleiner Fiſcherkahn,
Den Fackeln mild erhellen.

Und einsam auf des Schiffleins Rand
Ein Greis kommt hergezogen
In wunderbarem Meßgewand
Als wie der Hirt der Wogen.

Die Barken eine weite Rund'
Dort um den Hirten machen,
Der laut nun über'm Meeresgrund
Den Segen spricht im Nachen.

Da schwieg der Wind und rauscht' das Meer
So wunderbare Weise
Und auf den Knieen lag ringsher
Die stille Gemeine im Kreise.

Und als er das Kreuz hob in die Luft,
Hoch zwischen die Fackeln trat er —
Den Hauptmann schauert im Herzensgrund,
Es war sein alter Vater.

Da taumelt' er und sank in's Gras
Betend im stillen Grunde,
Und wie Felsenquellen im Frühling brach
Sein Herzblut aus jeder Wunde.

Und als die Gesellen kommen zum Strand,
Einen todten Mann sie finden —
Voll Grauen sie sprengten fort durch's Land,
Als jagt' sie der Tod in den Winden.

Die stürzen sich in den Krieg so weit,
Sie sind verweht und zerstoben,
Das Kirchlein aber steht noch heut
Unter den Linden droben.

J. v. Eichendorff.

Die Teufelssonate.

Vieles Herrliche gebar,
Vieles Große, Schöne
Welschlands Himmel, rein und klar,
In dem Reich der Töne.

Große Meister, weltbekannt,
Die wie Sterne glühen,
Ließ dies gottgeweihte Land
Mit dem Lorbeer blühen.

Doch vor Vielen sah der Ruhm
An Pirano's Grenzen
Als sein schönstes Eigenthum,
Ihn, Tartini, glänzen;

Jenen Meister, dessen Geist,
Dessen wildes Feuer
In die Welt der Töne reißt
Sturmbeschwingt die Leier;

Jenen Meister, dessen Hand
Hieß den Bogen gleiten,
Wie mit Wunderkraft gespannt,
Ueber Zaubersaiten.

Doch was er auch schuf und rang,
Nie wollt's ihm gelingen
Seines Herzens wilden Drang
So recht auszusingen;

Auszuſingen ſeiner Bruſt
Glühend heißes Sehnen,
Seiner Träume ſüße Luſt,
Seines Kummers Thränen.

Und der Schwermuth Nebel ſank
Auf des Künſtlers Streben,
Und an Seel' und Körper krank,
Stand bedroht ſein Leben.

Da, in wilden Phantaſien,
Hört' er dumpf Getöſe,
Und im Fieberwahn erſchien
Plötzlich ihm der Böſe,

Blickte ſeine Seele an
Und, o Wunder! ſpielte
Ihr aus tiefſtem Innern dann
Alles, was ſie fühlte.

Spielte aus des Künſtlers Bruſt
Tief heraus ſein Sehnen,
Seiner ſchönſten Traume Luſt,
Ach! und ſeine Thränen.

Ziſchte dann ihn ſchlangicht an:
„Meiſter! ſollſt hienieden
„Spielen ſo wie ich es kann,
„Willſt dafür mir dienen.“

Und der Künſtler, deſſen Sinn
Taumelt im Entzücken,
Reicht die Hand dem Böſen hin
Unter leiſem Drücken.

Reißt dann, fieberhaft entbrannt,
Seine Glut zu kühlen,
Schnell die Geige von der Wand
Und fängt an zu spielen.

Spielt, o Wunder! welche Lust!
Unter Wonnethränen
Sich heraus aus tiefster Brust
All' sein glühend Sehnen.

Spielt und setzt in Fiebergluth
Alles was er spielet,
Was im tiefsten Busen ruht
Und sein Sehnen kühlet.

Spielet fort und immer fort,
Wie des Wahnes Bilder
Ihn ergreifen hier und dort,
Wilder stets und wilder.

Spielet tief bis in die Nacht,
Bis die Sterne blinken,
Und gelähmt von Fiebermacht
Seine Kräfte sinken.

Da reißt plötzlich, wild erfaßt
Wie durch böse Geister,
Jede Saite und — erblaßt
Liegt der edle Meister —

Liegt erblaßt von Todeshand,
Also geht die Sage.
Doch sein Werk blieb weltbekannt
Bis zum heut'gen Tage.

G. A. v. Maltitz.

Der greise Sänger.

Was tönet auf dem Kirchhof in tiefer Mitternacht?
Ist einer von den Todten aus seinem Schlaf erwacht?
Bald klingt es mächtig schellend, bald stirbt es leis dahin,
Als käm's aus bangem Herzen, aus tiefbewegtem Sinn.

Sind's Geister, die dort schweben im stillen Mondenschein?
Sind's Elfen, die sich tummeln? Doch Grab und Leichenstein
Sind nicht der Elfen Wohnung! 's ist wohl der Winde Spiel,
Die welke Blätter pflücken mit frost'ger Hauche Kühl'?

Ach nein! Es ist ein Harfner, ein lebensmüder Greis,
Mit eingefall'nen Wangen und Locken silberweiß:
Noch glühen ihm die Augen wie heller Blitze Glut,
Färbt auch sein bleiches Antlitz nicht mehr ein Tropfen Blut.

Der sitzt auf einem Hügel, die Harf' in matter Hand,
Er hat sie schwarzumwunden mit einem Todtenband, —

Da weint er heiße Thränen und singt ein Trauerlied,
Und ach! zum Weitersingen ihm oft die Kraft entflieht.

Bald woget seine Stimme auf stürmendem Akkord,
Bald stirbt den Saiten plötzlich der Klang, dem Mund das Wort,
Da sitzt er händeringend in stummer Schmerzen Drang
Und wechselnd knüpft er wieder den abgeriß'nen Sang.

„Die dumpfen Jahre rinnen, ich bin noch immer hier,
Noch immer hat mein Sehnen mich nicht vereint mit ihr!
Es kommen Lenz und Sommer und Herbst und Winter nach,
Nur du willst nimmer kommen, ersehnter Todestag!

Es weht der Sturm die Blätter all von den Bäumen ab,
Mich weht des Todes Athem mit ihnen nicht in's Grab,
Ich muß an jedem Abend die Sonne sinken seh'n,
Nur meine Lebenssonne will nimmer untergeh'n!

Schon längst sind alle Freunde geeilet mir voraus,
Und ach! mein Liebstes ruhet hier in dem engen Haus;

Ach, Rosa, schöne Blume, die mir der Tod gepflückt,
Mein zweites Herz, o bist du auf ewig mir entrückt?

Dein Leben war mein Leben, dein Tod er war mein Tod,
Du warst mir Sonne, Frühling und Tag und Morgenroth,
Den Nektar der Begeistrung goß mir dein Kuß in's Herz,
Jetzt tönt mein Lied so bange, wie dumpfer Glocken Erz.

Durch alle Lande schweift' ich, zog fernhin über's Meer
Nach Trost und Ruhe suchend; doch blieb das Herz mir schwer,
Und war das Glück der Muse, das irdische nicht hold,
So fehlte mir das schönste Gold nie, der Saiten Gold.

Oft lockt' ich günst'gen Hörern die Thränen in den Blick,
Oft wiesen kalte grausam verhöhnend mich zurück,
Da saß ich melancholisch in tiefer Einsamkeit,
Doch, griff ich in die Harfe, ward Lust aus meinem Leid.

O Harfe! süße Harfe! Wohnt Rosa's Geist in dir
Und spricht aus deinen Klängen so seelenvoll zu mir?

Tret' ich ihr bald entgegen mit Wiedersehens-
Kuß?
Wie lang' ist es, wie lange, daß ich noch leben
muß?"

Und einst wie er so singet bis in die tiefe Nacht,
Da weht's mit leisen Stimmen um ihn: „es
ist vollbracht!"
Da fühlt er sich so müde, da schläft er träu-
mend ein,
Und aus den Saiten locken die Lüfte Mei-
del'n.

Er träumt wie er noch singe; da singt im Wech-
selschritt,
O Wunder! singt die Stimme nicht seiner Rosa
mit?
Sie gibt auf seine Fragen zurück im Echoklang,
Und immer süßer, leiser verhallet ihr Gesang.

Und bald träumt ihm noch schöner; es wird
dem alten Mann
Als käme seine Rosa und trüg' ihn himmelan;
Der Harfe Klingen tönte die ganze Nacht noch
fort,
Doch todt lag an dem Morgen der greise Sän-
ger dort.

E. Ortlepp.

Das öde Haus.

Habt ihr im tiefen Walde
Das öde Haus geseh'n?
Man sah dort eine Hütte
Vor Jahren freundlich steh'n.

Da wohnte friedlich d'rinnen
Ein armer alter Mann;
Zu dem trat einst am Abend
Ein Reicher stolz heran.

„Heraus du frecher Schuldner,
Jetzt ist die Hütte mein!"
„Ach Herr, mein Weib will sterben;
Ach Herr erbarmt euch mein!"

„Heraus, ihr frech Gesindel,
Im Wald ist Raum zum Tod.—"
Da folgen still die Alten
In Thränen dem Gebot.

Sie schwanken schwach und müde
Fort in den tiefen Wald;
D'rin rauschten Sturm und Regen,
Die Nacht war trüb und kalt.

Sie kehrten nimmer wieder
Dort aus des Waldes Graus;
Aus ihrer alten Hütte
Ward schnell ein stolzes Haus.

Der Reiche wohnte d'rinnen
In Pracht und Schwelgerei;

Doch mocht' ihm das nicht frommen,
Daß er zufrieden sei.

Allnächtlich an die Pforte
Da pocht' es zitternd an:
Zwei bleiche Schattenbilder
Traten zu ihm heran.

Ein leises, leises Wimmern
Schlich durch den stolzen Saal;
Es klang um's Bett des Reichen
Bis zu dem Morgenstrahl.

Er ward ein Bild des Jammers
Bald, wo er stand und ging;
Am Morgen eine Leiche
Er an der Pforte hing.

Habt ihr im tiefen Walde
Das öde Haus geseh'n?
's geht Jeder still vorüber,
Wagt nicht hinein zu geh'n.

A. Kahlert.

Legende von Jetzt.

Ich legte nieder mich, so krank und wund,
Vertrocknet war im Fieber mir der Mund,
Es flog der Puls, der Odem strömte heiß,
Jetzt fühlt' ich Glut, jetzt rieselt' es wie Eis.

Kein süßer Schlummer überraschte mich,
Die Sinne tobten, und die Nacht, sie schlich
Wie ein Gespenst dahin sich an der Wand,
Die Stunden klopfend mit der Knochenhand.

Da plötzlich ist's, als sinkt die Mauer ein,
Viel tausend gold'ne Strahlen zieh'n herein,
In ihrem wunderbaren Glanze wallt
Inmitten eines Engels Lichtgestalt.

Und dieser Engel — seine Züge sah'n
Wie meines Vaters Züge mild mich an,
Nur milder: wie ein Menschenangesicht
Verschönt und heilig wird im Himmelslicht.

Und als der heil'ge Bothe näher schwebt,
Da seh' ich, wie den Arm er winkend hebt,
Und fühle mich berührt von seiner Hand:
Es zuckt' mein Herz — und die Gestalt ver-
schwand.

Ich legte nieder mich so krank und wund
Des Morgens war ich kräftig und gesund:
In mildem Schweiß gebadet wurd' ich wach —
Und dachte meinem schönen Traume nach.

Manfred.

Der kranke König. F.W.IV.

Auf hohem Burgaltane
Im Abendsonnenstrahl,
Da saß der kranke König,
Und bei ihm sein Gemahl.

Die fühlt mit bitterm Wehe
Des Treugeliebten Schmerz,
Die täuscht mit süßer Rede
Wie gern ihr sehnend Herz:

Sprich nicht vom nahen Ende!
Bald ist dein Leid vorbei.
Die Sonn' auch sinket nieder —
Doch morgen kehrt sie neu!

Und wie sie's sagt, so eben
Taucht sich die Sonn' in's Meer,
Zittert noch einmal grüßend,
Sinket, und ist nicht mehr!

Auf hohem Burgaltane,
Als sank der Sonne Strahl,
Da blickt mit mattem Gruße
Der König auf sein Gemahl.

Die Sonne hob sich wieder
Feurig am Morgen drauf,
Schaut auf den Thron hernieder —
Kein König saß darauf.

Julius Altmann.

St. Just.

Hoch aus des Waldes Dunkel erhebt sich trüb' und grau,
—Die Mauern fest und enge — ein öder Klo-
sterbau

Und wer hinaufwärts schauet, den überläuft es kalt,
Ave Maria! bebend die schüchterne Zunge lallt.

Wohl lacht das Thalrund heiter im blühenden Gewand,
Es rieseln klare Bäche durch grünes Uferland;
Es säuselt, blühet, rauschet, es wallt wie Ambraduft: — —
Das Kloster auf dem Berge ragt düster in die Luft!

Der hat wohl viel erfahren von Menschen List und Tück',
Auf ihm hat schwer gelastet ein unheilvoll Geschick,
Er hat gefühlt, wie Wen'ge, der Erde bitt'res Weh:
Wer dort hinauf sich sehnet auf öde Klosterhöh.

Du, der noch lebst und liebest, hinweg den scheuen Blick,
Hinweg von Nacht und Grausen, zum Zauberthal zurück!
Es rascheln in den Blüthen, nun fern, nun selig nah —
Gieb Acht, was du ersehnest, bald ist's, bald ist es da!

Doch siehe! durch die Zweige auf fernbetret'nem Pfad
Gar seltsam, düster, schweigend ein Zug von Burgos naht; —
In niedrer Sänfte sitzend — ein Mann, so ernst und hehr —

Den tragen zween Träger, und seufzen oft und
schwer.

Hilf Himmel! auf zum Kloster führt ihn des
Pfades Irr?
Ach! hat auch dich genärret der Menschen bunt
Gewirr?
Und schienst so groß und ruhig in deiner Sänfte
erhöht,
Wie auf dem goldnen Throne des Kaisers Ma-
jestät.

Schon haben die erklommen des Berges Höh'
derweil —
Die Träger stehen stille, er springt hinaus in
Eil':
Es blitzt sein Auge feurig und liebend noch
einmal
Hinab ins Erdenleben, hinauf zum Sonnen-
strahl!

Läßt drauf die Träger ziehen, wohin ein jeder
strebt,
Pocht an des Klosters Pforte, die rasselnd sich
erhebt; —
„Es nenne seinen Namen, wer Einlaß hier
begehrt!"
Drauf nennt er seinen Namen, und wird so-
gleich erhört.

Dort sitzt er (wie's sich ziemet für Den, der
nahet jetzt),
Der Letzte in der Zelle, und bei dem Mahl
zuletzt;

Am Morgen geht er frühe mit Hack' und Spat' hinaus,
Und wartet, bis man meide: Nun, Bruder! ruhe aus!"

Wer ist der fromme Walter dort in der Klöst'rer Reih'n,
Dem sie im Lenz drauf gruben ein Grab so klein und klein,
Darin sein Haupt er ruhe, des Erdentrubels baar? —
Karol der Fünfte hieß er, da er noch Kaiser war.

Julius Altmann.

Morgengemälde.

Auf dem Rosengewölk des jungen Tages
Stieg die goldne Sonn' herauf am Himmel,
Hellet freundlich und mild der weiten Erde
Schöne Gefilde;

Sä'te Edelgesteine auf die Fluren,
Von Rubin und Smaragd und Diamanten
Glänzt der blühenden, grünen Wiese
Prangende Decke.

In das Silber des Sees tauchst du, Sonne,
In des fließenden Stromes hellen Spiegel,
In des plätschernden Bachs krystallne Wellen,
Herrliche, dich!

ein

O! wie strahlet die Flur im Morgenkleide!
Frischer scheinet das Grün des Wiesenplanes,
Auf dem reichlicher alle Blumen duften
Labenden Balsam.

Lauter, fröhlicher singt die kleine Lerche
In der glänzenden Höh' des heitern Himmels,
Und die Nachtigall sendet süße Lieder
Aus dem Gebüsche.

Ruhig gleitet der Strom in seinem Bette,
Nur vom küssenden Zephyr leicht gekräuselt,
Und im Morgengedüfte lacht des Waldes
Schattiges Dunkel.

Von den Thürmen der Dörfer hallet friedlich
Jetzt das Morgengelaut der Kirchenglocken,
Und in Wallungen trägt's der leise Windhauch
Auf zu der Höhe.

Dort des fernen Gebirges heitre Bläue
Glänzt, vom strahlenden Sonnenlicht beschienen.
Ach! die ganze Natur lacht in dem hellen
Morgengewande!

Herrmann Daum.

Urach von der Lauenburg.

Als gegen Sachsens Heinrich, der Löwe
benannt,

Da stand der Lauenburger Urach zur Seit' ihm treu,
Bis durch die Acht verfolget nach England floh der Leu.

Der Muth'ge straft auch Ulrich, Bischof von Halberstadt,
Der stolz dem starken Helden und keck entgegen trat,
Doch der konnt nicht vergessen Held Urach diese Schmach,
Und hielt in seinem Busen der Rache Feuer wach. —

Der Lauenburger Thürmer, er schmetterte so laut,
Und ruft: „Herr Ritter, eilig nach Westen hin geschaut!
„Entbietet Eure Mannen, es ist die höchste Zeit,
„Von Halberstadt, da blinken viel Schilde in der Weit'."

Als Urach dies vernommen, sandt' er auf einem Steg,
Der durch den Wald sich windet, der Knappen einen weg,
Und hieß ihn dann, verkleidet, gleich einem Bauersmann,
Vortreten aus dem Forste, den Feinden sich zu nahn.

Wenn sie dann von ihm forschten den W[illegible]

Durch des Gebirges Mitte hin zu dem sichern Feind,
Der jetzt bei frohem Mahle mit Freunden sei vereint.

Den weitern Weg ließ zeigen Herr Urach mit Bedacht.
Der Knappe that es Alles, was Urach ihm gesagt,
Die Feinde gingen irre und einen weitern Weg.
Der Knappe aber kehrte zurück auf näher'm Steg.

Und als er angekommen, da bringt er diese Kund':
„Der Halberstädter Haufen sind hier zur dritten Stund'!" —
„Sie mögen immer kommen, die Uebermüthigen all',
„Wir haben Muth im Herzen, sind wir auch klein an Zahl!"

Noch spricht also der Ritter, da thut sich auf das Thor,
Der Schilde und der Speere Getös vernimmt sein Ohr,
Die Stecklenberger kommen, die Urach schnell entbot,
Es nahn auch die Reinstedter zur Hülfe in der Noth.

Der Burgherr grüßt sie freundlich und mustert Alle auf,

„Drum jetzt, ihr braven Männer, auf Eure Hülf' ich bau',
„Auf Eure Lieb' und Stärke ich zuversichtlich trau'."

Da brennen Aller Herzen von heißer Kampfeslust,
Wild blitzen ihre Augen, hoch hebt sich ihre Brust:
„Held Urach! ja, wir schwören Dir Treue bis zum Tod,
„Wir wollen tapfer kämpfen, den Meineid strafe Gott!"

Und auf die Zinnen steigen die muth'gen Männer dann;
Nach einer kleinen Weile ziehn auch die Feind' heran;
Hell strahlet ihre Rüstung, die Speere blitzen wild,
Die Mittagssonn' vergoldet der Halberstädter Schild.

Hoch oben an dem Graben, da macht die Schaar erst Halt
Und sich zum Streite fertig — jetzt stürmt sie mit Gewalt.
Hei! wie die Schwerter klingen und wie die Lanze schwirrt!
Und wie vom mächt'gen Hiebe die Rüstung tönt und klirrt!

Rasch über Bruderleichen, da stürmen sie hinan —
Die Lauenburger stürzen von oben sie hinab,
Und in dem tiefen Graben, da ist des Feindes Grab.

Daß seine Krieger weichen, schmerzt Bischof Ulrich sehr;
Noch zweimal läßt er stürmen sein schon entmuthigt Heer —
Noch zweimal muß es weichen, der Burgherr kämpft zu gut,
Und durch des Helden Beispiel wächst seiner Treuen Muth.

Urach saß nicht zu Tische im hohen Ahnensaal,
Er war nicht mit den Freunden beim frohen Mittagsmahl:
Hoch auf der Mauer Zinne erwartet er den Feind,
Da ficht er mit den Freunden zu tapferm Kampf vereint.

In aufgelöster Ordnung die matten Schaaren fliehn,
Dreimal zurückgeschlagen nach Halberstadt sie ziehn.
Wie ist es doch so traurig, so stumm das kleine Heer,
Nicht hört man frohes Jauchzen und Kriegeslieder mehr! —

Die Lauenburger legten sich nach dem Kampf zur Ruh';
Nur [illegible]

Das war der Burgpfaff Gero, des Bischofs Ulrich Freund,
Ein heuchlerischer Priester, Urachs geheimer Feind.

Der eilt zum Magazine, und steckt mit frecher Hand,
Gewissenlos und frevelnd, die Lauenburg in Brand.
Roth lodert bald die Flamme zum Himmel hoch empor,
Da trifft der Mauern Bersten der ruh'gen Schläfer Ohr.

Erschreckt, zu retten eilen die Tapfern zwar sofort,
Doch nichts ist mehr zu retten, schon glüht's an jedem Ort,
Und prasselnd steigt die Flamme, die Balken krachen schwer,
Die Mauern stürzen nieder — Verwüstung rings umher!

Durch ein geheimes Pförtchen schlich sich der Burgpfaff weg,
Und suchte zu entrinnen auf einem schmalen Steg.
Doch fand ihn Gottes Strafe für seine üble That,
Der Böse glitt und stürzte von dem geheimen Pfad.

Auf einem spitzen Felsen, da wird er aufgespießt,
Sein Blut in hellen Strömen am Stein herab-

Die Spitz' heißt Gerofelsen und ragt noch diesen Tag,
Und hält das Angedenken an Gero's Strafe wach.

Als schnell die Halberstädter zur Burg nun kehrten um,
Da sind sie vor Entsetzen ob solchen Gräuels stumm. —
Der Lauenburger Leichen sehn aus dem Schutt hervor,
Nur Einer noch ist lebend, er hebt sein Haupt empor.

Und spricht: „Wir schwuren Treue Held Urach bis zum Tod,
„Daß wir den Schwur gehalten, das weiß der ew'ge Gott!"
Es war'n die letzten Worte, die er auf Erden sprach,
Der letzte Lauenburger folgt seinen Brüdern nach. —

Herrmann Daum.

Es ward Licht!

Hell strahlen im Saale die Kerzen,
Doch Alles ist ernst und still,
Weil Haydn, der alte Meister,

Der Meister, welcher die Schöpfung
In ewigen Tönen sang,
Will hören, was melodisch
Aus seiner Seele erklang.

Und als er endlich erschienen
Mit sanftem Liebesblick,
Da rings hält Keiner die Freude
Des Herzens mehr zurück;

Da schmettern hell die Trompeten,
Und Alles jubelt laut;
Da wird er bekränzet mit Blumen
Wie eine junge Braut;

Er aber, mächtig ergriffen,
Sich demuthsvoll niederbeugt,
Eine Thräne der Freude im Auge,
Bis endlich der Jubel schweigt.

Und Orchester und Sänger beginnen,
Und Alles voll Andacht lauscht
Wie Gottes Geist und Liebe
In Harmonieen rauscht.

Schon zittert der Greis vor Wonne
Ueber sein eignes Gedicht,
Da schmettert's und zittert's und Alle
Singen laut: Es ward Licht!

Und tausend heilige Töne
Zerreißen den Schleier der Nacht,
Und in blühender sonniger

Da stürzen ihm über die Wangen
Thränen, so süß und rein;
In seine tiefste Seele
Klingen seine Töne hinein.

Und er sinkt auf dem Stuhle zusammen
In namenloser Lust;
Es ist, als wollt's ihm zersprengen
Vor Wonne die greise Brust.

Dann spricht er, die Hände gefaltet,
Indem er weint und lacht:
Du himmlischer Vater da droben,
Das hast Du gut gemacht!

Glassbrenner.

Seraphine.

1.

Wandl' ich in dem Wald des Abends,
In dem träumerischen Wald,
Immer wandelt mir zur Seite
Deine zärtliche Gestalt.

Ist es nicht dein weißer Schleier?
Nicht dein sanftes Angesicht?
Oder ist es nur der Mondschein,
Der durch Tannen bricht?

Sind es meine eignen Thränen,
Die ich leise rinnen hör',
Oder gehst du, Liebe, wirklich

2.

An dem stillen Meeresstrande
Ist die Nacht heraufgezogen,
Und der Mond bricht aus den Wolken
Und es flüstert aus den Wogen:

Jener Mensch dort, ist er närrisch,
Oder ist er nur verliebet,
Denn er schaut so trüb' und heiter,
Heiter und zugleich betrübet?

Doch der Mond, der lacht herunter,
Und mit heller Stimme spricht er:
Jener ist verliebt und närrisch
Und noch obendrein ein Dichter.

3.

Daß Du mich liebst, das wußt' ich,
Ich hatt' es längst entdeckt;
Doch als Du mir's gestanden,
Hat es mich tief erschreckt.

Ich stieg wohl auf die Berge
Und jubelte und sang;
Ich ging an's Meer und weinte
Bei'm Sonnenuntergang.

Mein Herz ist wie die Sonne
So flammend anzusehn,
Und ist ein Meer von Liebe

4.

Sie floh vor mir wie'n Reh so scheu,
Und wie ein Reh geschwinde;
Sie kletterte von Klipp' zu Klipp',
Ihr Haar das flog im Winde.

Wo sich zum Meer der Felsen senkt,
Da hab' ich sie erreichet,
Da hab' ich sanft mit sanftem Wort
Ihr sprödes Herz erweichet.

Hier saßen wir so himmelhoch
Und auch so himmelselig.
Tief unter uns ins dunkle Meer,
Die Sonne sank allmählich.

Tief unter uns ins dunkle Meer
Versank die schöne Sonne;
Die Wogen rauschten drüber hin
Mit ungestümer Wonne.

O, weine nicht, die Sonne liegt
Nicht todt in jenen Fluthen;
Sie hat sich in mein Herz versteckt
Mit allen ihren Gluthen.

Aus meinen Augen grüßt sie Dich
Mit brennendem Verlangen;
Aus meinem Munde strahlt sie Dir
Erröthen auf die Wangen.

O, weine nicht, laß an mein Herz
Dein liebes Herz erwarmen;
Ich und die Sonne liegen Dir

5.

Wie ſchändlich Du gehandelt
Ich hab' es den Menſchen verhehlet,
Und bin hinausgefahren auf's Meer
Und hab' es den Fiſchen erzählet.

Ich laß Dir den guten Namen
Nur auf dem feſten Lande;
Aber im ganzen Ocean
Weiß man von Deiner Schande.

H. Heine.

Romanze.

Sommernacht liegt auf den Waſſern,
Tief in Blumen ruh'n die Winde,
Im Kryſtallgrund traumhaft nickend
Spiegelt ſich die blaue Lilie.

Wo die dunklen Düfte wallen,
Drüben regt es ſich im Garten;
Feuerlilie, rothen Kleides,
Kommt gewandelt durch den Garten.

Und mit Seufzen und mit Weinen
An dem Ufer irrt ſie lange,
Wäſcht mit reinem, kaltem Mondlicht
Ihre brennendheiße Wange.

Doch die drüben hat's vernommen,
Und es [illegible]

Plätschernd, bläulich kommt geschwommen
Die geliebte Wasserlilie.

Duft'ge Seufzer, helle Küsse
Hören lauschend weit die Ufer;
All' die Veilchen, all' die Rosen
Weckt es aus dem frühen Schlummer.

All' die Veilchen, all' die Rosen
Haben mir dies Lied gesungen
Von den Zweigen grün am Ufer
Ist es mir herabgeklungen.

Morgenglanz erwacht im Osten:
Flamme blüht im Garten drüben,
Thränen perlend in die Fluthen
Neigt ihr Haupt die blaue Lilie.

E. v. Donop.

Das Menschenherz.

Im unermeß'nen Weltsysteme
Die schönste Perle der Natur,
An ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur,

Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit,
Das ist das Herz in seinem Wallen
Das Herz in seiner Trunkenheit.

Mein war es, mein, in schönen Tagen;
Mir war's, als sollt' ich Meer und Land

Auf einer Fingerſpitze tragen,
Allmächtiger als Gottes Hand.

O, ſprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch ſteht das blaue Himmelszelt,
Da rollen hunderttauſend Sonnen —
Das Herz iſt größer, als die Welt.

Die Sterne, die da oben wimmeln,
Sind Himmel, ſagt man, ſel'ger Luſt,
Der ſeligſte von allen Himmeln —
Das iſt der Himmel in der Bruſt.

Und ſprecht mir nicht von Leidensglu'en.
Ich ſpotte nur der Qual und Noth,
Aus allen Adern will ich bluten —
Das Herz iſt ſtärker als der Tod.

Und wenn die ſtille Macht der Stunde
Den ſchönen Sprudel niederſchlägt,
Und in dem abgekühlten Grunde
Der Bach ſich leiſer fortbewegt;

Und wenn auf herbſtliche Gefilde
Der Mond wie trauernd niederſcheint,
Und die Erinn'rung ſanft und milde
An kleinen blaſſen Roſen weint;

Und wenn, als ſelbſt der Herbſt geſchieden,
Der Engel ſchloß das Eden zu:
Was bleibt das Paradies hienieden?
Es iſt das Herz in ſeiner Ruh.

Schmidt von Lübeck.

Vorfrühling.

Als der Herbst den falben Hain
Silbern überspann,
Spann sich auch die Seele ein,
Träumte still und sann.

Und du ruhtest vor dem Sturm
Still geborgen aus,
Wie der fleiß'ge Seidenwurm
In dem stillen Haus.

Einen langen Winterschlaf
Hast du dann gethan;
Als der Frühlingsstrahl dich traf,
Hob das Jubeln an.

Und es lebt im stillen Haus,
Pulst und hüpft und springt,
Und die Seele will hinaus,
Wenn es draußen singt.

Harre nur, der Kerkerring
Bald, o bald zerbricht,
Und ein schöner Schmetterling
Wiegst Du Dich im Licht.

M. Veit.

Die Tanne.

1.

Auf des Berges höchster Spitzen
Steht die Tanne, schlank und grün;
Durch des Berges tiefste Ritzen
Läßt sie ihre Wurzeln ziehn;

Nach den höchsten Wolkenballen
Läßt sie ihre Wipfel schweifen,
Gleich als wollte sie die schnellen
Mit den grünen Armen greifen.

Ja der Wolken vielgestalt'ge
Streifen, flatternd und zerrissen,
Sind des Tannenbaums gewalt'ge,
Goldverbrämte Nadelkissen.

D'rauf die Ringeltaube nistet
Zwischen scharfen, spitzen Nadeln,
D'rauf der Auerhahn sich brüstet.
Traun, der Baum ist nicht zu tadeln!

Tief in ihren Wurzelknollen,
In den faserigen Braunen,
Winzig klein, und reich an tollen
Launen, wohnen die Alraunen,

Die des Berges Grund befahren,
Ohne Eimer, ohne Leitern,
Und in seinen wunderbaren
Schachten die Metalle läutern.

Tief läßt sie hinunterhangen
Ihre Wurzeln in's Gewölbe,
Und sie sieht den Demant prangen,
Sieht des Goldes Gluth, die gelbe.

Aber oben mit den dunkeln
Aesten sieht sie schön'res Leben,
Sieht durch Laub die Sonne funkeln,
Und belauscht des Geistes Weben.

Der in diesen stillen Bergen
Regiment und Ordnung hält,
Und mit seinen klugen Zwergen
Alles leitet und bestellt,

Oft zur Zeit der Sonnenwenden
Nächtlich ihr vorüberfauf't,
Eine Wildschur um die Lenden,
Einen Eichbaum in der Faust.

Sie vernimmt mit leisen Ohren,
Wie die Vögel sich besprechen;
Keine Sylbe geht verloren
Des Gemurmels in den Bächen.

Offen liegt vor ihr der stille
Haushalt da der wilden Thiere.
Welcher Friede, welche Fülle
In dem schattigen Reviere!

Mit der Elster tauscht der bunte
Häher Neuigkeiten aus;
Reineke mit dichter Lunte
Liegt am Eingang seines Bau's.

Zierlich säubert mit den Pfoten
Lange sein Gesicht, der treue;
In den Gründen flieh'n des rothen
Wildes Rudel, schnelle, scheue,

Kaum, daß man die flücht'gen Stapfen
Sieht auf dem bemoosten Boden. —
O, wohl magst Du Deine Zapfen
Freudig schütteln in die Loden!

O, wohl magst du gelben Harzes
Duft'ge Tropfen niedersprengen,
Und dein straffes, grünlich schwarzes
Haar mit Morgenthau behängen!

O, wohl magst du lieblich wehen!
O, wohl magst du freudig rauschen,
Einsam auf des Berges Höhen
Stark und immer grün zu stehen —
Tanne, könnt' ich mit dir tauschen!

2.

Inmitten der Fregatte
Hebt sich der starke Mast,
Mit Segel, Flagg' und Matte;
Ihn beugt der Jahre Last.

Er klagt der schäumenden Welle
Sein tiefes Herzeleid:
„Was hilft mir nun dieß helle,
„Dieß weiße Segelkleid?

„Was helfen mir die Fahnen,
„Die schwanken Leiterstyicke?
„Ein starkes, inn'res Mahnen
„Zieht mich zum Forst zurücke.

„In meinen jungen Jahren
„Hat man mich umgehauen;
„Das Meer sollt ich befahren
„Und fremde Länder schauen.

„Ich habe die See befahren;
„Meerkön'ge sah ich thronen;
„Mit schwarzen und blonden Haaren
„Sah ich die Nationen.

„Gegrüßt! rief mir im Norden
„Das Moos auf Felsenspalten;
„Mit Palmen auf südlichen Borden
„Hab' Zwiesprach ich gehalten.

„Doch nach dem Heimathberge
„Zieht mich ein starker Zug,
„Wo ich in's Reich der Zwerge
„Die haarigen Wurzeln schlug.

„O stilles Leben im Walde!
„O grüne Einsamkeit!
„O blumenreiche Halde!
„Wie weit seid ihr, wie weit!

F. Freiligrath.

An Afrika.

Ihr wunderbaren Zonen,
Du fernes Zauberland,
Wo dunkle Menschen wohnen,
Geschwärzt vom Sonnenbrand,
Wo Alles blitzt und funkelt,
Wo der Sonne Strahlengold
Das gelbe Gold verdunkelt,
Das glitzernd in den Flüssen rollt!

Mit Wald und Wüste voll Grauen
Seh' ich euch vor mir steh'n;
Die grünen Palmen beschauen
Sich in den blauen Seen.
Wilder Thiere Stimmen erschallen
Aus Felsgeklüft und Höhl',
Und mit gewichtigen Vallen
Beschwert der Barbar das Kameel.

Es wäscht der lockige Neger
Aus Flußsand gold'ne Körner;
Ernst hebt der Himmelsträger,
Der Atlas, seine Hörner
Und seine Felsenkanten,
Von Sonnengluth erhellt,
Und graue Elephanten
Zermalmen schweren Schritt's das Feld.

Der Löwe netzt die Mähne
Und badet sich im Fluße;
Jach schießen braune Kähne
Vorbei mit schnellem Schuße;

Sie rudern ob den Tiefen,
  Und tragen Datteln und Harz,
Und Mohrenhäupter triefen,
  Und tauchen aus den Wellen schwarz.

Du gluthenreiche Zone,
  Der Erde Königsland!
Die Sonn' ist deine Krone,
  Sand ist dein gelb Gewand;
Und golden sind die Spangen,
  Du königliches Weib,
Die es mit feurigem Prangen
  Dir heften um den heißen Leib.

Der Strand, der glühende, nackte,
  Mit Klippen und mit Dünen,
Der wunderlich gezackte,
  Muß Dir als Schemel dienen;
Das Meer, den Schemel säumend,
  Der hoch es überragt,
Wäscht Deine Sohlen schäumend
  Als eine dienstbeflissne Magd!

Sinnend auf Scharlachdecken
  Ruh'st du! — wie licht sie blinken!
Gefleckte Pantherecken
  Die Finger deiner Linken,
Weil künstlich deine Rechte,
  Mit Ringen reich geschmückt,
Zu einer falben Flechte
  Das Mähnenhaar des Leu'n verstrickt.

Und dann, es lösend wieder,
  Ein fünfgezahnter Kamm,

Vom starken Rücken nieder
Des Haares dichten Stamm,
Bis abwärts auf die Pranken,
Die scharfen, kämmt und streicht,
Und herrisch die geschlanken
Giraffen durch die Wüste scheucht.

Auf deiner Achsel sitzend,
Mit Plaudern und Geschrei,
In bunten Federn blitzend,
Wiegt sich der Pavagei,
Legt seines Schnabels Krümme
Dicht an dein horchend Ohr,
Und schwatzt, mit heller Stimme,
Dir wunderliche Mährchen vor.

Dein Haupthaar ziert von Seide
Ein Turban, bunt geblümt;
Ein köstliches Geschmeidz,
Wie es Sultanen ziemt,
Aus tausend kleinen Ringen
Zur Kette fest vereint,
Legt sich mit goldnen Schlingen
Um deinen Hals, von Gluth gebräunt.

Wer hat dich je gesehen
In deiner ganzen Pracht?
Waldschleier, dichte, wehen
Mit dunkelgrüner Nacht
Vor deinem Türkenbunde,
Vor deiner Wange Sammt,
Vor deinem Purpurmunde,
Vor deinem Aug', das düster flammt.

Wer ist, der ohne Schleier,
O Königinn, dich sah?

Wohl trat dir mancher Freier
Mit keckem Schritte nah';
Die Schleier wollt' er heben,
So dein Geſicht umziehn,
Doch büßen mit dem Leben
Mußt' er ſein Wagſtück allzu kühn.

Von deinem Thron mit Dräuen
Erhebſt du zürnend dich:
„Schüttelt die Mähne, Leuen!
„Zerreißt ihn, kämpft für mich!
„Sonne, dein Strahlenfeuer,
„Entſchleudre deinem Zelt,
„Auf daß es dem Entweiher
„Verſengend auf den Scheitel fällt!

Giftwinde, eurem Qualme
„Erliege ſeine Kraft!
„Bei jeder Dattelpalme
„Schreck' ihn ein Lanzenſchaft!
„Ihr Neger mit dem krauſen
„Haarwuchs, bringt mir ſein Blut!
„Laßt eure Pfeile ſauſen,
„Und trefft das Herz des Frevlers gut!"

Da ſpringt mit wildem Satze
Der Leu, und brüllt vor Luſt,
Und ſchlägt die breite Tatze
In des Erſchöpften Bruſt;
Da grinſ't aus jedem Strauche
Ein Mohrenkrieger ſchlank,
Da fegt mit gift'gem Hauche
Der Smum die dürre Wüſte blank.

In ſeines Renners Flanke
Drückt der Dſchaloff den Sporn —

Wie mag der müde Blanke
  Entrinnen solchem Zorn?
Blutend aus tausend Wunden
  Stürzt auf den Sand er hin;
Den Tod hat er gefunden
  Durch dich, furchtbare Sultanin.

Die er enthüllen wollte
  Den Augen aller Welt,
Und die darob ihm grollte
  In ihrem Palmenzelt!
Er wollte dich verklären
  In deinem Heiligthum —
Wie mochtest du ihm wehren,
  Was er begann zu deinem Ruhm?

Die nach dem Blute dürsten
  Des weißen Mann's dich sah'n,
Demüth'ge Negerfürsten,
  Sie bieten es dir an.
Du schwingst das goldne Becken,
  So licht das Blut umblitzt,
Daß mancher Purpurflecken
  Auf deinen grünen Schleier spritzt.

Die schwellenden Lippen drück'st du
  An des Gefäßes Rand;
Mit wildem Lächeln blick'st du
  Auf den goldgelben Sand.
Im Sande ruht die Leiche:
  Die Sonne brennt gar heiß —
Durch Zeiten und durch Reiche
  Klingt deiner todten Buhlen Preis!

F. Freiligrath.

Das Schlaraffenland.

Das Königreich Schlaraffenland
Ist faulen Leuten wohlbekannt;
Der Eingang aber ist gar schwer;
Denn um die ganze Gegend her
Liegt ein Gebirg von Hirsenbrei,
Breit wohl zwei Meilen oder drei.
Wer einziehn will, muß sich vermessen,
Durch dieß Gebirg' sich durchzuessen,
Hat er dazu Kraft und Geschick,
So ist er d'rin im Augenblick.
Die Dächer sind von Zuckerfladen,
Und Honigkuchen Thür und Laden;
Speckkuchen aber Diel' und Wände.
Um jedes Haus zieht man behende
Rings einen hohen schönen Zaun
Von Leberwürsten, fett und braun.
Voll Sekt sind alle Bäch' und Flüsse,
Und wenn es schloßt, schloßt's Pfeffernüsse.
Auf Tannen, Fichten, Birken, Eichen
Giebt's Mandeln, Brätzeln und dergleichen.
Ein Schinkenschnitt ist jedes Blatt,
Und ausgepflastert jede Stadt
Mit Eierkuchen und mit Torten.
Von Marzipan sind Thor' und Pforten.
Ein Schweizerkäs' ist jeder Stein,
Und wenn es regnet, regnet's — Wein.
Die Dornenhecken tragen Trauben,
Zimmt und Makronen alle Lauben.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehen,
An Bächen Milchs; die Winde wehen;
Die Semmeln fallen plumps hinein,

Und Alles schmauf't, so Groß, als Klein,
Gekocht, gesalzt, gebraten gehen
Die Fisch in Teichen und in Seen;
Am Ufer stehn sie alle still;
Man fängt, so viel man immer will.
Auch fliegen um — Ihr könnt es glauben —
Gebratne Hühner, Gänf' und Tauben;
Wer sie zu fangen ist zu faul,
Dem fliegen schnurr sie in das Maul.
Die Säu' alljährlich wohl gerathen,
Sie gehn umher und sind gebraten;
Ein Messer steckt in ihrem Rücken;
Der Erste nimmt die besten Stücken
Und steckt das Messer wieder ein,
Damit auch Andre sich erfreu'n.
Die Menschen wachsen an den Aesten
Wie Pflaumen flugs mit Stiefeln, Westen
Und Kleidern von Damast und Dray,
Und fallen, wenn sie reif sind, ab.
Auch ist ein Jugendbad im Reiche:
D'rin baden Arme sich und Reiche:
Und wer sich badet, wird verjüngt.
O, da giebt's Lust! Man tanzt; man singt;
Es schießen nach dem Ziel die Gäste,
Der Weitste ab gewinnt das Beste,
Im Lauf' gewinnt der Letzt' allein.
Wer träg' ist, schläft bei'm Sonnenschein,
Dem giebt man für die Stund' ein'n Thaler.
Reich wird der schlechteste Bezahler;
Denn steht die Schuld in's andre Jahr,
Reicht man die Schuld ihm dreifach dar.
Hast Du gespeiset einen Braten,
So zahlt man Dir flugs vier Dukaten. —
Vor Einem nur mußt Du Dich wahren:

Vernunft allhier zu offenbaren.
Wer Sinn' und Witz gebrauchen wollt',
Dem wär' kein Mensch im Lande hold.
Wer Lust an Zucht und Arbeit hat,
Dem untersagt man Land und Stadt.
Wer aber thut, was Weisheit tadelt,
Der wird in diesem Reich' geadelt.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig, säuft und frißt,
Der wird hier flugs gemacht zum Fürsten.
Wer trefflich ficht mit Leberwürsten,
Der wird zum Ritter auserkoren
Und heißet Eu'r Hochwohlgeboren.
Wer seinen Tag vollbringt mit Schlafen,
Den macht man hier alsbald zum Grafen.
Wer tölpisch ist, und gar nichts kann,
Der wird des Kaisers Hofkaplan.
Wer aber schlechter ist als Alle,
Den rufet man mit großem Schalle
Zum Landesherrn und Kaiser aus;
Sein Wappen ist das Schellendaus.

Hans Sachs.

Preussen.

Der Jude und der Tod.

Ein Jude, der auf Pfänder leihte,
Und den das Glück gar wohl bedacht,
Sank, als sich dies mit ihm entzwei'te,
Verzweiflungsvoll in Schwermuthsnacht,
Und rief: Geschick! woas is Geschick?
„Es ist ein unheilvolles Thier,
„Es gönnt mir nich mein Bische Glück;

Es neidet meinen Reichthum mir!
Jetzt will man mein Kaptal mir nehmen,
Und die Perzente obenein;
Geschick!! du sültest der was schämen,
Du sültest doch vernünft'ger sein.
Geld is mein Leben, meine Freude,
Es zieht mich so magnetisch hin,
Es ist des Lebens Eingeweide,
Des Lebens inhaltsvoller Sinn!
Ach! Geld zu zählen, süßes Walten,
Es zu vermehren, süße Pflicht!
Nein, koann ich nich mein Geld behalten,
So will ich auch mein Leben nich.
Drum komm, o Tod! die Qual zu enden;
Ich bin der Mann, der dich nicht scheut.
Willst du umsonst mein Leben enden,
So mach' mer davor n' Seeligkeit!"
Und als er deutlich so gebeten,
Da naht der Tod mit ernstem Schritt,
Und kaum ist er vor ihn getreten,
Spricht er gemessen: „„Willst du mit?""
Da packt den Juden Angst beim Kragen,
Und Schrecken malet sein Gesicht;
Und kleinlaut fängt er an zu fragen:
„Verzeihn se, sein sie's oder sein sie's nich!"
„„Ich bin der Tod, den du gerufen,""
Spricht schauerlich der Knochenmann,
„„Und ich betret' des Hauses Stufen,
Um dir zu dienen, wie ich kann.
Dein Flehen ist zu mir gedrungen,
Drum schließe schnell die Rechnung ab;
Dein Sterbelied wird schon gesungen,
Du sinkst noch heut in's dunkle Grab,""
„Ich habe nach dem Tod geschrieen,

Das läugne ich auch gar nich ab;
Doch soll noch erst mein Handel blühen,
Was thu ich denn mit's dunkle Grab?
Nu! hat's denn so gewalt'ge Eile?
Man sprecht vom Tode wohl ein Wort;
Doch dabei wünscht man manche Weile
Ihn noch von seinem Leibe fort.
Und dennoch kann ich euch beweisen,
Daß Israel de Forcht nich kennt.
Ich will mit euch nach Jenseits reisen,
Wenn ihr n' Entschädigungssumme nennt!"
„„Der größte Schatz, den man dir beut,
Ist ew'ge Himmels-Seeligkeit.""
„A sau! baares Geld wär' mir lieber!
Doch is der Vorschlag ja kein Bann;
Man legt, ward hier die Aussicht trüber,
Im Himmel ein Geschäftche an.
Vor allen Dingen müßt ihr sagen,
Ob's da wohl mit Papieren geht,
Dann laß ich per Estafette fragen,
Wie hier der Cours auf Erden steht? —
Schenkt mer der Himmel man Vertrauen,
So sülk es ihm wohl nich gereu'n;
Ich laß ihn 'n Addreshaus bauen,
Das süll do ganz was Neues sein.
Ich wees, se werden danach fragen,
Ich wees, se werden danach schrei'n;
Denn manchen Seel'gen hört ich sagen:
Wo mag denn wohl das Pfandhaus sein?"
„„Schweig, bist du mitzugehn gewärtig?""
Ruft jetzt der Tod und faßt sein Kleid.
„Verzeihn se, ich bin noch nich fertig,
Ich bin noch lange nich so weit."
„„Vernimm, ich habe keine Zeit!

Dem Trug, der Prellerei zum Lohne
Empfängt man nicht die Himmelskrone;
Du wirst auf ew'ge Zeit verbannt
Zur Höllenqual in's Unterland.""
„Gott!" schreit der Jude, bleich vor Schrecken,
„Was Höllenqual? ihr wollt mich necken;
Was heißt, was durch den Sinn euch fährt!
Hab' ich schon Höllenqual begehrt?
O Tod! du mußt den Tod vertreiben!
Was thu ich denn mit's Unterland,
Ich will doch lieber oben bleiben,
Ich bin schon einmal hier bekannt.
Und hör', was Israel jetzt spricht:
Wenn ich dich wieder rufe,
Denn kommst de nicht!"

N e i n!

Als mein Vater auf die Reise
Jüngstens ging, sprach er zu mir:
„Kömmt aus Zufall Herr von Leise
In der Zwischenzeit zu dir,
So vermeid's, mit ihm zu plaudern,
Und kann's doch nicht anders sein,
So sprich, ohne lang zu zaudern,
Wenn er fraget, immer: N e i n!

Ich versprach mit Hand und Munde,
Zu befolgen Vaters Rath,
Den ein Mädchen, Adelgunde,
Leider auch vernommen hat.

Väterchen ging auf die Reise;
Und kaum brach der Morgen ein,
Fuhr mein guter Herr von Leise
Schon zum Schloßthor auch herein.

Ich ersah ihn vom Balkone
Und rief gleich, als wär' es aus:
Daß ich jetzt allein hier wohne,
Väterchen sei nicht zu Haus!
Doch das half nichts. Ganz behendig
Stieg er in's Gemach hinein:
„Theure!" — sprach er — sehr lebendig —
„Fliehst du mich?" — Ich sagte: Nein! —

Lieblich fing er an zu schmeicheln:
„Schätzchen! sieh nicht finster drein!
Wag ich's, diese Hand zu streicheln,
Wirst du bös' sein?" — Ich sprach: Nein! —
Würdest du wohl mit mir schmollen,
Wollt' ich Hand und Herz dir weihn?
Oder mir gar ewig grollen?" —
Und ich sagte wieder: Nein!

Ganz entzückt, mit rothen Wangen,
Rief er aus: „Mir blüht das Glück!
Wag' ich es, dich zu umfangen,
Stößest du mich wohl zurück?" —
Ja — dacht ich — so fängt man Füchse:
Du wirst doch nicht klüger sein?
Und mit einem tiefen Knixe
Sprach ich ganz entschieden: Nein! —

Immer dreister — wer sollts glauben —
Sprach er: „Würdest du wohl schrei'n,

„Wagt' ichs, einen Kuß zu rauben?" —
Und ich sagte wieder: Nein! —
Schweigend schon in froher Wonne,
Wenn der gute Vater kehrt,
Daß er sehe, wie Theone
Seine weisen Lehren ehrt.

„Würdest du dich, Holde, sträuben" —
Sprach er — „führte ich dich gar,
Ohne länger hier zu bleiben,
Jetzo gleich zum Trau-Altar?" —
Da begann das Herz zu schlagen,
Ich gesteh' es gerne ein;
Aber folgsam, doch mit Zagen,
Sagte ich ganz leise: Nein! —

Schon fühlt' ich mich fortgezogen,
Ich war leblos, wie ein Stein;
Da trat durch den hohen Bogen
Des Gemachs mein Vater ein.
Und anstatt mich zu beloben,
Daß ich folgte treu und blind,
Fing er schrecklich an zu toben,
Nannte mich ein dummes Kind!

Nach recht lebhaften Debatten,
Willigte er endlich ein:
„Willst du einen andern Gatten?"
Frug er mich — ich winkte: Nein!
Dankend sprang ich in die Höhe;
Er sprach: „Willst du glücklich sein,
O so sage in der Ehe
Nie zu deinem Gatten: Nein!"

Carl Meisl.

Lob des Whist-Spiels.

Ich nenne Whist das schönste Spiel von allen!
Für die Behauptung führ' ich Gründe an;
Es will das Whist mir deshalb so gefallen,
Weil ich dabei an Liebe denken kann.
„Wie? mit der Liebe ließ es sich vergleichen?"
So hör' ich fragen. — Ja, verehrte Frau'n!
Ihr Zweifel soll vor meinen Gründen weichen,
Doch bitt' ich Sie um Nachsicht und — Vertrau'n.

Wer Whist und Liebe nur recht scharf betrachtet,
Erkennt beim ersten Blick die Aehnlichkeit;
Seit Olims Zeiten ward das Whist geachtet,
Und auch die Liebe — als Vertreib der Zeit.
Man nähert sich zu Zwei und Zwei dem Spiele,
Begrüßt zuerst sich fremd und feierlich;
Doch nach und nach entwickeln sich Gefühle,
Man wird bekannter, endlich — liebt man sich.

Das Wörtchen Whist bezeichnet: Tiefe Stille!
Das heißt: Erwarte schweigend das Geschick!
So auch die Liebe! — Bei des Herzens Fülle
Verräth kein Laut das süßempfund'ne Glück.
Die allzu rauschend ihr Gefühl verkünden,
Verstehn den hohen Sinn der Liebe nicht;
Wenn liebeathmend sich zwei Herzen finden,
Verstummt die Lippe — nur das Auge spricht.

Von aussen sehn die Kartenblätter alle
Sich täuschend gleich an Farbe, Form und Glanz;

So auch die Damen: schön geschmückt zum Balle,
Das Haar geziert mit Perle, Blum' und Kranz.
Doch sind die Karten nun zur Hand genommen,
So zeigt sich's, ob man Trumpf hat oder nicht;
Und auch den Schönen muß man näher kommen,
Denn leider täuscht gar oft ein schön Gesicht.

Nicht Einer setzt zu Lieb' und Whist sich nieder,
Der nicht beim Aufstehn zu gewinnen meint;
Wer erst gewinnt, verliert oft später wieder,
Und Glück und Unglück theilt ja unser Freund.
Von Keinem wird das dunkle Feld befahren,
Dem nicht die Hoffnung einen Führer schenkt;
O wohl ihm, wenn auch noch in späten Jahren
Gott Amor's Hand den Gang des Spieles lenkt.

Noch kennt man nicht beim Vis-à-vis die Karten,
So wie's dem Freier wohl zu gehen pflegt;
Gar oft muß man des Spieles End' erwarten,
Und nach dem Ausgang erst wird angelegt.
Auch giebt das Whist ein Bild vom Menschenleben:
Vier Aß bezeichnen weiter nichts als — Glück!
Der Zufall hat uns die Honneurs gegeben,
Ein kluges Spiel allein erwirbt den — Trick!

Wie in der Liebe sucht man zu ergründen,
Ob unser Vis-à-vis die Hand wohl beut;
Man invitirt — und läßt der Freund sich
finden,
So glückt das Spiel und Beide sind erfreut.
Doch auf nichts Kleines soll man invitiren,
Sonst führt man irre und betrügt den Mann;
Läßt seine besten Trümpfe ihn verlieren,
Und beide Theile legen — gar nichts an!

Wer sechs Atout hat, darf nicht lange wählen,
Und hat er gar Figuren obenein,
Der Glückliche! so kann's ihm niemals fehlen,
Er spielt nur gleichsam in den Tag hinein.
Beim Freien blenden oft die äuss'ren Gaben,
Der Reichthum hat so Manchen schon bethört;
Die Liebe will sich selbst zum Käufer haben;
Wer Liebe fordert, sei der Liebe werth!

Doch wer zu ängstlich Trumpf zu spielen
scheuet,
Verliert das Spiel und erndtet wenig Dank;
Wer lange zaudert, gar zu blöde freiet,
Der bleibt ein Freiersmann sein lebelang.
Im Spiel und in der Liebe soll man wagen;
Mit Kühnheit nur erwirbt den Kranz der
Held!
Nicht stolz im Glück — im Unglück nicht verzagen,
Bezeichnet hier wie dort den Mann von Welt.

Und soll zuletzt der grose Schlem gelingen,
Wodurch man leicht den Robber plein gewinnt,

Muß Glück und Kunst sich brüderlich umschlingen:
Hell sieht die Kunst — das Glück ist freilich blind.
Beim dritten Stich müßt Ihr schon übersehen,
Wie Alles steht, ob Euch der Coup gelingt.
O lernt, Ihr Schönen, Euern Freund verstehen,
Und spielt die Farbe nach, die er Euch bringt!

Ihr seht, das Whist mit allen seinen Zeichen,
Mit einem Wort, sein ganzes Kunstgebiet
Läßt Punkt für Punkt der Liebe sich vergleichen,
In einem nur gewahrt man Unterschied.
Ihr könnt im Whist berechnen und erfahren,
Wie viel das Spiel auf's Höchste kosten kann;
Dagegen lehrt die Lieb' Euch erst nach Jahren,
Ob Ihr gewonnen, wenn — ihr Rausch zerrann!

Adalbert vom Thale.

Biethen.

Der große König wollte gern sehn,
Was seine Gen'rale wüßten;
Da ließ er an Alle Briefe ergehn,
Daß sie gleich schreiben ihm müßten,
Was jeder von ihnen zu thun gedenkt,
Wenn der Feind ihn so oder so bedrangt.

Der Vater Ziethen, der alte Husar,
Besah verwundert den Zettel:
„Der König hält mich zum Narren wohl gar,"
So flucht er, „was soll mir der Bettel?
Husar, das bin ich, Potz Element!
Kein Schreiber oder verpfuschter Student."

Da macht' er auf 'nen Bogen Papier
'Nen großen Klex in der Mitten;
Rechts, oben, links, unten dann Linien vier,
Die all' in dem Klexe sich schnitten;
Und jede endete auch in 'nem Klex,
So schickt' er den Bogen zum alten Rex.

Der schüttelt den Kopf gedankenvoll,
Fragt bei der Revue dann den Alten:
„Zum Schwernoth, Ziethen, ist Er toll?
Was soll ich vom Wische da halten?" —
Den Bart streicht sich Ziethen: „das ist bald erklärt,
Wenn Euer Majestät mir Gehör gewährt."

„Der große Klex in der Mitte bin ich,
Der Feind — einer dort von den vieren;
Der kann nun von vorn oder hinten auf mich,
Von rechts oder links auch marschiren;
Dann reck' ich auf einem der Striche vor,
Und hau' ihn, wo ich ihn treffe, auf's Ohr."

Da hat der König laut aufgelacht,
Und bei sich selber gemeinet:
„Der Ziethen ist klüger, wie ich es gedacht,
Sein Gekritzel sagt mehr, als es scheinet:

Das ist mir der beste Reitersmann,
Der den Feind schlägt, wo er ihn kriegen kann!"

F. v. Sallet.

Der Freier.

Sie. (vor sich.) Wieder folgt er meinen Schritten,
Jener bleiche junge Mann;
Heute trotz' ich seinen Bitten,
Höre ihn geduldig an.

Er. (vor sich.) Endlich hab' ich sie gefunden,
Wie ich's wollte, ganz allein;
Frisch gewagt! in wenig Stunden
Ist die kleine Spröde mein!

(laut.) Zürne nicht, Du holdes Wesen,
Höre mich und glaube mir,
Was Du schriftlich schon gelesen,
Wiederhol' ich mündlich Dir.

Nimm mich, Theure, an zum Gatten,
Sieh, ich bin ein ehrlich Blut,
Längst schon war ich ja Dein Schatten,
Und im Schatten — ruht sich's gut!

Sie. Kühlung suchet der im Schatten,
Den da drückt ein heiß Gefühl —
Ich gehör' nicht zu den Matten,
Und bin, Gott sei Dank, noch kühl!

Er. An des Paradieses Pforte
Spricht das Herz, nicht der Verstand,
Darum, ohne viele Worte,
Biet' ich Ihnen Herz und Hand.

Sie. Halt, mein Herr, zu acceptiren
Ist die Gabe von Gewicht,
D'rum muß ich capituliren:
Denn Sie kennen mich noch nicht!

Er. Thut nichts! Ich will's dennoch wagen,
Nie betrog mich mein Geschmack,
Und bei Ihnen, ohne Zagen,
Kauf' die Katze ich im Sack!
Wer wird lange überlegen,
Wo das Herz so deutlich spricht —

Sie. Nun ich bitt', der Reue wegen,
Uebereilen Sie sich nicht.
Denken Sie an meine Mängel,
Dutzendweis zähl' ich sie her.

Er. O Sie scherzen, kleiner Engel,
Zählen Sie — es hält wohl schwer!

Sie. Nun wohlan, mir mangelt Jugend,
Dreißig Sommer zähl' ich bald —

Er. Mit dem Alter kommt die Tugend,
Guter Wein ist immer alt!

Sie. Ziehen Sie in Ueberlegung,
Daß mein Wuchs nicht viel verspricht —

Er. Ist voll Liebreiz die Bewegung,
Schadet selbst ein Buckel nicht!

Sie. Häßlich nennt man meine Züge,
Grob und finster von Natur —

Er. Wer das sagt, spricht eine Lüge,
Fragen Sie den Spiegel nur!

Sie. Ich bin immer sehr verdrüßlich,
Bitter wie ein Mandelkern —

Er. Dies zu hören ist ersprießlich,
Denn ich scherze auch nicht gern!

Sie. Ungebildet, nicht beleien
Bin ich, und Sie schaudern nicht?

Er. Sie zu bilden, holdes Wesen,
Ist dann meine schönste Pflicht!

Sie. Ich bin bös', und habe Launen,
Kommen die, so kocht mein Blut —

Er. Dann besteig' ich meinen Braunen
Und entfliehe Ihrer Wuth!

Sie. Fürchten Sie der Ehe Spaltung
Wenn man je mir widerspracht —

Er. So fehlt's nie an Unterhaltung,
Denn ich gebe niemals nach!

Sie. Ich bin sehr kokett und eitel,
Liebe allen Modetand —

Er. Stolz erheb' ich meinen Scheitel,
Wenn man Sie entzückend fand.

Sie. Ich bin auch vergnügungssüchtig,
Mach' gern alle Bälle mit —

Er. Recht so, denn die Zeit ist flüchtig,
Und wir halten gleichen Schritt!

Sie. Schwatzhaft, werd' ich offenbaren
Was mir still vertraut der Mann —

Er. Nun, so sollen Sie erfahren
Nur, was Jeder wissen kann!

Sie. Ich bin, das muß Sie betrüben,
Eifersüchtig wie ein Mohr —

Er. O, scharmant, daß Sie mich lieben,
Gehet deutlich d'raus hervor!

Sie. Daß ich dumm, hinzuzufügen
Halt' ich noch für meine Pflicht —

Er. Eher glaub' ich, daß Sie lügen,
Denn wer dumm ist, weiß es nicht!

Sie. Wohl, so darf ich Nichts verschweigen:
Ich nenn', daß sich Gott erbarm',
Nichts auf dieser Welt mein eigen,
Als dies Herz — denn ich bin arm!

Er. Arm? — So? — Dieses Punktes wegen
Will ich mir's noch überlegen;
Ich bin selbst kein reicher Mann —
Später frag' ich wieder an. —

A. Cosmar.

Das Hammelgeschlinge.

Vom Schicksal in der Welt hab' ich gar oft gehört,
Daß schadenfroh es unf're schönsten Freuden stört.
In allerlei Gestalten drängt sich's bei uns ein,
Bei Liebe, Tanz und Spiel, bei Wein und Schmauserei'n.
In folgender Geschichte thut es auch sich kund,
Und nicht durch Mord und Graus — nein! nur durch — einen Hund.
Es war 'mal in Berlin ein armer Judenknabe,
Der sich erschachert hatte eine kleine Habe.
Schlaum nannt' er sich. Sein Vater war ein Trödeljude,
Und hatte in der Reezengasse eine Bude.
Sein Geld bestimmte er in seiner Fröhlichkeit
Zu einem Leckerbissen. Schon seit langer Zeit
Hatt' Appetit und Geiz in ihm gar hart gekämpft,
Doch hatte nichts die inn're Lüsternheit gedämpft,
Bis er entschlossen jetzt zu einem Fleischer ging,
Zu kaufen, was er längst gewünscht — ein Hammelgeschling';
Denn von dem Vater ward die Kost ihm knappgemessen,
Drum wollt' er ganz allein auch dies Geschlinge essen.
Mit wicht'ger Miene tritt er zu der Fleischbank her,

Tappt auf dem ausgelegten Fleische kreuz und
queer.
Die Fleischerfrau, — wer einmal in Berlin ge-
wesen,
Der weiß, ein solches Weib macht nicht viel
Federlesen, —
Sieht den zerlumpten Burschen erst verwun-
dert an,
Dann aber platzt sie los: „I Schwerebrett!
wie kann
„Er kleener Mauschel sich denn so wat unter-
fangen,
„Mit seine schmutz'ge Poten nach mein Fleesch
zu langen?
„Wie kann Er uf mein Fleesch so rummer talp-
schen? He?!" —
„„Versteigen Se! was reden Se von talpschen?!
Seh!
Ich förcht mer nich! ich werd' auch vor Ihr'n
Maul nicht laufen,
Ich will was kaufen — hören Se — ich will
was kaufen!
Und wenn ich kaufen will, so kann ich doch
auch talpschen,
D'rum will ich talpschen, werde talpschen, und
ich talpsche!"" —
„Er will wat koofen? nu, des wird wat re-
tet sind!" —
„„Se dauern mir, Madam, Se reden in d-
Wind!
En Hammelgeschlinge will ich — kann ic-
kriegen?
Se haben wohl gar keen's — ich seh' ja
keen's liegen?"" —

„Er Dämelsack! det liegt nich, det wird ufgehangen,
Von dieſſem Haken braucht er ſich't man runn zu langen.“ —
Schlaum greift darnach und ſchnuppert lüſtern d'ran herum,
Allein dies nahm die Schlächterfrau gewaltig krumm.
„Ik globe jar, er unterſteht ſich d'ran zu riechen?
Denkt Er, et müfft? ſo ſoll Er gleich die Motten kriegen“ —
„„Waih mer! was ſchreit Se ſo? was hat Se ſu ſpektakeln?
Wenn ich was koof', ſo kann ich loben oder makeln,
Und wenn ich koofen will, ſo kann ich doch aach riechen,
Drum will ich riechen, werde riechen, und ich rieche!
Was koſt't's?““ — „Zehn Groſchen!“ —
„„Gott! ſo vill für an Geſchlinge!
Ach! worüm kenn ich meinen Appetit nicht ſwinge!
Acht Groſchen geb' ich““ — „Nu, da hat Er't!“
— „„Hier is Geld!
Au waih! das ſchaine Geld! au waih! ich bin geprellt!
Doch hören Se, Madam — ich will die Wahrheit ſaen,
Am Vater derf ich das Geſchlinge aar nicht tragen,
Weil es nicht kauſcher iſt, drum mu. heimlich eſſen,

Allein ich weeß nich, wie man's kocht. Seyn Sie indeſſen
So gut und geben mir jetzt das Recept dazu,
Dann koch' ich mir's allein nach meinem Gout!"" —
„Ja, det will ick woll duhn." — „„Ich bitt' um etwas Kreide;
Weil an's Gedächtniß ich ſo ziemlich ſtark jetzt leide,
Schreib ich's Recept auf meine ſchwarze Hoſen von Hirſchleder,
Ich bitt', dictiren Sie's Recept mir in die Feder."" —
„Er ſtellt 'nen Topp mit Waſſer an en mäßig Feuer" —
„„'Nen Topp mit Waſſer — bravo! Waſſer is nich theuer!"" —
„Denn nimmt Er Pfeffer" — „„Pfeffer!"" —
„Etwas Salz und" — „„Salz!"" —
„'Ne Hand voll Butter oder Schmalz" — „„Butter oder Schmalz"" —
„Sechs Lorbeerblätter" — „„Blätter"" —
„Engliſches Gewürze" —
„„Gewürz"" — dann deckt Er 'n Topp zu mit 'ner juten Stürze,
Dann läßt Er't ene Stunde lang an't Feuer muſſeln" —
„„Müſſeln"" — „Und fängt et an ſo blaß üfzubruſſeln" —
„„Bruſſeln"" — „Denn is et jar." — „„Ja! Schön! jetzt will ich laufen alles Nöthige zum Kochen inzukaufen!"" —

Der arme Junge deckt mit ſeinem kurzen Rock

Den Küchenzettel zu; an einem kleinen Stocke
Hält an der andern Seite er das Fleisch und hopp!
Eilt sporenstreichs er davon im lustigen Galopp!
Ein großer Schlächterhund, der längst das Fleisch gerochen,
Und früher schon um unsern Schlaum herumgekrochen,
Springt ihm in langen Sätzen immer nach, und schwapp!
Stiehlt ihm das Hammelgeschling' und läuft in vollem Trab
Mit seiner Beute fort. Entsetzen, Angst und Schreck
Packt unsern armen Schlaum. — „Au waih! mein Fleisch ist weg!
„Verseigen Se, was woll'n Se damit sagen?!
Soll ich Sie bei de Polizei verklagen? —
Der große Bullenbeißer hat mein Fleisch gestohlen!
Dort läuft er hin! (lockend) zk! zk! — ich muß mir's wiederholen —
Des Beest ist gar zu grauß — wenn es mich nur nicht beißt!
Kümm her, mein Hündchen! — ach! wüßt ich nur, wie er heißt?
Karo! Azor! Souvir! Apoll! Diana! Mylord!
Tamino! Papageno! Brutus! — er gaiht fort! —
Kümm her, mein Hundche! kümm! ich geb' dir ein Douceur!
Des Vertel vom Geschling'! die Hälfte geb' ich her! —

Er hört mich nicht! Rinaldo! — Räuberhauptmann, Du!
Au walh, mein ſchaines Geld! mein Appetit dazu!
Das ſchaine Hammelgeſchlinge werd der Hund jetzt freſſen!
Doch halt! — Satisfaction! — eins haſt Du doch vergeſſen!
Du weißt niſcht, wie man's kocht! hier iſt das Kochbuch! hier
Hier ſtaht's Recept! Haha! glaubſt du, ich geb' es dir?
Nein! kann ich das Geſchlinge doch nicht ſelber eſſen,
Du ſollſt nicht wiſſen, wie man's kocht — und roh es freſſen!" —

(Er wiſcht das Geſchriebene ab.)

L. Angely.

Das Taſchenbuch.

Das alte Jahr war wieder einmal
Zu ſeinen Vätern gegangen,
Da wurde der Adjutanten Schaar,
Vom König Friedrich empfangen.
Einem Jeden hat er was Schönes verehrt,
Und dafür nichts weiter von ihnen begehrt,
Als daß ſie ſeiner in Treue gedächten.

Dadrunter war auch ein alter Held,
Aus dem ſiebenjährigen Kriege,

Ein guter Degen im blutigen Feld,
Ein tüchtiger Helfer zum Siege.
Er liebte den Wein, er liebte das Spiel,
Von den Büchern aber, da hielt er nicht viel,
Dacht': Handeln ist besser als sprechen.

Dem schenkte der König ein niedliches Buch,
In goldenem Schnitte gebunden,
Das les' er, sprach Friedrich, da wird er so klug,
Als ob er's Goldmachen erfunden; —
Es zeigt drinn ein ihm gewogener Mann,
Wie man seine Schulden bezahlen kann:
Studir' er's mit gutem Bedachte.

Der Alte hat drob seinen Kratzfuß gemacht,
Viel gebrunimt von Güte und Gnade; —
Im Herzen aber, da hat er gedacht:
Um den niedlichen Bettel ist's schade;
Zu Fidibussen da wird er verraucht,
Da ist er so gut als möglich gebraucht,
Das Lesen ist nicht meine Stärke. —

Des anderen Tages beim Morgenrapport,
Da fragte der König: Nun Alter,
Hat er denn beherzigt mein königlich Wort? —
Nicht wahr, seine Schulden bezahlt er? —
Er sprach: Ich hatte bis jetzt noch nicht Zeit,
Doch wahrlich, ich lese das Ding noch heut,
Weil es Majestät so befehlen."

Und als er wieder nach Hause kam,
Da holt' er das Buch aus der Ecke. —
Ich schreere mich viel um den Federkram;
Doch der König fragt nochmal nach dem —
Dinge." —

Als er das Werk aber genauer besah,
Da waren statt Blätter nur Geldscheine da!
Nun hat er's zu Ende gelesen. —

Als später der König noch einmal gefragt:
„Hat er das Büchlein denn endlich gelesen?" —
Da hat der Alte sehr freudig gesagt:
„Von dem Tintenhaß bin ich genesen!
Den zweiten Band, den mögt ich wohl sehn,
Und ist er wie der erste so schön,
So ist's ne recht hübsche Geschichte."

Der König dachte: der Alte ist klug; —
Er gewährte ihm lachend die Bitte,
Und schickte ihm ein ganz ähnliches Buch,
Wenn auch nicht im goldenen Schnitte.
Der Bücherfeind las es vor Freuden entzwei,
Und dachte des gütigen Königs dabei,
Der das beste der Bücher geschrieben.

Doch sieh, von des Königs eigener Hand,
Da stand auf der hintersten Seite:
Dies war der andre und letzte Band,
Sein ihm gewogener Friedrich der zweite. —
Der Alte hat sich recht herzlich bedankt,
Und nicht mehr mit Büchermachern gezankt,
Weil doch Einer was Gutes geschrieben.

Das Abentheuer

des

Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel.

„Ja, ja wir gehen fehl! Das Ei
War klüger als die Henne.
Ich warnt' ihn, doch er blieb dabei,
Daß er die Straße kenne.
O weh, die Nacht ist schauerlich!
Nun, Bakel, rett' er mich und sich!"

„Hic haeret aqua, mein Herr Pfarr!
Ich weiß nicht mehr zu helfen;
Doch zittr' ich gar nicht, wie ein Narr,
Vor Räubern und vor Wölfen.
Horaz sagt: Purus sceleris
Non eget Mauri jaculis." —

„O wär' doch er und sein Latein
Beim Styx und ich — im Bette!
Er treibt wohl gar noch obendrein
Mit meiner Angst Gespötte? —
Doch halt! In jenes Thales Schooß
Winkt uns ein Licht! Gehn wir drauflos?" —

„Cur non, mi Domine? Es muß
Ja wohl ein Mensch dort wohnen.
Der Fürst mit Schwanz und Pferdefuß
Wird da gewiß nicht thronen.
Hin, cito hin! Schon wittr' ich schier
Ein Gläschen gutes Magenbier." —

Dem Dorfschulmeister folgte dreist
Sein Pfarr zum Lichtgefunkel.

Doch welcher schadenfrohe Geist
Hetzt sie durch Nacht und Dunkel? —
Sie machten mit dem Neckgeist, Wein,
Bei einem Schmaus sich zu gemein.

Erreicht war bald die Hütt' im Thal.
Ein Mann in brauner Weste
Empfing ein wenig kalt und kahl
Die späten, schwarzen Gäste.
„Den Herren fehlt ein Nachtquartier?
Das findet allenfalls sich hier.

An Federbetten nur gebricht's.
Was helfen saure Mienen?
Ja oder Nein! Ich kann mit nichts,
Als Stroh, die Herrn bedienen.
Das soll im obern Kämmerlein
Sogleich für sie bereitet sein."

Der Pfarr sah still auf seinen Bauch,
Als wollt' er ihn befragen:
Wird dir, du fettes Schneckchen, auch
Das harte Stroh behagen?
Doch Bakel sprach: „Perfectum est
Sub sole nil! Mach' er das Nest!"

Er sagte so und es geschah.
Nun hängte Pastor Schmolke,
Der nirgend einen Stutzbock sah,
Ans Fenster seine Wolke,
Warf sich auf die verhaßte Streu,
Und sein Gefährte nebenbei.

Nur eine dünne Brettwand schied
Die Pilger von dem Wirthe,

Der jetzt ein langes, frommes Lied,
Nebst seinem Weibe, schwirrte,
Den Abendsegen las, und dann
Noch dieses Bettgespräch begann:

„Ja, Frau, sobald der Morgen graut,
Will ich die Schwarzen schlachten.
Sie sind, wenn man sie recht beschaut,
Viel fetter, als wir dachten.
Der eine Bursch ist kugelrund;
Mir wässert schon nach ihm der Mund." —

Der Wirth, ein roher Fleischer, sprach,
Mit Ehren zu vermelden,
Von seinen Schweinen; aber ach!
Wie zagten unsre Helden!
Sie standen in dem tollen Wahn,
Die Rede geh' ihr Leben an.

„Heh, Bakei, schläft er? Hört er nicht,
Was in der Nebenstube
Der Menschenfresser von uns spricht? —
Uh! eine Mördergrube
Ist dieß vermaledeite Haus.
Wär' ich lebendig nur heraus!" —

Proh dolor! Doch wir stehen ja
Noch nicht in Charons Nachen:
Noch können viel convivia
Ihr Bäuchlein runder machen:
Sverr' oculos! Sehn Sie nicht hier
Ein Fenster? Durch das springen wir." —

„Ja, so ein leichter Flederwisch,
Wie er, kann das wohl wagen,

Und dennoch seinen Leichnam frisch
Und heil nach Hause tragen!
Ich aber stürzte, Gott erbarm!
Stracks in des Todes offnen Arm."

Die Vakelsche Beredsamkeit
Gab sich noch nicht gefangen,
Und bombardirte lange Zeit
Mit Gründen auf den bangen,
Verzagten Seelenhirten los,
Bis er zum Sprunge sich entschloß.

Nun war nur noch die Frage, wer
Den Vortanz wagen sollte?
Sie stritten hin, sie stritten her,
Weil lange keiner wollte,
Bis endlich rasch der Pädagog
Voran hinab ins Höfchen flog.

Er stürzte, salva venia,
Auf einen Berg von Dünger.
Es lag sich gar nicht unsanft da,
Auch schmerzt' ihn nicht ein Finger;
Doch fiel jetzt, wie ein Felsenstück,
Sein schwerer Freund ihm auf's Genick.

Nach Felsensitte wich er auch
Kein Haar, trotz Vackels Fluchen.
Der mußte durch des Hügels Bauch
Sich einen Ausweg suchen.
Zum Stehen brachte Schmolken kaum,
Ein aufgefundner Hebebaum.

Stockfinster war's, in Strömen schoß
Der Regen von dem Dache,

Und vor der Hofthür lag ein Schloß!
Traun, eine schlimme Sache!
Denn fruchtlos war nun ihr Bemühn,
Dem Kannibalen zu entfliehn.

Sie machten sich schon ganz bereit,
Der Welt Valet zu singen,
Und wünschten nur, ihr Restchen Zeit
Im Trocknen hin zu bringen.
Wer mäßig wünscht, der wird erhört,
Wie täglich die Erfahrung lehrt.

Drum konnten auch die Herren bald
Sich eines Obdachs freuen;
Es war des Thieres Aufenthalt,
Das Moses Kinder scheuen.
Nun weiß wohl Jeder auf ein Haar,
Daß es das Haus der Schweine war.

Hurr! floh das wilde Rüsselvieh
Durchs aufgemachte Pförtchen.
An seiner Statt bezogen sie
Sein warmes Lagerörtchen,
Umarmten sich, wie Brüder, fein,
Und sprachen Muth und Trost sich ein.

„Bedenk' er, Freund, was ist das Grab? —
Ein Thor zu bessern Zonen,
Wo ruhen wird der Bettlerstab
Vertraut bei Kaiserkronen.
Dann bleibt er nicht mehr Famulus,
Der die Agende tragen muß." —

„Ja, schön sagt der Lateiner so:
Si hora mortis ruit,

Tunc is fit Irus supito,
Qui modo Croesus fuit." —
So sprachen sie die Nacht entlang,
Bis Morgenlicht ins Höfchen drang.

Jetzt knarrte plötzlich eine Thür.
Der braune Menschenfresser
Erschien mit rascher Mordbegier,
Und wetzte seine Messer.
„Heraus, ihr Schwarzen, frisch heraus!
Mit euerm Leben ist es aus!" —

Er griff hinein mit fester Hand,
Um eine Sau zu holen;
Doch schnell, als hatt' er sich verbrannt
An Bakels dicken Sohlen,
Fuhr er zurück, wie toll im Sinn,
Und schrie: „Der Teufel steckt darin!"

Den Leidensbrüdern ward nun so
Des Irrthums Staar gestochen.
Ihr Hauswirth ward nicht minder froh,
Als sie dem Stall' entkrochen.
Das Abentheuer dieser Nacht
Ward jetzt aus Herzensgrund belacht.

Beim Abschied schwor das Kleeblatt zwar
Den Spaß nicht zu verrathen;
Doch bat ich jüngst den leckern Pfarr
Auf einen Hasenbraten:
Drob freute so sich sein Gemüth,
Daß er die Schnurre mir verrieth.

E. Langbein.

Gedruckt bei C. Feister.

Inhalt.

	Seite
Der Deserteur. Von Anastasius Grün	3
Das seltsame Gastmahl. Von K. E. Ebert	6
Erinnerung. Von L. A. Frankl	13
Der Kuß auf das Auge. Von Demselben	13
Mein Lied. Von Uffo Horn	14
Treuer Wahn. Von Nicolaus Lenau	15
Frage. Von Demselben	16
Wintermorgen. Von C. F. Lumau	17
Todte Liebe. Von Demselben	17
Antithese. Von J. A. Moshammer	18
Das Grab des Liebenden. Von Amalie v. Imhoff	19
Der Husar. Von Emanuel Geibel	28
Das Fetwa. Von Victor Strauß	30
Leben. Von E. Ferrand	31
Das Volkslied. Von v. Sallet	33
Bild aus Rom. Von G. Pfitzer	37
Der Kehraus. Von v. Eichendorff	40
Das Weiheschwerdt. Von Anastasius Grün	41
Die Großmutter. Von A. v. Chamisso	44
Die stille Gemeine. Von J. v. Eichendorff	46
Die Teufelssonate. Von G. A. v. Maltitz	50
Der greise Sänger. Von E. Ortlepp	53
Das öde Haus. Von A. Kahlert	57
Legende von Jetzt. Von Manfred	58
Der kranke König. Von Julius Altmann	59
St. Just. Von Demselben	60
Morgengemälde. Von Herrmann Daum	63
Urach von der Lauenburg. Von Demselben	64
Es ward Licht! Von Glaßbrenner	70

Seite

Seraphine. Von H. Heine 72
Romanze. Von E. v. Donop 75
Das Menschenherz. Von Schmidt v. Lübeck 76
Vorfrühling. Von M. Veit 78
Die Tanne. Von F. Freiligrath . . . 79
An Afrika. Von Demselben 83
Das Schlaraffenland. Von Hans Sachs 88
Der Jude und der Tod 90
Nein! Von Carl Meisl 93
Lob des Whist-Spiels. Von Adalbert vom Thale 96
Ziethen. Von F. v. Sallet 99
Der Freier. Von A. Cosmar 101
Das Hammelgeschlinge. Von L. Angely 105
Das Taschenbuch 110
Das Abentheuer des Pfarrers Schmolke und Schulmeisters Bakel. Von Langbein . 113

Taſchenbuch

für

ernſte und heitere Poeſie.

Eine

Auswahl deutſcher Gedichte

von

Adolph Glaßbrenner.

Sechstes Bändchen.

Berlin, 1837.

Plahn'ſche Buchhandlung.

(Louis Ritze.)

Ernſtes Frühlingslied.

Wieder wird der Lenz uns grüßen,
Und den goldnen Blütenkranz
Um das Haupt der Erde ſchließen, —
Wieder wird im Maienglanz
Paradieſiſches Entzücken
Jedes Aug' mit Thränen ſchmücken,
Treue Liebe ſtill beglücken
Und mit Luſt erfüllen ganz.

Aber Herz, mit deinem Streben,
Das ſo ernſt geworden nun,
Wird der Frühling deinem Leben
Auch die Zauberwirkung thun?
Was wol gibt er dir zu eigen?
Wirſt du jubeln oder ſchweigen,
Dich erheben, oder beugen, —
Wirſt du ſchaffen oder ruh'n?

Ehdem als ein froher Junge
War mein Glück die Frühlingspracht,
Wenn ſie mit dem Blütenſchwunge
Plötzlich zauberhaft erwacht.
Seligſtes von allen Loſen,
Damals unter duft'gen Roſen
Liebeſchwärmend hinzukoſen
Jeden Tag und jede Nacht!

Doch der Zauber ist versunken,
Ob die Welt auch ewig mai't,
Ach, und nimmer frühlingstrunken
Wird mein Herz in seinem Leid.
Jetzt mit feierlichen Schlägen
Und mit tiefem ernsten Regen
Pocht es Einem nur entgegen —
Dem Gigantenschritt der Zeit.

Wol wird neu der Lenz erscheinen
Frohe Seelen zu erfreu'n,
Wieder wird in stillen Hainen
Nachtigall ihr Lied erneu'n;
Herz, mit deinem ernsten Willen,
Wird dein Sehnen sich erfüllen?
Ach, was wird wol deiner stillen
Wünsche Frühlingsschicksal sein? —

Manfred.

Kanichverstahn.

„Hinaus, hinaus in die Welt, in's Weite,
Was soll mir daheim der beschränkte Raum,
Das Wandern allein, das Reisen macht Leute,
Auch anderwärts reifen die Früchte am Baum;
Und wie sie gedeih'n in fremden Gauen,
Das will ich nun seh'n, will's selber schauen!"

So raisonnirt ein junger Handwerksmann
Aus einer lieben kleinen Stadt in Schwaben.
Die Wanderlust kam ihn so plötzlich an,

Daß er ſein Städtchen nun ſchon muß im Rücken haben;
Und täuſche ich mich wirklich nicht,
So war's nur wen'ge Wochen d'rauf, im Dämmerlicht,
Als ſich die Sonne ſchon im Weſten neigte,
Und Hamburg unſ'rem Wand'rer ſeine Thürme zeigte.

Kaum angelangt, und trotz der Müdigkeit
Kann er die Luſt ſich dennoch nicht verſagen,
Das kurze Stündchen, das der Abend beut,
(Der dort wol länger währt in Sommertagen),
Noch zu benützen, um ſich in der fremden Stadt,
Der erſten größeren, die er geſehen hat,
Noch umzuſeh'n. Was ließe ſich auch ſonſt wol beſſ'res thuen?

D'rum ſchüttelt er den Staub ſchnell von den Schuhen,
Macht kurze Toilett', und nachgerade
Sieht man ihn promeniren in der Esplanade. —
Dort gafft er denn, wie er's ſonſt auch gethan,
So gut's noch geht, die hübſchen Häuſer an.
Sieh'! da fällt ſeinen neugierigen Blicken
Ein Haus beſonders auf; denn vom Portal
Bis unter's Dach — welch' unermeßne Fenſterzahl!
Der Giebel, den der Dämm'rung Schatten ihm entrücken,
Dünkt ihn bis an's Gewölk zu reichen; und er kann
Nach langem Staunen nicht die Frage unterdrücken:
„O, wem gehört wol dieſer Pallaſt an?" —

Und gleich zum Nächsten eilt er, ihn zu fragen,
Der d'rauf an ihm vorübergeht, ob er nicht sagen
Ihm möchte, wem dies schöne Haus gehört?
Der bleibt betroffen steh'n,
Denn da er nur sein Plattdeutsch wußt' zu reden,
Verstand er, wie natürlich, auch nicht einen Jeden.
Nachdem sie endlich lang einander angeseh'n,
Drückt er ihn bei der Hand, und sagt: „Kanichverstahn!"
Worauf sie von einander geh'n.

„So also nennet sich der reiche Mann?
Du lieber Gott! wie ist der zu beneiden;
Der gute Herr Kanichverstahn!
Ach, wie so ungleich ist das Schicksal von uns beiden!
Zu wohnen in solch' fürstlichem Pallast —
Dies Glück wird unser einem nie beschieden.
Weh' denen, die des Schicksals Göttin haßt,
Die in der Wiege schon das Glück gemieden!"

Horch'! horch'! woher der liebliche Gesang?
Es lagert sich die Nacht mit ihren düstren Schatten
Bereits die ganze Straß' entlang;
Weg sind auf einmal die betrübenden Gedanken,
Die unser'n Wand'rer eben noch beschäftigt hatten,
Und nimmer will er mit dem Schicksal zanken —
Er horcht und lauscht; denn wunderbar

Ergreift ihn der Gesang in tiefster Seele;
Und wie er forscht, wird er gewahr,
Daß an dem offnen Fenster, in demselben Haus,
Um das so eben den Besitzer er beneidet,
Ein weiblich Wesen stand,
Die Laute hielt sie in der Hand,
Und sang ein fröhlich Liedchen in die Nacht hinaus!
Lang hatte sich sein Ohr an dem Gesang geweidet,
Mit allen Reizen die erregte Fantasie
Die Säng'rin ausgeschmückt — da löst in Seufzer sich sein Bangen:
„Du reicher Mann, was kannst du mehr verlangen;
Zu allen Schätzen, die das Glück dir lieh,
Zu all' den Freuden, die sie dir gewähren können,
Noch diese Perle dein zu nennen!
Wol mögen auf der Erde weitem Rund
Sich Wenige mit dir, du Glückes Günstling, messen,
Denn nur mit Wenigen ist das Glück im Bund!"

Der arme Wand'rer, diese düsteren Gedanken
Verfolgen ihn sogar in's Schlafgemach;
Denn als zum Schlummer sich die Augenlieder sanken,
Äfft selbst der Traum noch das Gesehn'e nach.
Zum Herrn des Hauses sieht er sich erhoben,
Und eine Dienerschaft, gewärtig jeden Winks,
Beeilt sich seine herrliche Gestalt zu loben;
Wie freundlich nickt er rechts und links,
Und schon sieht er mit freudigem Erschrecken

Mit off'nen Armen die Geliebte hat'n
Da kündigt, um ihn vollends recht zu neken,
Der Hahn des Hauses just den Morgen an,
Und wie ein Schleier sinkt's vor seinen Augen
nieder,
Der Traum mit seinen schönen Bildern schwand,
Und der erwachte Morgen fand
Den Jüngling aus der Schwabenheimat wieder.

Deßungeachtet froh gelaunt
Geht er jetzt an der Elbe auf und nieder,
Und sieht sich fröhlich um, und staunt
Das ihm noch fremde Schauspiel an, wie all'
die Waaren,
Die auf den Schiffen man herbeigefahren,
Man nun theils in die Speicher schafft, theils
in den Krahn.
Und von den Quartiersleuten, die beisammen
An diesen Orten steh'n,
Fragt einen er: für wen
Die Waaren alle da nach Hamburg kamen?
Doch kaum hat er die Frag' gethan,
Schnurrt der ganz barsch ihn an: „Wat wille?"
Der Schwabe wiederholt die Frage, etwas stille,
Vermocht' jedoch nicht deutlicher sich aus-
drücken,
Denn jener d'rauf erwiedert schnell: „Kan ich
verstahn!" —

Verdrießlich wendet unserer Wanderer den
Rücken.
So ist's denn nur der Eine in der großen
Stadt,
Für den sich jede Hand hier regt, der Alles hat,

Man nennt ihn gestern, nennt ihn heute,
Lebt denn nur er im Munde aller Leute? —

Doch wie, was soll der feierliche Zug
Der dorten sich so ernst und still beweget?
Ich irre nicht, der Glocke dumpfes Klagen,
Das eben jetzt an meine Ohren schlug —
Es ist ein Leichenzug. —
Wen mag man wol zu Grabe tragen?

Und näher kam der Trauerzug heran,
Er war wol größer, als er erst geschienen,
Und theilnahmsvoll las unser Wand'rer in den trüben Mienen
All derer, die zur Erde sah'n,
Als sie mit thränenfeuchtem Aug' vorübergingen,
Den diese Guten hier zur Ruhe bringen,
Das war gewiß ein wack'rer Mann.
Und von den Letztern fragt er leise Einen,
„Wer war denn Der, um den so viele weinen?" —
Der schauet im Vorübergeh'n ihn flüchtig an,
Und flüstert leis ihm zu: „Kanichverstahn!" —

„Kanichverstahn!" so ruft mit bangem Tone
Und tief erschrocken unser Wandersmann: „Kanichverstahn!"
O Glück, so wendetest du deinem Sohne,
Dem Auserkorenen, dein Antlitz ab?
Auch ihn, den Glücksgepriesenen, umfängt das Grab?" —

Und heimwärts wendet er die Schritte, tief
ergriffen,
'Ne Stunde d'rauf schon hat er Hamburg hin-
ter sich,
Und nicht des Hauses, nicht des Reichthums auf
den Schiffen
Gedenkt er weiter; nur wenn abendlich
Die Sonn' in Niedergang den Westen röthet,
Erinnert er sich oft, voll Sehnsucht im Ge-
müth,
An jenes einfach schöne Abendlied,
Das an der Elbe Strand die Nachtigall ge-
flötet.

Und als er d'rauf nach langen Reisen
Zurück zur lieben Heimat kam,
'Ne hübsche Maid zum Weib sich nahm,
Und glücklich lebt' in seinen Kreisen —
Sprach er gar oft vom Trug des Glückes,
Und denen, die das Wunder nahm,
Erzählte er dann nassen Blickes
Die Wundermähr': Kanichverstahn! —

Wilhelm Mair.

Vor einem Dorfkirchlein.

Vor des alten Kirchleins Mauern
Spielte mit dem Gras der Wind,
Und der Lüfte Morgenschauern
Kos'te, ach, um mich so lind.

Aus dem Kirchlein aber tönten
Orgelton und Chorgesang.
Und die Scheibenfenster dröhnten
Leise vor dem mächt'gen Klang.

Draußen, wie in wachen Träumen,
Lehnte ich, vor'm Gotteshaus,
Von des Friedhofs stillen Räumen
Schweifte weit mein Blick hinaus.

Hing bald an der Wolken Helle,
Bald am Halm am Mauerrand,
Bald am Fluß, der wild und schnelle
Sich durch Felsenriffe wand.

Und voll süßer Wonne lauschte
Auf den Sang zugleich mein Ohr,
Der so herzerhebend rauschte
Drinnen zu dem Herrn empor.

Lauschte auf die Orgelklänge
Die so heilig, fromm und hehr,
Sich ergossen aus der Enge
Wie ein wundervolles Meer.

Und mir däuchte halb hienieden,
Halb in jener Welt zu sein; —
Ach, wann kehrt solch' süßer Frieden
Wieder in die Brust mir ein?

J. N. Vogl.

Das Lied der Lilie.

Sinnend ſchritt ich durch den Garten,
Von manch' altem Bild erfüllt,
Auf die Sterne wollt' ich warten,
Die die trübe Nacht verhüllt;
Schwarze Wolken hingen nieder
Zu der Berge fernem Saum,
Und der Nachtigallen Lieder
Bebten wie im ſchweren Traum.

Horch, da ſtiegen ſanfte Laute
Aus dem Blumenbeet hervor,
Und die weiße Lilie ſchaute
Mild und licht zu mir empor.
Duftend dann und durſtend tauchte
Sich ihr Kelch in ſüßen Thau,
Und die ſüße Stimme hauchte
Klagend durch die dunkle Au.

„Hyacinth, du lieber Knabe,
Biſt du wieder mir entflohn?
Ruheſt wiederum im Grabe,
Schönen Frühlings ſchönſter Sohn?
Ach! auf fruchtlos langer Reiſe
Folg' ich dir, ein ſcheues Kind,
Durch des Jahres flücht'ge Kreiſe,
Hyacinth!

Ahnen kann ich deine Nähe,
Mich umweht dein ſüßer Duft,
Mächtig ſtreb' ich in die Höhe
Aus der Knospe grüner Gruft.

Doch vom Zauber streng befangen
Kann ich dann, ein schwaches Kind,
Nie zu dir emporgelangen,
Hyacinth!

Immer sehn und nie erreichen,
Was die Seele lieben muß,
Täuschend nahen und entweichen,
Das ist, o Natur! Dein Schluß.
Laß nach ewigem Verderben
Einmal nur dein armes Kind
Mit ihm leben, mit ihm sterben,
Hyacinth!"

Also sang die Schmerzensreiche
Aufgelöst in weher Lust,
Und das Haupt, das duftend bleiche,
Barg sie an der Rose Brust.
Stille wars im dunklen Garten
Und die Lüfte wehten lind,
Und die hohen Bäume starrten
Traurig auf das arme Kind.

Schnelle Vögel sangen's wieder,
Was die schöne Blume litt,
Sternlein blickten fromm hernieder
Und die Wolken weinten mit.
Um mich tönt' es fern und lange
Durch den weichen Abendwind,
Mit der Liebe vollstem Klange
Sehnend, klagend: Hyacinth!

F. Dingelstedt.

Des Franken Braut.

Hinter Algiers Meeres Küste,
Die der Fränke jetzt sein eigen nennt,
Liegt das Reich der großen Wüste,
Die den Islam nur erkennt.

Mitten durch die Sandeswogen,
Die der Samum giftig jagt,
Sagt, wer kömmt herangezogen,
Wer ist's, der den Ritt gewagt?

Einen Jüngling, jung an Jahren,
Seh' ich dem Pallaste nah'n,
Ganz allein? wo sind die Schaaren
Dieses schönen Pelivan?

Von dem fremden Volk vertrieben,
Floh sein Land der mächt'ge Dey
Blieb allein mit seinen Lieben,
Einsam in der Wüstenei.

Unerschrocken tritt der Franke,
Vor des Fürsten Angesicht,
Nicht der Feind tritt in die Schranke,
Bittend er zum Dey so spricht:

„Eine Blum' hatt' ich gefunden,
Eine Sonne glänzte mir,
Doch sie ist für mich entschwunden
Und verzweifelnd nah' ich dir."

„Gib mir meine Inez wieder,
Deine Tochter, meine Braut,
Sie entführten ihre Brüder
Taub für ihrer Klage Laut."

Und dein Haus soll sie umschließen,
Die hier weilt in tiefem Schmerz;
Laß mich meine Gattin küssen,
Drücken sie an Freundes Herz."

Und der Dey mit seinen Söhnen,
Schauten stumm den Fremdling an.
Sprachen dann in leisen Tönen
Und gereifet war ihr Plan.

Und in tiefen düstren Schweigen,
Blieb der Jüngling ganz allein.
Wird sich ihm die Theure zeigen,
Glänzt ihm noch ein Hoffnungsschein? —

Endlich wieder kehrt der Alte,
Mit ihm seiner Söhne Schaar.
Doch der grause Blick, der kalte,
Zeigt nicht Freude, zeigt Gefahr.

„Schwöre mir bei deinem Glauben,
Bei dem Licht, das uns umgibt,
Daß dir nichts sie könne rauben,
Die du ja so heiß geliebt."

„Und ich will sie dir vermählen,
Deinem Gotte dien' sie treu,
Willst du sie jetzt zur Gattin wählen,
Folge mir," so spricht der Dey.

Und er folgt mit leisem Beben,
Stürzet auf ein Divan hin,
Gott, da lag sie ohne Leben,
Die in Schönheit er sah blüh'n.

Lächelnd selbst dem Tod entgegen,
Zaub'risch schön, ihr Scheideblick,
War ihr letzter Strahl noch Segen,
Deutend auf vergang'nes Glück.

„Alter sprich, und gib mir Kunde
Wessen ist des Dolches Griff,
Wessen Hand schlug jene Wunde,
Die den Engel aufwärts rief?"

„Wessen? ich will ihn dir nennen,
Jenen Stoß hab' ich geführt,
Und willst das Warum du kennen:
Weil ein Franke sie berührt." —

„Leben dürfen nur die Reinen,
Und verflucht, wer sich entehrt.
Ritter sprich, wozu das Weinen,
Hier das Weib, das du begehrt."

Inez, holdes theures Wesen,
Ist der Sarg dein Brautgemach?
Mein Gelübde will ich lösen.
Komm, und zieh mich zu dir nach.

Und er küßt die bleichen Lippen,
Stößt den Dolch sich in das Herz!
Und — umschiffet sind die Klippen,
Und zur Freude wird der Schmerz.

M. Markbreiter.

Eine alte Frau.

Ein stilles Haus; — an Wände, altergrau,
Schließt sich die Gartenmauer, grünbemooset.
Nur selten schlägt an diesen düstern Bau
Der Lärm der Stadt, der in der Ferne toset.

Dieß Haus — für Alle ist's ein sicherer Port,
Die Schiffbruch litten auf des Lebens Welle;
Für müde Pilger ist's ein Ruheort,
Die nicht mehr fern sind von des Zieles Schwelle.

Für alte Kinder ist's ein Waisenhaus,
Für Waisen, die wohl bald den Vater sehen,
Die, heimathlos im fremden Weltgebraus,
Bald freudig ein zur wahren Heimath gehen.

Es ist ein Garbenfeld der Ewigkeit,
Auf eine große Erndte lang' bereitet;
Und jene ernste Stund' ist wohl nicht weit,
Wo durch die Reih'n der düstre Schnitter schreitet.

Es ist ein Haus, wo friedlich still gesellt
Viel alte Menschen bei einander leben,
Ob sie sich nie gekannt sonst in der Welt,
Die Jedem nahm, was sie ihm einst gegeben. —

Ich bin noch jung — des Lebens Wonne liegt
Vor meinen Blicken prangend ausgegossen;
Der Freude heitrer Sommervogel wiegt
Die farb'ge Schwing' auf tausend Blüthensprossen.

Ich habe ja um kein verlornes Glück,
Und kein verlornes Leben noch zu trauern —
Was feſſelt meinen lebensheitern Blick
So ernſt an dieſe altergrauen Mauern?

An einem kleinen offnen Fenſter ſteht
Dort eine alte Frau mit greiſen Haaren;
Viel Jahre ſind ſeit jener Zeit verweht,
Wo jugendroſig dieſe Wangen waren.

Ein alter, blühender Kaſtanienbaum
Ragt an ihr Fenſter mit den grünen Zweigen,
Die koſend, gaukelnd ſich im Frühlingstraum
Dem Winde beugen und entgegen neigen.

Der Abend ſtreut dahin ſein dunkles Gold,
Die blüh'nde Erde leuchtend zu umgolden;
Wie blitzt ſein lichter Strahl, und mährchenhold
Erglühen ihm die weißen Blüthendolden.

Starr blickt ſie vor ſich hin — ſie regt ſich nicht;
Die alterbleichen, ruhigernſten Züge
Umſchmeichelt jetzt der Strahl des Abends licht
Mit holder, lächelndroſ'ger Jugendlüge.

Ob ihr des Lebens ferner Frühling hier
Aus dieſem Blüthenglanz entgegen lächelt?
Ob lind wie leiſes Liebesgrüßen ihr
Der weiche Duft das müde Haupt umfächelt?

Denkt ſie der Zeit, wo ſie, ein ſpielend Kind,
Die Blüthen ſammelte, die auf die Beete

Des Gärtchens hinter ihrem Haus der Wind
Mit lauem Frühlingshauch hernieder wehte?

Denkt sie der Zeit, wo jugendlich erblüht
Sie mit dem Liebsten ging in süßen Träumen,
Und über ihr der Nachtigallen Lied
Der Liebe Sehnen sang in blühn'den Bäumen?

Wie plötzlich dann sie überschüttet hat
Der Abendwind mit tausend Blüthenflocken,
Und ihr der Liebste tändelnd Blatt für Blatt
Des Blüthenschauers las aus blonden Locken?

Geht dann ihr stilles Leben, Bild auf Bild,
An ihrem altertrüben Blick vorüber —
Bald liebesheiter, hold und frühlingsmild,
Bald feindlich kälter, ernster, trauer trüber?

Sieht sie als frohe Braut sich am Altar,
An des Geliebten Seite süß erglühend,
Der Myrthe blüh'nden Kranz im blonden Haar,
Und wie die Ros' an ihrem Busen blühend?

Trägt sie, mit ihm vereint, voll Muth und Lust
Des wirrbewegten Lebens Wechselmühen?
Sieht sie, ein glücklich Weib, an ihrer Brust
In Mutterlust ein holdes Kind erblühen?

Im Flug vorüber rauschen Jahr für Jahr —
Die Traurigletzte, die zurückgeblieben,
Steht sie dann weinend wohl mit greisem Haar
An den begrünten Gräbern ihrer Lieben?

Mir scheint auf diesem stillen Angesicht,
Auf diesen ernsten, alterbleichen Zügen,

Die jugendhell erglühn im Abendlicht,
Jetzt eines Lebens Luſt und Schmerz zu liegen.

Mir iſt, — doch ſieht es nicht der ird'ſche Blick —
Als regte ſich ihr Mund in leiſem Beten. —
Des Abends Glanz erloſch. Sie iſt zurück
In ihre ſtille Kammer nun getreten.

— Noch lange ſtand ich dort in ernſtem Traum;
Ich lehnte ſinnend an der alten Mauer,
Im Abendwinde regte ſich der Baum;
Mein heißes Herz durchbebten kühle Schauer.

Wenn — wie im Herbſt auf blauer Lüfte Bahn
Die Vögel hin zu wärmern Fluren ziehen —
Erſchauernd einſt vor meines Winters Nah'n
Die hellen Träume meiner Jugend fliehen;

Wenn eine Blüthe nach der andern dorrt,
Wenn ſich das Alter naht mit leiſen Tritten — —
Ich bin noch jung! Ihr trüben Bilder, fort! —
— Die Straße hallte unter meinen Schritten.

E. Ferrand.

Dichterſelbſtlob.

Ich bin König eines ſtillen Volks von Träumen,
Herrſcher in der Phantaſieen Himmelsräumen.

Kaiſerkron' und Königskerze mir zu Füßen
Blühen auf, mich, ihren Oberherrn, zu grüßen.

Um die dunklen Locken farb'ge Wolkenbogen
Sind, ein buntgeſteintes Diadem, gezogen.

Alle Frühlingsblumen kommen, vorzutragen
Meinen Ohren ihre ew'gen-Liebesklagen.

Alle Bronnen aus der Schöpfung Tiefen brechen,
Von Geheimniſſen mit mir ſich zu beſprechen.

An der Linken trag' ich Salomonis Siegel,
Mit der Rechten heb' ich Dſchemſchids Weltenſpiegel.

Alle Geiſter ſind des Siegels Unterthanen,
Und die Schöpfung ſchwört zu meinen Sonnenfahnen.

Gegen Nacht und Finſterniß in Kampfesſchranken
Führ' ich eine Schaar von leuchtenden Gedanken.

Kommt, und helft den Himmel auf der Erde ſtiften,
Helft den Tod mir tödten und das Gift entgiften.

Jeden Baum des Lebens ſoll mein Hauch beblättern,
Und die Schlang' am Stamme ſoll mein Arm zerſchmettern.

Morgenwinde, gehet aus auf allen Pfaden,
Mir zum neuen Paradies die Welt zu laden.

Wer zum Druck der Tyrannei muß draußen
weichen,
Eine Freistatt biet' ich ihm in meinen Reichen.

Dort ist Mühsal, Drang, Verfolgung, Noth
und Kummer;
Hier ist Frieden, Eintracht, Stille, Ruh' und
Schlummer.

Ihr Bewohner Dschinnistans, Peris und Dschinnen,
Baut mir hier ein Wunderschloß mit gold'nen
Zinnen.

Bauet mir den Weltpallast mit vielen Zimmern,
Wo vereint die Herrlichkeit der Welt soll schimmern.

Bauet so viel Zimmer mir, als Nationen;
Jede soll mit ihrer Lust in einem wohnen.

Bauet so viel Dächer mir, als Himmelszonen;
Jede soll mit ihrer Pracht auf einem thronen.

In der sieben Prunkgemächer Tepp'che wirken
Soll man Wunderwerk' aus sieben Weltbezirken.

Malerei soll Frühlingsglanz an Wänden weben,
In den Nischen sollen Marmorbilder leben.

Und Musik soll mit den ew'gen Sphärentönen
Alle Lebensstimmen der Natur versöhnen.

O ihr Geister um das Zauberschloß den Garten
Pflanzt mit Bäumen und Gewächsen aller Arten.

Nachtigallen aller Zonen mit den Rosen
Aller Himmel lasset mir zusammen kosen.

O ihr Götter Hindostans, die ihr in Blumen-
kelchen wohnet, kommt zu euren Heiligthumen!

Ihr, gewebt aus Mondesstrahlen, Silf- und Elfen,
Sollet auch mir meinen Park bevölkern helfen.

O ihr dem Olymp entstürzten Griechengötter,
Rettet her zu mir euch gegen eure Spötter.

Bau die Mauern meines Gartens, o Amfion!
Die Delfine meiner Fluthen zügl', Arion!

Zähme meines Hains Wild mit Salten, Or-
feus!
Und die Schaaren meines Traumvolks führ',
o Morfeus!

F. Rückert.

Meine Muse.

Meine Muf' iſt gegangen
  In des Schenken ſein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden
  Und will nicht heraus;
Will Kellnerin werden,
  Will ſchenken den Wein:
Da ſteht ſie am Thore
  Und winkt mir herein.

Und über ihrem Haupte
  Da ſpielet die Luft
Mit grünenden Zweigen
  Und würzigem Duft.
Seht, wie ſie ſich drehet
  So flink, ſo gewandt,
Die Kann' unterm Arme,
  Das Glas in der Hand!

„Herein, lieber Zecher!
  Ich ſchenke dir Wein,
Ich ſchenke dir Lieder
  Noch obendarein.
Nur mußt du hübſch bleiben
  Im Wirthshaus bei mir:
Ich gebe freie Zeche
  Und freies Quartier."

„Drum locke mich nimmer
  Hinaus in den Hain,
Zu einſamen Plagen
  Ob ſehnlicher Pein.

Hier unter den Zweigen,
Vor unserem Haus,
Da schlafen die Leiden
Gar lustig sich aus."

„Auch laß uns nicht schweifen
Umher in der Welt,
Einen Helden zu suchen,
Der allen gefällt.
Gar lang sind die Wege,
Gar kurz ist die Zeit,
Und auf den Karpathen
Sind die Straßen verschneit."

So ließ sie sich hören —
Wer hielte das aus!
Flugs bin ich gesprungen
Ihr nach in das Haus.
Nun schenke mir Lieder
Und schenke mir Wein,
Und rufe mir [illegible]
Gesellen herein. —

Wilhelm Müller.

Nachtstück.

Es fällt ein Stern vom Himmel
Ich fing ihn auf so gern!
Wohin bist du gefallen,
Du wunderschöner Stern?

„In's Meer bin ich gefallen,
Tief in die ſchwarze Fluth;
Das Leuchten muß ich laſſen,
Und in mir brennt die Gluth."

Dianen ſeh' ich wandeln
Wohl über das tiefe Meer.
Was ſchleichſt du, keuſche Göttin,
So traurig hin und her?

„Mein Stern iſt mir gefallen
Tief in die ſchwarze Fluth;
Heraus möcht' ich ihn ziehen:
Wer ſagt mir, wo er ruht?" —

„Ihr Sternlein, helft mir ſuchen,
Steigt nieder auf das Meer,
Mit euren Silberlampen
Schwebt leuchtend um mich her!" —

„Hör' ich die Wogen rauſchen,
Mir iſt's, als ob es ruft —
Will es empor zum Himmel?
Soll ich hinab zur Gruft?" —

So trieben's Mond und Sterne
Die liebe, lange Nacht;
Und weil ich nicht kann tauchen,
Hab' ich ein Lied gemacht.

Wilhelm Müller.

Scipio.

Massa, du bist sehr reich! dein Saal ist voll von Pagen;
Zweimal zehn Meilen ziehn am Flusse die Plantagen
Sich hin, wo man für dich die Baumwollstaude baut;
Wo man das Zuckerrohr für dich mit Messern schneidet.
Wo seine Kraft für dich der Kaffeebaum vergeudet,
Wo in dem Raum des Schiffs man deine Ballen staut.

Massa, du bist sehr reich! wenn unter den Agaven
Der Vogt zusammenruft die Menge deiner Sclaven,
So faßt sie kaum der Platz vor deinem Steinpallast.
Zwölf Pferde reitest du? fünf Schiffe sind dein eigen;
Sie tragen deinen Ruhm in alle Welt; es zeigen
Den Namen, den du führst, die Flaggen hoch am Mast.

Massa, du bist sehr reich! die Tochter des Creolen,
Leicht, wie am Mondgebirg der Zebrastute Fohlen,

Dient dir; — o, welch' ein Mund! o, welch' ein Aug'! welch Haar!
Sie trägt ein Kleid von Flor, gefärbt mit Cochenille;
Erröthend reicht sie dir den braunen, mit Vanille
Gewürzten Frühetrank der Cacaobohne dar.

Massa, du bist sehr reich! dein Jagdhund heißt Diana;
Hat je ein Hund, wie der, die Wälder von Guyana
Durchrannt und stöbernd das Tajassu aufgespürt?
Weit trägt dein Doppellauf; dem hundertfarb'gen Fittig
Des Tukans ruft er: „Halt!" — Du sagst, er sei von Lüttich;
Mit einem Hirschkopf ist der braune Schaft geziert.

Massa, du bist sehr reich! wenn drückend heiß aus Westen
Der schwüle Landwind weht, verschläfst du in Siesten
Die Gluth, der reichste Mann in Paramaribo.
Halbnackt liegst du auf der Vicunnawolle Quito's;
Ich stehe neben dir, und scheuche die Mosskito's;
Ich bin dein Lieblingssclav; du nennst mich Scipio.

Massa, du bist sehr reich! Dongola's Fürstentöchter äßen

Die Speisen, die dein Koch in silbernen Gefäßen
Auf deine Tafel setzt, o Herr, zur Mittagszeit.
Dein Tisch ist voll vom Gut des Landes und der Tiefen;
Das würz'ge Schwalbennest der fernen Lakediven
Und Seltneres ist dir, Herr, keine Seltenheit.

Masso, du bist sehr reich! wer zählte die Gerichte,
Womit man dich bedient, den Wein, die saft'gen Früchte?
Aus deiner Küche tönt den ganzen Tag Geräusch.
Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen,
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch! —

F. *Freiligrath.*

Der Urwald.

Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hielt in tausend Bildern fest.

Wohin das Unglück flüchtet ferneher,
Und das Verbrechen zittert über's Meer,
Das Land, bei deſſen lockenden Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager ſprang,
Und ihr Panier durch alle Stürme ſchwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben,
Die Heimath hätte welcher ſie begraben! —
In jenem Lande bin ich einſt geritten
Den Weg, der einen tiefen Wald durchſchnitten.
Die Sonne war geneigt im Untergang,
Kein Windhauch rauſchte und kein Vogel ſang.
Da ſtieg ich ab, mein Roß am Quell zu tränken,
Mich in den Blick der Wildniß zu verſenken.
Vermildernd ſchien das helle Abendroth
Auf dieſes Urwalds grauenvolle Stätte,
Wo ungeſtört das Leben mit dem Tod
Jahrtauſendlang gekämpft die ernſte Wette.
Umſonſt das Leben hier zu grünen ſucht,
Erdrücket von des Todes Ueberwucht,
Denn endlich hat der Tod, der ſtarke Zwinger,
Die Fauſt geballt, das Leben eingeſchloſſen,
Es ſucht umſonſt, hier, dort hervorzuſproſſen,
Durch Moderſtämme, dürre Todesfinger.
Wohin, o Tod, wirſt du das Pflanzenleben
In deiner ſtarken Fauſt, und meines heben?
Wirſt du ſie öffnen? wird ſie ewig ſchließen?
So frug ich bange zweifelnd und empfand
Im Wind das Fächeln ſchon der Todeshand,
Und fühlt' es kühler ſchon im Herzen fließen.
Und lange lag ich auf des Waldes Grund,
Das Haupt gedrückt ins alte, tiefe Laub,
Und ſtarrte, trauriger Gedanken Raub,
Dem Weltgeheimniß in den finſtern Schlund.

Wo ſind die Blüthen, die den Wald umſchlangen?
Wo ſind die Vögel, die hier luſtig ſangen?
Längſt ſind die Blüthen und die Vögel fort,
Nun iſt der Wald verlaſſen und verdorrt.
So ſind vielleicht gar bald auch mir verblüht
Der Ahnung frohe Blumen im Gemüth,
Und iſt der Wuchs des Lebens mir verdorrt,
Sind auch die Vögel, meine Lieder fort;
Dann bin ich ſtill und todt, wie dieſer Baum
Der Seele Frühling war, wie ſeiner — Traum.
Als einſt der Baum, der nun in Staub verwittert,
So ſehnſuchtsvoll empor zum Lichte drang
Und ſeine Arme ihm entgegenrang,
Als nach dem Himmel jedes Blatt gezittert,
Und als er ſeinen ſüßen Frühlingsduft
Beſeelend ſtrömte weithin in die Luft —
Schien nicht ſein ſchönes Leben werth der Dauer,
Und ſtarb es hin, iſt's minder werth der Trauer,
Als mein Gedanke, der ſich ewig wähnt?
Und meine Sehnſucht, die nach Gott ſich ſehnt? —
So lag ich auf dem Grunde ſchwer beklommen,
Dem Tode nah, wie nie zuvor, gekommen,
Bis ich die dürren Blätter rauſchen hörte,
Und mich der Hufſtritt meines Roſſes ſtörte;
Es ſchritt heran zu mir als wollt' es mahnen
Mich an die Dämmerung und unſre Bahnen;
Ich aber rief: iſts auch der Mühe werth,
Noch einmal zu beſchreiten dich, mein Pferd?
Es blickt mich an mit ſtiller Lebensluſt,
Die wärmend mir gedrungen in die Bruſt,
Und ruhebringend wie mit Zaubermacht.
Und auf den tiefeinſamen Waldeswegen

Ritt ich getrost der nächsten Nacht entgegen,
Und der geheimnißvollen Todesnacht.

Nicolaus Lenau.

Der Schiffsjunge.

1.

Das wilde, schäumende Roß,
Gejagt von der Sporen scharfem Stoß
Auf krummgewundener Reiterbahn
Mit seitwärts geneigtem Leibe stürmt:
So fliegt, wie die Fluth sich senkt und thürmt,
Das Schiff die Wellen hinab, hinan,
Von mächtigem Seitenwinde gefaßt,
Mit tief vorüber geneigtem Mast.

Es braust das Meer, es kracht und stöhnt
Des beladnen Fahrzeugs schwere Wucht
Auf seiner rastlos eiligen Flucht;
Der Matrosen freudiges Hurrah! tönt.
Der Steuermann am Ruder steht,
Das Rad mit gewaltigen Armen dreht,
Stets blickend scharf auf's zitternde Schwanken
Der Boussole mit mancherlei frohen Gedanken:
Er überzählt sein Geldchen im Stillen;
Schon hört er am Strande die Fidel klingen,
Wo blühende, lustige Dirnen springen,
Die gern dem Seemann sind zu Willen.

Vergnügt, die Heimath wiederzusehn,
Am Verdeck frisch auf und niedergeht

Weghaltenden Schritts der Kapitän,
Und lächelnd empor in die Segel späht,
Die voll ihm schwellen zur Augenlabe
Von des Windes köstlicher, flüchtiger Habe.

Dort klettert ein Junge gar flink und heiter
Die Sprossen hinauf der schwankenden Leiter;
Schon hat er erreicht in munterer Hast
Die höchsten Segel am stolzen Mast:
Den Lüftefanger, den Wolkenraser,
Den Mondespflücker, den Sternengraser;
Da bricht das morsche Tau entzwei,
Woran er geschwebt, — ein banger Schrei —
Er stürzt hinunter in's Meer,
Und über ihn stürzen die Wellen her.

Umsonst, Matrosen, ist euer Bemühn
Den Jüngling zu retten, er ist dahin!
Wie hungernde Bestien stürzen die Wellen
Dem Opfer entgegen, sie schnauben und bellen;
Schon hat ihn die eine wüthend umschlungen,
Und über sie kommen die andern gesprungen,
Die um die Gierige neidisch schwärmen
Mit schäumenden Rachen und wildem Lärmen.
Die Sonne wiederum zu Himmel steigt,
Da ruhn die Winde, jede Welle schweigt,
Und traurig steht der feiernde Matrose,
Nachdenkend seinem wandelbaren Loose.
Klar blickt der alte Mörder Ozean
Dem Himmel zu, als hätt' er nichts gethan.

2.

Aus des Frühlings warmen, weichen Armen
Riß das schnelle Unglück ohn' Erbarmen
Ihn hinunter in das tiefe Meer.
Ueber ihm und seinen Jugendträumen
Seht ihr nun die kalten Wogen schäumen,
Seine Heimath grüßt er nimmermehr.

Oder hat der Frühling eine Kunde
Senden wollen nach dem kühlen Grunde,
Als er diesen Jüngling fallen ließ?
Sammeln sich um ihn die Seejungfrauen,
Froherstaunt in der Korallenauen
Stillem, trübe dämmerndem Verließ?

Flechten sie schon freudig und erschrocken,
Schöner Fremdling, in die nassen Locken
Muscheln dir zum weißen Rosenkranz?
Werden sie in ihren Felsenriffen
Nicht von dunkler Sehnsucht schon ergriffen
Nach des Erdenfrühlings heitrem Glanz?

Nicolaus Lenau.

Lethe.

Herz, vergiß die trübe Stunde
Von dem Kampf der Nationen,
Von den umgestürzten Thronen,
Jedes Wort aus Rednermunde!

Komm herab in jene Laube,
Wo der Lärm der Welt verſiegt
Und die farbig ſchöne Taube
Traut ſich an den Gatten ſchmiegt.

Daß in Zeiten du geboren,
Wo die Hoffnung alle Tage
Mutter wird von — einer Klage:
Ach, vergiß, was du verloren.
Von den Wolken der Geſchichte,
Die ſich thürmen Grau in Grau,
Blick' empor zum goldnen Lichte
An der Dichtung ſanftem Blau!

Denk' nicht derer, die in Kammern,
Vor dem holden Tag geflohen,
Zwiſchen Mauern, himmelhohen,
Ihrer Jugend Traum bejammern!
Tritt heraus in grüne Matten
Wo der Vogel Freiheit ſingt,
Und bemooster Eichen Schatten
Sich zum kühlen Dach verſchlingt.

Denk nicht, welches Blut gefloſſen
Und nicht, welche Thränenbäche!
Sorge du nicht: wer es räche,
Und warum es ward vergoſſen!
Jeder Kummer, der dich kränket,
Reiß' ihn von der Seele los!
Sei auf immer es verſenket
In des Bechers Purpurſchooß!

Laß ſie kriegen, laß ſie haſſen!
Wolle helfend nicht vermitteln,

Nicht den Sand der Weltuhr rütteln
Nur das Nächste mußt du fassen.
Hör des Mädchens liebend Schelten,
Die ob deinem Gram nur klagt,
Und: ob nichts sie dir darf gelten?
Dich mit sanftem Vorwurf fragt.

Hier sei Tempe dir und Lethe!
Rufe rückwärts deine Sorgen!
Um ein allzeit fröhlich „Morgen"
Schick zum Himmel die Gebete!
Schnell entflieht der Gram von gestern,
Wölkchen gleich am Himmelsrand;
Immer frisch! die raschen Schwestern
Füllen dir mit Glück die Hand!

Ach! umsonst, daß im Genusse
Ich die Seele will betäuben!
All die bunten Farben stäuben
Weg bei meinem ersten Kusse!
Saitenlos der Freude Zither!
Aller Vögel Ruf verhallt!
Der Pocal so gallenbitter!
Der Geliebten Mund so kalt!

Ziehen möcht' ich in die Wüste,
Wo die Winde weh'n so traurig,
Und die Brut der Löwin schaurig
Wimmert um der Mütter Brüste;
Wo die Wuth im Schlaf und Wachen
Lechzend Blut und Wollust heischt,
Und der Tiger seinen Rachen
An des Cactus Dorn zerfleischt.

Dann vielleicht, wenn übertroffen
Von der Wüste Mord und Wehe

Ich der Menschheit Schicksal sähe,
Könnt' ich noch Versöhnung hoffen!
Vor der Wildniß Grau'n erbleichte
Nie der Völker Mißgeschick,
Und die Wuth der Tiger scheuchte
Zu den Menschen mich zurück.

G. Pfizer.

Sankt Alban.

Wohl vor zwölfhundert Jahren,
Da lag dies Land gar wild,
Der Wald mit Thiereschaaren,
Der See mit Gift erfüllt:
Denn an des Kreuzes Stelle
Ein schlimmer Felsen war,
Der stellt', zur Lust der Hölle,
Des Satans Bildniß dar.

Kalt wie des Mondes Strahlen,
Blickt er in's Land hinein,
Zum Fluch den Höh'n und Thalen;
Statt Blumen wuchsen Stein',
Statt Menschen wurden Drachen,
Statt Fischlein Schlangen im See,
Die Hölle sah's mit Lachen,
Und pries das Bild der Höh'.

Da kam vom fernen Strande
Sankt Alban, stark und kühn,

Zu diesem wilden Lande,
Zu diesem Felsen hin.
Ihn faßt' des Landes Jammer,
Er sprang zum Felsenwall,
Zerschlug mit starkem Hammer
Das Bild, — es fiel mit Schall.

Dankvoll, daß ihm's gelungen,
Kniet' er dort auf den Höh'n,
Der Fels, der war zersprungen,
Ein Kreuz daraus blieb steh'n.
Und wie dasselbe blickte
Weit in das Land hinein,
Man Ros' und Lilie pflückte
In lindem Maienschein.

Da lagen in den Klüften
Erdrückt die Drachen all,
Da sang in Blumendüften
So manche Nachtigall,
Viel Fischlein, silberhelle,
Waren im See zu schau'n,
Und an Sankt Albans Stelle
Da knieten zarte Frau'n.

Justinus Kerner.

Herzog Ulrich.

„Spiel auf, spiel auf, mein Edelknab,
Die Lieb all, die ich im Herzen hab!

Blas, blas im stillen Schlafgemach
Mit hellem Klang mein Liebchen wach.
Sie weiß wohl, wer so süße
Sie grüße."

Der Knabe bläst, das Waldhorn klingt,
Zur Schönsten auf das Lied sich schwingt;
Es weht der Wind, der Vorhang weht,
Eine Jungfrau hold am Fenster steht,
Sie ahnt, wer auf den Straßen
Mag blasen.

Das Waldhorn klang, die Schöne stand,
Das Waldhorn schwieg, die Schöne schwand,
Das Waldhorn ruft: „Gut Nacht, gut Nacht,
Hast mich um meine Ruh gebracht."
Und lieblich flüstert's nieder:
„Bald wieder."

Der Herzog und sein Edelknab,
Sie ritten wohl die Straß' hinab;
Sein Sinn ist trüb, sein Haupt ist schwer,
Er spricht, und redet sonst nichts mehr,
Und zieht die Brauen nieder:
„Wann wieder?"

Und in des Waldes grünen Hall'n,
Da buhlen süß zwei Nachtigall'n.
Er jagt sein Roß mit Gert und Sporn,
Wild setzt er über Heck und Dorn:
Den Vögelein muß er neiden
Die Freuden.

Zu Stuttgart vor seinem Herzogschloß,
Da stürzt ihm entgegen der goldne Troß,

Da funkert und glitzt es im Feierkleid
Von Hochzeitdamen und Herren heut;
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Lang harret im Saale die Braut schon fein,
Die Vaterfürstin, die muß er frei'n.
Er giebt ihr die Hand, das Herz doch nicht,
Der Priester Segen und Amen spricht.
So werden sie Eheleute
Noch heute.

Im Stuttgarter Schlosse da glänzt es und blinkt's,
Im Stuttgarter Schlosse da klingt es und singt's.
Das Auge trunken der Tag zumacht,
Im Hochzeitsaale da wird es nicht Nacht,
Hell, lustig flackern die Kerzen
Und Herzen.

Viel köstlich Geschmeide, viel buntes Gewand,
Den Schönsten reichen die Schönsten die Hand,
Sie tanzen den Saal hinab und hinauf,
Gar fröhlich spielen die Spielleut auf,
Der Bräutigam fehlt nur zum Feste,
Das Beste.

Der reitet schon ferne den Wald hinan,
Die Tannenbäum' sehen so traurig ihn an,
Gen Nürtingen geht's in flugschnellem Lauf,
Das Waldhorn erklinget die Straße herauf:
„Wach auf, wach auf, dort im Stübchen,
Mein Liebchen!"

Das Waldhorn klinget so süß, so weh:
Fahr wohl, mein Lieb, ade, ade!
Es klinget, wie wenn ein Herz zerbricht,
Und er sendet ihr Ros' und Vergißmeinnicht,
Sie sendet Je länger je lieber
herüber.

Das Waldhörn klagt, das Waldhorn klingt,
Wie wenn ein liebend Herz zerspringt.
Und er jagt zurück über Berg und Thal,
Und er steht im hellen Hochzeitsaal:
„Rast, rast, ihr Trommeten und Geigen,
Zum Reigen!"

„Blast, blast, und sprängen die Zinken euch!"
Und er fasset die Braut zum Tanze sogleich;
Da spielt die Musik wie in wildem Zorn,
Er hört nicht ihr Gellen, er hört nur das Horn,
Das Waldhorn, klingend voll Schmerzen
Im Herzen.

W. Zimmermann.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrthe geschmückt und dem Brautgeschmeid,
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt in den Zwinger des Löwen, er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weint zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern,
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O wär ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Thier;
Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
Hinaus in die Fremde den fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell',
Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu,
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt,
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er ſtellt an die Thür ſich des Zwingers zur Wacht,
Er ſchwinget den Schweif, er brüllt mit Macht,
Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt ſich verworren Geſchrei,
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei;
Ich ſchieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, ſchäumend vor Wuth.

Die Unſelige wagt's, ſich der Thüre zu nah'n,
Da hält er verwandelt die Herrin an;
Die ſchöne Geſtalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerriſſen, entſtellt in dem Staub.

Und wie er vergoſſen das theure Blut,
Er legt ſich zur Leiche mit finſterm Muth,
Er liegt ſo verſunken in Trauer und Schmerz
Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

A. v. Chamisso.

Die Gräber zu Ottenſen.

Erſtes Grab.

Zu Ottenſen auf der Wieſe
Iſt eine gemeinſame Gruft:
So traurig iſt keine wie dieſe
Wohl unter des Himmels Luft.

Darinnen liegt begraben
Ein ganzes Volksgeschlecht:
Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben,
Zusammen Herr und Knecht.

Die rufen Weh zum Himmel
Aus ihrer stummen Gruft,
Und werden's rufen zum Himmel
Wenn die Trommet' einst ruft.

Wir haben gewohnt in Frieden
Zu Hamburg in der Stadt,
Bis uns daraus vertrieben
Ein fremder Wütherich hat.

Er hat uns ausgestoßen
Im Winter zur Stadt hinaus.
Die hungernden, nackenden, bloßen,
Wo finden wir Dach und Haus!

Wo finden wir Kost und Kleider,
Wir zwanzigtausend an Zahl?
Die andern schleppten sich weiter,
Wir blieben hier zumal.

Die andern nahmen die Britten,
Und andre die Dänen auf;
Wir brachten mit müden Schritten
Bis hierher unsern Lauf.

Wir konnten nicht weiter keuchen,
Erschöpft war unsere Kraft;
Frost, Hunger, Elend und Seuchen,
Sie haben uns hingerafft.

Ein ungeheurer Knäuel,
Zwölfhundert oder mehr:
Es zieht sich über den Gräuel
Ein dünner Rasen her.

Der deckt nun unsre Blöße,
Ein Obdach er uns gab.
Man merkt des Jammers Größe
Nicht an dem kleinen Grab."

Zweites Grab.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirch' ist noch ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Saamen
Wird nie vergessen sein.

Von Braunschweig ist's der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug.

Hat, wo er war geboren,
Nicht dürfen sterben erz
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hieher;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte sterben
Erst allen Schmerz empfand.

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh' es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sich's hier gesenket,
Doch hebt sich's, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der Zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr ward ich ja.

O Feldherrnamt, wie grausend!
Um mich den Feldherrn her
Gelagert sind die Tausend,
Ein großes Schmerzenheer.

Euch hat auf andern Pfaden,
Und doch aus gleichem Grund,
Der Tod hierher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde,
Noch geht im Purpur itzt.

Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehn
Dem Fremden, und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könne wohl euch nützen;
Doch fiel nun der auch schon.

Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl' ich brennen,
Die Spalt' in meinem Haupt.

Drittes Grab.

Zu Ottensen, von Linden
Beschattet, auf dem Plan
Ist noch ein Grab zu finden:
Dem soll, wer trauert, nahn.

Dort in der Linden Schauer
Soll lesen er am Stein
Die Inschrift, daß die Trauer
Ihm mag gelindert sein.

Mit seiner Gattin lieget
Und ihrem Sohne dort
Ein Sänger, der besieget
Den Tod hat durch ein Wort.

Es ist der fromme Sänger,
Der sang des Heilands Sieg,
Zu dem er, ein Empfänger
Der Palm', im Tod entstieg.

Es ist derselbe Sänger,
Der auch die Hermannsschlacht
Sang, eh vom neuen Dränger
Geknickt ward Deutschlands Macht.

Ich hoffe, daß in Frieden
Er ruht indeß in Gott,
Nicht sah bei uns hienieden
Des Feinds Gewalt und Spott.

Und so auch ruht' im Grabe
Sein unverstört Gebein,
Als ob geschirmt es habe
Ein Engel vorm Entweihn.

Es sind der Jahre zehen,
Voll Druck und Tyrannei,
Voll ungestümer Wehen,
Gegangen dran vorbei.

Sie haben nicht die Linden
Gebrochen, die noch wehn,
Und nicht gemacht erblinden
Die Schrift, die noch zu sehn.

Wohl hat, als dumpfer Brodem
Der Knechtschaft uns umgab,
Ein leiser Freiheitsodem
Geweht von diesem Grab.

Wohl ist, als hier den Flügel
Die Freiheit wieder schwang,
O Klopstock, deinem Hügel
Enttönt ein Freudenklang.

Und wenn ein sinn'ger Walter
Umher die Gräber jetzt
Beschaut, tret' er nach aller
Beschaun an dieß zuletzt.

Wenn dort ein trübes Stöhnen
Den Busen hat geschwellt,
So ist als zum Versöhnen
Dies Grab hierher gestellt.

Die Thränen der Vertriebnen,
Des Feldherrn dumpfe Gruft,
Verschwinden vorm beschriebnen
Stein unterm Lindenduft;

Wo wie in goldnen Streifen
Das Wort des Sängers steht:
Saat, von Gott gesät,
Dem Tag der Garben zu reifen

Der Invalide.

Ein greiser Invalide
Saß auf der Lagerstatt,
Wundkrank an manchem Gliede,
Und flehte sterbensmatt:

„Noch einmal möcht' ich sehen
Des großen Kaisers Bild,
Noch einmal vor Ihm stehen,
Wie einst im Schlachtgefild'.

„Dann werd' ich ohne Grauen,
Voll Muth und Zuversicht
Den Tod in's Antlitz schauen,
Bis mir das Auge bricht."

Er sinkt zurück vor Schwäche,
Sie tragen ihn zum Saal;
Dort glänzt des Bildes Fläche
Im sanften Abendstrahl.

Sie heben ihn vom Lager,
Es stützt ihn manche Hand;
So steht er, bleich und hager,
Dem Kaiser zugewandt.

Da träumt der Invalide
Sich in die Schlacht marschirt,
Und sich auf's neu' im Gliede
Vom Kaiser commandirt.

Sein Herz ist kampfestrunken,
Er ruft im Jubelton,

Im Blicke Siegesfunken:
„Hoch, hoch, Napoleon!“

Und als er so gesprochen,
Lallt er kein Wörtchen mehr;
Sein Auge starrt gebrochen,
Sein Körper ist so schwer.

Auf dem entschlaf'nen Greise
Spielt sanft das Abendroth;
Rings sprechen alle leise:
„Ein schöner Heldentod!“

Adolf Bube.

Meine Tageszeiten.

Wenn Grüße von Dir kommen,
Alsbald in meiner Brust
Ist heller Tag erglommen
Mit süßer Morgenluft.

Wenn ich Dich einsam sehe,
So tritt der Mittag ein,
Da strahlet aus der Höhe
Der Sonne Licht allein.

Und bist Du mir im Kranze
Von Deinen Lieben nah,
Mit Mond und Sternenglanze
Ist dann der Abend da.

Und wenn Du mir entſchwunden,
Dann iſt es für mich Nacht,
Da werden meine Stunden
In Träumen hingebracht.

Adolf Bube.

Der Stein.

Sieh den behenden Knaben,
Wie er den glatten Stein
Mit ausgeholtem Schwunge
Wirft in den Teich hinein.

Er wühlt die Fläche plätſchernd
Empor im Niederfall,
Und zieht gedehnte Kreiſe
Im ſchwanken Fluthkryſtall.

Gleicht nicht das Wort dem Steine?
Bevor es uns entflieht,
Kann wohl der Geiſt beſtimmen,
Wie viel es Kreiſe zieht?

Adolf Bube.

Der Invalide.

Im Gartenplan vor der Schenke
Sitzt der alte Invalid,
Erzählt von Schlachten und Siegen
Und ſingt manch flammend Lied.

Des Dorfes blühende Jugend
Umlagert ihn rings im Gras,
Die roſigen Mädchen füllen
Gar fleißig ihm das Glas.

Ein Kindlein auf ſeinem Schooße
Spielt ihm in Bart und Haar;
Mit ſeinem Stock und Säbel
Steht Wacht ein Knabenpaar.

Des Dorfes Schulmagiſter,
Der Kinder grimmer Tyrann,
Sein alter Spielkamerade
Sitzt neben dem Krückenmann.

Jetzt ſtreift der Invalide
Den einen Aermel hinauf:
„Nun will ich euch was erzählen,
Nun, Kinder, horchet auf!“

Und näher rückt dem Greiſe
Aufhorchend der Knaben Schwarm:
Weh, was für böſe Schnörkel
Trägt eingebrannt dein Arm?

„Ich will die Zeichen euch löſen,
Schlimm ſind die Züge nicht!
Denn wer ſie verſteht, dem deuten
Sie die halbe Weltgeſchicht'!

„Am blühenden Strand der Loire
Wuchs ich zum Jüngling heran,
Da lächelte wie ein Bräutchen
Holdſelig das Glück mich an.

„Am blühenden Strand der Loire
Ward ein herrliches Mädchen mein;
Da schnitt in den Arm dieß Herzlein
Und unsere Namen ich ein.

„Da schien zu Paris der König
Mir gegen mich nur ein Wicht;
Zwar kannt' ich nur aus den Münzen
Sein gutes, rundes Gesicht.

„Oft fragt' ich, warum auf den blanken
Sein Kopf allein wohl steht?
Wie hätt' ichs damals errathen,
Daß ich nun gar ein Prophet!

„Einst klang's und flammt' es im Thale
Von Feldruf und Waffenschein,
Und jubelnde Schaaren brachen
Halbnackt und wild herein.

„Sie schwangen blutrothe Mützen
Auf hohen Lanzen empor,
Sie jauchzten: Freiheit, Freiheit
In vollem rauhen Chor.

„Der Klang thät mir gefallen,
Ich trat in ihre Reihn,
Sie brannten die flammende Mütze
Als Bundeszeichen mir ein.

„Einst trat vor unsre Schaaren
Ein Mann gar ernst und bleich;
Er frug nicht, ob wir gehorchten?
Er gebot, wir folgten sogleich!

„Er hielt einen ſtolzen Adler
In ſeiner kräftigen Hand,
Er rief mit donnernder Stimme:
Für Ruhm und Vaterland!

„Sein Ruf that uns gefallen,
Wir folgten mit Jubelgeſchrei;
Oft mocht's uns dünken, als ob er
Wohl ſelbſt der Adler ſei.

„Der Aar that gute Flüge,
Er hielt nur kurze Raſt
Auf Afrika's Pyramiden,
Auf Moskau's Zarenpallaſt;

„Zu Wien auf dem Stephansthurme,
Auf dem Vatikan zu Rom;
Am liebſten von Notre Dame
Sah er auf der Völker Strom.

„Bei Mörſerklang und Feldruf
Und Siegesflammenſchein
Brannt' auf den Arm den Adler
Mit glühendem Stahl ich ein.

„Der Aar that gute Flüge,
Zuletzt entſchwand er dem Blick,
Und ach wir ſahn ihn nimmer,
Und nimmer kam er zurück!

„Drauf drängten uns fremde Schaaren,
Sie ſtrömten Hord' auf Hord',
Ei alte Bekannte aus Feldern
Von Süd und Oſt und Nord!

„Sie riefen: Frieden, Frieden!
So riefen seit Jahren sie schon.
Doch wie sie sonst es riefen,
Klang's einen ganz andern Ton.

„Rechtmäßigkeit und Frieden!
So riefen sie All' im Verein,
Und brannten die Städte uns nieder
Und stampften die Saaten uns ein.

„Sie schleuderten Friedenspalmen
Mit blutigen Schwertern empor,
Und krachende Kanonen
Spien weiße Lilien hervor!

„Solch eine glühende Blume
Fiel auf den Arm auch mir,
Und eingebrannt blieb seither
Das Zeichen der Lilie hier.

„So trag' ich auf meinem Arme
Die halbe Weltgeschicht';
Herz, Mütze, Adler und Lilie,
Die geben mir treuen Bericht!

„Die Mütze ist längst zerrissen,
Der Aar flog ins Sonnenlicht,
Einst welken auch die Lilien
So wie dieß Herz einst bricht.

„Ich setze meinen König
Zu meinem Erben ein,
Und dieser Arm mit den Schnörkeln
Der soll sein Erbstück sein.

„In ein vergüldetes Käſtlein
Leg' er den Arm ſodann,
Wie jener alte König
Mit den Liedern Homers gethan.

„Der las des Tages mindſtens
Ein Verslein, einen Spruch;
So leſe mein König fleißig
In meinem Hiſtorienbuch.

„Nun, Pädagog, was ſagt ihr
Zu meiner Weltgeſchicht'?" —
Der meint: In usum Delphini
Wär' ſie ſo übel nicht.

Anastasius Grün.

Der alte Komödiant.

Der Vorhang rauſcht und fliegt empor,
Ein alter Gaukler tritt hervor,
Mit Flitter ſattſam ausſtaffirt,
Sein ehrlich Antlitz roth beſchmiert.

Du alter Mann mit dem weißen Haar,
Wie dauerſt du mich im Herzen gar,
Der du vorm Grabe gaukelnd ſpringſt,
Damit du vom Pöbel ein Lächeln zwingſt!

Ein Lächeln über ein greiſes Haar
Und über die nahe Todtenbahr'!

Dieß eines Lebens höchster Preis!
Des deinen, armer, armer Greis!

Des Greises Hirn ist schwach und alt,
Der Liebsten selbst vergißt er bald,
Du aber zwängst mit Müh' und Pein
Noch eitlen Floskelkram hinein.

Des Greises Arm ist abgespannt,
Man sieht nur noch die müde Hand
Zum Segen für Kind und Enkel erhöht,
Und fromm gefaltet zum Gebet.

Doch deine Hand schlägt fort und fort
Den tollen Takt zu wüstem Wort,
Und all' die Mühe, armer Mann,
Damit der Pöbel lachen kann!

Und schmerzt dich auch dein morsch Gebein,
Ei was, 's ist längst ja nimmer dein!
Du magst wohl weinen, alter Mann,
Wenn nur die Menge lachen kann! —

Der Greis sich in den Lehnstuhl setzt,
Ei, wie das seine Glieder letzt.
„Der macht sichs auch bequem, fürwahr!"
So murmelts spöttisch durch die Schaar.

Mit leisem, abgebrochnen Ton
Beginnt er mühsam seinen Sermon.
„Der hält nun auch kein Schlagwort mehr!"
So zürnt es strafend ringsumher.

Der Greis lallt nur manch tonlos Wort,
Die Stimme bebt, es will nicht fort;
Noch ist sein Spruch nicht ganz heraus,
Da schweigt er, als ging sein Athem aus.

Das Glöcklein schellt, der Vorhang sinkt,
Wer ahnts, daß ein Todtenglöcklein klingt?
Die Menge trommelt und pfeift dabei,
Wer ahnts, daß ein Leichenlied dieß sei?

Der Alte lehnt im Stuhle todt,
Doch Leben heuchelt der Schminke Roth,
Die auf dem Antlitz blaß und kalt,
Wie eine große Lüge, prahlt.

Sie blieb auf des Alten Angesicht,
Wie eine Grabschrift, die da spricht,
Daß alles Lug und Trug und Dunst,
Sein Leben, Treiben, seine Kunst!

Sein Wald, gemalt auf Leinwand grün
Rauscht über sein Grab nicht klagend hin
Es ist sein ölgetränkter Mond
Um Todte zu weinen nicht gewohnt.

Die Kunstgenossen umstehn den Greis
Und Einer spricht zu seinem Preis:
„Heil ihm, denn, traun, ein Held ist der,
Der auf dem Schlachtfeld fiel, wie er!"

Ein Gauklerdirnlein als Muse gar
Legt dann dem Greis ins Silberhaar
Den grünpapiernen Lorbeerkranz,
Vom vielen Gebrauch zerknittert ganz.

Zwei Männer sind sein Leichenzug,
Die sind, den Sarg zu tragen, genug;
Und als sie ihn zu Grabe gebracht,
Hat Niemand geweint und Niemand gelacht.

Anastasius Grün.

Der Sänger und die Fürstin.

„„Was sitzt der Sänger mir so stumm
Beim freudenreichen Mahle?
Ihr Ritter, noch einmal herum
Laßt kreisen die Pokale!
Der Harfner leer' ihn bis zum Grund
Und sing' uns, was auf Erden
Das Liebste ihm ist zur Stund.““

Der Herzogs rieſs. In lichtem Schein
Erglüh'n des Harfners Wangen,
Und an des Fürſten Töchterlein
Stumm seine Blicke hangen,
Als wisse sie, die holde Maid,
Die schöne Adelgunde,
Wohl um sein Herzeleid.

Er spricht: „Erfüllt sei dein Begehr,
O Fürſt, ich will es wagen,
Wird mir das Singen heut auch schwer;
Will dir mein Liebſtes sagen.
Nur Eines bitt' ich: zürne nicht,
Wenn heut aus meinem Liede
Gar düſtrer Ernſt dir spricht.“.

Und drauf von Fräulein Adelgund
Blickt er zum Weinpokale.
Er setzt ihn hastig an den Mund,
Leert ihn mit einem Male,
Und schaut nun frei und froh umher
Und aus den vollen Saiten
Rauscht sein Gesang daher:

„Nicht Gold, nicht Edelstein,
Kein güldenes Geschmeide,
Nur zweier Augen Schein
Sind Sängers Augenweide;
Zwei Augen himmelrein,
Verklärt von seliger Liebe,
Von Lieb, sind Sängers Freude.

„Wie's heimlich in mir quillt,
So muß ich's offen zeigen.
Stamme, woher du willt,
Die Schönheit ist dir eigen,
Stamme, woher du willt,
Kann ich von meiner Liebe,
Von Lieb' zu dir wohl schweigen?

„Was gilt die Scheidewand
Von Hoch mir und Geringe?
Was kümmert mich der Stand,
Wenn ich mein Herz dir bringe?
Was kümmert mich der Stand
Wenn ich von Liebe, Liebe,
Von meiner Liebe singe?

„Aus Herzens tiefster Lust
Hab ich dies Lied gesungen.

O, wär's in deine Brust
Doch siegreich eingedrungen:
Nicht Weines Labetrank,
Ein Kuß von deinen Lippen,
Ein Kuß von dir nur sei mein Dank."

Da ruft ein Ritter zornentbrannt:
„Halt an, halt an, du Frecher!
Du glaubtest wohl, dein Lied verstand
Kein einziger der Zecher?
Laß ab, laß ab, du armer Wicht!-
Dem armen Lautenschläger
Erblüht die Fürstin nicht."

Er ruft's und lacht. Und hell erglüh'n
Des Harfners bleiche Wangen,
Und an der jungen Herzogin
Stumm seine Blicke hangen,
Als wisse sie, die holde Maid,
Die schöne Adelgunde
Wohl um sein Herzeleid.

Und diese grüßt ihn still und mild
Und schlägt das Auge nieder,
Und hebt's, von Thränen angefüllt,
Zu ihm hinauf dann wieder.
Sie blickt ihn lange lächelnd an
Und läßt den Handschuh fallen, —
Er sieht's — und fliegt heran:

„Das Pfand, so eurer Hand entsank,
Darf ich's am Hute tragen? —
O Gott, wie will ich euch zu Dank
Dann meine Harfe schlagen!

Sie lebe eurer Schönheit ganz,
Und wie ein Stern im Morgen
Verström' mein Lied in euerm Glanz."

Die Ritter schweigen all zu mal.
Die Maid nur kann nicht schweigen.
Sie eilt zum Ritter ihrer Wahl
Und thät sich zu ihm neigen:
„Nicht Weines Labetrank,
Ein Kuß von meinen Lippen,
Mein Herz sei deines Liedes Dank!"

Und als erröthend ihm die Maid
Den Brautkuß hat gegeben,
Da ruft der Sänger hoch erfreut:
„Nun darf' auch ich mich heben,
Herr Ritter, lassen wir den Schmaus!
Ich geh' voran. Ihr folget
Mir wohl zum Hochzeitstrauß?"

Max. Rosenhayn.

Der Geist in der Natur.

Was in der Welt die regen Kräfte treibt,
Was in der Erde wohnt und Leben sprüht,
Den Edelstein mit Feuerglanz durchglüht,
Der Meeresfluth den gleichen Pulsschlag schreibt,
Dem Sonnenheere sichre Bahnen weist,
Daß Stern an Stern im ew'gen Takte kreist:

Was in der Pflanze Adern aufwärts steigt,
Die Traube reift an goldnem Sonnenstrahl,

Der Lilie unschuldschöne Wange bleicht,
Mit zartem Grüne kleidet Wald und Thal:

Was des Polypen kurze Arme regt,
Des Schmetterlinges zarte Schwingen hebt,
Der Nachtigall das kleine Herz bewegt,
Was in des Dichters reger Seele lebt:
Wer nennt mir diese wundersame Kraft,
Die so geheimnißvoll dies Alles schafft? —

Es ist der Geist der Sehnsucht und der Liebe,
Der allen Wesen innigst zugesellt,
Jedwede Knospe, wie den Busen, schwellt
Und thätig hält das große Weltgetriebe.
Es ist der Geist der Ordnung, dessen Walten
Die Kräfte mißt und alle pflegt und wägt,
Nach dessen Norm die Keime sich gestalten,
Der alle Dinge formt und stellt und trägt:
Es ist der Trieb des schöpferischen Lebens,
Der stille Fleiß, der Drang des Vorwärtsstrebens.
O, Geist der Liebe, könnt' ich dich erstreben!
Es zieht zu dir des Herzens tiefster Sinn.
Was mir gehört, was mein ist, was ich bin,
Das Alles, Alles möcht' ich dir nur geben.
Du sollst mit Allem, was ich habe, schalten
Das Chaos in mir lichten und gestalten.

Und wie das Kind sich nach der Mutter Brüsten
Hinbangt; so sehnt nach Ordnung sich mein Geist
Weg von dem wilden Treiben, von dem wüsten,
Das stürmisch unbewußt ihn mit sich reißt.

Dem Strudel ewig wechselnder Gefühlen
Zu folgen, wie die todte Welle kreist:
Das mag ich nicht! mein Geist soll vorwärts dringen,
Vom Quell die Welle hin in's Weltmeer bringen.

Doch mit Bedacht! Das glückliche Gelingen
Ist nie die Frucht von übereilter Hast.
Das gute Werk erfordert Fleiß und Rast,
Wie aus der Knospe still die Blüthen dringen
Und allgemach sich füllt des Baumes goldne Last.

Max Rosenheyn.

Die Rose und das Mädchen.

„Willst Du denn an mir vorüberschweben?
„Sagtest ja, ich sei so schön.
„Deinen Eltern kannst Du mich ja geben:
„Laß mich unter Dornen doch nicht stehn!"
Könnt' ich Dich den Eltern schenken,
Pflückt' ich Dich wol gerne ab.
Doch den Vater wird's nur kränken,
Und die Mutter liegt im Grab.
Seit sich Vater neu vermählte,
Läßt er immer mich allein;
Denn das Weib, das er erwählte
Will nicht meine Mutter sein.

„Willst Du denn an mir vorüberschweben?
„Sagtest ja, ich sei so schön.

„Den Geſchwiſtern kannſt Du mich ja geben:
„Laß mich unter Dornen doch nicht ſtehn!“
Schweſter reif'te in die Weite
An des ſtolzen Gatten Hand.
Bruder zog zum blut'gen Streite
Für Geſetz und Vaterland.
Und es fehlt mir alle Kunde,
Ob ſie leben oder nicht;
Und auch meine Sterbeſtunde
Schlägt einſt, und ſie hören's nicht.

„Willſt Du denn an mir vorüberſchweben?
„Sagteſt ja, ich ſei ſo ſchön.
„Deinem Freunde kannſt Du mich ja geben:
„Laß mich unter Dornen doch nicht ſtehn!“
Auch vom Freunde mußt Du ſprechen?
Liebe Roſe, o wie gern
Möcht' ich Dich dem Freunde brechen!
Aber ach! auch er iſt fern,
Nimmer wird er wiederkehren
In ſein altes Heimathland, —
Nimmer trocknen meine Zähren!
Denn er hat mein Herz verkannt.

„Willſt Du denn an mir vorüberſchweben?
„Sagteſt ja, ich ſei ſo ſchön.
„Haſt Du Niemand, dem Du mich magſt geben,
„Kann ich Deine Schönheit doch erhöhn!“
Meine Schönheit wird zerfallen,
Wie die Deinige zerfällt.
Dann, auf ewig, werd' ich wallen
Aus der Wüſte dieſer Welt.

Rose, doch! ich will Dich pflücken,
Sollst nicht unter Dornen stehn;
Meine Wahre sollst Du schmücken,
Und nach Eden mit mir gehn!

W., Langewiesche.

Die Ermordung der Söhne Eduards.

Gemalt von Hildebrandt.

Dreihundert Jahr' der Schmach sind durchgedrungen,
Seit sie geblühet jene goldne Zeit,
In der die Kunst dem Schönsten sich geweiht,
In der das Göttliche sie hat errungen.
Da war es, wo man männiglich besungen
Jedwedes Meisterwerks Erhabenheit;
Wo zu des Künstlers Preis und Herrlichkeit
Die lieblichsten Sonette sind erklungen. —
Die goldne Zeit, sie war dahingezogen,
Besudelt Schönheit, Größe von den Wogen
Der Nachahmung; das stolze Lied verklang.
Da reißt die Kunst sich los aus ihren Banden,
Das Lied ertönt, es kündet sein Gesang
Den Phönix aus der Asche auferstanden.

Was jene Zeit der Schmach uns Schönes gab,
Es war entlehnt aus alten Meisterstücken,
Die Schönheit wollte man zusammenflicken
Und schuf ihr nur ein übertünchtes Grab.
Und mit der Kunst nahm die Begeistrung ab;
Man prüfte sie mit hochgelahrten Blicken,

Bekobte mit verständ'gem Beifallsnicken,
Wenn sie genügte dem Vergleichungsstab.
Hier hat der Meister aus sich selbst genommen
Sein hohes Werk, es wunderbar vollbracht
Nach eignem Willen und zu eignem Frommen.
Das Lob verstummt vor dieses Bildes Macht,
Die Prüfung, sie muß der Bewundrung weichen,
Sie staunt und findet hier nichts seines Gleichen.

Da liegen sie in Schönheit hingegossen!
Die reine Engelsruh auf ihren Wangen!
Holdsel'ger Friede, süße Unschuld prangen
Nicht schöner auf des Frühlings zarten Sprossen.
Verklärt, schon jetzt der Engelein Genossen,
Erscheinen sie dem Mord vorangegangen,
Damit das Gräßlichste man nicht begangen,
Worüber Thränen je auf Erden flossen.
Du ließt die Unschuld frevelnd niederschlachten,
Mit frechem Hohn die Menschlichkeit verachten,
Und hast die Hölle selbst in Dir gehöhnet.
Schau Richard hier: die Unschuld ist erstanden,
Was Du gemordet, lebt in schön'ren Landen,
Die Kunst, sie hat dein Teufelswerk versöhnet.

N. N.

Liebesseufzer beim Billardspiel.

Wenn ich Dein gedenke,
Vier carambolirt!

Und mein Herz Dir ſchenke,
War der nicht touchirt?
Füllt ein heißes Sehnen
Meine Bruſt, vingt-deux!
Und nur ein paar Thränen
Lindern dann mein Weh'.

Konnteſt mich betrüben,
Was? Per pistolet?
Einen Andern lieben,
Dieſer Fuchs! Mon dieu!
Kann Dich nichts mehr rühren,
Muß ich troſtlos flieh'n?
Soll ich den doubliren,
Oder ſchneid' ich ihn?

Wie viel trübe Stunden
Zählen Sie Marqueur!
Sind nun ſchon verſchwunden,
Die Maſchine her!
Die in ſtummer Klage
Ich durchlebt für Dich;
Wenn ich den da wage,
So verlauf' ich mich.

Kehr' zu mir zurücke;
Treize à quarante-six!
Schaff' mit einem Blicke
Mir ein Paradies.
Still' mein heiß Verlangen
Und verlaß mich nie:
Iſt auch Der gegangen?
Wohl, ſo iſt's: Parthie! —

Glassbrenner.

Die Finger.

Noch hatte mich mit Mohn bestreut
Morpheus, der Friedensbringer,
Da weckt auf einmal mich ein Streit,
Ein lauter meiner Finger;
Ein jeder wollte besser sein
Und nützlicher sich machen;
Ich that als schlief ich wieder ein,
Zu hören, was sie sprachen.

Der Daumen fing zu reden an:
„Könnt ihr es wohl vergessen,
Durch meine Hülfe schreibet man,
Nach mir pflegt man zu messen,
Der Stärkste bin ich unter euch:
Drum setzt man mich auf's Auge;
Herrn Plutus dien' ich auch zugleich,
Da ich zum Zählen tauge."

„Still!" fiel der Zeigefinger ein,
„Sonst lehr' ich gleich dich schweigen!
Befehlen darf nur ich allein,
Da Festigkeit mir eigen;
Beweg' ich so mich hin und her,
Werd' ich euch Zweifel künden;
Was Menschen selbst nicht wissen mehr,
Das lehr' ich schnell sie finden."

Nun trat der Mittelfinger vor,
Sprach: „Nicht gevrahlt mein Lieber!
Verschon' er seines Nachbars Ohr,
Sonst setzt es Nasenstüber;

So manch Geheimniß wüßt ich gleich
Doch mag ich mich nicht plagen;
Ich bin der Größte unter euch,
Mehr brauch ich nicht zu sagen.

Goldfinger lachte vor sich hin,
Und sprach: „Ihr sollt euch schämen!
Daß ich aus euch der Erste bin,
Das wird mir Niemand nehmen;
Da seht ein Bischen nur auf mich,
Ich bin ein Sohn der Weihe.
An meinem Leib prangt sichtbarlich
Das Unterpfand der Treue."

Nun fing der kleine Finger an
Mit seinem Schmuck zu prahlen:
„Seht her, die Edelsteine kann
Aus euch wohl keiner zahlen;
Wißt ihr, warum mit gläub'gem Sinn
Der Mensch mich also schmücket?
Weil ich ein Hexenmeister bin,
Der in die Zukunft blicket."

„Halt!" rief ich jäh, „was giebt es da?
Was soll der Zank bedeuten?
Ihr seid so wie die Menschen ja,
Die auch um nichts sich streiten.
Still! der Prozeß ist beigelegt,
Ich kenne eure Künste,
Der Hand allein, die euch bewegt,
Gebühren die Verdienste."

Ihr Helden! die ihr im Verein,
Für's deutsche Land gekrieget,

O fraget nicht, ob der am Rhein,
Der an der Aub' gesieget;
Euch Allen dankt das Vaterland,
Doch denket, Feindeszwinger,
Ihr siegtet nur durch Gottes Hand,
Ihr war't nur seine Finger.

Castelli.

Militairische Execution.

Ein schlauer Dieb, der lange schon
Den Richtern seines Orts entgangen,
Ward endlich, seiner That zum Lohn,
In Polkwitz wieder eingefangen.
Man schickte ihn zur Sicherheit
Zuvörderst in des Städtchens Wache,
Um Morgen früh bei guter Zeit,
Zu untersuchen seine Sache. —
Der Dieb kam in der Wache an,
Und fand, in einen Streit gerathen
Beim Kartenspiel', hier sieben Mann
Von Polkwitz's kühnen Stadtsoldaten.
Man wies in diesem Wach-Asyl
In eine Eck' den Arrestanten,
Und ging auf's Neue dann an's Spiel,
Das — wie ich glaub' — sie Schafkopf nannten.
Doch bald entspann ein neuer Streit
Sich unter dieser Helden-Sieben,
Und schnell war unser Dieb bereit

Das Richteramt hier auszuüben.
Da aber trat der Korporal
Mit seinem Stock ihm barsch entgegen,
Und hieß ihn drohend, sich im Saal
Zur Ruhe alsogleich zu legen.
Er that es — doch in kurzer Zeit
Ließ sich ein neuer Zwiespalt hören,
Und unser's Diebes Pfiffigkeit
Begann auch diesen zu erklären.
Er gab im Spiel dem Einen Recht,
Doch nannte Sechse er Betrüger,
Fand ihre Spielart dumm und schlecht,
Und reizte so die greisen Krieger.
„Er Schurke!" tönt's mit einem Mal
Aus eines Veteranen Munde,
Und Waffen rasseln durch den Saal,
Es schlägt des Diebes letzte Stunde.
„Er Esel!" brüllt ein Stadtsoldat —
„Will Er, zum Henker, endlich schweigen?
„Wir wollen gar nicht Seinen Rath —
„Ich will ihm gleich das Schlimmste zeigen:
„Werft diesen Schuft zur Thür hinaus!" —
Sie liessen's zwei Mal nicht befehlen,
Schnell warfen sie ihn aus dem Haus.
Und er — fing wieder an zu stehlen.

A. Comar.

Der Frei-Uebersetzer.

Ein junger Franzmann kam auf seinen Reisen
Jüngst auch nach Preußens Residenz Berlin,

Und da er viel und gut gewohnt zu speisen,
War's sehr natürlich, daß er oft erschien
In allen Kaffee's und Restaurationen,
Den Sammelplätzen aller Nationen.

Nur in der Sprache seines Land's erfahren,
Kam er nicht selten in Verlegenheit,
Und um in Zukunft sich davor zu wahren,
So wie vor manchem wunderlichen Streit,
Der sich entspann aus Irrthum bei der Flasche,
Trug er ein Wörterbuch in seiner Tasche.

Einst traf es sich in einem Speisezimmer,
Wo Jeder hungrig nach dem Kellner rief,
Daß dieser eilig mit dem Essen immer
Bei unserm Freund', wie taub, vorüber lief,
Und zehnmal mochte Suppe er begehren,
Der Kellner schien durchaus ihn nicht zu hören.

Nachdem er nun, gereizt vom Geist der Flasche,
Vergebens rief: „Garçon! Garçon! Garçon!"
Griff er zum Wörterbuche in der Tasche,
Schnell zu vertauschen seines Landes Ton;
Und rief — nachdem er suchend da gesessen:
„He! Hagestolz! brink' Sie mir auf essen!"

A. Cormar.

Lenz-Kommando.

1.

Wer da?

Wer da? — „Der Lenz!" Der Lenz? Gut' Freund!
Das ist der rechte Mann,
Wann der in vollem Schmuck erscheint,
Dann fängt das Leben an.

Ein blanker Helm bedeckt sein Haupt,
Mit hellem Purpurband;
Den hat er reich mit Grün belaubt,
Des Lebens sich'rem Pfand.

Auch seine Uniform ist grün,
Gestickt mit Sonnenflaum,
Und himmelblaue Glocken blüh'n,
Als Aufschlag, um den Saum.

Ein blanker Säbel nebenbei,
Mit goldnem Portepee;
Der haut des Eises Deck' entzwei,
Und streift hinweg den Schnee.

Fürwahr ein wack'rer Offizier,
Der keinen Gegner scheut,
Und, unter siegendem Panier,
Sich manches Sieg's erfreut.

Ja, -- selbst mein Liebchen gönn' ich ihm,
Er mög' ihm, kosend nah'n;
Sein liebevolles Ungestüm
Bereitet mir die Bahn!

2.

Halt!

Halt, ſag' ich, halt! Nicht weiter!
Nun ſteht die Fronte da,
So muthig und ſo heiter,
Wie man ſie lang nicht ſah.

Der Lenz will Muſt'rung halten,
Schon ſprengt er, glänzend, vor,
Und läßt die Fahn' entfalten,
Und überblickt ſein Corps.

Sie ſind es alle wieder,
Die Helden ſeiner Zeit,
Voll Jugendkraft die Glieder,
Den Blick voll Fröhlichkeit.

Die Rothen und die Blauen,
Trabanten groß und klein,
Und Reiter für die Auen,
Und Jäger für den Hain.

Und flüchtige Kouriere,
Die er in Lüften braucht;
Die Schaar der Pontoniere,
Die in die Fluth ſich taucht.

Und munt're Muſikchöre
Mit lautem Sang und Klang,
Damit die Welt es höre,
Wenn er den Sieg errang.

„Brav, ruft er, brav, Soldaten
Nur wacker d'ran und d'rauf:
Schon floh, eh' wir noch nahten,
Der Feind im vollſten Lauf!"

3.

Marſch!

Marſch! du Schnee aus Ritz' und Ecke,
Wo du dich verbargſt vorm Lenze,
Der auf deine weiße Decke
Stickt die bunten Blumenkränze.

Marſch! du Nord aus deinen Klüften,
Wo du liegſt mit matten Schwingen,
Unvermögend, all' das Düften,
Weh'n und Koſen zu bezwingen.

Marſch! ihr Wolken, trübe Flecken
Auf des Himmels blauem Schilde,
Sollt uns länger nicht verſtecken
Seines Wagens Glanzgebilde.

Marſch! ihr kurz gemeſſnen Tage
Und ihr langgedehnten Nächte:
Tag und Nacht auf gleicher Wage
Wägt der Frühling, der Gerechte.

Marſch! ihr kargen Stubenſonnen,
Ihr Kamin' und Girandolen!
Seht den Lenz! Aus andren Bronnen
Weiß er Wärm' und Licht zu holen.

Marsch! ihr kühlen Frostgedanken,
Eisesblüthen, dürre Reben!
Frische Lenzgefühle ranken
Sich um's Herz mit üpp'gem Leben.

Marsch! — die Thore stehen offen,
Der Entsatz ist angekommen,
Und er wird, mit frohem Hoffen
In die Festung aufgenommen.

4.

Schlagt an!

Schlagt an! Es gilt ein Freudenschießen,
Es gilt das Wiegenfest des Mai's;
Die Luft ist blau, die Blumen sprießen,
Die Welt ist voll von seinem Preis.

Schlagt an! die laute Salve klinge
Durch Thal und Berge donnernd fort;
In jedes Herz der Erde dringe
Ihr freudiges Verkündungswort!

Schlagt an! die lieben Lerchen schlagen,
So gut sie können, auch schon an,
Und schießen froh empor, und tragen
Die Freudenbotschaft himmelan.

Schlagt an! Ja schlagt an eure Herzen:
Denn Gram ist Sünde, sagt der Mai;
Macht von der Sündenlast der Schmerzen
Das Herz durch Frühlingspsalter frei!

5.

Kniet nieder zum Gebet!

Kniet nieder zum Gebet!
Aus tausend Blumen blüht und schimmert,
Aus tausend Tropfen glüht und flimmert,
Aus Lüften klingt, aus Düften weht
Der Erde Dankgebet.

Kniet nieder zum Gebet!
Laßt uns das Herz zu Gott erheben,
Der uns den Lenz als Pfand gegeben,
Daß Todtes wieder aufersteht,
Sobald sein Athem weht.

Kniet nieder zum Gebet!
Was heut gewelkt, wird morgen sprießen;
Was heut gestockt, wird morgen fließen,
Und wo der Schnitter heut gemäht,
Wird morgen neu gesä't!

Kniet nieder zum Gebet!
Verwandlung ist das Loos der Erde,
Und jeder Todeswink ein „Werde"
Und über jedem Grabe steht:
„Verwandelt, — nicht verweht!"

6.

Bei Fuß!

Bei Fuß! Nun raste Jeder aus,
Und trockne sich den Schweiß,

Und sammle Muth zu neuem Strauß,
Und Kraft zu neuem Fleiß!

Bei Fuß! Die große Pause kam,
Die Feierstund' im Jahr; —
Die Freude naht, und reicht dem Gram
Die volle Schaale dar.

Bei Fuß! Nun labt euch Mund und Herz
Durch einen durst'gen Zug,
Sie hat an Liebe, Lied und Scherz
Für eine Welt genug!

Bei Fuß! Nun schnürt die Bündel auf,
Und werft, was drückt, bei Seit',
Nun laßt den Kehlen freien Lauf,
Der Kluge nützt die Zeit!

Bei Fuß! — Nun hört, bei Klang und Schall,
Des Lenzes Mährchen zu,
Befürchtet keinen Ueberfall:
Er hält auf Waffenruh'!

Bei Fuß! — Genießt den schönen Traum!
Bald könnt' ihr's nimmermehr:
Denn plötzlich — man versieht sich's kaum, —
Heißts wieder: „In's Gewehr!"

J. G. Seidl.

Wiſchiwaſchi.

(Eine Aufgabe für's Geſchwindſprechen.)

Ich bin geſtolpert und wäre faſt gefallen;
Und wenn ich gefallen wäre, hätte ich mir Schaden gethan;
Und wenn ich mir Schaden gethan hätte, wäre der Doctor gekommen;
Der Doctor hätte mir ein Recept verſchrieben;
Das Recept hätte man in die Apotheke getragen;
Aus der Apotheke hätte man die Arzeneien geholt;
Die Arzeneien kommen her aus dem Morgenlande;
Aus dem Morgenlande kommen die geſunden Tränke.
. . . ſo ſagt der weiſe Ariſtoteles . . .
Ariſtoteles war ein Lehrer Alexandri Magni;
Alexander Magnus war ein Herr der Welt;
Die Welt beſteht aus Waſſer und Lande;
Auf dem Lande findet man Städte, Märkte, Schlöſſer und Dörfer;
Städte, Märkte, Schlöſſer und Dörfer werden erbaut von den Maurern und Zimmerleuten;
Den Maurern und Zimmerleuten giebt es der Baumeiſter an;
Der Baumeiſter macht dazu die Zeichnung;
Die Zeichnung iſt ein Theil der Malerei;
Die Malerei gehört unter die freien Künſte;
Freie Künſte ſind ſieben;
Sieben weiſe Männer waren ehemals in Griechenland;

Griechenland war ein Sitz der Weisheit;
Die Weisheit hat eine Vorsteherin; die heißt Minerva;
Minerva hat eine Schwester, die heißt Diana;
Diana ist die Göttin der Jagd;
Zur Jagd braucht man Hunde und Netze;
Mit Hunden und Netzen fängt man Füchse, Wölfe und Hasen;
Füchse, Wölfe und Hasen gehören unter die wilden Thiere;
Unter den wilden Thieren ist der Löwe ein König;
Ein König ist ein Vorsteher der Gerechtigkeit;
Die Gerechtigkeit wird gemalt mit Wag' und Schwert;
Das Schwert ist ein Zeichen der Strafen;
Die Strafen gehören für die Soldaten;
Soldaten waren ehedem die besten in Rom;
Rom war sonst ein Sitz der Kaiser;
Kaiser wären im ersten Seculo zwölfe;
Zwölf Monate sind im Jahre;
Das Jahr wird abgetheilt in Jahreszeiten
Jahreszeiten sind vier,
Und eben so viel Elemente;
Die Elemente heißen: Feuer, Wasser, Luft und Erde;
Die Erde muß den Menschen ernähren;
Soll sie den Menschen ernähren; so muß er sie ackern;
Das Ackern verrichtet der Bauer;
Der Bauer braucht dazu den Pflug;
Vor den Pflug spannt er die Ochsen;
Die Ochsen sind bedeckt mit einer dicken starken Haut;

Die dicke ſtarke Haut braucht der Gerber;
Der Gerber macht daraus Leder;
Das Leder braucht der Schuſter;
Der Schuſter macht daraus Stiefel und Schuhe:
Stiefeln und Schuhe pflegt man an den Füßen zu tragen:
Auf den Füßen pflegt man zu gehen, gleichwie ich;
Und indem ich nun gegangen bin, ſo bin ich geſtolpert;
Und komme hierher, Ihnen mit kurzen Worten etwas von meinen Reiſeabenteuern zu erzählen:

Ich bin aus Erfurt gebürtig, habe Mühlhauſen geſehen, und war endlich ſogar bis Heiligenſtadt vorgedrungen. Ich habe in Mühlhauſen junge Hühner gegeſſen, die ſo groß waren als kalekutſche Hähne; doch größer waren ſie wohl nicht, denn dieſe blühten eigentlich damals noch gar nicht; auch habe ich die Merkwürdigkeiten des Orts geſehen, unter andern ein kleines Riechfläſchchen, welches acht Kannen enthält, und väterlicher Seits mit den Weinkrügen der Hochzeit zu Canaan verwandt iſt. Man verwahrt darinnen das Bauchgrimmen des heiligen Johannes, als er das Büchlein in der Offenbarung verſchlang. Rings umher iſt die Legende des heiligen Ignatius von Loyola in Marmor von rothem Kupfer gegraben, welches auf vier krummen Säulen ruht, und nach der Melodie geſungen wird: ça ira! ça ira! Sobald man aber näher tritt und es anrühren will, ſo entdeckt man in einer weiten Entfernung die aſiatiſchen Alpen, und man muß dreimal nieſen, man mag wollen oder nicht. Wenn

nun die Umstehenden gesagt haben: Gott helft so wird aus einer kleinen Büchse, welche an beiden Spitzen oval, und an den vier Ecken rund ist. . . . so daß sie in Jahr und Tag einer Kaffeemühle ähnlich wird, . . . aus dieser Büchse, sag' ich, wird ein lederner Schleifstein gezogen, etwas kleiner als ein Kriegsschiff, auf dem man ein Chodowiecklisches Kupfer erblickt, welches die drei Männer im feurigen Ofen selbst gestochen haben sollen. Dieses Gemälde steht an der Kirchthür, um gleichsam anzuzeigen, daß hier völliger Ablaß aller Sünden ohne Barmherzigkeit ertheilt wird; und bloß deswegen, weil man in Mühlhausen, eben so gut wie hier, Spinat von türkischem Saffian speist. Was würden sie aber sagen, wenn Sie das berühmte Observatorium in den Dardanellen gesehen hätten, welches ringsherum vermauert ist, und wo man zum Beispiel einen Weißfisch in Felsen gehauen antrifft, der Manschetten von Achat trägt, in Baumwolle gewickelt, die ein berühmter griechischer Dichter geschrieben hat, und überdieß reich verziert mit Jaspis von Bronze auf Leinwand gemalt, so daß man darauf schwören sollte, es sei ein Ehrenpelz den Voltaire in seiner Jugend getragen, weil die Augen dieses Thieres gerade so aussehen, wie ein Paar erfrorne Nußknacker. — Aber noch weit bewundernswürdiger ist ein Schrank von Jungfernwachs, mit Ziegelsteinen ausgelegt, den man mit einer Stecknadel von hölzernem Zwirn öffnet. Drei Cherubs von Pastetenteig treten hervor, und halten ein Gemälde, welches die Blattern sehr stark gehabt hat.

Man sieht darauf das Schwein des heiligen Antonius in der Nachtmütze und Unterrock, wie es eben die letzte Pfeife ausklopft. Die Einfassung stellt ein gepflastertes Kornfeld vor, mit chinesischen Maikäfern besäet, die auf zahmen Apfelbäumen gefischt werden, deren Stamm aus Siegellack besteht, von der nämlichen Gattung, welches die Schweizer einen Katechismus nennen. Das ist eigentlich nur ein Gedanke, der aus dem Hebräischen übersetzt ist, weil das Volk den Schnupftabak damals so sehr liebte, daß man des Tages dreimal die Haare aufwickeln mußte, um die Gewitterwolken zu zerstreuen. — Der Eine von den oben erwähnten Cherubs hat über dem Knie eine Art von Gelenke von Perlmutter, zu vier Thalern die Elle, in Kalbsleder gebunden, welches einen solchen Glanz von sich wirft, daß davon sogleich eine Donnerstimme erschallt, welche alle Arien aus der Cosa rara zu Pulver brennt. Jeder, der an dieses Pulver riecht, bekommt den schwarzen Staar, und muß übermorgen wiederkommen, ohne einmal sagen zu dürfen: ich bedanke mich.

Kotzebue.

Das große Loos.

„Frau," sagte Meister Till: „ich muß
Zuletzt noch aus der Stadt; so schlimm steh'n
unſ're Sachen.
Doch rührten wir auch jemals Hand und Fuß,

Dem Glück ein Pförtchen aufzumachen?
Ey, laß uns nicht so schläfrig sein!
Laß uns noch heut' ein Lotterieloos kaufen!
Durch dieses Thürchen schleicht gewiß das Glück herein,
Und bringt uns Gold- und Silberhaufen." —

Frau Till, ein Weiblein guter Art,
Sprach immer Ja zu allen Dingen.
Das Loos kommt an, wird heilig aufbewahrt,
Und unser Pärchen bergt und spart,
Um nach und nach den Einsatz zu erschwingen.
Doch das papierne Pförtchen stand
Ein halbes Jahr Fortunen offen,
Und immer noch ließ sie, als wär's ihr nicht bekannt,
Vergebens ihren Einzug hoffen.

Hell krähte jetzt der muntre Hahn
Den Ziehungstag des großen Looses an,
Und Till sprang jubelnd aus dem Bette:
„Heh, Weibchen, freue Dich mit mir!
Das große Loos — was gilt die Wette? —
Bekommt kein Menschenkind, als wir.
Ein goldner Traum hat mir's versprochen,
Und Träume halten gern mir Wort.
Bemüh' Dich nicht, für mich Kaffee zu kochen;
Ich will gleich fort, ins Lotteriehaus fort.
Zum letzten Mal vielleicht berühren meine Sohlen
Den harten Pflasterweg; denn steht das Glück uns bei,
Alsdann ade, Fußgängerei!
Ich lasse stracks mir eine Sänfte holen,

Und mache mich vor Stolz so schwer, wie Viel.
Die Sänfte, Kind, sei Dir, so gut als Brief und Siegel,
Daß uns das große Loos gehört.
Erblickst Du sie, dann wirf vor Freude, wie bethört,
Flugs Teller, Schüsseln, Töpf' und Tiegel,
Und Schrank und Tisch und Stuhl und Spiegel,
Wirf, wie man sagt, das ganze Haus
Zum Fenster Schlag auf Schlag hinaus!
Was sollen wir den alten Plunder schonen?
Wir werden bald in goldnen Zimmern wohnen." —

Er rannte fort, und seine Gattin sprach:
„Karl, lauf' dem Vater schnell an's Lotteriehaus nach,
Und laure vor der Thür, bis man vom Saal hernieder
Nach einer Sänfte läuft und ruft;
Dann aber komm' im Fluge wieder,
Gleich einem Vogel in der Luft!" —

Das Knäbchen hatte schier drei Stunden lange Weile,
Und hörte noch von dem, was es begierig dort
Erwartete, kein stummes Wort;
Doch plötzlich sprang in höchster Eile
Jemand die Trepp' herab, und oben rief's: Fort fort!
Nur eine Sänfte gleich! Geschwind, um Gottes Willen!" —
Karl fragte schnell: „Für wen, mein lieber Mann?"

Der Renner flog vorbei, und fuhr ihn unsanft an:
„Für wen denn sonst, als Meister Tillen?“ —

Der Bube stob so schnell weg von der Thür,
Als ritt' der flüchtige Courier,
Auf Doctor Faust's berühmtem Mantel.
Die Mutter harrte sein mit flammender Begier,
Und schwärmte, da er stammelnd ihr
Bericht gab, wie verletzt vom Giftstich der Tarantel.
Sie sprang bacchantisch-wild, mit aufgelöstem Haar,
Und schleuderte durch's Fenster, was im Zimmer
Wand-, niet- und nagelfest nicht war.
Mit Brummen überstieg das Sanftenträger-Paar
Die vor der Thür gehäuften Trümmer.

Man öffnet jetzt das kleine Haus,
Und denkt, Herr Till wird flink heraus,
Gleich einem jungen Böcklein springen:
Doch welch ein Schreck! — Er liegt darin
Bewegungslos und ohne Sinn,
Als sollte man für ihn die Todtenmesse singen.
Man spritzt ihm Wasser in's Gesicht,
Man heult und schreit ihm in die Ohren:
Vergebens! Er ermannt sich nicht,
Und scheint für diese Welt verloren.

Allein nach kurzem Zeitverlauf
Schlug er, geweckt durch steigendes Getümmel,
Die Augen mählig wieder auf.

Und seine Gattin rief: „O tausend Dank dem Himmel!
Ha, Männchen, fuhr sie fort, ward Dir vor Freude schwül?
Ja, ja, das große Loos ist traun! kein Puppenstiel!
Doch hätt' ich Dich darüber in der Blüthe
Des Lebens eingebüßt (davor mich Gott behüte!),
So wär' die Lotterie dennoch ein böses Spiel." —
„Das ist sie!" sprach er matt: „Ich fiel
In Ohnmacht über — unsre Niete." —

Das große Loos
Warf einem reichen Mann Fortuna in den Schoos.
Man munkle, wie man will, von dieser Menschenklasse,
Daß sie sich mit Gefühl und Mitleid nicht befasse:
Mich freut's, daß ich von dem, der jenes Loos gewann,
Ein andres Liedchen singen kann.
Er hörte kaum durch fliegende Gerüchte
Tills tragi-komische Geschichte,
Da rief er seufzend aus: „Der arme, gute Mann!
Nein, ich will wahrlich nicht verschulden,
Daß er vor Gram vergeht! — Geschwind, geschwind, Johann,
Lauft hin und bringt ihm — diesen Gulden!" —

Langbein.

Der Stotterer.

(Ein Schwank.)

Thomas Haſe mußt' erſcheinen
Bei dem Amt der Conſcribirten;
Als ſie dort ihn viſitirten,
Fing er an gar ſehr zu weinen,
Sprechend: „He, Herr Offizier!
Ni - ni - nichts fe - fehlet mir,
Aber ſto - ſto - ſtottern thu' ich!"
Der verſetzte: „Sei nur ruhig,
Denn man braucht dich nicht zum Sprechen,
Sondern nur zum Hau'n und Stechen!"
„Aber" — ſagte Thomas weiter —
„Wenn vor einem Ze - Ze - Zelte
Man als Wa - Wa - Wacht mich ſtellte,
Und die Fei - Fei - Feindes-Reiter
Spre - ſpre - ſprengten auf mich ein,
Könnt' ich nicht We - Werda! ſchrei'n!"
Lächelnd ſprach der Offizier:
„Das thut auch nichts, glaube mir,
Wenn die Wach' nur ſchreien kann,
Auf das Wort kommt's da nicht an!
Immer ſtärker weinte Haſe,
So, daß ihm die hellen Thränen
Liefen über Wang' und Naſe,
„Ach! ich mu - muß noch erwähnen" —
Schrie er — „ſe - ſe - ſetzen wir,
Ein Fei - Feind hau - haut nach mir,
Oder ſch - ſch - ſchießt ſogar,
O ich a - a - armer Narr!
Au - au - aus war's mi - mit mir,

Denn nicht ſchne ſchne ſchnell, wie Ihr,
Könnt' Pa ſ Pa ſ Pardon ich ſchrei'n!"

J. F. Castelli.

Männer und Hüte.

Zum Vortrag für eine Dame.

Die Männer haben immer es geliebt
Uns Frau'n mit irgend Etwas zu vergleichen:
Kaum hat der Liebesgott ſie nur berührt,
Sind Sonnen wir, die nimmer ſie erreichen;
Dann ſprechen ſie von Strahlen und von Gluthen,
Und wären gern des Weltenmeeres Fluthen;
Kaum aber haben ſie die Sonnen in der Schlinge,
Sind Blumen wir — und ſie die Schmetterlinge.

Und hat des Prieſters Hand den Bund geweih't,
So wechſeln die Vergleiche noch geſchwinder:
Heut ſind wir Engel, morgen Schäfchen ſchon,
Und wenn ſie ſchmollen, ſind wir ihre Kinder!
So geht es fort; die Roſenwangen bleichen,
Wir hören uns ſogar mit einem Kreuz vergleichen;
Doch ſchlimmer noch ſteh'n in der Ehe oft die Sachen,
Und aus der Sonne wird zuletzt ein Drachen!

Weil nun die Männer alle Dichter sind,
Und immer in Vergleichen zu uns sprechen:
Nie uns so nehmen, wie wir wirklich sind,
So will ich mich an ihnen heute rächen,
Und ob so Mancher auch dagegen wüthe,
Ich sage: sie sind Alle nichts als Hüte!
O herrlichster Vergleich von den Vergleichen!
Ich seh' im Saale die Chapeaux erbleichen.

Die jungen Mädchen gehn im Scheitelhaar,
Weil sie noch keinen Hut für sich gewonnen;
Am liebsten nehmen sie, der ihnen theuer
war,
Und der mit Bändern reich und schön um-
sponnen.
Oft seh'n sie aber nach der Trauung ein,
Daß sich der Hut nicht schmiegen läßt und bie-
gen:
Bald ist sein Kopf zu groß und bald zu klein,
Und will sich nicht nach ihrem Köpfchen fügen.

Wir Frauen sind, was Putz und Staat be-
trifft,
Noch gegen alle Männer sehr bescheiden,
Und doch hört man den Jammer mancher Frau,
Daß sie ihr neuer Hut nicht recht will klei-
den.
Oft schelten uns die Männer auch und fluchen,
Daß wir das Schauspiel ganz allein besuchen?
Wie dumm! nur ohne Hut muß man ins
Schauspiel gehen,
Sonst kann ein And'rer ja nicht ornd'tlich
sehen!

Um, liebe Schwestern, durch Vergleiche uns
Noch mehr an allen Männern heut zu rächen,
Nenn' die verschied'nen Hüte ich sogleich,
Und will zuerst von einem Filzhut sprechen.
Solch ein Subjekt, das ist gewöhnlich reich,
Und fühlt sich auch von außen glatt und weich,
Doch schmückt es nicht und ist nur für die Dauer:
Sein Weib geht lebenslang mit ihm in Trauer.

Obgleich die Männer die Gelehrsamkeit
Durchaus für sich allein behalten wollen,
Giebt's doch auch Dumme: denn ist's wohl gescheid't,
Mit seiner Frau aus Eifersucht zu schmollen?
Nein, solch ein Strohhut ist ein Ungeheuer,
Der fängt bei jeder Näherung gleich Feuer,
Und weil sein Strohkopf Kluge nicht mag leiden,
So sucht er stets den Doctorhut zu meiden.

Seht jene Jünglinge mit faden Schmeicheleien
Um alle Damen der Gesellschaft kreiseln;
Seht schmachten sie, verdreh'n die Aeugelein,
Und wie ein Zephyr durch die Blumen säuseln!
Die Schmachtenden! o wer sie nicht erriethe!
Die süßen Herrn, es sind die Zuckerhüte!
Sie sind es, die auf großem Fuße leben,
Weil die Natur nur wenig Kopf gegeben.

Als Dichter nenn' ich euch den Federhut:
Traut ihnen nicht, den luftigen und leichten!
Die Phantasie trägt sie und ihre Gluth,
Zu Andern hin, wenn sie die Hand uns reichten

Als Fingerhüte nenn' ich euch die Diebe,
Und als Papierhut jeden Spekulanten;
Sie lieben nicht, doch werben sie um Liebe,
So haben sicher wir sehr reiche Anverwandten.

Jetzt scheide ich von euch, ihr Schwestern, hier,
Und bitte: legt den Scherz zu andern Scherzen!
Denn an den Männern uns zu rächen, nein,
Der Ausspruch kam mir wahrlich nicht vom Herzen.
Laßt Blumen uns, laßt sie die Hüte sein,
Und so zum Band der Liebe uns vergleichen;
Dann werden wir das schönste Ziel erreichen:
Wir ihnen Schmuck, und sie uns Schutz verleih'n!

Glassbrenner.

Der Bräutigamsspiegel.

Zur Frühlingszeit besuchten sich
Zwei Mädchen auf dem Lande,
Und sprachen fein und züchtiglich
Vom heil'gen Ehestande.

„Zu dir gesagt! fing Dorchen an,
Das kalte Jungfernleben
Wollt' ich mit Lust für einen [illegible]
Vom warmen Brautbett geben.

Der Dorfschulmeister Haselstock
Hat sich mir angetragen,
Nur will mir nicht sein schwarzer Rock
Und runder Stutz behagen.

Und noch ließ sich an meiner Thür
Kein andrer Freier blicken.
Der liebe Himmel weiß, ob mir
Es einst wird besser glücken."

Drauf Suschen sprach: „Das will ich bald,
Du gutes Kind, dir sagen.
Wir dürfen nur im Tannenwald
Die Wunderquelle fragen.

Soll eine Jungfer nächstens frei'n,
So kann sie fest drauf bauen,
Des künft'gen Gatten Bild, beim Schein
Des Vollmonds, drin zu schauen.

Doch, liebes Herz, man darf dabei
Nicht sprechen und nicht lachen.
Nun, in der Nacht vom ersten Mai
Laß uns die Probe machen!" —

Dieß hörte Haselstock, der heiß
Verliebt war, und nicht schmollte,
Ob seiner Doris Herz von Eis
Gleich gar nicht schmelzen wollte.

In Arbeit ward sein Kopf gesetzt,
Ein Plänchen zu ersinnen.
Kommt Zeit, kommt Rath. Wir folgen jetzt
Den Mondschein-Pilgerinnen.

Hell war's, wie Tag; das Pärchen da,
Wo ſchon auf einem Aſte
Des Baums, der in die Quelle ſah,
Der ſchwarze Schäfer paßte.

In funfzig Locken, groß und klein,
War heut ſein Stutz gebogen,
Wo Liebesgötter aus und ein,
Wie Bienenſchwärme, flogen.

So zierlich ſollt' ihn Dorchens Blick
Im Waſſerſpiegel ſchauen,
Und ſie, im Wahn, es ſei Geſchick,
Ihm Hand und Herz vertrauen.

Die Mädchen guckten; er begann
Sich brüſtend vorzubeugen,
Und als ein reizender Galan
Dem Liebchen ſich zu zeigen.

Knacks! brach der Aſt, und ſieh, da ſchwamm
Im naſſen Elemente
Das Schulmonarchlein wunderſam
Gleich einer ſchwarzen Ente.

Das Mädchenpaar erſchrak und lief,
Weil's an Geſpenſter dachte;
Doch, als der Schwarzrock Hülfe rief,
Blieb's muthig ſtehn und lachte.

Und er entwiſchte glücklich zwar
Dem Reich der Fröſch' und Unken,
Allein der Stutz voll Amors war
Verloren und verſunken.

Seitdem erhielt die Quell' im Hain
Nicht mehr Besuch von Schönen.
So sehr sich auch, bald Braut zu sein,
Noch alle Mädchen sehnen.

Langbein.

Die Freunde.

Herr Valentin ging Abends aus,
Zum Kartentisch im rothen Drachen.
Schnell huscht' ein guter Freund ins Haus,
Um mit der jungen Frau ein andres Spiel zu machen.
Sie selbst voll heißer Spielbegier,
Ließ ihn nicht lange müßig warten;
Doch Amor mischte kaum die Karten,
Da klopft' es an des Vorsaals Thür.

„Blitz! rief Frau Valentin mit Schrecken:
Jetzt kommt der Herr Baron Amint!
Sie müssen sich vor ihm verstecken;
Denn sah' er, daß Sie bei mir sind,
Er machte drob ein heidnisches Getümmel!
Drum rasch auf dieses Bettes Himmel;
Geschwind, mein Herzensfreund, geschwind!"

Mit einem Angstgesicht, wie Molken
Erstieg sein Himmelreich der arme Seladon,
Verbarg sich hinter Leinwandwolken,
Und nun erschien der Herr Baron.

Die Dame bat, in Gnaden zu verzeihen,
Daß nicht der Schlüssel gleich zur Hand gewesen sei,
Und spielte dann, ganz ohne Scheu
Des Lauschers im Gewölk, das alte Spiel von neuen.

Allein auch diese Spielpartie
Ward durch ein ungestümes Pochen
Nach zehn Minuten unterbrochen.
„Ach Gott! das ist mein Mann! rief sie:
Fort, Herr Baron, fort von der Stelle,
Und hinter in die Ofenhölle!" —

Der Freiherr kroch
Husch! in sein Loch,
Und in das Zimmer trat Herr Reiten,
Roth, wie ein türk'scher Hahn, auf einem Ohr den Stutz,
Und hob gewaltig an, das Spielerglück zu schelten,
Daß dieser ungetreue Mutz
Sich heute wider ihn verschworen,
Und er sein Hab und Gut, sechs Louisd'or verloren.

Sein Weib, das solchen Falls sonst leicht in Feuer kam,
War jetzt, man weiß warum, ein Lämmchen, fromm und zahm,
Und tröstete den tiefbetrübten Gatten:
„Der Freund im Himmel wird's erstatten." —

„Pah! rief der pinselhafte Freund
Im Bettolymp, voll Wahn, er sei gemeint:
Der in der Hölle muß die Hälfte dazu geben!“ —
Ei, wie erschrak das junge Weib!
Auch Valentin fing an zu beben;
Bald aber wittert' er, was hier für Zeitvertreib
Gewesen war, und wollte Lärm erheben.
Da trat hervor das kecke Buhlerpaar,
Und bot mit guter Art ihm volle Börsen dar.

Das stillte plötzlich sein Getümmel;
Die Faltenstirn ward wieder glatt,
Und lachend rief er aus: „Wie gut, wenn man im Himmel
Und in der Hölle Freunde hat!“ —

Langbein.

Des Pfarrhündchens Testament.

Ein Pfarrer und sein Hündchen hatten
Einander viele Jahre lieb,
Doch plötzlich führt' Amandens Schatten
In seine Burg der Lebensdieb.

Wie aus zerrißnen Wolkenschläuchen,
Stürzt' aus des Pfarrers Aug' ein Guß,
Und ein Begräbniß, nach Gebräuchen
Der Christenheit, war sein Entschluß.

Mit Chorgesang, in tiefer Trauer,
Bracht' er den todten Leib zur Ruh.

Ein Schadenfroh ſtand auf der Lauer,
Und trug die Mähr dem Probſte zu.

Wie donnerte der heil'ge Pater
Den vorgelad'nen Pfarrer an!
„Was muß ich hören, Herr Confrater!
Ei, ei! was haben Sie gethan?

Ein Vieh ſo ehrlich zu begraben!
Pfui! werden Sie darob nicht roth?
Sie brachten um ihr Mahl die Raben,
Und ſich zugleich um Ehr' und Brot.

Denn ſelbſt darf ich den Fall nicht ſchlichten
Ich muß ihn alſo, wie Sie ſehn,
Ans Conſiſtorium berichten,
Und dann iſt's um Ihr Amt geſchehn." —

Drauf ſprach der ſchlaue Hirt der Seelen:
„Hochwürdiger Herr Probſt, mein Herz
Fühlt ob der That, darum Sie ſchmälen,
In Wahrheit nicht der Reue Schmerz.

Amande war ein kluges Hündchen.
O hätten Sie es recht gekannt!
Auch noch in ſeinem letzten Stündchen
Bewies es menſchlichen Verſtand.

Zwar ſterbenskrank, doch ganz bei Sinnen,
Hat es ein Teſtament gemacht,
Und Sie, Hochwürdiger, darinnen
Mit funfzig Thälerchen bedacht.

Mir iſt ſein letzter Wille heilig." —
Er zog den Seckel jetzt hervor,

Und auf den Tisch hin zählt' er eilig
Zehn neue, blanke Friedrichsd'or.

Durch dieser kleinen Sonnen Schimmer
Ward schnell das Sturmgewölk zertheilt.
Sanft sprach der Probst: „So hat noch nimmer,
Wie jetzt, der Zorn mich übereilt!

Den lieben Hund, den Sie begruben,
Hielt ich für ein gemeines Vieh,
Wie man es trifft in allen Stuben,
Und darum schalt' ich so auf Sie.

Doch war er mit Verstandesgaben,
Wie Sie mir sagen, ausgeschmückt,
So haben Sie den Krähn und Raben
Ganz billig seinen Leib entrückt.

Was thut's, wenn drob auch Thoren lachen?
Er schlummre sanft im kühlen Sand!
Doch, lieber Herr Confrater, machen
Sie nicht sein Testament bekannt!"

Langbein.

Doktor Faust in Salzburg.

Zu Salzburg in dem Keller, da geht es lustig zu,
Ob auch im Schlosse droben schon alles liegt in Ruh';

Da klingen hell die Becher, da sprudelt kühler Wein,
Da schallt's von lust'gem Singen, von Lärmen und vom Schrei'n.

Da sitzet bei dem Humpen ein langer bleicher Mann,
Mit einem schwarzen Mantel ist dieser angethan,
Ein Hut mit schwanken Federn auf trotz'ger Stirn ihm sitzt,
Darunter kühn und feurig sein dunkles Auge blitzt.

Zur Seit' von diesem strecket ein widriger Gesell',
Sich aus im rothen Wamse, das Antlitz wüst und grell;
Ein spitzig Hütlein decket sein Haupt, und wilde Glut
Entsprüht aus seinem Blicke, der auf dem Nachbar ruht.

Und um die Beiden sitzen noch dort der Zecher vier
In bunten Sammetkleidern, mit stolzer Ketten Zier,
Die heben wild die Becher und stoßen mächtig an:
„Das gilt dem Ritt' von heute, das nenn' ich wohlgethan!"

Schon ist darob der Schaffner erwacht im Herrenhaus,

„Beim heiligen Rupertus, woher der Saus und Braus!
Hat einlogirt die Hölle mit ihren Teufeln all',
Daß also frech durchgellet das Haus solch wüster Schall?!"

Aufweckt er die Getreuen und steigt sodann hinab
Die feuchten Marmortreppen in's finst're Kellergrab,
Noch kann er's nicht begreifen, wie die nur da hinein
Durch die verschloss'nen Thüren gekommen zu dem Wein.

Und doch — er hört ja deutlich, wie's drinnen hallt und singt,
Wie Becher laut an Becher, wie Sang und Zither klingt,
Aufschließt er rasch die Pforte, die Wang' voll Zornesglut
Und heißt die Seinen harren und tritt hinein voll Muth.

Doch sieh' — der Mann im Mantel, so feurig, kühn und bleich,
Erblickt im Nu den Schaffner und spricht ihn an sogleich:
„Willkommen wack'rer Meister, nur frisch in unser Rund!
Fürwahr das ist ein Tropfen, so kräftig als gesund!"

Am Arm faßt ihn der Rothe und zieht ihn hin zum Tisch,

Vor Staunen iſt der Schaffner verſtummt gleich einem Fiſch,
Schon füllet ihm den Becher ein luſtiger Kumpan:
„Hochauf, Herr Kellermeiſter, nun klinget muthig an!“

Da geht es an ein Trinken, da ſchäumt das edle Naß,
Es füllen ſich die Becher, als gält's das letzte Faß,
Da klingt und ſchwirrt die Zither, da ſchallt es vom Geſang,
Wie's wohl ſeit Menſchendenken noch niemals dort erklang.

Und mitten in dem Treiben verblüfft der Schaffner ſitzt,
Doch keiner mag's beachten, wie er auch zürnt und ſchwitzt,
An ſeinem Ohr vorüber brauſt Sang und Jubel fort,
Und füllt mit wirren Tönen den ſchweigend düſtern Ort.

Jetzt aber hebt der Bleiche ſich auf und ruft: 's iſt Zeit,
Nach Wittenberg in Sachſen, ihr Herren iſt's noch weit,
Friſch auf und nun zu Roſſe, Herr Schaffner, habet Dank,
Ihr gebt wohl das Geleite, wir ſcheiden ohne Zank.“

Und auf die Straße zerret mit Lachen ihn die Schaar,

Ihm ist, als sei benebelt er selber ganz und gar,
Da breitet seinen Mantel der schlanke bleiche Mann,
Hui geht's da in die Lüfte — und alle hängen d'ran.

Das ist ein seltsam Fuhrwerk, bei sich der Schaffner denkt,
Als er so mit den andern am Mantel droben hängt,
Da sehen ihn die Seinen, kaum trauend ihrem Sinn,
„Heda, Herr Kellermeister, sagt an, wo fliegt ihr hin?!"

„Zum Teufel!" kreischt der Schaffner, „zu dem ihr längst gehört!"
Indeß er fest sich klammert, erbebend und verstört,
Und weiter geht's im Fluge hin über Stadt und Thurm
Hin über Wies' und Berge wie wilder Hagelsturm.

Schon will sein Arm erlahmen, schon stöhnt er manches Ach!
Da senkt sich lächelnd nieder der Bleiche allgemach,
Und setzt den armen Schaffner, weil also er verzagt,
Auf eines Baumes Wipfel, der dort zum Himmel ragt.

Und nun lebt wohl, Herr Schaffner, laßt euch die Fahrt nicht reu'n,

Der Wein in eurem Keller, er that uns baß erfreu'n,
Das meldet eurem Herren und sagt, der heut gehauf't
Bei ihm mit all' den Seinen, das war: der Doctor Fauſt!"

Er ruft's und sauf't von hinnen mit den Gesellen fein,
Bald sah im hohen Wipfel der Schaffner sich allein;
Doch erſt am Morgen wieder kam er auf festen Grund,
Und that nun allenthalben den Schwank des Zaub'rers kund.

J. N. Vogl.

Virgil's Aeneis.

I.

Es war einmal ein großer Held,
Der sich Aeneas nannte:
Aus Troja nahm er's Fersengeld,
Als man die Stadt verbrannte,
Und reiste fort mit Sack und Pack,
Doch litt er manchen Schabernack
Von Jupiters Xantippe.

Was mochte wohl Frau Wunderlich
So wider ihn empören?
Man glaubt, Göttinnen sollten sich
Mit Menschen gar nicht scheren;

Doch Göttin her, und Göttin hin!
Genug, die Himmelskönigin
Trug's fauſtdick hinter'n Ohren.

Der Apfel war's, der ſie ſo ſehr
Seit Paris Zeiten ſchmerzte,
Und Ganymedes, den ihr Herr
Auf pädagogiſch herzte:
Und da beging Aeneas gleich
Bei der Geburt den dummen Streich,
Und war — verwandt mit beiden.

Drum mußt' er, eh' er Welſchland ſah,
Gewaltig viel ertragen:
Bald mußt' er ſich in Afrika
Mit Sturm und Liebe ſchlagen,
Bald droht ihm ein Rival den Tod,
Kurzum, er hatte Teufelsnoth,
Den Vatikan zu gründen.

Kaum ſah ihn Juno auf dem Meer,
So ſprach ſie, „Glück auf Reiſen!
Ihr kommt mir eben recht daher;
Geduld! ich will euch weiſen
Was eine Königin vermag,
Die ihres Mannes Hoſenſack
Und Donnerkeil regieret."

Sie ließ ſich nach Aeolien
Auf ihrem gold'nen Wagen
Bis hin, wo jetzt Paris zu ſehn,
Von ihren Pfauen tragen,
Hier hält, wenn er nicht wehen mag,
Aeol in einem großen Sack
Die Winde eingeſperret.

Die Göttin war voll Freundlichkeit,
Und sprach: „Mein lieber Vetter!"
Seid doch so gut, und macht mir heut
Ein kleines Donnerwetter.
Ich hasse die Trojanerbrut,
Darum, Herr Vetter, seid so gut,
Und lehrt die Spatzen schwimmen."

„Zerstreut die Flotte, haust recht toll,
Jagt sie nach allen Zonen;
Mein schönstes Kammermädchen soll
Heut Nacht dafür euch lohnen;
Laßt alle Wind' in's Meer hinein,
Und orgelt hübsch mit Donner drein,
Mein Herr Gemahl soll blitzen." —

„Gestrenge Frau Gebieterin,
Ihr habt nur zu befehlen;
Doch will ich euch, wie arm ich bin
An Winden, nicht verhehlen:
Mein Auster hat die Lungensucht,
Mein Eurus ist nur auf der Flucht,
Und dient den Zeitungsschreibern."

„Mein Nordwind, den wir jetzt zum Weh
Am besten brauchen könnten,
Ist athemlos — ich lieh' ihn den
Berliner Rezensenten!
Die machten ihn zum Hektikus;
Doch wird ihn bald ihr Ueberfluß
An Eselsmilch kuriren."

„Sogar den Zephyr haben mir
Die Dichter weggenommen;

Allein die Schifferrotte hier
Soll drum mir nicht entkommen.
Gebt nur auf euren Kopfputz Acht,
Und dann vergeßt nicht auf die Nacht
Mir auch fein Wort zu halten."

Aeol eröffnete den Sack —
Potz Blitz, das war ein Sausen!
So werden bis zum jüngsten Tag
Die Winde nimmer brausen.
Die einen bliesen Wolken her,
Die andern legten an dem Meer
Sich auf den Bauch und bliesen.

Wie siedend Wasser sprudelte
Das Meer in seinem Kessel,
Und in den Schiffen tummelte
Sich jeder auf vom Sessel,
Der eine machte Reu und Leid
Der andre fluchte, wie ein Held',
Der dritte lief an's Ruder.

Die Schiffe flogen her und hin,
Es brachen Tau und Stangen;
Die ganze Himmelskuppel schien
Kohlrabenschwarz umhangen.
Aeol vermehrte noch den Graus,
Und putzte 's Licht am Himmel aus,
Da sah kein Mensch den andern.

Der Sturm erhob sich immer mehr
Mit jedem Augenblicke;
Die Blitze schnitten kreuz und queer
Das Firmament in Stücke;

Der Donner ging ohn' Unterlaß
Bald im Discant und bald im Baß.
Der Wind accompagnirte.

Aeneas schrie und zitterte
An Händen und an Füßen:
„O hätt' ich doch, wie andere,
Zu Haus in's Gras gebissen!
So aber muß ich armer Gauch
Vielleicht in einem Wallfischbauch
Mein Heldenleben enden."

„O wär ich doch, o Sarpedon!
Bei dir im Himmel oben,
„So wär' ich doch des Sterbens schon
Auf immer überhoben!
Nachdem er viel solch Zeug geschwätzt
Verlobt er noch zu guter Letzt
Sich heimlich nach Loretto.

Indessen ging's im Sturmgeheul
Den Schiffern miserabel,
Ein Schiff verlor den Hintertheil,
Das andere den Schnabel:
Und selbst Aeneens Orlogschiff
Sah man, so wie der Sturmwind pfiff,
Auf Wogenspitzen tanzen.

Ein Theil der Schiffe scheiterte
Und hing gespießt auf Klippen;
Dem anderen zerschmetterte
Ein Wellenschlag die Rippen.
Hier schwammen Hosen, da ein Rock,
Dort hielt ein Schwimmer einen Block
Inbrünstig in den Armen.

Indeſſen hat Neptun, wiewohl
Sehr ſpät, den Spuk vernommen:
Er ward darüber teufelstoll,
Und ließ die Winde kommen.
„Vermaledeites Lumpenpack"
Rief er, „ha, dieſen Schabernack
Soll euer Herr mir büßen!"

„Sagt ihm, dem hundertjährigen
Windbeutel: er ſoll gehen,
Sonſt laß ich ſeinem windigen
Geſind das Maul vernähen.
So wahr ich Engelländer bin,
Ich halte Wort! Nun mögt ihr ziehn —
Still, Wellen, ſtill! — ihr Schurken!"

Drauf ſtieg er ins Pierutſch hinein
Und ebnete die Wellen:
Bald pflegte ſich der Sonnenſchein
Auch wieder einzuſtellen.
Deß ward Aeneas herzlich froh,
Und ging in dulci Jubilo
In Lybien vor Anker.

Die Helden kamen hier an's Land
Wie die getauften Mäuſe;
Sie machten Feuer an dem Strand,
Und ſahn nach Trank und Speiſe.
Sie thaten hier, als wie zu Haus;
Sie zogen ihre Hemden aus,
Und hingen ſie zum Feuer.

Drauf ging Aeneas in den Wald,
Und ſchoß ein Dutzend Haſen,

Und dieser Braten füllte bald
Mit Wohlgeruch die Nasen.
Kaum war nun auf dem weichen Gras
Der Tisch zum Mahl gedeckt, so fraß
Ein Hasenfuß den andern.

Eh noch das Mahl ein Ende nahm,
Ging Punsch herum im Kreise,
Und als es zur Gesundheit kam,
Sang jeder diese Weise:
„Es lebe Muth und Tapferkeit!
Stoßt an: es lebe, wer sich heut
Im Meere — todt gesoffen." —

Herr Zeus saß — salva venia!
So eben frisch und munter
Auf seinem Leibstuhl, und da sah
Er auf die Welt herunter;
Denn das war so der Augenblick,
An dem er mit der Menschen Glück
Sich abzugeben pflegte.

Frau Venus kam und machte da
Dem Donnerer Visite;
Denn da versagte der Papa
Ihr niemals eine Bitte. —
„Ach, Herr Papa!" so fing sie an,
„Was hat mein Sohn euch denn gethan,
Daß ihr so sehr ihn hudelt?"

„Er soll — nicht wahr? — ich merk' es wohl,
Italien nicht finden?
Versprachtet ihr mir nicht selbst: „er soll
Noch Roms Triregnum gründen?"

Und weil ihr da des Leibes pflegt,
Geht euer Weibchen her und neckt
Mir meinen armen Jungen."

„Der Alte schnitt ein Bocksgesicht,
Und küßt ihr sanft die Wange:
„Mein Kind, bekümmre dich nur nicht,
Mir ist für ihn nicht bange;
Wird nicht dein Sohn der Urpava
Der Datarie und Curia
So heiß mich einen Schlingel!"

„Und daß du so gerade hier
Mich trafst, soll dich nicht reuen;
Ich will auf meinem Dreifuß dir
Ein Bischen prophezeihen:
Gieb Acht! — Für's erste baut dein Sohn
In Latium sich einen Thron,
Und stiftet die Lateiner."

„Hierauf kömmt Romulus und den
Wird eine Wölfin säugen,
Drum wird er einen mächtigen
Instinkt zum Raube zeigen;
Das wird ein Kerl nach meinem Schlag,
Der schiebt die halbe Welt in Sack
Und schenkt sie seinen Römern."

„Nach diesem wird ein Reich entstehn,
Das hat nicht Weib noch Kinder;
Und dennoch wird die Welt es sehn,
Und dauert drum nicht minder.
Ja, was noch weit unglaublicher,
Es wird sich, wie das Sternenheer
Am Firmament vermehren."

„Auch dieß Reich faßt die Herrschbegier
Dann mächtig bei den Ohren;
Den Römern, Kind, ich sag' es dir,
Ist's Herrschen angeboren.
Und so von einem Weltchen sich
Gefürchtet sehn, ist — hole mich
Der Teufel! — gar nicht übel."

„Der also dieses Reich regiert,
Wird sehr die Welt kuranzen,
Ein jeder frommer König wird
Nach seiner Pfeife tanzen.
Er hält von andrer Leute Geld
Ein großes Kriegsheer, und die Welt
Küßt ihm dafür den Stiefel."

„Er kann mit seiner rechten Hand
Die größten Wunder wirken;
Erobert das gelobte Land,
Und massakrirt die Türken.
Wie einen Apfel theilt er dir
Die halbe Welt — schenkt diesem hier
Und jenem da die Hälfte."

„Ihn werden Völker auf den Knie'n
Wie einen Gott verehren;
Thut's einer nicht, so wird er ihn
Durch Feuer Mores lehren.
Auch trägt er einen größern Hut
Als ich, und blitzt sogar — doch thut
Sein Blitzen wenig Schaden."

„Ja einer soll sogar einmal
Ein Kindlein prokreiren:

Das soll von unserm Feldmarschall,
Herrn Mars, den Namen führen.
Es läßt mich zwar Virgilius
Das prophezeih'n; allein man muß
Dem Narrn nicht alles glauben."

„Weil nun die Welt gewohnt schon ist
Von Rom zu devendiren,
So wird, so lang man Füße küßt,
Dieß Reich nicht exspiriren.
Der Römer Herrschsucht — kurz und gut —
Steckt nun einmal in ihrem Blut.
So les' ich in den Sternen.

„Was deinem Sohne heut geschah,
Soll nicht mehr arriviren;
Er soll sich jetzt in Afrika
Ein Bißchen divertiren.
Merkur! geh nach Karthago hin,
Und sag': Ich laß der Königin
Den Mann recommandiren!

Blumauer.

Die Traube von Canaan.

„Kaleb, Palti, Sammuah,
Saphat, Igeal, Josua,
Gaddi, Nahebi, Ammiel,
Sethur, Guel, Gadiel,
Zieht hinauf nach Canaan,
Seht allda das Land euch an:

Ob es lieblich und nicht ohne . . . ?
Welch ein Volk darinnen wohne?
Ob sie Riesen, ob sie Zwerge?
Wie befestiget die Berge?
Wo auf gutes Obst ihr stoßt:
Nehmt davon, und seid getrost!"

Mose sprachs; sie zogen weit,
Weit hinauf in der Traubenzeit.
Und, wie sie Enak's Kinder sah'n:
Kam sie Angst und Bangen an.
Dennoch, sonder Weh und Ach,
Kamen sie zum Traubenbach.
Dorten gab es viel zu klauben,
Trauben gab es über Trauben,
Und die schönste schnitten ab sie,
Hingen über einen Stab sie:
Zwei'e trugen den und fast
Brach der Stab, von solcher Last.

Brachten sie zu Mose dar,
Uebertrieben es ganz und gar,
Mit dem Gebirge: wie's umher
Voll von Menschenfressern wär':
Fräß' ein Ries' den andern auf!
Lügen sagten sie zuhauff.
Und das Volk begann zu zagen
Und zu murren, und zu klagen;
Kaleb aber wies die Trauben:
„Jenes Land, ihr könnt es glauben,
Trieft von Honig, Milch und Wein;
Muthig drauf, wir nehmens ein!"

Josua sprach auch ein Wort;
Doch es schrieen die Memmen dort:

„Steiniget sie, dann umgewandt,
Rückwärts nach Aegyptenland!“ —
Da erschien der Herr in Pracht
Allem Volk, und sprach: „Habt Acht,
Jetzt will ich euch hier behalten,
Vierzig Jahr, und also walten,
Bis, was wider mich gemaulet,
Alles hier im Dürren faulet:
In mein heilig Land voll Wein
Soll kein Volk, das murrt, hinein.“

A. Kopisch.

Coeur-König.

Coeur-König fragt' einmal, so im Parliren,
Seinen Herrn Minister:
Wie man das Volk wohl könne melioriren?
Es gäb so viel Philister, so viel Philister, so viel Philister!
Da ging der Herr Minister,
Nahm Bücher und Register,
Klappt auf und zu, wendt' um und um,
Schreibt blind sich, hockt sich lahm und krumm,
Bespricht es laut, bedenkt es stumm
Und wird zuletzt mehr dumm wie dumm, mehr dumm wie dumm! .... (ad libitum.)

Da trat der lust'ge Rath, recht mit Manieren
Her und sprach mit Lachen:
„Herr König, ließ't ihr mich einmal regieren

Wollt' euch das Ding schon machen, das Ding
schon machen, das Ding schon machen!"
Coeur-König sprach: „„Nun sage,
Wie brächtest du's zu Tage?"" —
„Ich nähm' zuerst den Zoll vom Wein,
Kommt er umsonst in's Maul hinein
So singt das Volk und macht sich fein, und
macht sich fein, und macht sich fein! (ad libit.)

Wein und Gesang, weg sind da die Philister,
Sammt den Unglücksunken!" —
„„Still Narr, begann mit Ernst der Herr Mi-
nister:
So wird das Land vertrunken, das Land ver-
trunken, das Land vertrunken!""
Coeur-König sprach: „Minister,
Ihr seid ein Erz-Philister.
Der Narr hat Recht,
Gesang und Wein,
Sie sollen frei heraus, herein!
Da sang, was singen konnte, fein:
Coeur-König soll Herz-König sein, Herz-König
sein, Herz-König sein! (ad libit.)

A. Kopisch.

Gedruckt bei C. Feister.

Inhalt.

	Seite
Ernstes Frühlingslied. Von Manfred	3
Kanichverstahn. Von Wilhelm Mair	4
Vor einem Dorfkirchlein. Von J. N. Vogl	10
Das Lied der Lilie. Von F. Dingelstedt	12
Des Franken Braut. Von M. Markbreiter	14
Eine alte Frau. Von E. Ferrand	17
Dichterselbstlob. Von F. Rückert	20
Meine Muse. Von Wilhelm Müller	24
Nachtstück. Von Demselben	25
Scipio. Von F. Freiligrath	27
Der Urwald. Von Nicolaus Lenau	29
Der Schiffsjunge. Von Demselben	32
Lethe. Von G. Pfizer	34
Sankt Alban. Von Justinus Kerner	37
Herzog Ulrich. Von W. Zimmermann	38
Die Löwenbraut. Von A. v. Chamisso	41
Die Gräber zu Ottensen. Von F. Rückert	43
Der Invalide. Von Adolf Bube	50
Meine Tageszeiten. Von Demselben	51
Der Stein. Von Demselben	52
Der Invalide. Von Anastasius Grün	52
Der alte Komödiant. Von Demselben	57
Der Sänger und die Fürstin. Von Max Rosenhayn	60
Der Geist in der Natur. Von Demselben	63
Die Rose und das Mädchen. Von W. Langewiesche	65
Die Ermordung der Söhne Eduards. Von N. N.	67

Seite

Liebesseufzer beim Billardspiel. Von Glaßbrenner 68
Die Finger. Von Castelli 70
Militairische Execution. Von A. Cosmar 72
Der Frei-Uebersetzer. Von Demselben . 73
Lenz-Kommando. Von J. G. Seidl . 75
Wischiwaschi. Von Kotzebue 81
Das große Loos. Von Langbein 85
Der Stotterer. Von J. F. Castelli . . 90
Männer und Hüte. Von Glaßbrenner . 91
Der Bräutigamsspiegel. Von Langbein . 94
Die Freunde. Von Demselben . . . 97
Des Pfarrhündchens Testament. Von Demselben 99
Doctor Faust in Salzburg. Von J. N. Vogl 101
Virgil's Aeneis. Von Blumauer . . . 106
Die Traube von Canaan. Von A. Kovisch 115
Coeur-König. Von Demselben 117

39/2

Humoristische

Zeitblätter.

Herausgegeben

von

A. Glassbrenner.

Leipzig,

rg Wigand's Verlag.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 1. Donnerstag, 2. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür daselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Völker Deutschlands!

Insonders hochzuverehrende Germanen und andere benachbarte Stämme!

Wohlgeborne Herren! In der Voraussetzung, daß es Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, ob ich ein Journal herausgebe oder nicht, bin ich so frei, eins herauszugeben. Freilich sind dabei zwei höchst wichtige Punkte zu berücksichtigen, deren Erörterung Sie gewiß seit langer Zeit stillschweigend gewünscht haben: erstens, wer ich bin? und zweitens, was von Ihnen, meine Völker, jährlich für das Journal gespendet werden muß? Was die letzte Frage betrifft, so sind „Acht Thaler" sächsisches, preußisches oder anderes Courant eine vollkommen befriedigende Antwort; und in Betreff des ersten Punktes verweise ich auf Kiesewetter's oder Hegel's Logik, Paragraph so und so.

Völker! Sie wissen nun gefälligst, wer ich bin, was ich beabsichtige, und wie viel ich dafür haben will; es bleibt folglich nur übrig, Ihnen auseinanderzusetzen, [illegible] Sie jährlich für Ihre Acht [illegible] nur dann ge[illegible] nachfolgen[illegible]ndere Jour[illegible]n wollen.

[illegible]hwachen Be[illegible] „Gesell[illegible]it seine Leser [illegible]nimmt dafür [illegible]aler für den [illegible]rechnet sind. [illegible]hr Gewissen, [illegible]t und für 2 [illegible]den? Nein, [illegible]inen Baben! [illegible]er nach dem

[illegible]and schlendert [illegible]ndzeitung."

Der kleine Junge, welcher auf der Vignette die Ampel mit Oel versorgt, gießt schon Jahre hindurch, und noch immer ist's unter ihm so finster, daß man nichts Gescheidtes erkennen kann und unwillkürlich die Augen zum Schlafe schließt. Die Abendzeitung kostet jährlich 10 Thaler, und das Pfund Oel 3 bis 4 Groschen, folglich deckt ein einziger Pränumerant die Kosten des Instituts, und folglich werden sämmtliche Pränumeranten hinters Licht geführt — d. h. hinter die Ampel. Dennoch bleibt es unbegreiflich, wie diese Abendzeitung sich so weit vergessen kann, auch den letzten glimmenden Funken ihrer Lampe mit Beiträgen vom Kriegsrath Müchler auszulöschen! O über die thörichte Jungfrau!

Nun kommt der „Freimüthige", ein Blatt, das, seinem Titel nach zu urtheilen, sich besonders auf Ironie gelegt und bei seinem zweiten Laufe unter Herrn Schlesinger den Beinamen: Berliner Conversations-Blatt angenommen hat. Der Freimüthige kostet jährlich 8 Thaler, wahrscheinlich, weil ihm seine Freimüthigkeit theuer zu stehen kommt, denn seine berliner Conversation kann für Nichts gerechnet werden. Nun frage ich Sie, geehrte deutsche und benachbarte Stämme, haben Sie je in diesem Freimüthigen eine Meinung gefunden, die irgend ein Ohr hatte beleidigen können? Nein, auch nicht einmal ein langes — und folglich werden die 10 Thaler nur für den alten Hutten bezahlt, der sich auf diesem Blatte eben so ausnimmt, wie sich Julius Cäsar in einem warschauer Schlafrocke ausnehmen würde.

Auf gleicher Stufe mit den genannten Zeitschriften stehen die „Originalien für Phantasie, Witz und Laune", welche sich begnügen, diese Eigenschaften auf dem Titel zu haben; der „Planet", den die Glut des anprallenden Kometen ausgedorrt hat; die Blätter für „literarische Unterhaltung", durch welche man jährlich für 12 Thaler in Kenntniß gesetzt wird, welche vorzüglichen Bücher die breckhausische Buchhandlung verlegt haben will; die „Elegante", welche sich erst kürzlich das beste Kleid ausgezogen hat, u. s. w. u. s. w. Sie sehen also, Völker Deutschlands, welche Summen für Nichts gespendet werden, und daß es sich wohl der Mühe verlohnen dürfte, für ein humo-

ristisches Brennglas 8 Thlr. auszugeben, das alle lichte Strahlen, welche hin und wieder durch die trüben Wolken der Zeit blitzen, in sich concentriren soll, um Ihre Herzen für Recht, Wahrheit und edlen Lebensgenuß zu entzünden.

Mit diesen Worten schließe ich meine Rede an Sie, deutsche Völker! Möchte der Himmel heiter sein, die Sonne glutvoll emporsteigen, und der Frühling in unserer Seele aufblühen: möchte mein Blatt auf einen grünen Zweig kommen, damit ich vom Blatte singe das ewige Lied der Freude! Und nun leben Sie wohl, Germanen und benachbarte Stämme, grüßen Sie Ihre lieben Frauen von mir und pränumeriren Sie auf das Brennglas, dessen Redacteur ewig bleiben wird

Ihr

treuer Freund.

Scenen aus der Unterwelt.

I.

Moses, Solon, Nero, Loyola und Käsebier (sitzen in einer Schatten-Tabagie und kannegiessern).

Solon (ruft). Marqueur, eine Bairische! Aber aus Athen! (sich zu Käsebier wendend) Ich versichre Ihnen, Herr Käsebier, wenn wir zu meiner Zeit in Attika solchen kühlen und nahrhaften Trank gehabt hätten, meine Gesetze würden noch mehr innern Gehalt bekommen haben.

Käsebier. Zu viel Bescheidenheit, mein weiser Herr Solon! Obgleich ich der Meinung bin, daß es viel leichter ist, Gesetze zu geben, als sie zu halten.

Moses. Von Ihnen sehr richtig bemerkt! Sie haben auf diesem Felde unangenehme Erfahrungen gemacht.

Loyola (lächelnd). Ei, ei, lieber Moses! Sie sticheln auf das Verschwinden von Effekten; indeß glaube ich, daß sich unser guter Käsebier nach dem lykurgischen Katechismus ausgebildet hat, und Sie wissen, dieser erlaubte das Entwenden, nur durfte man sich dabei nicht ertappen lassen!

Käsebier. Ja, das war bei uns in Deutschland auch so.

Solon. Ich denke, in Deutschland läßt man die großen Diebe laufen und faßt nur die kleinen. Und wie ich aus der Staatengeschichte gelesen habe, gehörten Sie doch zu den großen.

Käsebier. Bitte, das ist eine hysterische Verläumdung.

Nero (stimmt sich eine Cigarre). Marqueur, Feuer! Aber schnell, oder ich morde!

Loyola (lächelnd). Feuer verlangen Sie, preiswürdiger Imperator? Wollen Sie vielleicht wieder Rom anzünden?

Nero. Nein, vorläufig nur meine Cigarre. Aber wenn ich jetzt diesem Wespennest nahe wäre, so könnte es möglich seyn, daß ich mir wieder den Spaß machte!

Loyola (lächelnd). Wespennest? Imperatorchen, Sie sticheln wohl auf Dies und Jenes?

Nero. Nein, darauf nicht! Nur auf Ihre Leute.

Loyola (lächelnd). Hi, Hi! Sie sind heute bei Laune. Aber sagen Sie, waren denn damals auch so viel Wespen in Rom, als Sie geruhten, es anzuzünden.

Nero. Wespen nicht, nur Bürger und anderes Gesindel. Uebrigens studirte ich den Homer und wollte mir den Brand von Troja deutlich machen.

Loyola (lächelnd). Ah so, das ist etwas Anderes! Bei wissenschaftlichen Zwecken kann es freilich auf zehn bis fünfzehntausend Menschen nicht ankommen.

Käsebier. Um Verzeihung, Sie sind wohl Wundarzt?

Loyola. Ja, lieber Mann, Arzt bin ich. Aber nicht für die Wunden des Körpers, sondern für die der Seele.

Käsebier. So? An der Seele habe ich nie gelitten, das versteh' ich nicht. Sagen Sie, Herr Doctor, sterben Ihnen während der Kur auch so viel Patienten, als unsern deutschen Aerzten?

Loyola. Lieber, wir haben nur sehr wenig Patienten, aber die Wenigen kommen Alle durch. —

Moses (heimlich zu Solon). Ihre Heilart ist die homöopathische Seelenkur; sie heilen Gewissensbisse durch Gewissensbisse und geben den Leuten die Ruhe in Strafkügelchen.

Solon (heimlich zu Moses). Still, lieber College! Was die Gewissensbisse betrifft, so haben Sie Ihren Leuten auch einen ungeheuren Spielraum gelassen. Ueberhaupt weicht das jüdische Gesetzbuch sehr von meinem ab.

Moses (etwas laut). Sehr richtig! Darin liegt eben die Vortrefflichkeit des meinigen. Es besteht in unveränderter Form, während das Ihrige so viel verbesserte Auflagen erlebt hat, daß es kaum noch zu erkennen ist.

Solon. Das ist wahr, aber ihre Leute bilden auch kein Volk, dagegen haben meine Nachkommen eine edle Selbstständigkeit.

Moses (ruft). Marqueur, einen Bittern!

Käsebier (welcher gelauscht hat). Ei, lieber Moses, eine Frage. Wer war jüdische Advocat? Ich habe zwar da ter gelesen, aber die können unm wesen sein, denn es steht nir von Akten und Erkenntniss

Moses. Ja, dame fernst abgehalten, und gehalt. Von Erkennt

Loyola (lächel später in Jerusalem nachher haben a tragen.

Moses (l ren, lassen Si ägyptische Fir

Käsebi deutlichen E eine besond immer sinnl schäfte mad

Loyo von mir a

ßig, hier und da etwas Helle zu verbreiten, besonders auf den Anhöhen.

Nero (niest).

Loyola (sich zu ihm wendend). Prosit, Herr Imperator!

Nero. Gratias!

Solon (springt auf). Meine Herren, entschuldigen Sie mich, daß ich Sie verlasse. Da seh' ich meinen alten Freund Krösus kommen, der Mensch ist bei seinem Reichthum jetzt der langweiligste Gesellschafter, weil er nur für seine Papier-Speculationen lebt. (ab.)

Moses. Mit dem muß ich ein paar Worte unter vier Augen sprechen! (ab.)

(Nero, Loyola und Käsebier setzen sich um einen Tisch und spielen Pharo. Käsebier schlägt die Volte, Loyola betrügt und Nero nimmt alles Geld fort und sagt: „Hazardspiele sind verboten.")

Epigramme

von

W. Achat.

Theaterreferat.

„So wirksam war Alfonso's Spiel
Als sterbender Tyrann,
Daß man, als er zu Boden fiel,
Laut aufzulachen begann." —

Gebet des Advocaten.

o blinde Themis, mir nur hold!
s auch die beiden andern Blinden,
nten, gibt Fortuna Geld,
mich dann wohl auch was finden.

---

gte Nachrichten.

nit welcher der Kaiser von Ja-
g der dortigen Sitzerversamm-
ß mit den trostreichen Wor-
ten: „Aus väterlicher Huld für Unsere Unterthanen geruhen Wir noch zu verordnen, daß sich fortan Jeder derselben von dem Genusse des Abendbrotes fern halte, damit die Magen Unserer Völker nicht überladen, und ihre Köpfe durch unruhige Träume nicht verwirrt werden. Wer dagegen handelt, dem soll Unser Leibarzt vorläufig die Zähne ausziehen. Bleiben euch übrigens in Gnaden gewogen!" Die Deputirten hörten knieend diese Rede, stießen bei den letzten Worten die Köpfe gegen den Fußboden und riefen: „es lebe der Kaiser!"

† In China soll sich eine Gesellschaft chinesischer Naturforscher gebildet haben, die ihre erste Versammlung in Nankin gehalten hat. Das erste Resultat ihrer Forschungen, womit sie das himmlische Reich erfreuten, war die Herausgabe eines sehr reichhaltigen Kochbuches.

† Zwei unbefangene Karaiben, die sich neulich einen Jesuiten zum Frühstück braten ließen, bekamen gleich nach der Mahlzeit so heftige Leibschmerzen, daß sie vor Angst katholisch wurden. Man ist neugierig, ob dies Mittel helfen wird.

† Der chinesische Finanzminister Ho-ho hat ein Trauerspiel geschrieben, worin der Held deßhalb zum Tode verurtheilt wird, weil er hartnäckig behauptet, die Accise sey eine menschliche Erfindung.

† Ein ungarischer Mineraloge hat die Bemerkung gemacht, daß der Saphir, wenn er mehrere Jahre in Hopfen-Bier gelegen, die Farbe wechselt und ins Schmuziggelbe spielt, folglich seinen Werth verliert.

† Zu der Berliner Kunstausstellung hat ein Tischler einen Geheim-Secretair ohne Aufsatz und ohne Politur eingesandt, den Niemand als der Besitzer gebrauchen kann. Man muß nämlich an eine verborgene Feder drücken, um ihn zu öffnen.

† Der Herzog von Neuseeland ist neulich mit seinen Unterthanen in so unangenehme Berührung gekommen, daß er sich genöthigt sah, an seinen Palast anzuschreiben: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!"

† Bei einem bayonner Handlungshause sind aus Jerusalem 3000 Schinken bestellt worden. Der Vice-König von Aegypten will dort frühstücken; Rußland wird den Pfeffer liefern.

† Der Graf Toreno soll sich 19 Millionen Fidibusse gemacht haben, um eine Cigarre damit anzuzünden.

† Zur diesjährigen Berliner Kunstausstellung ist aus der düsseldorfer Schule ein Gemälde eingesendet worden, das einen Habicht darstellt, welcher einem berliner Justiz-Commissarius sehr ähnlich sehen soll.

Neues unter der Sonne.

.·. Es ist erstaunlich, welch ein hohes Alter die englischen Lords erreichen. Im jetzigen Oberhause befinden sich sechszig Mitglieder, die alle über 70 Jahre alt sind. Hufeland's Makrobiotik verliert an Werth: wer lange leben will auf Erden, der gehe nach England und werde Lord im Oberhause.

.·. Ein Caffetier in Paris hat das Lagerzelt Napoleon's gekauft, dessen er sich in Aegypten bediente. Die Franzosen eilen zu ihm, um die Ehre zu genießen, unter dem Zelte des größten Mannes Kaffee zu trinken. Wir Deutsche müssen uns mit dem Himmelszelte begnügen.

.·. Die „heilige Rosalie" hat diesmal in Palermo viel Unglück angerichtet. Das Feuerwerk, welches ihr zu Ehren abgebrannt werden sollte, flog in die Luft; einige sechszig Arbeiter wurden getödtet, und noch mehr gefährlich verwundet. Heilige Rosalie!

.·. In Weimar haben sie wieder zu Göthe's Geburtstag gegessen und getrunken. Die Mittwochsgesellschaft in Berlin, welche sich des Donnerstags versammelt, hat diesmal am 28sten August gehungert. So verschieden feiert man in Deutschland, woselbst noch mehr Leute auf die letzte Art Festlichkeiten begehen.

.·. Der General Rodil hat ein Kloster in Arranzza in Brand gesteckt, weil die Mönche den Don Carlos, welcher sich nicht im Kloster befand, nicht ausliefern wollten. Seit dieser Zeit riecht's in jener Gegend nach Assa foetida, auf deutsch: Teufelsdreck, oder feiner: Satansschmuz.

.·. Bei den Wahlen in Amerika soll man öfters die Worte hören: „wenn Du nicht für meinen Mann stimmst, so schlage ich Dir den Kopf ein." In — würde dies Niemand für eine Drohung halten.

.·. Neulich, meldet man aus Paris, war Herr von Rigny zu einer Hetzjagd auf wilde Schweine von Hrn. Rothschild eingeladen. Der National bemerkt höchst naiv: dies wäre das erste Mal, wo Herrn Rigny die Gelegenheit fehle, einen Bock zu schießen.

.·. Die Carlisten leiden, laut einer Correspondenz des Journal de Paris, sehr großen Mangel an Schuhen. Da werden sie sich wohl nächstens auf die Strümpfe machen!

.·. In Spanien hat sich kürzlich Jemand, der vergiftete Specereien bei sich trug, für Don Miguel ausgegeben. Er zeigte sich sehr freigebig und vertheilte mit vollen Händen Geld unter die Leute — man merkte alsbald, daß es Don Miguel nicht sey, und schoß ihn vorläufig todt.

.·. Neulich stand in einer politischen Zeitung ein sehr komischer Druckfehler, statt Truppen: Puppen.

.·. Für arme Leute, die ihren Durst mit Wasser stillen müssen, steht in den politischen Zeitungen die erfreuliche Nachricht, daß Herr von Rothschild das beste Stück Steinberger 1833r für 2800 Fl. gekauft hat.

Berlin.

.·. Der Director des Königstädter-Theaters, Herr Cerf, hat ungefähr 23½ italienische Opern in Italien mit preußischem Gelde käuflich an sich gebracht. Diese Opern sollen ganz und gar italienisch aufgeführt und die Illusion so weit getrieben werden, daß Niemand hineingelassen wird, der — kein Geld hat.

.·. Ein hiesiger Cassen-Beamter wurde neulich, während seine Gemahlin „Feuer, Diebe!" schrie, vor seiner Thüre an Händen und Füßen geknebelt gefunden. Bald darauf fand die umsichtige Polizei, daß in der ihm anvertrauten Casse eine bedeutende Summe fehle, man kam also, da keine Spur von Mordbrennern und Dieben vorhanden war, auf die Vermuthung, daß jener Beamte ein doppelter Verbrecher sey, und zog ihn gefänglich ein.

.·. Noch nie ist die Frechheit einiger hiesigen Tagesschreiber so weit gegangen wie jetzt! Sobald irgend ein Künstler hier eintrifft, so bestürmen sie ihn mit ihren faulen Blättern, indem sie ihm zugleich den Pränumerations-Schein auf ein ganzes Jahr überreichen. Läßt jener sich kein Geld abbetteln, auch nicht ein paar Groschen, mit denen sie sich nöthigenfalls begnügen, so wird er auf eine pöbelhafte Weise getadelt, gleichviel ob er Gutes oder nicht Gutes geleistet hat. Die Gemeinheit dieser literarischen Buben geht aber so weit, denselben Künstler, wenn er ihnen inzwischen Geld geschickt hat, ohne Umstände enthusiastisch zu loben. — Es wäre wahrlich zu wünschen, daß uns die Bettelvögte und Lumpensammler von diesen Geschöpfen befreien möchten!

.·. Durch das Fallen der spanischen Papiere haben sich auch hier viel Leute wehe gethan. Wehe über —!

Theater

.·. Der königliche Sc
von seiner Krankheit hergeste
— Die Königstadt studirt
Stücke ein, die aber unsern
wollen. Neulich wurde „
— Schafsleben gegeben. H
teirolle ergötzlich, mehr noch
als Jurgens und Schuppenth
norist des berliner Hoftheater
Hr. Franz in Hannover;
Wien. — Hr. Rott tr
reise als Hamlet wieder an
den empfangen und dreimal
man wußte nicht warum.

Verleger: Georg Wigand in Leipz

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 2. Montag, 6. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Specielle Mittheilungen über China.

von

Gottlieb Lumm-lumm.

I.

Der Palast des Kaisers.

Dieses weltberühmte Gebäude steht in der Hauptstadt Peking und ist seit dem Jahre 1130 von allen Miethsabgaben befreit. Es bildet eine eigene Stadt, ist mit einem Geländer von Gußeisen umgeben und mit vielen Kanonen verziert, welche das kaiserliche Vertrauen zu seinen Unterthanen daselbst aufpflanzen ließ. Von zehn zu zehn Fuß stehen auf hohen Postamenten zwei Polizeibeamte, welche die Hände zum Greifen gestaltet haben, wodurch der Diensteifer symbolisch dargestellt ist. Das Ganze hat drei bis fünf Stunden im Umfange und bietet dem Auge einen zauberischen Anblick, der noch dadurch erhöht wird, daß man selten Hofbeamte und Offiziere bemerkt. Rings um die eigentliche Wohnung des Kaisers sind die reizendsten Gärten, in welchen Eichorien und weiße Rüben gedeihen; aus zahllosen Fontainen sprudelt blutrothes Wasser, das kleine Felsen von Diamanten bespült und in mehreren Bächen durch die köstlichsten Blumen-Parthieen umherfließt. Auf einem Rosenhügel am Ende des Lustgartens ist das kaiserliche Belvedere, von wo aus man der Aussicht auf einen anmuthigen Torfstich genießt. Hier ist es, wo in seinen Ruhestunden der geheiligte Sohn des Himmels zuweilen das Fagott bläst, nach dessen Tönen sämmtliche Mandarinen am Fuße des Hügels tanzen und radschlagen müssen. Tausend Schritt davon entfernt liegt die „poetische Grotte", aus faulem Holz gebaut, in welcher der Kaiser täglich im Beisein seiner Hofräthe die von ihm verfaßten Gedichte vorliest. Während dieses Staatsactes darf kein Hofrath Athem holen, vielweniger husten, und wer am Schlusse der Vorlesung nicht dreimal Bravo ruft, wird vom Scharfrichter des geheiligten Sohnes ein Wenig geändert, oder auf andere Weise unangenehm behandelt. Ueberhaupt darf Niemand denken, so lange sich der Vater des Volkes im Garten befindet; woher es wohl kommen mag, daß seine treusten Beamten an einer gefährlichen Geistesschwäche leiden, welche selbst durch ihre Grobheit nur wenig cachirt wird.

Der Palast selbst ist auf Kies gebaut, den die Unterthanen haben herbeischaffen müssen; er ist 5000 Fuß lang und 400 Fuß hoch, d. h. chinesische Fuß, die etwas kleiner als die deutschen sind. Das Gebäude bildet ein Zweieck — die dritte Ecke ist abgestumpft — dort befindet sich die Aecise. Inmitten der Fronte sind die kaiserlichen Insignien angebracht; sie sind von reinem Dukatengold und stellen das ganze chinesische Reich von einer Kette umgeben dar. Ueber dem Reiche schwebt ein großer Stoßvogel, der ein geschliffenes Beil mit einem purpurrothen Stiele in den Krallen hält. Unter diesen Insignien ist ein Balcon von schwarzem Marmor, mit Goldstücken ausgelegt, der von den Statuen der verstorbenen Finanzminister getragen wird. Hier dictirt der Beherrscher des himmlischen Reiches seine Befehle an das Volk, wobei er in der Regel eine irdische Portion Thee trinkt und dazu eine Havannah-Cigarre raucht. Zu dem Saale, in welchem der Thron steht, führen hundert und neunundneunzig Entrées; in jedem einzelnen sitzen sechs Sklaven mit Rauchgefäßen, welche Jeden, dem die Gunst zu Theil geworden, sich zu den Stufen des Thrones niederzuwerfen, desinficiren. Der Kaiser sitzt auf dem Throne mit übergeschlagenen Beinen und ist in der Regel so tief mit Staats-Angelegenheiten beschäftigt, daß er die Augen verschlossen hat. Nachdem der Begünstigte fünf Stunden im letzten Entrée auf den Knieen gewartet, werden die Thüren geöffnet und ihm Zeichen gegeben, ehrfurchtsvoll hereinzurutschen. Sodann schlagen funfzig Tambours Feuerlärm; der Kaiser geruht aus seinem Nachdenken zu erwachen und frägt in einem feierlichen Tone: „Welcher Wurm kriecht an den Stufen unseres Thrones umher?" worauf der Bittende jedesmal antworten muß: „Ein Wurm, der nicht werth ist, daß Du ihn zertrittst!" Der Vater des Volkes versetzt ihm hierauf einen höchsteigenhändigen Fußtritt und murmelt: „Meine Gnade reicht weiter als deine Bescheidenheit, Schafskopf!" Nach diesen Ceremonien hat

der Begünstigte das Recht, seine Immediat-Vorstellung an den Staats-Mandarinen abzugeben, der Kaiser liest dieselbe nicht, und nach drei Sonnen-Jahren erhält der Bittsteller, welcher gleich nach der Abgabe seines Gesuches zur Thür hinausgeworfen ist, den Bescheid, daß er künftig das Querulíren zu unterlassen habe. Zu dieser besonderen Gnade werden nur Erwachsene zugelassen; Kinder unter zehn Jahren dürfen sich überhaupt im Palast nicht sehen lassen.

Zu beiden Seiten des Thrones prangen die Himmel-Betten des Kaisers und der Kaiserin, in denen sie zu schlummern geruhen. Vor dem Schlafengehen zieht der geheiligte Sohn des Himmels seine Uhr auf, läßt sich von seinem Leibarzt Pu-pu auf den Balcon führen, wo er am Tage die Befehle dictirt hat, und wird menschlich. Dies geschieht nur alle Abende um neun Uhr; eben so viel Kanonen verkünden dem glücklichen Volke die bevorstehende Ruhe seines Vaters, und nachdem alle Unterthanen männlichen und weiblichen Geschlechts auf die Kniee gefallen sind, erheben sie gerührt ihre Augen gen Himmel und bitten denselben, ihnen noch lange den weisen und menschenfreundlichen Herrscher zu erhalten.

Gegen neun Uhr Morgens schleichen sieben barfüßige Hofräthe in das Schlafgemach und stellen sich vor das Bette des Kaisers. Der älteste von ihnen zieht leise den Vorhang auf, nimmt dem Ruhenden die Nachtmütze vom Kopfe und weckt ihn, indem er mit einem verbotenen Buche seine Nasenspitze berührt. Der Herrscher reibt sich hierauf höchsteigenhändig seine Augen, läßt sich von den Hofräthen aus dem Bette, den Schlafrock über den Leib und die Pantoffeln über die Füße ziehen und reckt sich dann die Müdigkeit aus den Gliedern. Hierauf geht er, während sich die Hofräthe umdrehen, nach dem Bette der Kaiserin, gibt ihr einen Nasenstüber und spricht mit lauter Stimme: „Muhme der Sonne und Cousine sämmtlicher Sterne, öffne das Doppel-Perspectiv Deiner Augen und erhebe Deines Körpers schlanke Gestalt aus der federgefüllten Seide!" worauf dieselbe mit den beiden Mittelfingern ihre Nase klemmt und ihrem Gemahle die Antwort zuschnüfelt: „Schön!" In diesem Augenblicke springen hundert Kammerjungfern mit allen Erfordernissen der Toilette durch mehrere Tapetenthüren in den Thronsaal und ziehen, während der geheiligte Sohn des Himmels mit dieser oder jener schäkert, die Mutter des Volkes an. Sobald dies geschehen, ruft der Kaiser: „Hofräthe, kehrt!" und läßt sich und seine Gemahlin nach dem Saale des Frühstücks führen, dessen Wände von bunt gemaltem Porzellan sind. Von der Gallerie herab ertönt aus hundert Blasinstrumenten das chinesische Volkslied: „Tschu-schi hatsch-schi Ya Ya!" welches so viel heißt, als: „Sohn des Himmels, lebe lange!" und vom Kaiser allein gesungen wird. Nach Beendigung dieses Liedes, während dessen alle Anwesenden den Mittelfinger der rechten Hand auf die Nasenspitze stellen, müssen sämmtliche Hofräthe kopfüber schießen, bei welchem Manoeuvre der alleinige Vorsteher der Erde so herzlich lacht, daß der Ober-Ceremonienmeister hinzuspringen und ihm den Bauch halten muß. Hierauf erhebt sich der Kaiser, sagt zu seiner Gemahlin: „Bleibe gesund!" und begibt sich in den Serail, welcher den Titel „Asyl der Keuschheit" führt und von zweihundert der schönsten Frauen bewohnt wird. Mit welchen Staats-Angelegenheiten sich hier der Vater seines Volkes beschäftigt, kann der Verfasser nicht mittheilen, weil er niemals einen Begleiter mitnimmt. Die Chinesen glauben allgemein, daß ihr Beherrscher den dort befindlichen Weibern Vorlesungen über natürliche Magie und Experimental-Physik halt, doch ist dies, wie gesagt, nur Vermuthung.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas

über den größten Mann unsers kleinen Jahrhunderts,

Namens: **B. Kaim.**

Geschrieben von einem gemüthlichen Menschen

Namens: „Ad. Glaßbrenner."

Als Trauerspieldichter stehen mir Sophokles, Shakspeare und Schiller eigentlich höher als dieser Jüngling. — Denn Sophokles, Shakspeare und Schiller waren wirklich Menschen von Talent und haben manches recht Hübsche zu Tage gefördert; auch kann man ihnen etwas Bildung nicht geradezu absprechen, wiewohl Kaim in dieser Hinsicht mit ihnen gar nicht zu vergleichen ist. Sie haben ihre Vorzüge, er die seinigen; das läßt sich nicht laugnen! Besitzt er in seinen Werken auch nicht die schöne Einfachheit und die vollendete Charakterzeichnung des Sophokles, (wie sich denn überhaupt die Kaim'sche „Corinna" nicht mit der „Antigone" messen kann!) besitzt er auch nicht den göttlichen Humor Shakspeare's, nicht die erhabene Gluth und Begeisterung Schiller's, so kann man ihm deßhalb doch nicht die geringsten Vorwürfe machen, weil sein Dichten und Trachten auf ganz andere Dinge gerichtet ist, die mit denen der drei genannten Tragoden durchaus nicht harmoniren. Kaim nähert sich in seinen Tragödien überhaupt mehr dem Miserablen, er hat einen eigenen Weg eingeschlagen, den früher noch Niemand betreten hat und höchst wahrscheinlich auch später Niemand betreten wird; er ist folglich ein Original, und um so mehr, als er der einzige Trauerspieldichter ist, von dem noch keine Sylbe auf die Bühne gekommen und wahrscheinlich auch später niemals kommen wird. Soll ich ganz aufrichtig sein, so fall' ich selbst Göthe über Kaim; denn in seinem „Torquato Tasso" hat Göthe einen sehr leidlichen Dialog geschrieben, und die Form des Stückes ist auch nicht übel; Kaim dagegen verwirft solche Dinge ganz und begnügt sich höchst bescheidener Weise nur mit seinen Gedanken. Dagegen darf man freilich nicht aus der Acht lassen, daß dem Kaim Poesie fehlt, und daß diese viel zur Erleichterung des Dichtens beiträgt, wird mir Niemand abstreiten. Folglich ist es von Kaim immer sehr viel, wenn er auch gar nichts Gutes leistet — denn jeder Andere würde bei solchen

Mängel kein Dichter sein, Kaim ist aber trotz dem Dichter! Das ist höchst merkwürdig, und wenn ers nicht selbst gesagt hatte, man würde es kaum glauben können.

Aus dem Allen scheint mir nun hervorzugehen, daß z. B. Shakspeare als dramatischer Dichter weit über Kaim steht; ich bin aber eben so fest überzeugt, daß von allen Bewohnern Deutschlands Herr Kaim der einzige ist, der diese Meinung nicht theilt, sondern daß ihm Shakspeare nicht mehr als eine Thranlampe gegen ihn, die Sonne, ist. Wenn man nun bedenkt, daß dieser Jüngling sich trotz dem jenen miserablen Shakspeare zum Vorbild genommen, so bleibt seine große Bescheidenheit das Einzige, was man bei ihm zu loben findet — und wer weiß, ob Shakspeare, wenn er sich Kaim zum Vorbild genommen hatte, noch das Biechen geworden ware, was er ist?!

In anderer Hinsicht ist Kaim nicht viel werth; wenigstens nicht so viel als in tragischer Hinsicht. Seine satyrischen Werke sind, wenn ich nicht irre, bei Hartmann in Leipzig erschienen, ohne viel Aufsehen zu erregen. Sie bestanden in einer Broschüre, die einen halben Bogen stark und gegen den höchst unbedeutenden Börne gerichtet war. Es ist auch möglich, daß sie für Börne — oder vielleicht zu einem ganz andern Zwecke geschrieben worden — genug! ich konnte das Ding nicht verstehen, weil ich damals sehr dumm war und diese Broschüre von Anfang bis zu Ende durchgelesen hatte.

Mit einem Worte: dieser Jüngling Kaim ist der größte Mann unsers kleinen Jahrhunderts!

Lieder

von

W. Fischer.

1.

Die Nacht ist trüb und finster,
Am Himmel glänzt kein Stern —
Heimfuhrt der taumelnde Diener
Den taumelnden gnädigen Herrn.

Und beide wanken und schwanken
So recht mit fröhlichem Sinn;
Da stolpern beide und stürzen
Lang auf den Bürgersteig hin.

Der Herr liegt unten, und oben
Der Diener und brummt sich ein Lied.
Zwei Andere kommen, die sprechen
Sehr gründlich vom Rangunterschied.

2.

„Arabella! Arabella!
Laßt Euch doch ein Wenig rühren!
Wollt Ihr mich nicht, Euren Treuen,
Liebend durch dies Leben führen?"

„„Don Alonso! Don Alonso!
Geht nach Hause, guter Ritter!
Ihr erkältet Euch, Verehrter,
Harrt Ihr länger hier am Gitter!""

Don Alonso, hoch beglücket,
Eilt davon mit flüchtger Sohle.
„Ach, sie will nicht" — seufzt er selig —
„Daß ich mir den Schnupfen hole."

Epigramme.

An Harpax.

Wie Du aufs Empfindlichste
Diesem Schlemmer schadest? —
Wenn Du aufs Verbindlichste
Ihn zur Tafel ladest.

Die Heilige.

In ihren alten Tagen
Wird Zella des Himmels Magd.
Sie will der Welt entsagen,
Weil ihr die Welt entsagt.

Unverbürgte Nachrichten.

÷ Der Vicekönig von Aegypten hat die achte Auflage von „Alberti's Complimentirbuch" höchsteigenhändig zu übersetzen und dem Großherrn zum Beiram-Fest einzuhändigen geruht. Auf dem Titelblatte ist eine Vignette, die wie ein dreisträhniger Zopf aussieht.

÷ Bei Ausgrabung eines Fundaments in der Gegend von Rom hat man neulich den Steckbrief gefunden, mit welchem Cicero den Catilina verfolgt hat. Aus dem Signalement ergibt sich, daß Letzterer am rechten Fuße zwei große Hühneraugen gehabt: ein unschatzbares Dokument für unsere Alterthumsforscher!

÷ Der Gesang der drei Männer, umgearbeitet von Herrn Beyer-Meer, ist neulich in Ofen mit vielem Furore von dem steyerischen Kleeblatt, den Herren Sadrach, Mesach und Abednego, sehr schmelzend gesungen worden.

÷ Bei dem alten guten Gottfried Basse in Quedlinburg wird die Presse verlassen:

„Wichse, englische, die; wie sie sein soll. Von einem gebornen Russen, der sich lange in Großbritanien aufgehalten hat."

Don Miguel hat die Dedication dieses glänzenden Werkes anzunehmen geruht und zugleich ein Zeugniß über die Vortrefflichkeit der Wichse ausgestellt. Gegeben hat er Nichts.

Neues unter der Sonne.

∴ Ein Juwelier in Edinburgh besitzt einen Kieselstein, der, so wie er auf dem Felde gefunden wurde, ein höchst ähnliches Portrait des Herzogs von Wellington bildet, ohne daß die Kunst das Mindeste dazu gethan hat. Merkwürdig!

∴ In Frankfurt a. M. wurde neulich ein Reisender, welcher aus der Oper „Gustav III." kam, von den Constablern arretirt, weil er sich erlaubte, einige Melodieen vor sich hin zu trällern, die er so eben gehört hatte. Wahrscheinlich hat die dortige Polizei ein zu feines Gehör, und der Reisende detonirte!

∴ Die Naturforscher lassen sich's in Stuttgart recht wohl gefallen; sie essen und trinken und beschäftigen sich nebenbei mit vielen gelehrten Dingen. Auch niedliche Schwabenmädchen wurden ihnen vorgeführt, die sich wahrscheinlich vor dem vierzigsten Jahren wollten klug machen lassen; kurz, es muß gar nicht so übel sein, das Naturforschen; man muß sich nur immer dazu versammeln, allein geht's nicht gut.

∴ Die brüsseler Regierung hat beschlossen, Nichts zum Pferderennen beizutragen; weßhalb bei den Septemberfesten wahrscheinlich nur Menschen-Rennen statt finden werden. Diese werden aber in Belgien nicht viel Aufsehen machen.

∴ Der bekannte Schauspieler Herr Beckmann, vom königstädter Theater, wurde neulich in einer Gesellschaft zu geben; er wollte sich aber trotz aller Bemühungen nicht darauf einlassen. Endlich, nachdem ihn Hr. Pohl fortwährend turbirte, erzählte er folgenden Traum. „Mir träumte in voriger Nacht, ich sei gestorben und nach der Himmelspforte hinaufgelogen; als ich anpochte, erschien Petrus und fragte mich, was ich wolle. Ich will in den Himmel! antwortete ich. „Wer sind Sie?" Ich bin der Schauspieler Beckmann vom königstädter Theater zu Berlin. Petrus zuckte hierauf mitleidig die Achseln und äußerte: „es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können; Schauspieler dürfen nicht in den Himmel!" Mit diesen Worten verschloß er die Pforte und ließ mich stehen. Ich war ein wenig betreten, fügte mich aber bald in mein Schicksal, ließ mich wieder zur Erde hinunter und kroch in mein Grab. Es waren wenige Tage vergangen, als mir von einem andern Todten die Nachricht wurde, mein College Pohl habe gleichfalls das Zeitliche gesegnet und sei in den Himmel gekommen. — Darüber entrüstet, fliege ich wieder nach der Pforte hinauf, klopfe Petrus heraus und frage ihn, tief beleidigt über die Zurücksetzung, warum er denn mir den Himmel vorenthalten, da doch der Schauspieler Pohl hineingekommen wäre?! „Ueber Mann," antwortete Petrus und klopfte mich auf die Schulter, „beruhigen Sie sich! der Pohl ist in seinem Leben kein Schauspieler gewesen."

Berlin.

∴ Die Gebrüder Gericke in Tivoli veranstalten noch immer Dank-Festlichkeiten zu Preußens siegreichen Schlachten. Solch ein Spectations-Patriotismus ist höchst unangenehm für jeden wahrhaften Patrioten; es handelt sich doch bei Leipzig, bei Belle-Alliance u. s. w.? „Gerickens, macht mir nich tückisch!"

∴ Das „Elysium" könnte vielleicht jetzt ein Elysium werden; es verliert nämlich seinen Begründer, und verfällt den Gläubigern. Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten. Herr Heinzelmann übernimmt fortan den adlerschen Saal — ist also der Erde wiedergegeben. O, der ist aus dem Himmel schon gefallen, der an der Stunde Wechsel denken muß!

∴ Die General-Intendantur hat den Sänger Pöck vom Theater zu Prag trotz seiner hohen Forderungen engagirt. Er soll 3500 Thaler jährliches Gehalt, und einen Louisd'or Spielhonorar bekommen. Bon! hat er gesagt.

Theater-Notizen.

∴ Die neue Oper von dem Schauspieler Eduard Devrient: „Der Zigeuner," Musik von Taubert, hat auf der königl. Bühne in Berlin nicht sonderlich gefallen. — Ebendaselbst wird sich nächstens der als Violinspieler berühmte Hr. Pott hören lassen. — Hr. Franz von demselben Th. hat in Hannover als Shylock, Franz u. s. w. viel Glück gemacht und wird wahrscheinlich mehr brachter werden. — Die Schröder gibt in Hannover Gastrollen; ebendaselbst kommt „des Adlers Horst" zur Aufführung. — Nächstens trifft die französische Truppe wieder in Berlin ein. — Mad. Crelinger wird am 6ten Oct. eine musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung im Saale des königl. Schauspielhauses zu Berlin geben, in welcher sie ihre beiden ältesten Töchter dem Publikum vorführen will. — Die Fanny Elsler ist in Paris in dem Ballet: „der Sturm" aufgetreten und hat Enthusiasmus erregt. — Hr. Pöck, Mariensky vom Th. zu Prag, hat in Berlin seine Gastdarstellungen geschlossen. Man spricht davon, daß Hr. Gruz, ein Liebling des berliner Publikums, das Hofth. verlassen werde; hoffentlich ist dies ein falsches Gerücht. — In Warschau wird eine deutsche Bühne errichtet.

Verleger: Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 3. Dinstag, 7. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die Thore Leipzigs. *)

Wer nach Leipzig hinein will, dem stehen zu diesem Unternehmen fünf äußere und vier innere Thore nebst diversen Pförtchen zu Gebote. Da kann er sich nun eins aussuchen. Kommt er direct aus Paris, so wird er zum ranstädter Thore hereinfahren, kommt er aber von Moskau, zum grimmaischen; denn das grimmaische, oder wie die Leute sprechen „das Grimm'sche Thor" geht nach Rußland hinaus und liegt gleich beim Todtenacker. — Das baiersche Bier und der östreichische Beobachter passiren wohlbehalten zum Hospitalthore oder kurzweg zum Spitttelthore herein, die preußische Staatszeitung aber und die pommerschen Gänsebrüste zum hallischen oder nach leipziger Jargon richtiger zum hällischen oder auch höllischen Thore; während die Staatsbürger aus den Monarchien Reuß-Greiz, Schleiz und Lobenstein vermittelst des Petersthores eingebracht werden.

Dies wären nun die fünf äußern Thore. Wenn man diese passirt hat, ist man aber noch immer nicht im rechten Leipzig. Da stehen noch die vier innern, die Normalthore, welche die eigentliche Stadt von den Vorstädten scheiden. Sie führen dieselben Namen der äußern Thore, nur daß die Spittelei hinwegbleibt. Zwar ist es nun mehr als ein Euphemismus, wenn man sagt, daß diese Thore „stehn." Sie stehen wohl, noch liegen sie, aus dem einfachen und einleuchtenden Grunde, weil sie längst niedergerissen und pulverisirt sind. Nur das Thor des heiligen Peters, welches 1723 unter August dem Starken erbaut worden, macht eine Ausnahme und sperrt die Petersstraße mit alle der Arroganz eines ehemaligen Festungsthors. Zum jetzigen Leipzig aber, das klirrend von den Waffen seiner Communalgarden, federstutzdurchweht als Vogel Phönix aus der Asche seiner Revolutionen emporgestiegen, wills nicht mehr passen. Darum hinweg mit dem Petersthor, ja seis auch nur der Unwahrheit wegen, die auf seiner Stirne steht, wo August von Polen optimus pater patriae genannt wird.

Das grimmaische Thor, diese Thermopylen von Leipzig, wo mancher Stadtsoldat als Spartaner, im Schatten fechtend, gefallen unter den Prügeln einer thatendurstigen akademischen Jugend, sank unmittelbar nach der Revolution I. in Schutt und Grauß zusammen.

Seit die heilige Alliance darunter hinwegmarschirte, hatte es den Knacks bekommen. Nur der kleine schwarze Thurm, der Vetter des heimgegangenen Thors, ist stehen geblieben, den nun die liebe Sonne von allen Seiten bescheint, und der sich verwaist und kläglich umschaut in der neuen Zeit und traurig hinüberblickt zum Johann Ambrosius Barth, wo das Vaterland herauskommt. Wer sich wundert, warum sich bis dato noch keine hohe Verschönerungscommission an diesem Veteran und Ritter von der traurigen Gestalt vergriff, der lese in Dr. Beckers Gemälde von Leipzig. Da wird er finden, daß dieser Thurm früher ein Schuldthurm war. Einen Schuldthurm aber in jetziger Zeit niederzureißen, das wäre eine Sünde gegen Rothschild, die nach dem neuesten Course noch über der Sünde gegen den heiligen Geist steht, und eine solche kann sich Leipzig am Allerwenigsten zu Schulden kommen lassen. Schiller fabelte vor 40 Jahren in Gohlis: „Allen Schuldnern sei vergeben" und hat mit diesem Bonmot bei vielen hohen Häuptern, welche die Stelle: „allen Schuldenmachern sei vergeben" interpretirten, das ausgezeichnetste Glück gemacht. Er ward Hofrath und geadelt. Der gute Mann bedachte indeß nicht, daß es für einen Rothschild keine abgeschmacktere Phrase geben konnte.

Die Leipziger theilen nun diese Ansicht ihres Großherrn und Propheten und kümmern sich den Teufel darum, wo der Cours niederdrückende Vers niedergeschrieben wurde.

An die Stelle des innern hallischen Thores ist ein einfaches, geschmackvolles Portal getreten; von dem ranstädter Thore aber ist gar Nichts mehr zu sehen und zu hören. Das lebt nur noch verklärt in der Sage fort. Die Thore sind wir los, die Thoren sind geblieben.

*) Aus dem so eben erschienenen Werke: „das neue Leipzig" von J. Stolle.

Aber außer den vier Haupt- und Normaleingängen kann man auch durch die Pleißenburg nach Leipzig gelangen, Notabene, wenn man mit keiner Tabakspfeife oder Cigarre versehen ist, sonst leidens die Herren Schützen nicht, die daselbst postirt sind. Auch gibts, wie schon bemerkt, noch diverse Pförtchen für Fußgänger. Bei der Neukirche sind deren vor Kurzem in Menge entstanden. Namen nennen sie nicht. Es sind noch lauter Heiden und nicht getauft. Nur die eine wird die Geisterpforte genannt, weil sich einmal in ihrer Gegend ein Geist hat sehen lassen. Ein Geist ist in Leipzig aber etwas sehr Rares; die Leipziger sind selbst zu geistreiche Leute, um an Geister zu glauben, nämlich an ordentliche Geister; — Schöngeister gibts die Menge, welchen es weder an Gläubigern, noch an Gläubigern fehlt.

Wer weiland, es war noch in der antediluvianischen leipziger Vorwelt, d. h. noch vor der ersten Revolution, nach Sonnenuntergange zu den Thoren herein wollte, hatte einen Groschen zu entrichten, und das war der weltberühmte Thorgroschen. Das unglückselige Cassireramt verrichteten die ehemaligen himmelblauen Stadtmilizen, die Nachkommen der alten französischen Kaisergarde, welche an den Thoren postirt standen, todesmuthig und beim Einkassiren auf die „freundliche Gewohnheit des Daseins" verzichtend. Ja, nur ihr, ewige Sterne, könnt dereinst berichten und Kunde geben, was sie gelitten, die neuen Märtyrer. Wie oft blicktet ihr herab aus euern friedlichen Höhen auf die dunkeln Kämpfe an den Thoren von Leipzig; wie oft vernahmt ihr die weit hin schallenden Pusse und Stöße einer insolenten Bevölkerung. Für die Groschen aber, für welche sich die alte Garde hergebrachtermaßen durchprügeln lassen mußte, kaufte der Rath Oel und Dochte, um die Stadt zu illuminiren. Seltsames Geschick, eine ganze bewaffnete Corporation als Oelmühlen und Zunder zu gebrauchen. Als daher der große Tag hereinbrach, und die Barrieren sanken an den Thoren von Leipzig, da erscholl das Beifalljauchzen Europas und Asiens, da erklangen die Melodieen der neuen Marseillaise, des Thorgroschenwalzers, weithin über das glückliche Land, da schlug die alte Garde Entrechats, wie zuvor nie gesehen worden, und die Abschaffung des leipziger Thorgroschens war in der Civilisationsgeschichte der Menschheit mehr als eine bloße Begebenheit, sie war ein Ereigniß.

Großen Sündern rathen wir übrigens, sich gefälligst zum Petersthore oder zum grimmaischen Thore herein zu bemühen. Da stehen gleich Kirchleins bei der Hand, wo man seiner Sünden quitt und ledig werden kann, damit die gute Stadt nicht übervoll davon werde.

Die Kirchhöfe Leipzigs.

Wer das erste Mal nach Leipzig kommt, der erstaunt und erschrickt über die ungeheure Sterblichkeit der Leipziger, denn er hört des Tags unzähligemal das Wort „Kirchhof." Was aber sein Erstaunen noch vermehrt, ist, daß die Leipziger auf Kirchhöfen wohnen, daß auf Kirchhöfen Beefsteaks ausgespeist und Schweinsknöchelchen-Schmäuse gehalten werden. Das ist ihm außer Spaße. Er erholt sich indeß bald von seinem Schrecken, wenn er erfährt, daß die Leipziger unter ihren vielen Kirchhöfen nicht Begräbnißplätze verstehen, sondern nur den freien Raum um jede Kirche. Es ist diese Benennung so ganz übel nicht, wiewohl Kirchplatz, wie Marktplatz, die richtigere wäre. — Als Schiller sich in Leipzig wohnhaft niederlassen wollte, schrieb er seinem dasigen Geschäftsträger, er solle ihm ein Logis miethen, nur nicht eins mit der Aussicht auf einen Kirchhof. Wenn nun der Schillersche Chargé d'Affaires das Wort Kirchhof im leipziger Sinne genommen hat, so ist seine Auswahl bei der Kirchhofsnege immer beschränkt gewesen. Indeß kam er dem Wunsche des Dichters nach und sperrte ihn in die Feuerkugel auf dem neuen Neumarkte. Hier ward es Schiller'n bald zu schwül, und er wanderte aus nach Gohlis, wo er sein berühmtes Manifest an alle Manichäer erließ. —

Wer sich aber von dem Namen verleiten lassen und glauben wollte; es wohnten auf den leipziger Kirchhöfen nur gottesfürchtige Leute, würde sich wiederum sehr irren. Es geht auf manchem nur allzuweltlich her, abgesehn von den Beefsteaks und Schweinsknöchelchen. Auch sind die Wohnungen wegen der etwas freiern Aussicht nicht die wohlfeilsten. Der Deutsche muß einmal die Freiheit überall theuer bezahlen. Nur ein einziger der leipziger Kirchhöfe zeichnet sich durch seine Wohlfeilheit aus. Es ist dies der Kirchhof von Sanct Johannis. Hier logirt man, wenn man einmal einquartirt ist, ungemein billig. Hier giebt es aber auch keine Beefsteaks und Schweinsknöchelchen mehr. Es wird wohl noch gespeist, aber auf unsre leiblichen Unkosten, und wir können bei dem Traktamente nicht zunehmen.

Der Kirchhof von St. Johannis zu Leipzig ist berühmt, das gibt selbst der kaiserlich österreichische Censor Deinhardstein zu, der Verfasser des matten Schauspiels „Hans Sachs", welcher außer diesem Kirchhofe in Leipzig nichts Merkwürdiges findet.

Der wiener Censor hat so Unrecht nicht; der leipziger Begräbnißplatz ist wenigstens einer der poetischesten Orte Leipzigs, besonders im Frühling und Sommer, wo man viele Gräber täglich mit frischen Blumen bekränzt findet. Eine heilige Blumenliebe athmet da rings über den Gräbern. Das muß man den Leipzigern lassen, ihre Todten vergessen sie so leicht nicht. Gewiß ein schöner Zug. Der leipziger Friedhof gleicht in den Frühlings- und Sommermonaten einem schönen, ununterbrochen blühenden Garten. Es ist kein Acker Gottes, sondern ein Garten Gottes zu nennen. Und hier unter den Blumen schläft denn so mancher Edle, manches für Menschenwohl einst schlagende und glühende Herz: Christian Felix Weiße, Rosenmüller, Gellert, Tzschirner; mancher große und fremde Krieger; manches einst süß blickende Kind aus Leipzigs holder Mädchenwelt, das von der vaterstädtischen Ball- und Gesellsucht, noch Blumen in den Locken, durch das Gitterthor von St. Johannis geführt ward. Aber unter den Blumen hier schläft auch manche schon im Leben erstorbene und verknöcherte Krämerbrust; mancher stockgelehrte Hot-

tentotte; mancher spitzfindige Philolog, der mit dem Stolze zu den Sternen fuhr, in einem mühevollen halben Jahrhundert drei neue Varianten im Cicero entdeckt zu haben.

Zu den originellen Sonderbarkeiten des Begräbnißplatzes gehört ein Grabstein, worunter ein Mann liegt, der sich über seine Seligkeit vom Heiland einen Wechsel ausstellen ließ. Das war gewiß ein Satyriker oder Humorist, welcher dadurch den leipziger Krämergeist persifliren wollte. Schlaf auch wohl, wie Du es immer gemeint hast.

Uebrigens können bloß Leute, die durch die heilige Taufe gegangen und welche dem Lämmlein mit der Siegesfahne folgen, auf dem Friedhofe von St. Johannis Platz finden. Die Juden haben ihr unscheinbares Ruheplätzchen an einem andern Orte. Vor nicht gar langer Zeit noch wurden die todten Juden nach Dessau geschafft. Die Humanität hat unterdeß so reißende Fortschritte gemacht, daß man sie jetzt wie die andern Christenleichen in Leipzig begräbt, versteht sich, in gebührender Entfernung von Letzteren. Der Liberalismus der Deutschen bietet noch mehr solche ergreifende Momente dar. Man muß sich wundern, daß es ehedem den Juden erlaubt war, in der guten Stadt Leipzig krank zu werden und zu sterben. —

In historischer Hinsicht muß bei Gelegenheit des Leipziger Gottesackers noch erwähnt werden, daß es nicht das Todtengräberhäuschen auf St. Johannis gewesen ist, in welchem nach Schiller's dreißigjährigem Kriege der Tilly die Aversion vor den Todtengebeinen bekam, sondern daß dies ein andres kleines Haus beim äußern hallischen Thore war. Doch jetzt zurück ins Leben. Auf nach Leipzig!

Friedrich der Große.

In dem Protocoll, das Friedrich der Große über die drei Kammergerichtsräthe abhielt, welche in der Müller Arnold'schen Sache unterzeichnet hatten, sagte er mit einem Aerger, der sich komisch genug ausdrückt, aber deßhalb nicht weniger den Gerechtigkeitssinn des großen Mannes bezeugt: „Der gemeinste Bauer, ja der Bettler ist eben sowohl ein Mensch, wie die Majestät, dem alle Justiz widerfahren muß; denn vor der Justiz sind alle Menschen gleich, es mag sein ein Prinz, der wider den Bauer klagt, oder auch umgekehrt!" Und weiter unten: „Ein Justiz-Collegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer wie eine Diebesbande: vor der kann man sich hüten; aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üble Passiones zu befriedigen, kann sich kein Mensch hüten. Die sind ärger wie die größten Spitzbaben, die in der Welt sind, und meritiren eine doppelte Bestrafung."

Manches

von

K. st. n.

Die Philosophen.

Zwei Philosophen stritten sich,
Wie Denker pflegen — Keiner wich.
„Ich will beweisen klar und rein,"
Rief M., „daß, was Du demonstrirest — —"
„„Beweis' mir erst,"" fiel ihm der Andre ein,
„„Daß Du auch wirklich existirest!""

Epigramm.

Liebevolle Malice.

Du hast, sprach Minna grimmig zu Theresen,
Mir ein Gesicht gemacht. — „O nein!
Wenn ich die Fabrikantin wär' gewesen,
So würd' es besser ausgefallen sein."

Poren.

Die Türken halten ihre Narren für Heilige, während wir unsere Heiligen für Narren halten müssen.

Der Prediger gleicht, wie ihr wißt, dem Wegweiser, der nach einer schönen Gegend hinzeigt, und nicht das Bein, sondern den Fuß ausstreckt. — Die Kanzel ist der Mastkorb, von welchem aus der Matrose das gelobte Land erspäht, worin er nicht wohnen, sondern vor welchem er die Anker werfen wird, damit die Passagiere aussteigen können.

Ein großer Herr muß seine Unterthanen verweichlichen oder durch Entbehrung schwächen, wenn er ruhig leben will. Denn nur in ganz heißen und in ganz kalten Ländern bellen die Hunde nicht.

Wer von der Miene des Fürsten auf das Benehmen der Höflinge schließen zu können behauptet, kann den Plinius als Gewährsmann anführen, welcher berichtet, daß man an dem Rauch des feuerspeienden Berges auf der Insel Lipara habe sehen können, was für ein Wind sich nach drei Tagen erheben werde.

W. Achat.

Neues unter der Sonne.

Berlin.

. Im Königstädter Theater wurde neulich das Drama: „Der Hund des Aubri“ gegeben und erregte den Unwillen des Publikums, der sich unfehlbar sehr laut geäußert hätte, wäre Hr. Beckmann nicht so vortrefflich gewesen. Jemand äußerte beim Herausgehen: „Das Stück ist pudelnärrisch!“

. Am 28. September traf die Kaiserin von Rußland, begleitet von ihrer ältesten Tochter, Großfürstin Maria, hier ein. Der König, die Prinzen und Prinzessinnen waren den hohen Reisenden bis nach Friedrichsfelde entgegen gefahren, und führten sie bis zu den im Schlosse für sie in Bereitschaft gesetzten Zimmern. Bald darauf erschien die Kaiserin mit dem Kronprinzen und begrüßte höchst freundlich und liebevoll die unten versammelte Menge. Abends strömten Tausende von Berlinern nach dem Schloßplatze, und die Serenade, welche der Kaiserin unter ihren Fenstern von den Musikcorps aller hiesigen Regimenter gebracht wurde, mit anzuhören. Den Beschluß machte der Preußische Zapfenstreich, von allen Hautboisten, Trompetern und Tambours, im Ganzen 13 Musikchöre und 150 Tambours, ausgeführt. Am 29. Morgens war, unter fortwährendem Regen, große Parade, welcher mehrere tausend Zuschauer von bunten Regenschirmen bedeckt, beiwohnten. Abends wurde „Robert der Teufel“ aufgeführt, und die Kaiserin vom Orchester mit einer Jubel-Fanfarre begrüßt.

Berliner Hof-Theater.

Der Zigeuner.

(Oper von E. Devrient und W. Taubert.)

Es ist gewiß höchst merkwürdig, wenn ein Vater das eine von zwei gleichzeitig gebornen Kindern (Zwillingen) für einen Bastard hält und noch obenein so bescheiden ist, seiner schöpferischen Kraft nur die Tochter zuzutrauen, den Sohn aber in seinem seltsamen Zweifel sammt der ehebrecherischen Mutter zu verstoßen. — Diese originelle Idee ist das Motiv der Oper. Die Mutter wird im Walde von einer alten Zigeunerin sterbend gefunden, die ihr den unglücklichen Sohn anvertraut. Dieser wächst nun unter Zigeunern heran und wird ein Seitenstück zur Preciosa, ein Preciosus. Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, kann ich die Oper ohne Weiteres anfangen lassen. Die Ouvertüre beginnt mit einem wildkräftigen Marschtempo in H'dur, das unmerklich in ein nebliges spukhaftes Allegro übergeht, worin Trommel und Piccolo die Hauptrolle spielen. Die Form dieses Satzes befriedigt nicht, weil das zweite Thema, das beiläufig sehr an Weber's Oberon erinnert, nicht wiederkehrt. Uebrigens sind wir überzeugt, daß diese Ouvertüre viel Glück gemacht hätte, wenn sie vor dem Freischützen oder auch nur vor Mendelsohn's Ouvertüre zum Sommernachtstraum erschienen wäre. Der Vorhang fliegt auf, und man sieht eine Schaar Zigeuner, die sich schlauer Weise dicht vor dem Souffleurkasten gelagert haben. Sie erheben sich, um zu singen und zu tanzen. Unter ihnen sieht man einen jungen, phantastisch gekleideten Kerl, der sich sehr wichtig macht, und das ist Polgar: jener verstoßene Bastard. Da er ein geborner Graf ist, so gibt er den Ton an, wenn auch mit einer sehr schlechten Stimme. Herr Devrient, als Schauspieler vortrefflich, gab den Zigeuner. Plötzlich springen zwei sehr edle Bursche (Zigeuner) aus einer Coulisse und schleppen Fräulein Grünbaun, auf die Bühne, welche darüber ganz außer sich ist. Sie ist nämlich die junge Gräfin von Hohenegk, die Schwester des gräflichen Zigeuners. Von dem Jagdgefolge ihres Vaters getrennt, ist sie von den Zigeunern gefunden und als gute Beute mitgenommen worden. Der ganze Haufe macht sich nun gleich daran, die Arme auszuplündern. Da erwacht plötzlich die ritterliche Natur ihres Bruders, des Zigeuners Polgar; er wirft sich zu ihrem Beschützer auf und läßt sie mit seinen eigenen geraubten Habseligkeiten aus; worauf die wilde Bande ganz freundlich wird und ihn ein gutes ehrliches Kind nennt. Da klingen Jagdhörner aus der Ferne, und Mantius kommt wie gerufen. Er liebt das Fräulein von Hohenegk grenzenlos und hoffnungslos, und es ist wirklich die höchste Zeit, daß er kommt, denn der Zigeuner Polger, der mit ihr allein auf der Scene geblieben ist, fängt eben an, ihr sehr unzweideutig den Hof zu machen. Die junge Dame erzählt ihrem unglücklichen Liebhaber, Theobald von Wangen, ihre Raub- und Rettungsgeschichte; der Vater und das Jagdgefolge kommen dazu, sie erzählt es noch ein Mal, und die Freude ist groß. Der hier ganz am unrechten Ort angebrachte Jagdchor ist mittelmäßig, wie überhaupt der erste Akt außer der Ballettmusik der Zigeuner wenig Gutes enthält. Einzelne Stellen sind genial, z. B. die Paar Takte bei dem Moment, wo der alte Graf von Hohenegk vor seinen verlornen Sohn Polgar tritt und ihn von Kopf bis Fuß mustert. Diesem wird nun der Vorschlag gemacht, mit auf das gräfliche Stammschloß zu gehen und Dienste anzunehmen. Seine Pflegemutter, das Zigeunerweib Beda, will ihn zurückhalten und benimmt sich dabei unartig gegen den alten Grafen, worauf dieser ihr mit Züchtigung droht. Sie schreit um Hilfe, und die Zigeuner stürzen hervor, um sie zu beschützen. Der alte Graf befiehlt ihnen, sich sofort über die Grenze zu packen, und das Fräulein bittet Polgar zu folgen, was der nach schmerzlicher Trennung von seiner Pflegemutter Beda denn auch thut. Hierüber werden die Zigeuner sehr böse und singen oder heulen vielmehr in einem haarsträubenden gespenstigen Chor: „Warte nur, Graf Hohenegk! nimmst uns unsern Polgar weg.“ Der Vorhang fällt, und der erste Akt ist aus.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger: Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 4. Donnerstag, 9. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Paganini
und
die Armen von St. Etienne.

(Aus dem Journal des Debats vom 22. Sept. 1834.)

Wir haben von Paganini einen Brief erhalten, in welchem er zu seiner Entschuldigung anführt, daß er krank sei, abreisen wolle und bereits zwei Concerte für die Armen gegeben habe. Seine Antwort würde ganz anders ausgefallen seyn, wenn man ihm zehn Louis für den Bogenstrich geboten hätte. So stehen wir mit ihm. Alle Schritte waren vergebens. Man hat alle Leute von Verstand und Herz zu ihm reden lassen; im Namen einer ganzen Bevölkerung unglücklicher Handwerker, im Namen seines eigenen Interesses, seiner Ehre, des Geldes zu ihm gesprochen. Nichts hat man ausgerichtet! Er blieb taub für alle Bitten, trocken und kalt bei der Schilderung des Elends; er hat selbst sein Geld-Interesse nicht verstanden und mit jenem abscheulichen Lächeln eines Pinsels geantwortet, das sich in seinem Gesicht ausdrückt. Zu seiner Entschuldigung führt er an, daß er in acht Tagen nach Italien abreisen würde. Wir sind überzeugt, daß es nicht dazu kommt. Man spricht von einer Eruption des Vesuvs, gleich fürchterlich wie jene, durch die Plinius der Aeltere verschüttet wurde. Unser Italiener wird sich nicht nach Italien wagen; er kennt sich und müßte befürchten, im Angesicht seiner ohne Asyl und ohne Brot umherirrenden Landsleute, deren Wohnungen von der Lava zerstört wurden, ebenfalls gerührt zu werden. Dann könnte ihn vielleicht die Lust anwandeln, die Violine zu spielen, um einigermaßen die Verwüstungen des Vesuvs wieder gut zu machen. Er wird also nicht eher nach Italien gehen, als bis er sich überzeugt hat, daß dort keine Unglücklichen um Hülfe flehen.

Wahrlich, so denkt der wahrhafte Künstler nicht! Der Künstler ist seiner Natur nach der uneigennützigste Mensch! Er opfert, wenn es seyn muß, sein Leben, seine Seele, sein Glück, vor Allem sein Talent. Sein Leben ist das Leben der Leidenschaftlichkeit, nicht der Berechnung, ein Leben des Zufalls, nicht der Speculation, ein Leben des Ruhms, nicht des Gewinns! Darin besteht das größte Verdienst und der Zauber dieser armen Teufel von Genie, die nur darauf sinnen, glücklich und frei zu seyn, und unser Leben schmücken mit den Reizgebilden ihres Geistes, der Farbe, des Tones, der Formen oder der Poesie! Was liegt ihnen daran? Das sind Schätze, die sich nicht erschöpfen; je mehr man mit vollen Händen vertheilt, desto mehr vergrößern sie sich. Glücklich der große Künstler, der verschwenderischer als ein König war, der mehr das Unglück gemildert hat, als es ein Millionär vermag! Er fühlt sich erhaben beim Anblick jener großen Summe, die er zusammengehäuft, ohne sich zu bücken, und während er sie unter so viele Elende vertheilt, ist er glücklich, sich sagen zu können: Ich bin doch nicht so arm, wie man glaubt!

Es ist daher eine üble Sache für unsern Mann, ihm wiederholen zu müssen, daß er nicht würdig ist, ein Künstler zu seyn, weil er kein Herz hat. Denn hier reden wir zu ihm im Namen einer ganzen Stadt voll Handwerker; siebenjähriger Kinder, die den Blasebalg der Schmiede ziehen; Töchter von zehn Jahren, die Seide abspulen; junger Frauen, die Messerklingen schärfen und sich dabei so tief zum kreisenden Schleifstein neigen, daß der Kopf in Gefahr kommt, abgerissen zu werden; kurz im Namen des Kindes, des Mannes, des Greises: Generationen, die, von der Wiege bis zum Grabe beschäftigt, nicht so viel Geld verdienen wie dieser Mensch allein! Im Namen dieses Volkes sprachen wir von Wohlthatigkeit zu diesem Menschen. Und ich behaupte, ohne Furcht widerlegt zu werden, dieser Mann hat bis auf einen gewissen Grad nicht das Recht, so viel Geld aus Frankreich zu schleppen, während daselbst so viele Unglückliche zu unterstützen sind. Das Geld, was dieser Mann fortträgt, gehört zu dem entbehrlichen und ist dazu bestimmt, Arme zu unterstützen und vernichteten Hausern wieder empor zu helfen. Dieser Mann behauptet fälschlich, er sey ein Negociant, ein Handwerker wie ein Anderer; er treibt keinen Handel, der bei so wenigem Risiko so viel Geld einbringt; er verrichtet keine Hande- oder

Geistes-Arbeit, die nicht mit Wucher bezahlt wäre. Dieser Mann bemüht sich umsonst, ein Kaufmann zu werden; er ist Künstler und tritt als solcher in alle Lebens-Bedingungen eines Künstlers. Und was ist der Künstler, was ist der Fremde, der in ein Land kommt, wo er wie ein Bruder empfangen, mit Beifall überschüttet, gelobt, bewundert, unter Geld und Kränzen erdrückt wurde, und dann sich weigert, beim Abschiede von diesem Lande seinen Bedrängten zu Hülfe zu kommen? Es ist eine stillschweigende Bedingung, welche der Reiche mit dem Künstler eingeht, wenn er ihm sein Gold bringt. Das Gewissen des Reichen sagt ihm wohl, daß es schlecht ist, ein Entrechat oder einige Bogenstriche auf der Violine mit Gold aufzuwiegen; doch bald beruhigt es sich mit der Frage wieder: hat man es nicht mit einem Künstler zu thun? und wird dieser Künstler nicht den Armen des Landes, wo er fremd ist, etwas von dem Gelde mittheilen, das er ihnen doch eigentlich entreißt? Die Gewohnheit ist hier mehr als Gesetz.

Welcher große Künstler Frankreichs hätte es an dieser Art von Gastfreundschaft fehlen lassen? Hat Talma sich geweigert, der Armensteuer in England sein reiches Almosen beizufügen? Hat Baillot es abgeschlagen, zum Besten der Dürftigen sich hören zu lassen? Man erzählt Wunderdinge von Madame Catalani, deren Töne süßer klangen als die der Violine jenes Italieners. Solche Leute zählen ihre Wohlthaten nicht, um einen Vorwand zu haben, neue zu verweigern. Nicht der geringste Schauspieler in Paris würde sich weigern, dem unbekannten Bedrängten beizustehen, und es ist erhebend, auf das erste Wort Alle nach den Theatern der Stadt eilen zu sehen, zu Fuß, öfters nüchtern, das Costüm im Taschentuche tragend. Aber diese hochherzigen Schauspieler sind meist so arm wie jener Familienvater, dem sie zu Hülfe eilen wollen, ohne ihn zu kennen. Das ist eine Güte, die im Geblüt der Künstler liegt. Sie verstehen und unterstützen alle Unglücklichen. Es ist kein Jahr dahingeschwunden, wo sie nicht einen jungen Menschen der Conscription, einen Greis der Armen-Anstalt entrissen. Sie sind eine Art von sichtbarer Vorsehung, auf welche die Maires jeder Commune eben so sehr bauen wie auf die barmherzigen Schwestern. Warum will sich nun ein einziger Künstler unter seinen Genossen dem allgemeinen Gesetze der Wohlthätigkeit entziehen? Mit welchem Recht weigert sich dieser Mensch, eine Gastlichkeit dem Fremden zu bezahlen, wie sie jeder Künstler bezahlen muß? Etwa darum, weil er größer als ein Anderer ist? Aber er ist zwanzigmal mehr bezahlt, als seine Größe verdient, wenigstens ist in seiner Geldsucht so abgehärtet, daß ich mich freue, ihm hier laut zu sagen, wie es in dem schlechtesten Theater von Paris keinen überzähligen Schauspieler, keinen zusammengeschrumpften Comparsen, keinen Lampenanzünder gibt, dem diese Verstocktheit nicht Abscheu, nicht Bedauern einflößt!

Doch warum in einen Menschen dringen, der den Unglücklichen zu St. Etienne nicht zu Hülfe kommen will, weil er schon zwei Mal für die Armen gespielt hat. Schlimm genug für ihn! Die Armen von St. Etienne wollen keine erbettelte Hilfe; wenn sie sterben müssen, so werden sie sterben, aber sie werden nie das Knie vor dem großen bleichen Leichnam beugen, der sie lächelnd anblicken würde. Wenn dieser Mensch unsere Gebirge paſſirt, wird er einen Schmied finden, der ihm zum Führer dient, wenn er in unsere tiefen Gruben steigt, wird er einen Köhler finden, der ihn durch die Labyrinthe geleitet: aber Niemand wird ihm die Hand entgegenhalten und Etwas fordern. Er hat ein Almosen verweigert; man würde es ihm ins Gesicht werfen. Man hat ihn vergebens angesteht; jetzt würde er vergebens stehen. Er würde vergebens um die große Ehre bitten, so viele brave Menschen zu unterstützen; man würde ihm antworten, daß er keinen Auftrag dazu, daß er nicht Herz, nicht Seele genug habe. Doch wozu länger bei einem Italiener verweilen, der sich in Frankreich entehrt hat! Könnte man nicht glauben, daß Frankreich der großen Künstler noch nicht genug besitze? Ich bitte Euch um Verzeihung, Euch Köhler und Schmiede, meine unglücklichen Brüder, die Ihr gesenkten Hauptes Eure Wohnungen durch Ueberschwemmung zerstört seht; ich bitte Euch um Verzeihung, daß ich von Eurem Schmerz zu Paganini geredet habe!

Gibt es nicht noch andere Künstler in Frankreich, deren Namen uns theuer sind? Haben wir nicht eine Taglioni, diese Italienerin von Paris? Haben wir nicht Fanny Elsler, diese Deutsche von Paris? Nicht Baillot, diesen Virtuosen Europas? Alle, Groß und Klein, werden gern unsern unglücklichen Mitbrüdern von St. Etienne zu Hülfe eilen!

Paganini gehe denn, mit der öffentlichen Verachtung belastet, von uns! Jeder stehe ihm auf seinen Wegen bei, daß ihm sein geliebter Geldsack nicht geraubt wird; daß die Gastwirthe ihre Preise herabsetzen; daß die Diligencen von ihm nur einen halben Platz bezahlt nehmen, wie von einem siebenjährigen Kinde; daß die Postillons so verständig sind, kein Biergeld zu fordern; daß seine Reise so glücklich sey, wie er es wünscht! Daß aber auf seiner Fahrt Niemand ihn zu sehen noch zu hören verlange, daß seine Violine, die nur beim Klange des Goldes ertönt, zum Stillschweigen verdammt sey! Daß Paganini unbeachtet vorübergehe, wie der letzte Colporteur verfälschten Weines oder Trödelbücher! Das sey seine Strafe! Man strafe ihn am Gelde, da man ihn an der Ehre nicht strafen kann. Das ist ein schwerer Fluch, dem er nicht entrinnen wird. Seht, wie er seine Geige aus dem Kasten nimmt, und im selben Augenblicke Alles davon läuft! Er spielt, Alles verschließt die Ohren; selbst junge Mädchen, die unter dem kleinen Umbaume tanzen, geben dem Contretanz des blinden Spielmannes den Vorzug vor den Bock-sprüngen der Geige Paganini's. Sie wird nirgend mehr ertönen, ohne an die Thränen zu erinnern, die er nicht trocknen, an den Schmerz, denn er nicht lindern wollte.

J. J. *)

*) Der berühmte Schriftsteller Jules Janin.

d. Red.

(Aus dem Journal des Debats vom 23. Sept. 1834.)

Mein Herr Redacteur!

In Antwort auf einen in Ihrem Blatte vom 15. Sept. befindlichen Artikel, der hinsichts meiner Beschuldigungen enthält, die ich nicht wohl unerwidert lassen kann, habe ich die Ehre gehabt, Ihnen einen rechtfertigenden Brief vom 20. Sept. zu überreichen und Sie um dessen Aufnahme in Ihr Journal zu ersuchen.

Statt meine billige Bitte zu berücksichtigen, haben Sie sich in der Nummer vom 22. Sept. bloß darauf beschränkt, meines Briefes zu erwähnen, außerdem aber Ihre persönlichen Angriffe gegen mich mit größerer Bitterkeit und, ich darf sagen, Ungerechtigkeit erneuert.

Unter diesen Umständen bleibt mir Nichts übrig, als Sie bestimmt und im Bewußtseyn des Rechts aufzufordern, meinen Brief, von welchem ich eine Copie hier beifüge, unverändert aufzunehmen; überzeugt, daß es keiner weitern Rechtfertigung bedarf:

Mein Herr Redacteur!

Die sonderbare Art und Weise, wie ich durch Ihr geistreiches Blatt aufgefordert werde, ein Concert zum Besten der Armen zu geben, zwingt mich, Folgendes zu entgegnen.

Seit länger als drei Monaten habe ich in Frankreich kein Concert gegeben; meine zerrüttete Gesundheit fordert die größte Ruhe, und ich kehre nach Genua, meinem Vaterlande, zurück, um daselbst die zu meiner völligen Wiederherstellung nöthige Zeit zuzubringen. Ich habe in Paris zum Besten der Armen zwei Concerte veranstaltet. Wer hat das Recht zu zweifeln, daß es mir zum Vergnügen gereichen würde, noch ein drittes zu geben? Ich bitte Sie, diesen Zeilen einen Platz in Ihrem schätzbaren Blatte anzuweisen.

N. Paganini.

Fabel.

Doppelte Schuld.

Zum Adler kam ein Täubchen hingeflogen
Und seufzt': „O Herr, verschaffe mir mein Recht!
Der Geier hat sich böser Schuld erfrecht,
Hat um den Gatten mich betrogen!
Jüngst zog er schmeichelnd ein in unsre Hütte,
Wir nahmen auf ihn auch mit Freundlichkeit;
Behaglich fühlt er sich in unsrer Mitte —
Doch währte diese Freundschaft kurze Zeit.
Viel hat er meinem Tauber vorgelogen
Von einem Feld, das reich an Gerste sey;
Getäuscht ist er mit ihm davon geflogen,
Drei Tage sind! noch kam er nicht herbei.
Des Geiers Lust ist Nichts als Rauben, Morden,
So ist mein Mann zur Beute ihm geworden."
Der Adler läßt sogleich den Geier holen
Und ruft ihm zu: „Wo ist des Täubchens Mann?
Verbrecher! mir gesteh' es unverhohlen,
Was hast Du Leides ihm gethan?"
Der Geier bebt, doch ruft er sich bei Seite
Den Aar und raunt ins Ohr ihm ein:
„Die geb' ich gern die Hälfte meiner Beute,
Laß nur das Recht auf meiner Seite seyn."
„Ha!" schreit der Adler, „welche Frevelthat!
Verdoppelt hast Du Dein Verbrechen!
Der Schuft, der Schwache frech beraubet hat,
Will nun den Richter noch bestechen?
Drum liefr' ich aus Dein Hab' und Gut
Dem Täubchen für des Mannes Blut;
Mein Theil bist Du! Gleich sollst Du büßen!"
Todt lag der Geier zu des Adlers Füßen.

* * *

Des Adlers Blick, des Adlers Schärf' im Richten,
Hat mancher Richter jenger Zeit;
Doch fehlet nur, bei mancherlei Geschichten,
Vom Adler die Gerechtigkeit.

Frauenlieb.

Epigramme.

An den Dichter X.

Du glaubst, es zieht
Dein Liebeslied
Mathildens Sinn
Zum Lieben hin?
Es locket zwar,
Doch nur ihr Haar.

An den Schauspieler R.

Gottesfürchtig zeigst Du Dich im Leben,
Auf der Bühn' als Atheist.
Was Du scheinen willst, das bist Du eben,
Und Du scheinst nur, was Du bist. —

Neues unter der Sonne.

Berlin.

. Am 6ten Septbr. wurden von mehreren Literaten dem Dichtergreis Langbein rührende Beweise ihrer Achtung gezollt. Er erlebte an diesem Tage seinen 77ten Geburtstag. Gott erhalte ihn noch lange!

. Während des Aufenthaltes der Kaiserin von Rußland wird Raupach's Cyklus der Hohenstaufen auf der königlichen Bühne gegeben werden.

. Ein sehr talentvolles Mitglied der königl. Bühne, die Sängerin Leymann, hat dieselbe „aus Frömmigkeit" verlassen. Ihr Bruder, ein Student der Theologie, soll sie beredet haben, nicht länger an einem solchen Sündenorte zu verweilen, sondern durch tiefe Reue ihre Schuld abzubüßen zu suchen. — So geschehen im neunzehnten Jahrhundert zu Berlin.

. Die Feuersbrünste nehmen mehr und mehr zu, und die Wohlthätigkeitsliebe der Berliner wird bedeutend schwächer. Die Zeitungs-Expeditionen sammeln gegenwärtig für die Abgebrannten zu Zechow, Züz, Fürstenberg, Frankena und Grünberg, liefern aber keine erfreulichen Resultate in ihren Berichten.

Berliner Hof-Theater.

Der Zigeuner.

(Oper von E. Devrient und M. Taubert.)

(Fortsetzung.)

Der zweite Act beginnt mit einem Terzett. Es ist aber eigentlich kein Terzett, sondern vielmehr eine Romanze, die abwechselnd zwischen Agnes, der jungen Gräfin von Hohenegk und Theobald von Wangen (Pflegesohn des alten Grafen und Doctor von Bologna) gesungen wird. Der trostlose Theobald macht in diesem Wechselgesang die schöne Agnes durch die Blume mit seiner verzehrenden Liebesglut bekannt, was die auch sehr gut versteht. Auf der andern Seite der Bühne sitzt nun Herr Zisecke, der alte Graf, hat den gemalten Stammbaum seines Hauses vor sich ausgebreitet und singt dann und wann in die Romanze hinein:

„Prangende Namen der mächtigen Väter,
All euer Glanz wird zum flüchtigen Traum.
Was sind des Stammbaumes prächtige Kronen,
Welkt unserr Größe lebendiger Baum?"

und dann wieder:

„Näher und näher zieht beide die Neigung,
All' meine Pläne macht sie zu nicht.
Nimmermehr darf diese Liebe ich dulden,
Wie auch mein Herz ihr zu Gunsten spricht."

Der alte Herr hat nämlich keinen männlichen Erben. Seinen Sohn (Polgar) glaubt er todt und will daher, um seinen Namen nicht aussterben zu lassen, seine Tochter einem Vetter geben, dem Herrn Veit von Hohenegk (Herr Blume), einem alten, rohen, ebenbürtigen und übertichen Ritter aus jener Classe von Leuten, wie man sie noch heute zu Haufen trifft, die alle Augenblicke „Auf Ehre!" sagen und doch kaum mehr von dem Worte wissen, als daß es in Frankreich honneur heißt. Von diesem ebenbürtigen Subjekt will nun die schöne Agnes Nichts wissen, denn sie liebt den kleinen, niedlichen Doctor von Bologna eben so sehr, als sie den klobigen Veit verabscheut. Alle drei singen nun in dem ganz kurzen Ensemble-Allegro, womit das Terzett schließt:

Agnes.
Nein, ich trag' es nicht,
Das Herz mir bricht!

Theobald.
Länger trag' ichs nicht,
Der Muth mir bricht!

Graf.
Nein das gehet nicht,
Hier mahnt die Pflicht.

Agnes macht sehr bewegt linksum und geht in ihr Kabinet. Der Graf erklärt nun dem Herrn Theobald, daß aus der Liebesgeschichte mit seiner Tochter Nichts werden könnte, weil diese aus angeführten Gründen nothwendig den Herrn Veit von Hohenegk heirathen müsse. Hierdurch wird der arme Doctor so sehr aus der Contenance gebracht, daß er nicht einmal auf den Einfall kommt, dem alten Stammbaumnarren zu sagen: er möge, da er doch keinen Todtenschein über seinen verlornen Sohn habe, noch ein Wenig warten, ob dieser sich nicht vielleicht einfände, um den edlen Namen von Hohenegk fortzupflanzen. Nein, der Unglückliche ist so perplex, daß er in dem nun folgenden Duett Nr. 6. ohne Weiteres Abschied nimmt. Der alte Graf entschuldigt sich, so gut es geht, und sagt, er soll seine Liebe zum Gerichte nehmen ꝛc. Dieses Duett halten wir für das beste Musikstück der Oper. Die Ausführung durch die Herren Zisecke und Mantius ist im höchsten Grade vollendet. Herr Taubert kann sich bedanken. Lieber Leser und schöne Leserin, um euch nicht zu langweilen, will ich von hier an meiner Feder die Sporen geben.

Polgar, in die Bedientenjacke des gräflichen Hauses gekleidet, tritt auf. Die andern Diener sind bemüht, in Erwartung mehrerer Gäste die Mittagstafel anzuordnen. Wie der Zigeuner sein Auge auf einen alten im Saale stehenden Sessel wirft, beginnt eine dunkle Ahnung in seinem Innern aufzutauchen. Er hat diesen Sessel, diesen Saal schon gesehen. Er erinnert sich einer schönen, sanften Frau, die einst vor langer, langer Zeit auf diesem Sessel zu sitzen pflegte, die ihn auf ihren Knieen wiegte und an ihren Brüsten säugte.

(Fortsetzung folgt.)

Verleger: Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 5. Montag, 13. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., worüber dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Grüneberger
wie er wirklich ist.

Als Warnungsstimme

für Alle, welche ihn kennen lernen wollen.

Die Stadt Grüneberg hat so und so viel Einwohner, und zwar sehr liebe und gute Menschen. Sie können nicht dafür, daß in ihrer Gegend Wein wächst; das ist ein Schicksal, dem sie sich geduldig fügen müssen. Denn als der liebe Gott die Ufer des Rheins bekränzte und der Champagne ihre goldenen Trauben schenkte, da lachte die personificirte Ironie, der Teufel, und lachte höhnisch, und pflügte in einer wilden Nacht die Gegend um Grüneberg, und legte dort einen Samen in die Erde, der Verderben über alle menschlichen Geschmacksnerven bringt. Die Wirkungen des Grüneberger Traubenblutes sind furchtbar, und es ist ein großes moralisches Verdienst, dieselben bekannt zu machen, damit unsere Nachkommen lieber ihre Kehlen mit Wasser, sage mit Wasser, benetzen, als mit jener Weinpersiflage, die kein Erbarmen kennt, sondern ihre Spuren durch Mord und Zerstörung alles Heiligen bezeichnet.

Ich bin kein Säufer, aber ich liebe den Wein; ich bin keine feige Memme, aber ich fliehe den Grüneberger. — Ich bin ein Mann, der dem Teufel in die Augen sieht, aber er komme als offner Feind, nicht als Grüneberger, versteckt unter Rhein- oder Moselwein, zu mir, wenn ich durstig bin. Da unterliege ich — gegen solche Waffen kann ein schwacher Mensch nicht kämpfen. Neulich — es war am 3ten August 1834, ich werde diesen Tag nie vergessen, hatte ich viel gearbeitet und bedurfte der Erholung, d. h. mich durstete. Ich ziehe mich also an, wandle gemüthlich durch mehrere Straßen der Residenz, und stehe endlich vor einem Hause still, auf dessen einem Fenster mit goldenen Buchstaben das liebliche Wort „Weinstube" zu lesen war. Nichts Böses ahnend, trete ich hinein, ohne das größere Schild oder vielmehr die Warnungstafel „Grüneberger Weinhandlung" bemerkt zu haben. Ich fordere mir einen Schoppen Rothen, ich bekomme ihn. Ich frage: was kostet dieser Schoppen? Sie antworten mir: Vier Silbergroschen. Ich erschrecke und sehe befremdet um mich. „Vier Silbergroschen?" wiederhole ich bestürzt, und schon dämmert eine gräßliche Ahnung in meiner Seele auf, „vier Silbergroschen? O Sie irren sich wohl?" Ich hätte in diesem Augenblicke einen Thaler darum gegeben, wenn man mindestens funfzehn Silbergroschen gefordert hätte. Aber dem Kellner schwebte ein Geständniß um seine Lippen: „Nein!" sagte er, und blickte mich mit Malice an, „ich habe mich nicht geirrt; das ist der Preis für diese Sorte Grüneberger." Es war heraus, das Wort; ich wurde blaß wie eine Leiche, oder wie ein Verbrecher, dem man sein Urtheil vorliest; der Kellner dagegen that, als ob gar nichts vorgefallen wäre, drehte sich herum, und ließ mich, von Gott und der ganzen Welt verlassen, mit meinem Schmerz allein.

Mit Kennermiene prüfte ich: es war ächter Grüneberger, die Etiquette war unverfälscht, die Flasche riesselte und bebte. Endlich schenke ich ein, schlage drei Kreuze vor dem Becher, ergreife ihn, rufe mir selbst: *ne cede malis, sed contra!* und setze ihn an den Mund. Ach, diese Blume! ich empfahl Gott meine Seele und trank. —

Zuerst war mir, als ob mich der Schlag rühren sollte, solch' ein Blitz fuhr durch alle meine Glieder; dann saß ich unbeweglich, die Augen starr vor mich hin geheftet. Mit einem Male regt sich mein rechter Fuß, hebt sich hoch, und fällt wieder nieder; der linke Fuß macht es ihm nach, und eben, als ich erstaunen und außer mir werden will, geht mein rechter Arm in die Höhe, streckt sich nach der Decke des Zimmers, und fällt dann herunter. Der linke Arm, nicht faul, ihm nach, und so sitze ich unglücklicher wie eine Mühle da, getrieben von den Fluthen eines satanischen Kräzers.

Seit dieser Zeit habe ich alle die Unglücksfälle, welche der Genuß des Grünebergers hervorbringt, ge-

sammelt, und zugleich diejenigen berechnet, welche er noch hervorbringen könnte. Ich werde das Werk im nächsten Jahre herausgeben und der Stadt Guben dediciren. — Hier folgt ein Auszug.

Schreckliche Wirkungen des Grünebergers.

Wenn Herr Julius Mansfeldt ein Glas dieses Weines trinkt, so macht er ein Gedicht.

Wenn Einem träumt, daß man Grüneberger getrunken, so hat man am andern Morgen die heftigsten Leibschmerzen.

Wenn man den Kriegsrath Karl Mächler nur an einer Flasche riechen läßt, so ergreift er die Feder, und schreibt einen Polterabend-Scherz.

Wenn man dem Kaiser von Japan ein Viertel auf den Kopf gießt, so wird er ungeheuer wehmüthig gestimmt und giebt Constitutionen.

Wenn ein gebildeter Mensch sieben Flaschen Grüneberger getrunken, so liest er die Abendzeitung.

Wenn Carl von Holtei eine Flasche trinkt, so bleibt er das, was er ist. —

Wenn Raupach und Herr von Raumer einen Schoppen Grüneberger zusammentrinken, so schreibt der Erstere in einer Woche sechs Trauerspiele, die alle für die Königliche Bühne in Berlin angenommen werden. Herr von Raumer bezahlt den Schoppen allein: edler Mann!

Wenn der Fürst Talleyrand eine Flasche des satanischen Kräzers sieht, so wird er inconsequent, d. h. consequent.

Wenn der Herzog von Wellington ein ganzes Quart davon trinkt, so übergiebt er sich. —

Höchst verwerfliche Scherze über ernste Gegenstände.

(Siehe Ritter's Logik. Seite 27.)

„Da das, was in der Wahrnehmung des Ich gedacht wird, in dem Ich ist, so nennt man die Wahrnehmung des Ich die innere Wahrnehmung. Das dagegen, was in der Wahrnehmung des Nicht-Ich gedacht wird, die Thätigkeit des Nicht-Ich, ist nicht in dem Ich, sondern außer dem Ich, und deswegen heißt die Wahrnehmung des Nicht-Ich die äußere Wahrnehmung."

Das ist klar!

Sollte indessen wirklich ein so bornirter Mensch existiren, daß ihm diese Ich- und Nicht-Ich-Geschichte unverständlich bliebe, so will ich, zum Nutz und Frommen der Menschheit, ihm diese Stelle erklären, damit er wenigstens etwas Logik lernt. So höre mir denn aufmerksam zu, lieber bornirter Mensch! Du sagst, wenn Du von Dir sprichst: Ich, folglich bist Du ein Ich. Verstanden? Ja, also weiter! Nun mußt Du aber nicht glauben, daß ein Anderer, z. B. Dein Bruder ein Du sei, Dein Hausknecht vielleicht gar ein Er, und Deine Köchin eine Sie; Gott bewahre! Das sind lauter Ich's — jedes Wesen, das Bewußtsein hat, ist ein vollständiges Ich. Doch wir wollen bei Dir stehen bleiben, oder vielmehr bei Deinem Ich. Dein Bruder, Dein Hausknecht und Deine Köchin sind nun zwar alle Ich's, allein nur für sich selbst; für Dich sind sie Nicht-Ich's, denn Du allein bist Dein Ich und alles Uebrige in der Welt: Russe, Preuße, Oesterreicher, Rassau-Ulsinger, Engländer, Frankfurt am Mainer, Nachtmützen, Bomben und Granaten, Hunde, Ochsen, Esel, Tassen, Gläser, Schnaps, doppelter und einfacher, kurz Alles um Dich her ist Nicht-Ich! Verstanden? Ja, also weiter!

Du weißt nun, was Ich ist und was Nicht-Ich ist; jetzt kann ich also zur Erklärung der „Wahrnehmung" übergehen, und zu dem, was in dieser Wahrnehmung gedacht wird. Denke Dir, Du wärst eines Tages spazieren gegangen, kämst nach Hause und bemerktest, daß ein fremder Mensch dieselbe Portion Eierkuchen mit Speck äße, welche für Dich bestimmt war; bei dieser Wahrnehmung würdest Du unfehlbar denken: „I wie kann sich denn der fremde Mensch unterstehn, meine Portion Eierkuchen mit Speck zu essen!" und sobald Du dies gedacht hättest, so hättest Du dies in der Wahrnehmung gedacht. Da nun das, was in der Wahrnehmung des Ich gedacht wird, in dem Ich ist (denn der Gedanke: „I wie kann sich denn der fremde Mensch unterstehen u. s. w." ist in Dir, also in dem Ich), so nennt man die Wahrnehmung des Ich die „innere Wahrnehmung." Stettiner, Du wirst mir begriffen haben! Also weiter!

Bevor Du nun verstehen kannst, was äußere Wahrnehmung ist, muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß bei dem Nicht-Ich das Denken und die Thätigkeit analog sind, d. h. gleichbedeutend. Denn da Du nicht wissen kannst, was das Nicht-Ich denkt und viele Nicht-Ich's gar nicht denken, z. B. Windmühlen, Secretaire, Pfefferkuchen u. s. w., so nennen wir Philosophen die bloße Erscheinung oder die Thätigkeit des Nicht-Ich: sein Denken. Um Dir, lieber bornirter Mensch, die Sache aber leichter zu machen, habe ich ein wirklich denkendes Wesen als Nicht-Ich genommen, nämlich den Fremden, der sich unterstanden hat, Deine Portion Eierkuchen mit Speck zu essen. Nun wirst Du doch gewiß annehmen, daß jener fremde Mensch, als Du zur Thür hereintratst, gedacht hat: Er verdammt! daß der auch grade jetzt kommen muß! Und daß er thätig gewesen, versteht sich von selbst, denn er hat Dir nicht einen Bissen übrig gelassen. Folglich ist das, was der Mensch bei Wahrnehmung Deiner gedacht hat,

nicht in dem Ich, sondern außer dem Ich, und deßwegen heißt die Wahrnehmung des Nicht-Ich die „äußere Wahrnehmung.“

Du wirst mich nun fragen, lieber bornirter Mensch, was Dir das Verstehen dieser innern und äußern Wahrnehmung nütze, und warum Du Dir beinahe den Kopf hast zerbrechen müssen? Erlaube, daß ich Dir dies negativ, d. h. durch den Schaden beweise, den Dir das Nicht-Verstehen jenes Lehrsatzes gebracht hätte. Denke Dir, Du hättest keine Ahnung von Logik und Philosophie, wärst spaziren gewesen, trätst in Deine Stube und fändest dort einen fremden Menschen, der Dir Deinen Eierkuchen mit Speck verzehrte. Augenblicklich würdest Du ihn bei der Brust fassen, tüchtig schütteln und mit den Worten: „Schuft! was will Er hier?“ zur Thür hinauswerfen. Dadurch zögest Du Dir vielleicht eine Verbal- und eine Real-Injurie zu, wenn Zeugen vor der Thüre stehen, oder, wenn das nicht, so ärgerst Du Dich wenigstens und bist für den ganzen Tag verdrimmt. Wie anders jetzt nun Du etwas Philosophie los hast! Du bist spaziren gewesen, trittst zur Thür hinein und findest dort einen Menschen, der Dir Deinen Eierkuchen mit Speck verzehrt. Sogleich stehst Du an der Thüre still, legst den Zeigefinger auf die Stirn und sprichst folgendermaßen: „Ich bin das Ich; Sie, mein Herr, sind das Nicht-Ich, den Eierkuchen mit Speck hat aber meine Köchin, welche auch ein Nicht-Ich ist, für das Ich gebacken, folglich werde ich Ihnen eine Maulschelle geben, daß Sie einen Lehrsatz der Philosophie umstoßen und meinen Eierkuchen essen. Bevor ich Ihnen aber diese Maulschelle gebe, muß ich Ihnen erst erklären, was Wahrnehmung ist, damit sie nicht verschwendet wird. Wahrnehmung, mein Herr, ist der unmittelbar mit der Empfindung erzeugte Gedanke, daß etwas ist, von welchem die Empfindung ausgeht. Bevor ich Ihnen aber diese Definition, d. h. Erklärung gebe, muß ich Ihnen erst sagen, was Empfindung ist. Empfindung, mein Herr Nicht-Ich, ist die Erregung des Denkens durch ein Anderes; Sie müssen aber nicht glauben, daß sie nur ein Leiden des Denkenden ist, sondern sie ist auch zugleich ein Thun desselben, indem es die Empfindung in sich aufnimmt.“ — Auf diese Weise hast Du noch mindestens eine halbe Stunde zu sprechen, ehe Du dem Menschen eine Maulschelle geben kannst, nun steht aber zu vermuthen, daß, wenn jener Fremde auch so unverschämt ist, den Eierkuchen totaliter, d. h. gänzlich aufzueſſen, er doch sicher nach dieser Thätigkeit das Zimmer verlassen und Reißaus nehmen wird, und daß Du folglich nach Beendigung Deiner philosophischen Erklärung nicht mehr im Stande bist, dem Nicht-Ich eine Maulschelle zu geben und Dich über Deine Hitze zu ärgern. Welch ein ungeheurer Vortheil für das Leben! Und das ist nicht der einzige Vortheil! Ich könnte Dich, wenn Dein Verstand dazu reif wäre, nach einem andern Systeme von dem Verdruß über den verlorenen Eierkuchen befreien, indem ich Dir beweise, daß gar kein Eierkuchen existirt, wenn Du nicht zufällig selbst ein Eierkuchen wärst, und daß ihn gar keine Köchin hat backen können, weil sie sich blos einbildet, eine Köchin zu sein. Aber ich habe meine Gründe, warum ich Dir dies nicht beweisen und hiermit schließen will; ich fühle nämlich in diesem Augenblicke einen bedeutenden Hunger und werde mir drüben in der Restauration einen recht schönen Eierkuchen backen lassen.

Ich.

Epigramme.

Guter Rath.

A. O rathe mir, mein Theurer! wie
Kann ich der Gluten für Groceren,
Die meinen Frieden ganz verzehren,
Mich auf die beste Art erwehren?

B. „Am Besten ist's: Du heirath'st sie!“

Auf Ida's Frage.

Warum die Engel geschlechtslos? Mein Kind,
Damit sie bleiben, was sie sind! —

Manches
von
K. st. n.

Erinnerung.

Sprich, was schaust Du nach der Alten
Mit so sehnsuchtsvollen Blicken?
Ihre Stirn ist voller Falten,
Und ihr Mund bekommt schon Lücken.

Ihre Stirn ist voller Falten,
Doch bedeckt von blonden Haaren,
Und die Augen sind die alten,
Wie vor zwölf und sechszehn Jahren.

Und es ist darin zu lesen
Von den Jugendträumen allen,
Und wie damals es gewesen,
Als sie mir zuerst gefallen.

Bin ich selber doch zum Lieben
Längst schon viel zu sehr veraltet,
Doch Erinnrung ist geblieben,
Die im Herzen nie erkaltet.

Neues unter der Sonne.

.*. Kürzlich sollte bei Calais ein Duell zwischen zwei jungen Leuten stattfinden. Schon hatten sie die Brust entblößt und wollten zu den Degen greifen, als der Zufall Jemand vorbeiführte, der schnell die Waffen ergriff, davon lief, und sie auf dem Büreau des Polizei-Commissairs deponirte, wo sie bis jetzt Niemand reclamirt hat. Es ist bei diesem Vorfall leicht, nicht an Zufall zu glauben.

Berlin.

.*. Willibald Alexis sprach neulich aus, daß die großen Geister bei ihren Schöpfungen geschwitzt haben und noch schwitzen. Angely, schwitzest Du?

.*. Der berühmte Maler Sohn hat das Portrait der schönen Madame Decker, geborne Schägel, zur Kunstausstellung geliefert. Hunderte von unsern guten berliner Enthusiasten stehen nun täglich in ihrem Anblick versunken, und in ihren zarten Herzen wachen alle die Coloraturen und die himmlischen Melodieen aus jenem Rosenmündchen wieder auf und machen die Sinne schwindelnd. Und mancher Heirathsfähige holt bedeutende Seufzer aus der liebenden Brust und stöhnt: „O Schägel, Du warst mein größter Schatz!“ Wer sie nun besitzen möchte, kann sie sich malen lassen.

.*. Vom Herrn Ober-Lieutenant a. D. Julius Mansfeld, Verfasser des Gedichtes „die Tochter Pharaonis und der kleine Moses,“ wird auf der königl. Bühne ein Drama „Carl II.“ in Scene gehen, das sprottschlecht sein soll. Es geht übrigens das Gerücht, daß er sich nur genannt, nicht aber wirklicher Verfasser sei.

Berliner Hof-Theater.

Der Zigeuner.

(Oper von E. Devrient und W. Taubert.)

(Fortsetzung.)

Es ist eine Scene, wie die des Georg im letzten Act der Dame blanche. Die Arie des Polgar:

„Hast Du mir denn gelogen,
Mein Kindheitsparadies?“

zeugt von dem tiefen Gefühl des Componisten und würde gewiß von ergreifender Wirkung gewesen sein, wenn Herrn Devrient's Stimme nur einigermaßen Stich gehalten hätte. Es ist aber nachgerade rein aus mit diesem Organe des Herrn D., und das höchst vollendete und wahrhaft schöne Spiel des Künstlers kann diesen Mangel nicht vergessen machen.

Ritter Veit, der Vetter und Bräutigam, tritt nun auf und will gleich essen. Er macht es sich bequem, gürtet sein Schwert ab, und Polgar soll ihm die Sporen lösen. Der will aber nicht. Der alte Graf droht ihm mit der Peitsche. Polgar droht ihn umzubringen. Der Graf wird sehr wüthend. Die schöne Agnes bittet für den wilden Burschen. Es hilft Nichts. Polgar wird zur Thüre hinausgeworfen. Empfehl' mich! Diese Scene ist als Quintett mit Chor behandelt. Die Musik ist lebendig. Polgar kommt zurück in den Saal, und auf den Rath Theobald's versteckt er sich, um den Zorn des Grafen nicht wieder rege zu machen. Der Graf, die schöne Agnes, Veit und Gäste treten auf und setzen sich zur Tafel. Das Finale beginnt. Der ungehobelte, ebenbürtige Ritter will Theobald's Platz neben dem Fräulein einnehmen; es gibt Streit; Theobald verläßt freiwillig, um dem Grobian zu weichen, das Haus.

Die schöne Gräfin weint, und der alte Graf macht dem Vetter Erdenfried einige unangenehme Bemerkungen über sein plumpes Betragen, worauf dieser Nichts erwiedert, sondern nur ermahnt: man möge nun endlich anfangen zu essen und zu trinken. Er singt ein Trinklied mit Chor, was recht munter und ansprechend ist. Der edle Ritter hat eine solche Calibans-Natur, daß er in Gegenwart der schönen Agnes von Staufen, Saufen ꝛc. singt. Nun werden Trinksprüche ausgebracht. Die Reihe kommt an Herrn Veit. Er kann keinen zusammenreimen und wird ausgelacht.

Veit.

„Ei laßt das dumme Reimen doch,
Ich will euch einen Trinkspruch bringen,
Der soll auch ungereimet klingen,
Der Gräfin Agnes, meiner Braut!

Diesen Toast nimmt seweht der Graf als seine Tochter sehr schief. Ritter Veit sagt:

„Ei zieret Euch doch nicht, ruft mir nach,
Stoßt an! auf baldigen Hochzeitag!“

Hier springt Polgar aus seinem Versteck heraus, reißt Herrn Veit von Hohenegk den Becher aus der Hand und wirft ihn über den Tisch, daß Alles zusammenklirrt. Der Graf und die Gäste schreien den Dienern zu, den Satansker hinauszuwerfen. Polgar aber schmeißt ein Paar von den Knechten zusammen, und springt im Hintergrund auf die mannshohe Fensterbrüstung. Er ergreift einen Stein, versucht einige antike Stellungen und springt hinaus. Der Chor singt:

„Ha, jetzt muß er sterben,
Das ist sein Verderben!
Von der Höhe hinab
Stürzt er sich selbst ins Grab.“

Hier schließt der zweite Act.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 6. Dinstag, 14. October, 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Aphoristische Betrachtungen über den Katzenjammer.

Sollte es unter den Lesern dieses Aufsatzes über vorstehenden Artikel einen oder den andern geben, der nicht wüßte, was es mit dem Katzenjammer eigentlich für eine Bewandniß hat, so wird es ihm doch hoffentlich nicht an Freunden oder Bekannten fehlen, welche ihm Mittel und Wege an die Hand geben können, sich in obigen Zustand zu versetzen. Ich behaupte aber kühnlich, daß es unter uns civilisirten Geschöpfen so gut als keinen einzigen, selbst keine einzige — wage ich, auf die Gefahr, von schönen Händen gesteinigt zu werden, hinzuzusetzen — giebt, der sich einer gänzlichen Unbekanntschaft mit jenem Wesen rühmen könnte. Die Rede ist hier nämlich nicht **in sensu minore** von jenem ordinairen Geschöpf, Katzenjammer genannt, welches gewöhnlich in Folge des unmäßigen Genusses edler oder unedler Geistigkeiten zu entstehen pflegt; ich habe hier vielmehr und hauptsächlich den sogenannten moralischen Katzenjammer im Sinn, der, ganz unabhängig von den Einflüssen des Wein- oder Kümmel-Geistes, selbst die zartesten und poetischesten Individuen zu befallen pflegt. — Dieser Katzenjammer ist zwar eine über alle civilisirten Völker des Erdbodens verbreitete Influenz, gedeiht aber, nach den sorgfältigsten Beobachtungen, am besten in Nord-Deutschland und England; wie überhaupt im Norden; ob er auch in Rußland mit demselben Erfolge gezogen wird, wage ich nicht zu entscheiden, doch glaube ich, es annehmen zu dürfen. In der Literatur nähert sich dieser Katzenjammer mehr dem Romantischen, als dem Klassischen, und es hält nicht schwer, sich zu überzeugen, daß eine Menge der besten Erzeugnisse unserer modernen Romantiker ihre Entstehung offenbar diesem moralischen oder poetischen Katzenjammer verdanken. — Obgleich eigentlich ein geschworner Gegner alles poetischen Aufschwunges, ist der Katzenjammer doch himmelweit verschieden von der sogenannten Philisterhaftigkeit. Diese wird in der Regel dem Menschen angeboren, der Katzenjammer aber ist offenbar ein Produkt der Civilisation. Das von selbigem befallene Individuum kann sich noch immer sentimental, modern-zerrissen, ja sogar genial geberden, welches ja dem Philister unmöglich. — Was die historische Entwickelung des moralischen Katzenjammers betrifft, so bin ich sehr geneigt, seine Entstehung ins Mittelalter zu verlegen, denn dem classischen Alterthum war er durchaus fremd. Seine höchste und vielseitigste Ausbildung ist aber erst ein Produkt der neueren und neuesten Zeit, und wenn auch, wie gesagt, schon im Mittelalter — um mich in der Weise einer berühmten philosophischen Doktrin auszudrücken — sich Spuren der Begriffsbestimmung verfolgen lassen, so kann doch von Spiel- und Abarten des moralischen Katzenjammers, als da sind: poetischer philosophischer, politischer ꝛc. Jammer, erst heut zu Tage die Rede seon. Im diese seine vielseitige Entfaltung auseinander zu fallen, und zu sich selbst zu kommen, war also erst dem Katzenjammer unserer Tage vorbehalten. Das ist, dächt' ich, klar. — Was die Heilung des moralischen Katzenjammers betrifft, so würde ich vorschlagen, denselben homöopathisch zu behandeln, wenigstens durchaus nicht mit gewaltsamen, stark reizenden Mitteln. Es giebt übrigens Fälle, wo sich das vom Katzenjammer befallene Individuum gleichsam recht wohl in seiner Haut fühlt, oder dann ist die größte Gefahr vorhanden, daß der Jammer aus einem momentanen zu einem habituellen werde, und der davon Befallene zuletzt in einen completten Philister umschlage. — Die Heilung muß also, wie ich schon sagte, durchaus nach homöopathischen Principien geschehen und beruht näher hauptsächlich auf der Kunst, dem Patienten, oder nach Umständen sich selber so viel Langeweile zu machen, als irgend möglich. Dies ist freilich in unserer bewegten Zeit, bei der Masse der sich täglich häufenden politischen und literarischen Interessen, keine kleine Aufgabe, und man müßte an Lösung derselben verzweifeln, wenn nicht glücklicher Weise eben ein großer Theil der Literatur hier ein willkommenes Hülfsmittel darböte. So z. B. ist wohl von oberflächlichen Beobachtern schon öfter die Frage nach der tieferen Bedeutung einer großen Anzahl unserer Tageblätter aufgeworfen, ja letztere wohl

gar überhaupt geläugnet worden. Freilich nur von oberflächlichen! Den scharfsichtigeren ist die Bedeutung und Bestimmung erwähnter literarischer Produkte längst klar, die eben in nichts Anderem besteht, als bei den mit dem moralischen Katzenjammer Behafteten gleichsam als homöopathisches oder literarisches Hundehaar aufgelegt oder gebraucht zu werden. — In China und den angränzenden Staaten soll man, wie ich so eben höre, sehr glückliche Versuche zur Heilung des Katzenjammers gemacht haben, indem man den Rücken des Patienten eine Zeit lang mit einer Art hölzernen oder ledernen Maschine in gelinden Rapport setzte. — Da aber dieser Gegenstand noch unendlich viele Seiten der Betrachtung darbietet, und sich überhaupt mehr zu einer systematisch-philosophischen Ausführung eignet, so will ich hier die Betrachtung abbrechen, mit dem bescheidenen Vornehmen, darüber, so wie insbesondere auch über die Kunst, sich selber Langeweile und Schlaf zu machen, als das bewährteste Heilmittel beim moralischen Katzenjammer, nächstens eine besondere Untersuchung anzustellen.

Kosten.

Karl Müchler

mit dem Beinamen „der große Berliner" hat in der niedlichen Abendzeitung eine öffentliche Danksagung einrücken lassen, die gegen den Kometen gerichtet ist, weil dieser Unverschämte nicht einsehen will, daß Karl Müchler und Langhein gleich groß und berühmt sind. — Ich werfe mich hier zum Richter auf, weil ich beide Männer kenne. Langhein, der berühmte Langhein, den ganz Deutschland verehrt, und dessen Namen ich nie anders als mit der größten Achtung und Ehrerbietung nennen werde, ist ein kleiner, von der Last der Jahre gebeugter Mann. Der Kriegsrath Herr Karl Müchler ist zwar auch nicht viel größer, aber dicker. **Suum cuique!** Herlosssohn, den ich als Mensch und Schriftsteller hochschätze, wird mich mit meiner Unparteilichkeit entschuldigen, wenn ich ihm hiermit öffentlich Unrecht gebe, und den innigen Wunsch ausspreche, daß er dasselbe durch tiefe Reue, Sack und Asche wieder gut machen möge.

Hat Herlosssohn, der immer das wahre Verdienst anerkennt, je an dem großen Geiste Müchler's gezweifelt, so wird ihn die an seinen Kometen gerichtete Danksagung eines Bessern belehren. Hierin ist der große Berliner nicht nur groß, sondern sogar berlinisch. Schon die gute Seele entzückt mich, die sich zu Anfang ausspricht: er, der liebliche Dichter Müchler, der friedliche Kriegsrath, der Herausgeber von 25 Bänden gesammelter Anekdoten, er lispelt mit süßer Stimme, die Aeußerungen jenes Kometen seien ihm so angenehm gewesen, daß er seine von Dank gepreßte Brust hätte ausschütten müssen. Und nun folgt die Ausschüttung.

„Wer mich näher kennt," beginnt er, „wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß ich nichts weniger als stolz oder gar eitel bin, aber über diese Aeußerungen bin ich stolz, — das kann er! — denn sie liefern einen vollgiltigen Beweis, daß ich in meiner harmlosen — Ach Gott, die gute Seele! — freundschaftlichen Epistel an meinen vieljährigen biedern Freund Wahrheiten gesagt, die den empfindlichen Fleck Derjenigen berührt, die sich getroffen gefühlt haben." Wie schön ist namentlich dieser Schluß, wenn man ihn ganz aufzufassen versteht! Ein schlechter Schriftsteller würde dies für Tautologie, oder mindestens für schauderhaft breit halten, aber ein so guter Dichter, wie Karolus Müchlerus, sagt nie andere Wahrheiten, als solche, die nur bei Denjenigen einen empfindlichen Fleck berühren, welche sich zuvor getroffen gefühlt haben.

Nach dieser herrlichen Ausschüttung schüttet er einen so schönen Satz aus, daß ich denselben nicht verstanden habe. Wehe mir, wenn ich darüber zürnen wollte! Es ist häufig das Schicksal großer Männer, nicht verstanden zu werden; ergo muß auch Müchler unverständlich sein.

„Das ist der Unterschied," fährt er fort, „zwischen mir und Denen, welche aus Mangel an ausgezeichneten Talenten, durch Herabwürdigung Derjenigen, welchen sie die Schuhriemen nicht aufzulösen werth sind, Aufsehen erregen und die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen wollen."

Ein miserabler Schriftsteller würde dies für Tautologie halten, und da hatte er als miserabler Schriftsteller ganz Recht, aber ein so guter Dichter, wie Karl Müchler, erregt nur dann Aufsehen, wenn er zugleich die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich ziehen kann. — Was übrigens den Unterschied zwischen Müchlern und Leuten ohne ausgezeichnete Talente betrifft, so würdigen diese, wie der bescheidene Verfasser sagt, Diejenigen herab, denen sie nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen; Müchler ist folglich werth, sich selbst die Schuhriemen aufzulösen, weil er sich selbst nie herabwürdigen wird. — Daß ich übrigens ein Mann von ausgezeichneten Talenten bin, geht daraus hervor, daß es mir nie eingefallen ist, Herrn Karl Müchler herabzuwürdigen.

Nachdem sich nun der große Berliner in die Zeit der Schwinger und Gottschedianer zurückschwingt, findet er Humanität und Bescheidenheit nur bei Einzelnen als Ausnahme — und spricht Folgendes mit apodiktischer Zunge von der Gegenwart: „im Ganzen herrscht in der Literatur ein Sansculottismus, und nicht oder minder nimmt Alles den Ton des Eckenstehers Nante und Consorten an." Nur ein Böswilliger könnte sich unterstehen, vielleicht hundert talentvolle und rechtlich gesinnte deutsche Schriftsteller anzuführen, und auf solche Weise den Ausspruch des Kriegsraths Müchler in Zweifel zu ziehen; denn er selbst hat den Beweis darüber geführt, er selbst hat mehr oder weniger den Ton des Eckenstehers Nante und seiner Consorten angenommen. Bei dem Buchbinder Hasselberg in Berlin hat Karolus Müchlerus, vor ungefähr einem Jahre, eine Brochüre: „Nante als Kläger" herausgegeben, welche, da wir damals noch nicht so gute Freunde wie jetzt waren, gegen meine Wenigkeit gerichtet war. Diese, so wie eine zweite gegen mich gerichtete Brochüre: „Sancho Pansa" betitelt, sind zwar von der undankbaren Mitwelt nicht

gekauft, allein das ist mit mehreren ausgezeichneten Werken dieses Dichters geschehen, und hebt wenigstens ihr Erscheinen nicht auf.

Es ist daher dem Kriegsrath nicht zu verdenken, daß er in den folgenden Zeilen das „junge Deutschland“ fürchterlich herunterreißt, und dabei den Ton des Eckenstehers Nante ziemlich trifft. Denn Müchler ist der Mann, der gegen das junge Deutschland kämpfen, der es niederstürzen kann mit seiner schrecklichen Feder; der alle die tausend Keime zertreten wird mit seinen ungeheuren Füßen! Nieder mit Euch, ihr jungen, kräftigen Gestalten, die Ihr die bequeme Philisterjacke von Euch geworfen,

Stürzet nieder, Millionen!
Ahndest Du den Müchler, Welt?
Such' ihn im Berliner Feld,
Du, in Berlin, da muß er wohnen!

Zu seiner Periode, meint dieser große Mann, war das junge Deutschland vielleicht noch nicht geboren, „lag aber in der Windel und besuchte höchstens die ersten Klassen einer Elementarschule; es kannt davon nichts, als die Ruthenschläge, die es vom Vater und Mutter, (vom Mutter), oder die Knipschen, die es von dem strengen Schulmeister in der Schule für Ungezogenheiten und Ungehorsam, Widerspenstigkeit und Superklugheit erhalten hat, und es gewinnt ganz das Ansehen, daß man damals zu glimpflich gewesen, um es vor Eigendünkel und Ueberschätzung zu verwahren, und es zur Bescheidenheit und Toleranz zu erziehen.“ —

Hier steht das Opferthier ermädet still. — Tief ergriffen von diesen schönen Worten und ihrer Wahrheit, fallen mir Thränen aus den Augen, süße Thränen der Wehmuth. O, warum muß auch ich grade zum jungen Deutschland gehören? Warum hat mich meine Mutter nicht früher geboren; warum hat sie mich nicht zur Zeit des Kriegsraths Müchler in die Welt gesetzt, wo man noch so bescheiden und tolerant war; wo es noch Hofnarren gab und sich Jedermann Zöpfe drehen ließ? Mutter, Mutter, Du hast es bei dem großen Kriegsrath zu verreten!

Glaßbrenner.

Geister-Erscheinungen.

* Wenn es in den Ankündigungen neuer Zeitschriften heißt: „man wolle einem lange gefühlten Bedürfnisse abhelfen;“ so ist es eine Umschreibung für: „wir Redacteure brauchen Geld.“ —

* „Ich schreibe um die Ehre!“ behauptete der schreibende Lieutenant M. neulich. „Sie haben das Wörtchen — mich — vergessen!“ bemerkte ein Anderer.

* Mancher findet sich in dem Augenblicke, in welchem er sich verloren glaubt. —

* Als der Graf von Bonneval Doulen, Maire in Bourges, zum Pair ernannt ward, wünschte er auch seine frühere Stelle beizubehalten. „Der Mann,“ sagte der Witzling Odry in Paris, „will pair und maire (père et mère) zugleich sein; das geht nicht!“

* Der Papst Pius V., ein strenger, ernster Dominikaner, äußerte öfter: „Als Mönch habe ich fest an meine Seligkeit geglaubt, als Cardinal fing ich an, daran zu zweifeln; als Papst verzweifle ich völlig daran.“ —

* „Ich wollte jüngst,“ erzählte Kästner 1787, „in mein Büchergestell ein Buch irgend eines neuen Gottes-Gelehrten stellen. Es fiel ein paar Mal heraus. Als ich unwillig nachsah, warum es nicht stehen bleiben konnte, siehe! da steckte ein kleines neues Testament dahinter, welches sich weigerte, dem Buche Platz zu machen.“ —

* Lichtenberg sagt: „Wird man wohl vor Scham roth im Dunkeln? Daß man vor Schrecken im Dunkeln bleich wird, glaube ich, aber das Erstere nicht: denn bleich wird man seiner selbst, roth seiner selbst und Anderer wegen. — Die Frage, ob Frauenzimmer im Dunkeln roth werden, ist eine sehr schwere Frage; wenigstens eine, die sich bei Licht nicht ausmachen läßt.“ —

* Als einst das Haus Rothschild durch Einkauf von Metalliques die Frankfurter Börse in Schrecken jagte, meinte Jemand, es wäre eine Verbindung dreier Religionen: das jüdische Haus jagte der christlichen Börse einen heidnischen Schrecken ein.

Leichter verschmerzt sich der Geliebten Tod, als ihre Untreue. Man will lieber verlieren, als bestohlen werden.

* Als den Hochländern in Schottland streng befohlen wurde, Beinkleider zu tragen, trugen sie dieselben über der Schulter, an einem Stocke befestigt. — Schade, daß nicht alle dummen Gesetze auf diese Weise zu umgehen sind!

Anekdote.

Der berühmte Violinist Pott befand sich vor Kurzem in einer Gesellschaft, in welcher er durch sein Talent die Anwesenden entzückte. Eine für die Kunst enthusiasmirte Dame näherte sich ihm mit vielen Verbeugungen, konnte nicht genug Worte finden, ihr Entzücken zu beschreiben, und äußerte zuletzt, daß er auch als Componist große Verdienste habe. Der bescheidene Künstler lehnte dies ab, und fragte: ob sie denn einige von seinen Compositionen kenne, und welche ihren Beifall gehabt hätten. „O!“ erwiederte die Dame, „Ihre Werke sind ja weltbekannt. Sind denn nicht alle die Pourri's von Ihnen?“

Neues unter der Sonne.

*** Es verlautet in Paris, daß die von Lafayette hinterlassenen Briefe berühmter und interessanter Männer bald im Druck erscheinen werden. Selten ist wohl Jemand mit so vielen ausgezeichneten Personen aller Orte in Verbindung gewesen, wie Lafayette, und die Veröffentlichung seiner Papiere muß daher selbst für die Geschichte von Wichtigkeit sein.

*** Nach der neuesten Zählung besteht die Bevölkerung von Paris aus 785,000 Seelen, die in 29,000 Häusern vertheilt sind, von denen 11 allein einen jährlichen Ertrag von 9,000 Franken liefern.

Berliner Hof-Theater.

Der Zigeuner.

(Oper von E. Devrient und M. Taubert.)

(Fortsetzung.)

Dritter Act. Wilde Felsgegend mit Mondschein. Die Zigeunermutter Beda kocht im Vordergrunde das Abendrot für die Horde. Ich habe mich schon immer in der Preciosa gewundert, daß solches Lumpengesindel zu Abend nicht mit kalter Küche zufrieden gestellt wird, da doch in unsern Tagen so viele achtbare Bürgerleute sich auf diese Art abfinden müssen. Die Zigeunermännner singen hierzu, nämlich zum Abendrot, das höchst geistreiche Lied von Göthe: „Im Nebelgrieſel, im tiefen Schnee" ꝛc., mit dem höchst geistreichen Refrain:

„Wille wau, wau, wau!
Wille wo, wo, wo!
Witohu!"

Ein Göthe-Anbeter könnte sagen: wenn Göthe auch nichts geschrieben hätte, als diese unverständigen Laute u. s. w. Die Lust zu diesem Liede ist toll genug. Die Zigeuner-Damen komeniren unterdessen im Mondschein und scheinen wenig Arbeit zu haben. Man hört Jemanden durch den Wald kommen. Die Zigeuner springen auf, löschen das Feuer aus und verstecken sich. Und versteckten können sie sich, denn sie haben uns schon im ersten Act vorgesungen:

„Sollst uns nicht schrecken, (nämlich Hohenegk!)
Man kann sich verstecken."

Der Kommende ist kein Anderer, als der unglückliche, kleine Intriguenser, Doctor Theobald, den der grobe Ritter Veit von dem Schloß des Grafen und der geliebten Agnes vertrieben hat. Er irrt im wilden Walde umher und singt eine sehr leidenschaftliche Arie. Der meisterhafte Vortrag des Herrn Rantius machte dieses Musikstück interessant. Die Zigeuner dringen hervor und umringen ihn. Beda erkennt in ihm den Begleiter der Gräfin aus dem ersten Act, nimmt ihn bei Seite und erzählt ihm, daß sie vor siebenzehn Jahren an dem Ort, wo sie sich jetzt eben befänden, eine sterbende Frau mit einem kleinen Knaben gefunden hatten. Die Frau wäre die schuldlos verstoßene Gräfin von Hohenegk gewesen u. s. w. Theobald fragt, wo sie den Knaben gelassen. Beda antwortet:

„Fragt die Füchse und die Raben,
Wo sie ihn gelassen haben."

Vielen Leuten wird es nun ganz unbegreiflich scheinen, daß die Alte hier ohne alle Veranlassung diese Geschichte erzählt. In der Preciosa kommt die Viarda so sehr in die Klemme, daß sie sich gar nicht anders, als durch ein ähnliches Geständniß retten kann, aber hier kann man für die Beda keinen andern Grund annehmen, als daß sie ein Weib ist, und Weiber können das Schwatzen nicht lassen, auch wenn sie siebzehn Jahre geschwiegen haben. — Das hat Herr Devrient wahrscheinlich als Motiv angenommen. — Die Alte wird plötzlich in ihrer Erzählung unterbrochen durch die Ankunft Polgar's. Der Sprung aus dem Fenster ist diesem so gut bekommen, daß er sich nicht einmal mit Zigaro eine Sehne am Bein verrenkt hat. Der ganze Chor singt:

„Taho! Taha!
Polgar ist da!"

Der Zigeunergraf erzählt nun, daß ihn die blanken Leute im Schloß sehr emmurirt haben, daß er bei Tafel Alles zusammengeschmissen und dann zum Fenster hinausgesprungen sei.

Chor.

„Zum Fenster hinaus?
Bist ein Bursch wie ein Daus."

Polgar entfernt nun die alte Beda und die andern Weiber, und beredet die Männer zu einem Ueberfall des gräflichen Schlosses. Da fangen die plötzlich an in österreichischem Dialekt zu singen:

Chor.

„'s wird nit gelingen,
Können's nit zwingen."

Sie verschwören sich aber endlich doch zu dem Ueberfall. Beda und die Weiber kehren zurück. Theobald hat mit der Alten inzgeheim eine Zusammenkunft auf den andern Tag verabredet, nebenbei den Anschlag auf das Schloß mit angehört, und ist dann davon geeilt. Beda ermahnt, daß es Zeit sei, zur Ruhe zu gehen, und der Chor der Weiber hebt ein sehr hübsches Nachtlied an, worauf sich die Männer sich nochmals das Wort geben, morgen die Burg Hohenegk zu erstürmen. Dieses Musikstück ist von sehr guter Wirkung. Alles verliert sich im Hintergrunde. Beda und Polgar bleiben vorn auf der Scene bei dem Feuer sitzen. Die Alte sucht ihn durch ein Lied in Schlaf zu singen, das immer mit dem Refrain schließt:

„Sovava, sovava, svadaja!"

Diese Wörter sind wahrscheinlich noch Ueberreste aus jener schönen Sprache, in der sich einst Adam und Eva haben vernehmen lassen. Das Lied wie das vorhergehende Melodram ist wirklich ausgezeichnet componirt, machte aber aufs Publicum eine mehr einschläfernde Wirkung, als auf den Zigeuner, den es in Schlaf lullen soll. Er schläft aber endlich doch ein und der Verhang fällt.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 7. Donnerstag, 16. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., worüber dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Specielle Mittheilungen über China.

Von

Gottlieb Lumm-lumm.

(Fortsetzung.)

II.

Erziehung der Kinder.

Die Etikette der verschiedenen Stände in China geht so weit, daß man sogar für die Akte der Natur bei den verschiedenen Klassen verschiedene Ausdrücke hat. So sagt man von der Frau eines Schuhmachers: sie hat geboren; während die Gemahlinnen der Minister und anderer hohen Beamten immer niederkommen. So verschieden wie diese Bezeichnungen, ist die Art der Erziehung. Wenn die Frau einer Creatur (so heißt der chinesische Bürgerstand) einen Knaben geboren hat, so erscheint ein kaiserlicher Ober-Geburtsrath, und wäscht ihm den Kopf; hat die Wöchnerin aber ein Mädchen zur Welt gebracht, so nimmt der Geheime Serail's-Accoucheur ihr Aeußeres in Augenschein, und beurtheilt, ob sie leben bleiben, oder getödtet werden soll. Im ersteren Falle wird ihr Name in die kaiserlichen „Freuden-Folianten" eingetragen; im letzten Falle aber erhalten die Eltern die Erlaubniß, sich das todte Kind in Spiritus zu setzen.

Sobald eine Jungfrau das funfzehnte Jahr erreicht hat, müssen sie die Eltern an den Staat abliefern, der dafür Sorge trägt, daß sie unter Leute kommt, und die zu einer Hausfrau nöthige Bildung erhält. Nach zwei Jahren wird sie dem elterlichen Hause zurückgegeben, und erhält die Erlaubniß, sich sobald wie möglich zu verheirathen. Vielseitiger dagegen ist die Erziehung des Knaben. Bis zum sechsten Jahre wird er in der Muttersprache unterrichtet; vom siebenten Jahre aber ab mit den bürgerlichen Bestimmungen bekannt gemacht, und täglich eine Stunde geprügelt. Nun beginnt die eigentliche Schulzeit, welche nach den Fähigkeiten des Knaben vier, fünf bis sechs Jahre dauert. Die Schulen sind alle kaiserlich, und stehen unter der Oberaufsicht des ersten Kriegsmandarinen, während die Lehrer nur aus pensionirten Unter-Offizieren bestehen. Jede Schule hat 31 Klassen und folgenden Stundenplan:

				Morgens:
von	3	bis	4	Uhr: Gesang-Unterricht;
von	4	bis	5	Uhr: Verstandes-Uebung;
von	5	bis	6	Uhr: Hungern;
von	6	bis	7	Uhr: Gymnastische Uebungen;
von	7	bis	8	Uhr: Schreiben;
von	8	bis	9	Uhr: Malen;
von	9	bis	10	Uhr: Länder- und Völkerkunde;
von	10	bis	11	Uhr: Vaterländische Geschichte oder Prügel;
von	11	bis	12	Uhr: Singen.

Punkt 12 Uhr werden die Kinder in die kaiserliche Restauration geführt, wo sie die Lehrer essen sehen, selbst aber Nichts bekommen, damit sie sich nicht den Magen verderben und sich an Entbehrung gewöhnen. Darauf eilen sie im Fluge nach Hause, sättigen sich mit Reis und Wasser, und haben gewöhnlich noch den letzten Bissen im Munde, wenn sie zum Nachmittags-Unterricht gehen. Dieser dauert von 1 bis 9 Uhr, und wechselt mit folgenden Lehr-Objecten:

von	1	bis	3	Uhr: Religions-Unterricht;
von	3	bis	5	Uhr: Ackerbau und Seidenzucht;
von	5	bis	6	Uhr: Trommeln;
von	6	bis	8	Uhr: Tanzen; und
von	8	bis	9	Uhr: Singen.

Man sieht aus der Mittheilung dieses Stundenplans, daß besonders für die Gesundheit der Kinder; namentlich durch strenge Diät, Sorge getragen ist; nach dem Grundsatze: **Plenus venter, non studet libenter,** auf chinesisch: mit vollem Magen kann man nicht schlafen. Dem Singe-Unterrichte liegt das neue chinesische Gesangbuch zum Grunde, welches nur Loblieder auf den Kaiser, theils nach bekannten, theils nach eigenen Melodieen enthält: Von diesem Gesangbuche hat der geheiligte Sohn des Himmels eine verbesserte und vermehrte Taschenausgabe (die ihm aber nichts kostet) in Folio veranstaltet, und ihr ein

Register seiner sämmtlichen Tugenden beigegeben. Sobald sich ein Junge China's untersteht, voreilig zu handeln, und einige Blätter dieses Registers auszureißen, so wird er aus dem Buche der Lebendigen gestrichen, und die Seinigen müssen die Kosten bezahlen. Nach Beendigung eines jeden Liedes erklärt der Lehrer den Inhalt desselben, und läßt die kräftigsten Stellen wiederholen.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas zum Lobe der neueren Humoristen und Satyriker.

Trotz der anerkannten Vortrefflichkeit unserer neueren Humoristen giebt es immer noch sauertöpfische Köpfe, die denselben den ihnen gebührenden Vorzug vor den älteren Autoren in diesem Fach nicht einzuräumen geneigt sind; eine Verblendung, die ich im Folgenden mit Glück zu bekämpfen und dabei die Vorzüge unserer neueren humoristisch-satyrischen Talente in das hellste Licht zu stellen mir schmeichle. Um indeß allem Verdacht einer verkappten Ironie zu begegnen, muß ich zuvor das Geständniß ablegen, daß ich selbst vor nicht allzu langer Zeit von den Vorzügen eines Sterne, Swift, Lichtenberg, Jean Paul u. a. m. so eingenommen war, daß ich die Werke derselben als das **Non plus ultra** der satyrischen Humoristik betrachtete; seitdem ich indessen mit den modernen Erzeugnissen, vorzüglich denen unserer journalschreibenden Genies, mich vertrauter gemacht, bin ich von jenem ungeheuren Irrthum zurückgekommen, und würde mich schämen, denselben hier zu bekennen, geschähe es nicht zum Preise der Aufrichtigkeit. Ich bin übrigens weit entfernt, einen so reichhaltigen Stoff innerhalb der Grenzen dieses kleinen Aufsatzes *erschöpfen* zu wollen, muß mich vielmehr darauf beschränken, *nur auf einige* der glänzendsten Seiten moderner Humoristik und Satyre aufmerksam zu machen. — Im Allgemeinen ist es schon als ein unschätzbarer Vorzug herauszuheben, daß unsere Modernen die Ironie, wie gute Theatermaler, gleichsam fingerdick auftragen, so daß jedermännigliche sogleich weiß, woran er ist, oder, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, wo der Wind her bläst. Insbesondere behaupten sie hiedurch zugleich den Vorzug der allgemeineren Verständlichkeit, während z. B. ein Jean Paul u. A. doch nur den Gebildeteren zugänglich. (Namentlich sind besagte Humoristen ungemein geschickt in Auffassung der bei den geringeren Volksklassen stehend gewordenen **bon mots**, Redensarten und Witze, und wissen dieselben auf geniale Weise am passenden Orte anzubringen. Weder Tieck noch Jean Paul haben sich zu dieser Höhe der humoristischen Darstellung erhoben, und vergebens sucht man bei ihnen danach, während die Geistesprodukte mancher Neueren davon wimmeln.) — Da es aber Leser von abgestumpften Geschmacksnerven giebt, die auch das schärfste Salz nicht wittern, so bedienen sich unsere Humoristen des genialen Kunstgriffes, von Zeit zu Zeit selber zu versichern, sie wären voll ungeheurer Ironie und göttlichen Humors. Dadurch erfahren es denn auch diejenigen, die es sonst gar nicht gewahr würden. Indeß will ich nicht behaupten, daß obiger Kunstgriff ganz neu ist; denn allerdings hat es zu allen Zeiten Genies, z. E. Dichter, gegeben, von denen man noch bis auf diese Stunde nicht wüßte, daß sie es wirklich sind, wenn sie es nicht selbst an verschiedenen Stellen ihrer **Opuscula** versichert hätten. Alles, was ich hier lobend erwähnt habe, wird aber verdunkelt durch ein Talent, welches ich vorzugsweise unsern Satyrikern zuerkennen muß, und welches, meines Erachtens, selbst der große Swift nicht besaß; das Talent nämlich, *sich selbst lächerlich zu machen*. Dies ist offenbar das große Agens, wodurch das Heer unserer satyrischen und frittirenden Federhelden so ungemeine Erfolge erzielt. Wo es ihnen nicht gelingt, dem Gegenstande ihrer Persiflage die lächerliche Seite abzugewinnen, da ist sicher darauf zu rechnen, der Autor habe statt dessen sich selbst so lächerlich gemacht, daß das Zwerchfell des Lesers einer wohlthätigen Erschütterung nicht ermangeln. Der Effekt ist folglich immer gesichert, und wenn er am Ende auf Kosten des Autors erfolgt, so mag man dies als eine edle Selbstverläugnung zu Gunsten der Leser betrachten und sich dabei des Göthe'schen Sprüchleins erinnern:

Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann,
Der ist gewißlich keiner von den Besten.

Kosten.

Erlesenes.

— Das Ohr mancher Menschen hat Aehnlichkeit mit den Ablestern böser Dünste, die Alles aufsaugen, was verderbt und schädlich ist.

Ein Staat läßt sich am Besten mit einer Pyramide vergleichen, die alsdann schön ist, wenn sie ihr gehöriges Verhältniß hat, unten auf einem guten Grunde ruht, und nach der Spitze zu immer dergestalt abnimmt, daß das Unterste das Oberste völlig, aber auch mit der mindesten Beschwerde trägt. —

Ruhe in einem Staate zeugt nicht immer von Glückseligkeit seiner Bewohner. Die Unterthanen unumschränkter Fürsten sind wie Pferde, die, durch die Bremse gezwängt, ruhig die schmerzhaftesten Operationen dulden. Ein Roß ohne Zaum würde, auf den ersten Schlag, durchgehen. —

— Ich sehe das System von den Endursachen als die größte Verrücktheit des menschlichen Verstandes an, sagt Spinoza. Wollte man sagen, daß man von Ursach zu Ursach nicht ins Unendliche fortgehen könne, sondern daß es einen bestimmten Augenblick, einen Anfang der Handlung von Seiten einer ersten und reinen Ursache geben müsse: so behaupte ich vielmehr, daß man von Ursache zu Ursache nicht anders, als bis ins Unendliche fortgehen,

d. h. keinen abſoluten reinen Anfang annehmen könne, ohne anzunehmen, daß das Nichts Etwas hervorbringe. — Ich nehme alſo blos etwas Unbegreifliches an, meine Gegner hingegen ziehen dieſem Unbegreiflichen eine offenbare Ungereimtheit vor.

— — Schriftſteller haben größern Einfluß auf die Schickſale künftiger Generationen, als ſelbſt die Regenten auf die lebende. — Sie erſchaffen und determiniren die Meinungen des folgenden Jahrhunderts.

— Die Schwäche des Menſchen entſteht aus dem Mißverhältniſſe ſeiner Kräfte zu ſeinen Begierden. Seine Leidenſchaften machen ihn ſchwach, weil er, ſie zu befriedigen, mehr Stärke braucht, als die Natur ihm zugetheilt hat. Wer ſeine Begierden vermindert, vermehrt alſo ſeine Kräfte.

— Der redlich geſinnte Schriftſteller ſagt zuweilen ſtrenge Wahrheiten, die Dieſem und Jenem, der ſich beim Leſen derſelben getroffen fühlt, als eine harte Rede in die Ohren gellen; er ſagt ſie mit Kraft und Energie, und zuweilen mit einem Tone, der heftig lautet; aber das Alles iſt nichts Schlimmeres, als Ausdruck des tugendhaften Unwillens, den der Anblick des Laſters und der Gerechtigkeit in jedem wohlwollenden Herzen erregt.

Geſang und Klang.

Was iſt des Dichters Reim und Sang,
Lebt nicht Gefühl in ſeinem Herzen? —
Ein Hauch, ein Schall, ein blicker Klang;
Das Glimmen ausgebrannter Kerzen.

Die Blume iſt es, — ohne Duft,
Die Tulpe, — prahlend nur mit Farben;
Es iſt des Flötenbläſers Luft,
Dem Töne im Entſtehen ſtarben.

Die Traube iſt es, — ohne Saft
Mit trocknen Hülſen ſtatt der Beeren;
Gefärbtes Waſſer, — ohne Kraft,
Das ſelbſt die Fröſche nicht begehren!

Nur Form iſt leerer Becher Klang,
Der Stoff iſt Wein in dem Pokale;
Der Dichter ſchöpfe den Geſang
Aus der Begeiſt'rung voller Schaale.

Ernſt Vigilantius.

Epigramme.

Vertheidigung der Modeſüchtigen.

Was man auch ſagen mag, nie räum' ich's ein,
Daß ſie ſich nur mit neuen Moden zieren:
Kann eine Mode denn wohl älter ſein,
Als die, gleich Eva, Männer zu verführen?

W. Achat.

Eheliche Seufzer.

Avant.

Tummle dich, Zeit! Auf Flügeln entweiche,
Daß ich den Eingang des Himmels erreiche!

Après.

Tummle dich, Zeit! Auf Flügeln entweiche,
Daß ich den Ausgang der Hölle erreiche!

Logogryphiſcher Studentenroman.

Als nach Haus ich neulich reiſte,
In 1 2 3 4 5 6,
Sah ich Röschen und im Geiſte
Rief ich: „Welch ein Prachtgewächs!"

„Blühend neben ihren Schweſtern
In 1 3 2 4 5 6,
Die vor Neid ſie ſchmähn und läſtern,
Steht die kleine Wetterhex'."

Und ich wollte zärtlich liebend
Sie 1 3 2 4 5 6.
Doch die Eltern, wie betrübend!
Spotteten ſo edlen Zwecks.

Sagten: laß zu etwas Tücht'gem
Noch 3 5 4 1 2 6
Dieſes ſaubre Jünglingsfrüchtchen!
Minder herb' als jetzo ſchmeck's!

Nur wenn Du mit Ernſt willſt künftig
Stets 5 4 1 2 3 6,
Daß du werdeſt hübſch vernünftig,
Dich entled'geſt manches Flecks:

Hoffe, Hochzeit mit dem Bräutchen
Zu 1 2 4 5 3 6,
Und nun Punktum!" — Ach, ihr Leutchen,
Euer Punktum ward ein Klecks.

W. Achat.

Neues unter der Sonne.

⁂ Unter den englischen Beschälern, für welche die französische Regierung im vorigen Frühjahr prachtvolle Marställe im Holze von Boulogne erbauen ließ, zeichnet sich der berühmte Lotry aus, der noch nie in England besiegt wurde, und 30,000 Francs gekostet hat. Auch der Paradoxe, früher dem Grafen Demidoff gehörig, befindet sich daselbst.

⁂ In dem Antwortschreiben der Regierung Berns auf die Note des Grafen von Bombelles, K. K. Oestreichischen Gesandten, wegen der in Bern stattgehabten Handwerker-Versammlung, heißt es zum Schluß: „Wir sind nicht gesinnt, auf dem Gebiete unserer freien Republik Meinungsäußerungen, sei es in Wort oder Schrift, und welcher Art sie auch sein mögen, irgendwo zu beschränken, so lange dieselben weder unsere Landesgesetze verletzen, noch die Ruhe der auswärtigen Staaten unmittelbar gefährden!" Die Schweizer schreiben einen recht hübschen, angenehmen Styl.

Berliner Hof-Theater.

Der Zigeuner.

(Oper von E. Devrient und W. Taubert.)

(Schluß.)

Vierter Akt. Schloßhof der Burg Hohenegk. Jägerchor mit dem Refrain: „Jo hussasa, halleh! Horrideh!" Die Musik ist nicht einfach und populair genug, auch hat Herr Taubert in der ersten Zeile, die bei der zweiten Strophe wiederkehrt, seltsam deklamirt. Die Worte sind: „Hinaus, hinaus in den grünen Wald," wo Herr Taubert immer den Accent auf grün gelegt hat, gleichsam, als wenn es auch rothe Wälder gäbe. Graf Hohenegk, Veit und Ritter treten auf. Der alte Graf ärgert sich sehr über seinen anmaßenden Vetter, und droht, daß wenn er sein Benehmen nicht bald ändern würde: er weder seine Tochter noch das Lehn erhalten solle. Die Ritter suchen den Zank zu stillen, und ermahnen zur Jagd. Man zieht ab. Die schöne Agnes (Dlle. Grünbaum) kommt, um eine Liebesarie zu singen, deren Inhalt Theobald ist. Die Führung der Singstimme ist sehr unbeholfen, im Ganzen ist die Arie aber doch von Effekt, besonders, wenn sie so schön gesungen wird, wie es hier der Fall war. Der alte Graf kommt zurück. Er hat sich schon wieder über den Vetter geärgert, und das Jagdgefolge verlassen. Theobald tritt auf, und erzählt in einem Terzett mit Agnes und dem Grafen, daß er eine Spur von dem verlornen Sohn und Bruder aufgefunden habe, und daß er heute Abend nähere Auskunft über ihn erhalten würde. Er kann aber nicht das Schloß verlassen, weil er bei dem drohenden Ueberfall der Zigeuner nicht fern sein will. Das Finale beginnt. Die Zigeuner steigen über die Mauer, die Frauen kommen aus den Coulissen, weil es unschicklich wäre, sie auch über die Mauer steigen zu lassen. Agnes tritt hervor und trifft auf Polgar. Sie räth ihm von seinem frevelhaften Vorhaben abzustehen. Er will nicht, verspricht ihr aber, wenn das Schloß in seinen Händen, sie als Beherrscherin anerkennen zu wollen. Theobald tritt auf, und will dem Polgar an's Leben. Ein Paar Zigeuner packen ihn und zücken die Messer. Agnes wirft sich an des Tod bedrohten Brust, und verlangt mit ihm zu sterben; Polgar ist gerührt, und befiehlt den Zigeunern ihre Messer einzustecken. Da stieben plötzlich die Zigeuner aus dem Schloß über die Scene, die Jäger hinterher. Großer Lärm. Graf Hohenegk zieht den Dolch und dringt auf Polgar ein. Nun erwacht in diesem, wie ein Traum, die Erinnerung an jenen fürchterlichen Augenblick, wo der Graf den Dolch also auf ihn und seine Mutter gezückt. Er wird fast wahnsinnig, reißt sein Gewand auseinander, und bietet die bloße Brust dem Stoße dar. Da erkennt Hohenegk das Demantkreuz, was Polgar auf der Brust trägt; Beda kommt dazwischen, und die Sache klärt sich auf. Polgar wird mit Freuden als Sohn anerkannt. Theobald bekommt die Hand der schönen Agnes und der Störenfried Veit rasonnirt in- und auswendig. Polgar der junge Graf verspricht die Zigeuner zu beschenken und alle sind guter Dinge. Schlußchor.

Die Oper ist ganz in der deutsch-romantischen Manier geschrieben, die C. M. v. Weber angeregt und die Marschner breit getreten hat. Sie besteht darin, daß der Komponist in der Musik jedes einzelne Wort berücksichtigt, sehr schlecht für die Singstimme schreibt, und das Orchester die Hauptrolle spielen läßt. Weber geht durch den Liebreiz und die Originalität seiner Melodien, und wenn er auch viele Motive wo anders her hat, so verstand er's doch in hohem Grade, sie glücklich anzubringen, und das ist auch ein Verdienst. Nachtreter erleiden aber einen großen Mangel an Melodien, und schreiben sie auch zum Theil bessere Ensemblestücke als Weber, werden sie doch immer nur einen sehr kleinen Theil des Publikums für sich haben. Herr Taubert ist ein recht talentvoller Tonkünstler, ja er hat, namentlich in seiner kleinen Oper „Die Kirmes" hier und da Genie gezeigt, und doch behaupten wir, daß er bis jetzt es ganz und gar nicht versteht, eine große, ernste Oper zu schreiben. Zur komischen Oper trauen wir ihm weit mehr Anlage zu. Die musikalische Charakteristik der Zigeuner in seiner Oper ist gewiß ganz verfehlt. Herr Taubert hat diese Leute wie Gespenster behandelt und gar nicht bedacht, daß es Menschen sind, die Fleisch und Blut haben wie Unsereins. So z. B. ist der Schlußchor des ersten Akts eine wahre Heulmusik und man kann Furien nicht ärger singen lassen. Vielleicht kommen wir später einmal hierauf zurück. Für diesmal genug davon.

„Sovava, sovava, svadajn!"

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 8. Montag, 20. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., worüber dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Bedingungen

unter denen ein Vater befugt ist, seinen Sohn studiren zu lassen.*)

1) Wenn der Vater außer diesem wenigstens noch einen andern Sohn besitzt, damit er, wenn jener ganz zu Grunde geht, doch nicht durchaus kinderlos werde.

2) Wenn es dem Vater gleichgültig ist, ob er einen Sohn mit oder ohne Nase habe, da es sehr leicht kommen kann, daß derselbe von der Universität mit abgehackter oder sonst verlorner Nase, also gewissermaßen ohne eine, heim kehrt.

3) Wenn er sich überzeugt, daß sein Sohn eine ausgezeichnete Lunge hat, da dieser sonst durch das Lärmen und Brüllen auf den Straßen, das Singen auf den Commerschen und Kneiptagen ꝛc. sich nothwendig im ersten Semester schon die Schwindsucht an den Hals schreit.

4) Wenn er eben so gewiß ist, über die beispiellose Dauerhaftigkeit von seines Herrn Sohnes Magen, da dieser sonst durch das ans fabelhafte gränzende Biersaufen, — der Schnäpse, Grogge, Punsche ꝛc. gar nicht zu gedenken — nothwendig in Kurzem total auf den Hund gebracht werden würde.

5) Wenn der Vater keine Frau mehr hat, da sich diese sonst über ihren Sohn zu Tode grämen müßte.

6) Wenn des Vaters Temperament der Art, daß er selbst durch die häufigsten Postvorschüsse nicht aus der Contenance gebracht werden kann.

7) Wenn er nicht weiß, daß die Etymologie des Wortes studiosus diese: qui lit studio-sus.

8) Wenn es ihm gleichgültig, ob sein Sohn die Veranlassung zu einer unberechenbaren Anzahl von Findelkindern werde.

9) Wenn er schon graue Haare hat, da er sie dann nicht erst noch durch seinen Sohn zu bekommen braucht.

10) Wenn er sich nicht schämt, im glücklichsten Falle, als Resultat aller seiner Opfer, einen Jenaischen Doctor der Philosophie, einen Göttingen'schen Dr. juris oder einen Erlanger Dr. der Medicin an sein Herz zu drücken.

11) Wenn der Vater keine Töchter hat, aus dem einzigen Grunde, weil der Herr Sohn Commilitonen hat, die er, bei seinen Ferienbesuchen, ins väterliche Haus einführt.

12) Wenn der Vater ein Neger ist, weil er dann weder über seinen Sohn erröthen noch erblassen kann.

13) Wenn der Sohn wirklich einen ausgezeichneten Kopf hat.

14) Wenn der Sohn gar keinen Kopf hat.

15) Wenn der Vater sehr viel Geld hat.

16) Wenn der Vater noch mehr Geld hat.

17) Wenn der Vater gar kein Geld hat, da dann der Sohn auf der Universität ganz vom Pump lebt, und ihn zugleich mit unterstützt.

18) Wenn der Vater bereit ist, um die Zeit, da der Sohn die Universität verläßt, in die Grube zu fahren, damit jener, der zu Nichts Anderem mehr tauglich, sogleich die Erbschaft antreten kann.

*) Aus einem nächstens erscheinenden Werke: „Die deutschen Universitäten, wie sie wirklich sind, oder Bericht einer höchst merkwürdigen Reise in den besseren Gefilden des akademischen Lebens. — Eine Warnungsstimme für Alle, die sich dahin sehnen, insbesondere aber für Alle, welche die Absicht haben, ihre Söhne, Vettern ꝛc. studiren zu lassen, als da sind: ehrgeizige Väter, titelsüchtige Mutter, gewissenlose Vormünder und reiche Bräute ꝛc. ꝛc. von U. v. L."

19) Wenn der Vater ein dummer Esel ist.

20) Wenn der Vater das Drehen vertragen kann, da er sich, nach seinem Tode noch, ob seines Sohnes im Grabe wird herumdrehen müssen.

21) Endlich, wenn der Vater solchen esprit hat, daß er es, trotz alle dem, dennoch riskirt.

Nourd, der Ausrufer, vor Gericht.

Nourd, ein noch sehr lebhafter Greis, ist der Pariser Welt bekannt und in allen Winkeln zu finden, wo er Heirathskontrakte, Recepte zu Ratten-Vertilgungs-Mitteln u. s. w. feil bietet.

Neulich erschien er zum dreizehnten Male vor Gericht, bei dem er wegen Uebertretung polizeilicher Anordnungen in Bezug auf die öffentlichen Ausrufer angeklagt war.

Nicht leicht ist es, sich seiner Person zu bemächtigen. Haben ihn die Polizeibeamten gefaßt, dann wirft er sich ihnen zu Füßen und schreit: „es lebe der König, es lebe die Königliche Familie!“ Sobald er sieht, daß er mit diesen Exclamationen nichts ausrichtet, wälzt er sich auf der Erde herum, weiset alle Angriffe tapfer zurück, spielt auch den Todten, und zwingt so die Beamten, ihn fortzutragen. Diese sind glücklich, ihn nur an reinen Orten zu treffen, denn er wählt gewöhnlich aus Bosheit die kothigsten Stellen, um seinen Verfolgern ihr Amt möglichst zu erschweren.

Auf die Bemerkung des Präsidenten, daß er schon wieder bei einer Contravention ertappt sei, antwortete Nourd: Ei, schon dreißig Jahre verkaufe ich meine kleinen Bücher. Den Erlaubnißschein habe ich verloren. Ich bewarb mich schon um einen neuen, befürchtete aber, ihn nicht zu bekommen, weil man nach dem alten gefragt hat. Da sagte ich, daß ich ihn suchen würde, und kam nicht wieder.

Präsident. Aber Ihr mußtet doch wissen, was Euch ververstand, wenn Ihr Euch nicht der so oft verletzten Ordnung fügtet.

Nourd. Wohl wahr. Zwölfmal schon war ich hier, aber mit dem Handel geht es seit den Juli-Ereignissen nicht mehr. Ich thue der Regierung nichts zu Leide, habe nichts Politisches feil, und vermeide Alles, das Mißfallen der Behörden zu erregen, die ich schätze und ehre. Ich verkaufe in meinem kleinen Winkel meine kleinen unschädlichen Bücher, sehen Sie nur, meine Herren (hier zieht Nourd einige schmutzige, unsaubere Papiere hervor) da kommen die Herren Polizeibeamten und bitten mich, ihnen zu folgen. Ich gehorche ohne Widerrede, denn ich bin nicht böse. Ja, zehn Jahre schon thue ich Alles, was ich kann, um zehn Franken zur Rückkehr in mein Vaterland zu erschwingen, und dennoch kann ich meinen Zweck nicht erreichen.

Präsident. Wie? Zehn Jahre um 10 Franken zusammen zu bringen?

Nourd. Ja, mein guter Herr Präsident; wenn ich nichts verkaufe, trink' ich vor Zorn Branntwein, und, meiner Treue! dies ist nicht das Mittel, 10 Franken zu erschwingen.

Der Anwalt des Königs empfiehlt hierauf den Beklagten der Nachsicht des Gerichts, welches ihn freispricht.

Präsident. Seht nun zu, daß Ihr den Erlaubnißschein erlanget, damit Ihr nicht wieder arretirt werdet.

Nourd. Da Sie mir gütig verzeihen, so wage ich beim Abschiede noch um eine Kleinigkeit zu einem Schnaps zu bitten, denn ich fühle mich in der That nicht ganz wohl. Später, meine besten Richter, will ich es einmal versuchen, 14 Tage ohne Schnaps zu leben, um mir die 10 Franken zur Rückkehr in mein Vaterland zu verschaffen. Gott befohlen denn, liebe Herren; ich werde in 14 Tagen nicht trinken! — Adieu, meine besten Richter; es wird schwer halten mit den 14 Tagen! — —

(Temps.)

Negatives Glaubensbekenntniß.

Ich glaube nicht, daß Wahrheit, Recht und Licht
Im Kampf mit Wahn und Trug wird unterliegen,
Noch daß der Geist sich wird in Banden schmiegen,
Die ihm der Finsterlinge Arglist flicht.

Ich glaube nicht, daß eines Fürsten Thron
Je höher stand als Menschenwürd' und Rechte,
Auch nicht, daß je geboren ward zum Knechte
Nach Gottes Willen eines Weibes Sohn.

Ich glaube nicht, daß Gott sich offenbart
In Allem nur, was Pfaffenwitz ersonnen,
Auch nicht, daß je das Himmelreich gewonnen
Durch Todtung aller Lebensfreuden ward.

Ich glaube nicht, daß wir mit Menschenaugen
Schon hier auf Erden Gottes Herrlichkeit
In ird'schem Maaß, in ird'schem Lang und Breit,
Zu fassen und zu sehen mögen taugen.

Ich glaube nicht, daß von den Seelen allen
Nur eine einz'ge wird verloren sein,
Noch, daß Der droben an des Sünders Pein
Sein Auge weiden mag mit Wohlgefallen.

Ich glaube nicht, daß einst verloren geht
Das Aechte, was der Seele wir erworben,
Noch daß, wenn wir der Erdenwelt gestorben,
Dies Aechte in ein eitel Nichts verweht.

Kosten.

Epigramme.

von

W. Achat.

Auf einen Maler, der Adam und Eva darſtellte.

War's nicht genug, daß aus dem Paradies
Der Herr die erſten Menſchen ſtreng verwies?
Mußt' ihnen, ihre Strafe zu erhöh'n,
Ein Pinſel noch die Glieder ſo verdreh'n?

Zeitbenutzung.

A. Was ſchlendert müßig hin und her
Der junge Doctor Veit?

B. Patienten hat er längſt nicht mehr,
Nun tödtet er die Zeit.

Gerechte Selbſtſchätzung.

Im Rath der 40 mitzuzählen,
Glaubt ganz mit Recht Maruli:
Er iſt, ſo niedrig wir ihn ſtellen,
Doch wenigſtens die Null.

Als Michel ſein Geld verjubelt hatte.

Toben wird mein Weib ganz fürchterlich,
Muß ich ihr den Beutel ledig reichen;
Wär' er doch ſo voll, wie geſtern ich,
Oder möcht' ich ihm von heut' an gleichen!

Kein Sprachfehler.

Sie.

Das ſchönſte Mädchen, das Sie kennen,
Bitt' ich Sie, Lieber, mir zu nennen.

Er.

Du hätteſt mich nur ſagen ſollen,
Gern hört' ich Dir gewähren wollen.

Inconſequenz.

Wie? Du fürchteſt, Phyllis Roſenwangen
Könnten Deines Lebens Ruhe ſchaden?
Und doch biſt Du ſonder Scheu gegangen,
Kühner Freund, in jenen Farbenladen?

Die beiden Wittwen.

Du fragſt mich noch der Urſach ihrer Thränen?
Die Eine weint um den geſtorb'nen Mann;
Die Andre hört man unaufhörlich ſtöhnen,
Weil ſie um ihren noch nicht jammern kann.

Sie, auf der Promenade.

„Wahrhaftig! viel zu gütig ſind die Herrn!
Mit Weniger'm wär' ich zufrieden.
Den ganzen Arm beut mir ein Jeder gern,
Doch Keiner will die Hand mir bieten."

Logogryph.

Dreiſylbig.

Ich armer Hirt, wie reich bin ich,
Wenn auch nicht eben an Metallen!
Iſt doch in 23 ſicherlich
Ein großer Schatz mir zugefallen.

Durch 123 ſind, wie man ſagt,
Die Uebel in die Welt gekommen.
Doch 2 und 3, des Nachbars Magd,
Hat mir manch Uebel abgenommen.

Gieb du, o Erſte, gnadenvoll,
Daß ſie ſtets treu mir bleibt verbunden.
Mein ganzes Schäferleben ſoll
Dann nur beſtehn aus Schäferſtunden.

Ein halbes Eldorado ſcheint
In 32 mir bereits gegeben.
Bald in 23, mit ihr vereint,
Werd' ich die andre Hälft' erſtreben.

Auflöſung des logogryphiſchen Studentenromans in No. 7.

Zerlen. Darin: ſeelen, reifen, eifern, feiern.

Neues unter der Sonne.

*** Eine italienische Zeitung bemerkt, daß die Ausbrüche des Vesuvs grade zu der Zeit am stärksten waren, als Don Miguel nach Italien kam. Der Vesuv hat also am stärksten ausgebrochen, als er Don Miguel sah.

*** Saphir ist jetzt ein Lobhudler geworden. In den neuesten Nummern der Leipziger Theater-Zeitung macht er sich bei dem Censor Deinhardstein beliebt, indem er dessen Lustspiel „Garrick in Bristol“ auf das Ungeheuerste lobt. In dieser Recension zielt er einmal nicht nach Wortwitzen, sondern nur nach Gelehrsamkeit; daß er unter solchen Umständen nichts als Böcke schießen kann, ist begreiflich.

*** Der Componist Ferdinand Ries hat sich in Frankfurt a. M. ein prachtvolles Haus gekauft, und wird daselbst wohnen. Auch Alons Schmitt hat dort sein Domicil: vielleicht hören wir nie wieder Mißtöne aus diesen Mauern klingen!

*** Die Zahl der Findelkinder in Frankreich belief sich in den letzten 7 Jahren auf circa 800,000!

Berliner Hof-Theater.

August Pott

ist einer der ersten lebenden Geiger und nebenbei Großherzoglich Oldenburgischer Kapellmeister, dänischer Professer ꝛc. Herr Pott hat in Paris, und zuletzt in Wien alle Lorbeeren, die für Violin-Virtuosen gewachsen sind, so rein abgepflückt, daß es lange dauern wird, ehe für nachkommende Künstler nachkeimende Lorbeeren zu haben sein werden. Daphne ist ihm förmlich nachgelaufen, und hat ihn überschüttet mit ihren Liebkosungen. Am 10. October trat dieser Künstler im Königl. Opernhause zu Berlin auf, und zeigte in einem Adagio von Lipinski, (H moll) daß die Fama nicht zuviel von ihm berichtet. Sein großer Ton steht in einem gewissen Verhältnisse mit der Gigantenstimme des Sängers Pod, nur mit dem Unterschiede, daß Pott seinen Gegenten mehr in der Gewalt hat; er kann ihn aus- und abschwellen lassen, und zwar mit einer Vollendung, wie wir es nur bei den ausgezeichnetsten Gesangskünstlern gehört haben. Seine große Meisterschaft in der Bildung des Tones, wie auch seinen ganz vollkommenen Triller kennte der Künstler in der erwähnten Piece von Lipinski mehrfach zeigen. Unmittelbar hierauf spielte er ein Allegro von Manseder in E dur, das ausnehmend hübsch componirt war, und von dem Virtuosen mit einer Keckheit und Laune gespielt wurde, die Alles zu enthusiastischem Beifall hinreißen mußte. Es war eine wahre Freude, zu hören, wie er mit spielender Leichtigkeit und unfehlbarer Sicherheit die bedeutenden Schwierigkeiten dieses Musikstücks überwand; allein über alles schön spielt Pott die Gesangstellen, das sogenannte Cantabile, wo sein tief empfundener, seelenvoller Vortrag jedes fühlende Herz im Innersten ergreift, und die gleichgestimmte Saite der Seele erklingen läßt. Mit allem Fug und Recht wurde der große Künstler am Schluß des Allegro's fortissimo applaudirt.

Inzwischen trat ein Herr Schalk auf, in der einen Hand ein Basthorn, in der andern gar nichts, jedoch, wenn wir uns nicht getäuscht haben, mit einem wohlgedichenen Schnauzbart versehen. Er ist laut Theaterzettel vom 10. October Hofvirtuos der Herzogin von Parma, und spielte auf erwähntem Basshorn einige sehr unschuldige Variationen sehr unschuldig. Dem Publikum wurde bang und immer bänger, und es fing vor lauter Angst an zu klatschen. Es wollte aber nicht recht gehen, und da stand Herr Schalk auf und ging selber, nachdem er den letzten Ton ausgehaucht. Gott! was muß die Frau Herzogin von Parma für einen Geschmack haben, wenn sie geruhen kann, sich von diesem Herrn Schalk auf dem Basshorne etwas vorblasen zu lassen.

Nachdem wir den Schalk im Rücken hatten, trat der liebenswürdige Pott nochmals auf, und wurde von dem schalkhaft gängstigten Publikum frohlockend empfangen. Er spielte Variationen von seiner Composition, in denen die ungeheuersten Schwierigkeiten sich drängten. Aber was giebt es wohl für Schwierigkeiten auf der Geige, die Pott nicht überwände? Namentlich effectuirte eine Variation in Doppelgriffen. Mit Beifall überschüttet trat der Künstler ab, und ließ uns die Hoffnung auf eine Akademie im Königl. Concertsaale. Die General-Intendantur der Königl. Schauspiele thut recht, dem Publikum Künstler, wie August Pott, von Zeit zu Zeit vorzuführen. Solche, wie Herr Schalk aber, kann man entbehren.

— 5.

Theater-Notizen.

*** Dem. Hirschmann gastirt in Braunschweig. — Herr Koch, vom Hoftheater in Cassel, ist bei der Hofbühne in Hannover engagirt worden. — Eben daselbst hat Glöser's Oper „Des Adlers Horst“ gefallen. — Mad. Sophie Schröder ist in Weimar als Isabella in der „Braut von Messina“ mit glänzendem Beifall aufgetreten. — Raupach's Trauerspiel „Tasso's Tod“ hat auf dem Weimarer Theater eine gute Aufnahme gefunden. — Mad. Birch-Pfeiffer giebt Gastrollen in Amsterdam. — Am 3. October wurde Marschner's „Templer und Jüdin“ zum ersten Male in München aufgeführt. — Meyerbeer's neue Oper „Prior Dieu“ kommt diesen Winter in Paris zur Darstellung. — Der treffliche Baritonist Netz gastirt in Carlsruhe. — Wilhelm Kunst meldet dem deutschen Publikum in der Theater-Chronik, daß die jetzigen Rezensenten nichts taugen. Die jetzigen Rezensenten haben nämlich schon oft gemeldet, daß Herr Kunst nichts taugt. — Der Kammermusikus Julius Griebel aus Berlin, einer der ersten Cellisten, ist in Hanover, um Concerte zu geben. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 9. Dienstag, 21. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Herr Julius Mansfeldt und sein (?) Schauspiel.

Am 18ten Oktober, also an einem höchst merkwürdigen Tage, wurde im Königlichen Schauspielhause zu Berlin ein Stück gegeben, betitelt: „Carl der Zweite," historisches Schauspiel in 5 Aufzügen, von Herrn Julius Mansfeldt. Wer diesen Oberlieutenant außer Diensten kennt, wird ihm gern zugestehen, daß er einen ausgezeichneten Schnauzbart, aber weder Talent noch Geist, noch Kenntnisse besitzt. Deswegen fragte man sich im Publikum: wie ist dieser Mann zu einem Stücke gekommen, das die Königliche Bühne zur Aufführung acceptabel findet? Einige behaupteten, er hätte dies Schauspiel unter mehreren Manuscripten auf der Nachlaß-Auction eines hohen Beamten erstanden, der sich in seinen Lebzeiten mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, nie aber eine Sylbe der Oeffentlichkeit übergeben; Andere wollten wissen, es sei von einem jungen Manne aus dem Englischen übersetzt und Hrn. Mansfeldt für 5 Thaler übergeben, die Jener ihm schuldete und nicht baar bezahlen konnte; noch Andere wollen behaupten, das Schauspiel sei von dem Bühnendichter W. Vogel, der es darum an den Besagten gegeben, weil die Königliche Bühne unter seinem Namen nie ein Stück angenommen. Das Letztere ist nicht ganz unwahrscheinlich, denn das Schauspiel „Carl II." ist mit einer Bühnenkenntniß geschrieben, die nur ein älterer dramatischer Dichter besitzen kann. Auch erinnere ich mich, daß, als Dlle. Hirschmann hier gastirte, und ihr Begleiter Hr. W. Vogel mich eingeladen hatte, sie zu besuchen, ich daselbst Hrn. Mansfeldt traf, der sich dort Baron von Mansfeldt nennen ließ, und sehr befreundet mit dem bekannten Lustspieldichter schien. — Sei es nun wie es sei, darin stimmen alle Berliner überein, daß Hr. M. nicht fähig ist, ein Schauspiel zu schreiben, das irgend eine Bühne zur Aufführung bringen würde. Woher aber dieses Urtheil?

Das will ich euch verkünden,
Das kommt von seinen literarischen Sünden!

Als nämlich Hr. Mansfeldt die ersten Spuren seines oben angeführten Schnauzbartes bemerkte, und sich freute, daß aus seinem Kopfe etwas hervorkeimte, wurde er Soldat, brachte es bis zum Ober-Lieutenant und ging später nach Brasilien. Diese Reise wäre an und für sich kein Unglück gewesen, allein nachdem er zurückgekehrt, fuhr ihm eine originelle Idee durch den Kopf, und er gab seine Reisebeschreibung auf Subscription heraus. Mehr als zehn Leute, die nicht ahnten, was ihnen bevorstand, lasen diese „Reise nach Brasilien" und faßten natürlich den Entschluß, in ihrem ganzen Leben nie wieder etwas von diesem Verfasser in die Hand zu nehmen.

Doch mit des Geschickes Mächten,
Ist kein ew'ger Bund zu flechten!

Vor Kurzem, es sind noch nicht zwei Jahre seitdem verflossen, gab derselbe Herr J. Mansfeldt eine Gedichtsammlung heraus, durch welche man das Bemühen nicht verkennen konnte, die schlechtesten Reimereien einer ältern Literatur zusammenzustellen. Ein Gedicht jedoch war Original, war von Herrn M. selbst; — ich theilte es damals in dem von mir redigirten „Don Quixote" mit, machte verschiedene unschuldige Bemerkungen dazu, und kaum waren zwei Tage verflossen, so lachte und scherzte man an allen öffentlichen Orten über dieses Gedicht, und noch jetzt gibt es Hunderte, die es in Gesellschaften declamiren. Das Gedicht hieß: „die Tochter Pharaonis und der kleine Moses," und lautete buchstäblich so:

„Pharaonis Töchterlein saß einst spazieren,
An den Fluthen von dem rothen Meer,
Und ihr Antlitz ließ von Krankheit spüren
Mancher Zug, nach ach! so hart, so schwer.
Und sie hielt den Kopf in's weiße Händchen, (!)
Schaute nach dem fernen, fernen Ländchen.
Sieh, da kam ein Kästchen angeschwommen,
Und Edetha, ihre Zofe, rief:
Gnädige Frau! die Angst ist uns benommen,
Tappte nach dem Kindlein, das fest schlief.

Wüßt Du denn Edetha mich verrathen?
Rief die Fürstin, schone meiner Thaten!
Und die Sofe-Dar den Wink vernommen,
Und erhebt ein furchtbarlich Geschrei:
Will kein Schiffer denn hierher nicht kommen! (!)
Ach! mein eignes Kind schwimmt hier vorbei:
Und dabei blickte freundlich sie zur Seiten,
Um der Fürstin Schonung zu bereiten.
Mosis lächelt aus dem Muschelwagen,
Seine Mutter, seine Freundin an,
Alles müht sich diesen Schalk zu tragen,
Hoffend, daß er imponiren einst wohl kann.
Und das Meer gestellt von Gottes Gnaden,
Läßt das Prinzlein hin zum Ufer laden.
Eine Welle wirft den kleinen Schreier,
Pharaonis Töchterlein im Schooß; (!)
Ach ein Findelkind war damals theuer,
Und beglückt war der Prinzessin Loos.
Alles rennt das Meerkind zu erretten!
Viele wollten auf die Fürstin wetten.
Doch die nimmt das Findelkind im Arm, (!)
Das verständig und schon bärtig schaut.
Komm — spricht sie, an meiner Brust erwarm,
Auf Dir wird Jehova's Fels gebaut.
Alles nickt; der Junge lacht zur Mutter,
Und lallt laut: Dein Herz ist weich wie Butter.
Pharaon, dem es g'rade nicht gelegen,
Daß das Töchterlein am Ufer saß,
Gab zwar der Range seinen Segen,
Weil ein Krokodil ihn doch nicht fraß.
Und er ward ein treuer Zions Wächter,
Ach! ein Fels der heutigen Geschlechter.
Darum soll ihr sein Gesetz verehren,
Und niemals der Wasserwuth euch weih'n;
Denn das Wasser gab nur einem Segen,
Vom Geschlecht des Pharo's Töchterlein.
Salomo war euer erster Retter,
Und Napoleon euer letzter Vetter!"

Nun frage ich jeden Menschen, der bis fünf zählen kann, ob der Verfasser eines solchen unsinnigen Geschreibsels wohl fähig ist, ein halb gutes Schauspiel zu dichten; ein Verfasser, der, wie Figura lehrt, keinen Gedanken vernünftig aussprechen kann, der nicht das geringste poetische Gefühl hat, der nichts von Prosodie versteht, der Mosis an den Ufern des rothen Meeres finden läßt, ja, der nicht einmal die Anfangsgründe der deutschen Grammatik erlernt hat? Und dann frage ich, bis auf's Höchste indignirt, wie kann ein solcher Mensch es wagen, vor allen Berlinern aufzutreten und zu rufen: „Ich, Herr Julius Mansfeldt, Oberlieutenant a. D., Inhaber eines Schnauzbartes und des Waterloo-Ehrenzeichens, Verfasser der Reise nach Brasilien, Sänger der Pharaonide und der kleinen Mosese, u. s. w. u. s. w., ich habe ein Schauspiel geschrieben, welches die Königliche Bühne zu Berlin aufführen läßt!"

So ruft Hr. Mansfeldt — ich aber behaupte es keck, jenes Stück ist nicht von ihm, denn das Stück ist mittelmäßig, und Alles, was Hr. Mansfeldt schreibt, ist miserabel!

Und eh' sein Schnauzbart noch erblichen,
Wird ihm das Kunststück angestrichen!

Jetzt einige Worte über das Stück selbst. Es behandelt die alte abgedroschene Geschichte der Kriege Carl II. gegen Cromwell und, wie überall, ist auch hier Aufopferung für den König und Unterthanentreue die Tendenz des Stückes. Der unbekannte Verfasser hat aber doch des Guten zu viel gethan; die Leute kriechen und winseln und lecken da alle an dem König herum, daß einem vernünftigen Menschen ganz übel wird, und noch über, wenn sie gleich darauf mit dummer Wuth auf Cromwell schimpfen, auf einen Cromwell, zu dessen Größe jener charakterlose Carl II. nicht hinaufschen kann. Nehmt doch nicht die Historie, wenn Ihr so gräßlich lügen wollt! Macht Euch doch einen König so edel, so schön und so groß wie Ihr wollt, aber nennt ihn nicht Carl II., und macht Euch einen feigen Schurken, den Jedermann hassen muß, aber nennt ihn nicht Cromwell: dann werdet Ihr auch die Anachronismen — von denen das in Rede stehende Stück wimmelt — vermeiden, und man wird nicht alle Augenblicke eine Lächerlichkeit finden! Nennt nicht, wenn Ihr Alles umwerft bis auf die Namen, solch ein Ding: historisch!

Die Sprache in diesem Schauspiele wechselt mit fünffüßigen Jamben und Prosa, und ist ziemlich holprig und unbehelfen, klingt sie aber an einzelnen Stellen etwas besser, so ist Schiller daran schuld, aus dessen Werken sehr viele Sentenzen genommen sind. In der Charakterzeichnung sind auch viel Mängel: Carl, der vor dem Feinde sich fortwährend verbirgt und flieht, liefert sich ihm in die Hände, um einen jungen Menschen vom Tode zu retten; die Mutter heult den ganzen ersten Akt hindurch, und schreit und bittet, daß ihr Williamchen nicht in den Krieg ziehen soll, und später opfert sie ihren Sohn, um den König zu retten, dem Tode. Aber man kann eigentlich gar nicht urtheilen und gar nichts verwerfen, denn Alles ist in diesem Stücke auf Beifall berechnet, den ein Volk spenden muß, das seinen König liebt. Deshalb will ich den Tadel endigen und zufügen, daß Sir Edward Cavendish und namentlich die komischen Figuren vortrefflich gezeichnet sind, und dem effektvollen Gemälde ein lebendiges Colorit geben. Gespielt wurde schlecht; die meisten Darsteller hatten nicht einmal gut memorirt. Hr. Devrient hat nichts Königliches; Hrn. Lemm fehlte die Lust; Mad. Schröck winselte und predigte zu viel; Hr. Grua konnte mehr aus seiner Rolle machen, namentlich mehr Blut durch die Adern laufen lassen; und Frl. v. Hagn hat gar kein Talent für die Tragödie, outrirte heute schrecklich und schrie mitunter, daß der Kronenleuchter wackelte, und ein weißköpfiger Baron, der wie ein Zahnstocher aussieht, hochgeborne Thränen vergoß. Hrn. Blume sollte man auch mehr im Lustspiel, aber nie mit ernsten Partthieen beschäftigen. Vortrefflich wie immer spielte unser brave Wauer; außer ihm verdienen noch die Herren Strawinsky, Räthling, Wiehl und Freund lobender Erwähnung. Gl.

Schön wie der Tag!

„Es war einmal ein Prinz schön wie der Tag, u. s. w."
„Es war einmal eine Prinzessin schön wie der Tag, u. s. w."

Dieses Gleichniß hat seinen Ursprung in dem Oriente, dem Lande der Mährchen, dem duftenden Paradiese, wo der Tag schön ist wie ein Prinz und umgekehrt. In Persien vornehmlich, dessen Bewohner die Sonne als ihren Gott verehren, bedeutet die Redensart: „schön wie der Tag!" einmal ein Compliment, das andere Mal gilt sie für einen Ausdruck der Frömmigkeit. So nennen auch unsere gefühlvollen Schönen ihren Liebhaber, „mein Schäfchen!" und unsere empfindsamen Herren ihre Geliebte „mein süßes Täubchen!" als Anspielung auf die zweite und dritte Person, wie es der Katechismus haben will.

Wer kennt nicht aus „Tausend und eine Nacht" Bagdad mit seiner Sonne, seinen diamantnen Pallästen, seinen krystallenen Springbrunnen, seinen süßbesehrlichen Frauen? dort, wo die Sonne nicht so heiter scheint wie in Boulogne, der Mond bläulich ist wie in Genua, der Tag trübe aussicht wie in Paris! Dort sagt der Sclave zu seinem Herrn, indem er dessen Bart streichelt: „Herr, Ihr seid schön wie der Tag!" wobei nur der kleine Unterschied obwaltet, daß der Tag niemals einen Bart getragen hat. Indeß ist der Vergleich bis auf den Bart richtig, wenn man Galland Glauben beimessen darf. Nichts desto weniger beförchte ich, daß seine Mährchen eben nur Mährchen sind. Der gute Mann hat Schleichhandel mit dem Himmel getrieben und allerlei Dinge von Bagdad gebabelt, oder es müßte sich dort erschrecklich verändert haben.

Was mich übrigens bei meinen Reisen, die ich im Jahre 1821 nach Bagdad machte, am Meisten befremdete, waren die Gallaphel, der Schnee, die wilden Kirschbäume, Bären, niedrigen Häuser, engen finstern Gassen ohne Pflaster, übelriechenden Tabakopfeifen, vor Allen aber die Frauen, garstig wie die Pest, Männer, deren Antlitz durch Narben entstellt war. Ein alter Kurde, der nicht fern vom Grabe Zoroasters mit Räucherkerzchen handelte, versicherte hoch und theuer, Bagdad sei die erste Stadt der Welt, und seine Bewohner gehörten zu den reichsten und schönsten auf dem Erdenrunde. Dieser Mann war — aussätzig. Ich warf ihm ein Geldstück hin.

Gern erzähle ich von meiner Reise um die Welt, und erinnere mich mit Vergnügen meiner Abenteuer. Ein solches erlebte ich in Lappland mit einem hübschen, etwa drei Fuß hohen Weibchen, einem englischen Wesen, das ich leidenschaftlich liebte, anbetete, ja heirathen wollte, dessen Eltern aber ihre Einwilligung versagten, weil die Kleine aus einem Wettlaufe nur mit siegreich hervorgegangen war. — Von dieser Geschichte und tausend andern unterhalte ich gern die Damen in Paris, kenne ich doch die Reiselust meiner schönen Landsmänninnen. Wollte Gott, daß ihr Herz nicht diese Reiselust hätte! Das wäre inzwischen noch zu ertragen, wenn sie nur nicht die Liebesflosfeln ewig im Munde führten; im Punkte der Liebe verabscheue ich nichts mehr als die Ausdrücke von Zärtlichkeit, womit das schöne Geschlecht nicht sparsam ist. Kein verliebtes Herz macht sich davon los. Wohl gemerkt, meine Damen!

Gestern war ich in der Straße St. Denis (die Hausnummer thut nichts zur Sache) bei Lucilen, der hübschen Blumenhändlerin, und erzähle ihr von meinen Reisen, von den ausgestandenen Gefahren, den Krokodillen, Chinesen, Albinos, Lappländern, Türken, von meinem Kampf mit einer Schlange. Zitternd vor Vergnügen, mit Feuer im Auge, hörte Lucile mir zu. Ich war nahe daran, sie zu lieben, sie um ihre Hand zu bitten, als sie sich plötzlich gegen ihre Freundin mit der Frage wendet: „hörst Du wohl, Marie, wie herrlich er erzählt? .. in der That er ist schön wie der Tag!" „Was sagen Sie?" fragte ich unruhig. „Daß Sie schön sind wie der Tag" wiederholte Lucile. „Danke für das Compliment," entgegnete ich. Ich öffnete die Thür; der Tag war fürchterlich: es regnete. (L'Entr'acte.)

Fabel.

Der geschärfte Urtheilsspruch.

In einen Krieg verwickelt hart,
War König Leu mit Herzog Leopard;
Der Löw' ertrankt, sucht einen General,
Daß er an seiner Statt den Krieg ihm führe,
Und endlich traf den jungen Wolf die Wahl,
Daß er als Feldmarschall das Heer regiere.
Graf Wolf war stolz und grausam. Tapfer? Nein!
Er sucht den Feind durch List nur zu bestricken;
Da brach der Leopard in seine Schaaren ein,
Der feige Wolf stob vor des Feindes Blicken!
Das fürchterliche Heer gab schwachen Widerstand,
Der Feind gewann die Schlacht, eroberte das Land!
Da warf der Wolf, verfolgt von seiner Krieger Hohn,
Um Gnade flehend sich vor seines Königs Thron.
Der rief ergrimmt: „Den Frevel sollt Du büßen,
Auf! reißt ein Ohr ihm ab, laßt ihn in Ketten schließen!
Der finsterste der Kerker sei nun Dein,
Drei Jahr sollst Du dort in Verwahrung sein!"
Doch heulend rief der Wolf: „Die Strafe mir?
Bedenke, Sire, was war mein Vater Dir!
In jeder Schlacht gewann sein nie gebeugter Muth!
An meine Abkunft denk', und an mein edles Blut!"
„Fürwahr!" versetzt der Leu, „für eines Mannes Sohn,
So wie Dein Vater war, ist zu gering Dein Lohn.
Weil seinen Namen Du so schrecklich hast geschändet,
Sei für Dein Leben lang dem Kerker zugesendet!"

* * *

So urtheilt' einst der Leu; — dem Thiere fehlt Verstand,
Sonst hätt' des Adels Recht er besser wohl erkannt.

Frauenlieb.

Neues unter der Sonne.

*** Heinrich Marschner zeigt in der Allgemeinen musikalischen Zeitung an, daß "Hr. Lischke in Berlin, „leichte Handstücke für das Pianoforte, nach Melodien aus der Oper der Templer und die Jüdin" herausgegeben, sich aber geschämt habe, seinen Namen beizusetzen, weil das ganze Heft nichts als ein gemeiner, verstümmelter Nachdruck sei, darauf beschreibt der geschätzte Componist die verschiedenen Manipulationen, welche seine Melodieen haben erdulden müssen, und protestirt mit gerechtem Zorne gegen die Autorschaft dieser Mißgeburt. Wann werden die Gesetze, welche Schriftsteller und Tondichter vor Diebstahl schützen, in Deutschland erscheinen!

Berliner Hoftheater

Drakäna, die Schlangenkönigin."

Zauberoper von Meynert, Musik von Wolfram.

Es ist heutzutage ein mißliches Ding, eine neue Oper zu schreiben, die Glück machen soll. Und zwar ist diese Aufgabe für den deutschen Componisten in doppelter Beziehung eine schwierige. Zunächst ist der Text sehr zu berücksichtigen. Und hier haben die deutschen Componisten fast immer mit der Geschmacklosigkeit und dem Starrsinne der heutigen Dichter zu kämpfen, die durchaus keine Oper zu Tage fördern wollen, in welcher nicht Geister aller Art ihr Wesen treiben. Dergleichen überirdische Wesen vermögen aber in unsern Zeiten keinen sonderlichen Effect mehr hervorzubringen, nachdem die Popanzfiguren Samiels und des gesammten Geisterreichs bis zum Ekel abgenutzt sind, und der scheußliche Vampyr aus dem Grade citirt ist, um das schaulustige Publikum anzulocken. Diese unsinnige Verblendung der deutschen Operndichter, nur immer Geister auf die Bretter zu bringen, geht so weit, daß sie mit offenen Augen nicht sehen wollen, wie die französischen und italienischen Operndichter, mit ihren aus dem wirklichen Leben genommenen Momenten menschlicher Leidenschaftlichkeit so großes Glück machen! — So ist es denn dem Dichter der in Rede stehenden Oper ebenfalls gegangen. Entweder hatte Meynert nicht Scharfsinn und Beobachtungsgabe genug, um die Richtigkeit unserer oben aufgestellten Behauptung einzusehen, oder er war zu geistesarm, um einige effectvolle Situationen zu schaffen, sie zu einem Ganzen zu vereinigen und den auftretenden Personen dramatisches Leben einzuhauchen, oder aber er scheute die Mühe, ein passendes Sujet zu erfinden. In dieser Lage hielt er es wahrscheinlich für einen neuen und glücklichen Gedanken, eine Zauberoper in die Welt zu setzen. Hier spielen nun freilich die auftretenden überirdischen Wesen eine sehr gewöhnliche Rolle, und sind so altmodisch nach den gewöhnlichen Geistergeschichten zugestutzt, daß sie unmöglich Interesse erregen können. Ebenso sind die Liebesgeschichten, um welche sich das Ganze dreht, gleichfalls ganz gewöhnlicher Natur, vermögen also auch keinen Reiz der Neuheit zu gewähren. Von Interesse sind nur die Charaktere Reinald's und Bruno's. Letzterer verdient besonders Erwähnung, und sein Lied im 2ten Akte (Nr. 9) ist der glücklichste Moment, den der Dichter uns vorführt. Ein besonderer Uebelstand in dem Texte ist, daß in dem Ganzen keine Steigerung stattfindet, das einzige Mittel, die Aufmerksamkeit des Zuhörers zu fesseln. Auch hat der Dichter einen tragischen Opernschluß nicht für effectvoll gehalten, daher er Alles in Lust und Wonne endigen läßt, statt mit einer kraftvollen Vernichtungsscene zu schließen, die gerade in einer Zauberoper am rechten Orte ist. Auf diese Weise hat Meynert den besten Effect umgangen, den er hätte hervorbringen können, hiermit aber auch zugleich den Totaleindruck seiner eignen Schöpfung zerstört.

Soviel über den Text, der auch in Beziehung auf Sprache und poetischen Werth eben nicht sehr zu loben ist, da das Ganze etwas sehr matt geschrieben ist. Eben so däukt der Dichter die Consonanten zu sehr, namentlich die Zischlaute, obschon ihm nicht unbekannt sein sollte, daß ein zum Componiren bestimmter Text in einer melodiereichen, möglichst weichen Sprache geschrieben sein muß, d. h. in einer solchen, wo die Vokale möglichst dominiren sollen.

Eine zweite Schwierigkeit hat der Componist in dem heutigen Modegeschmacke zu überwinden. Der größte Theil des Publikums will nur leicht fertige französische Tanzrothmen, frivole Koketterie, und wollüstige italienische Buhlerei des Gesanges statt gesunder und kräftiger, nach den Regeln der Aesthetik und des gesunden Menschenverstandes geschaffener, Charakteristik hören. Gebraucht der Componist bei der Schilderung der unglücklichen, hinterlassenen Liebe, des ungeheuersten Schmerzes, der Wuth, der Raserei u. s. w. nicht Melodien, die sich zu einem eleganten Rutscher eignen, den man auf den nächsten Bällen hört, so taugt seine Oper nichts. Daher kommt es, daß die Opern der französischen Modegecken und Sieraffen, und der italienischen Charlatanerie heut zu Tage mehr Glück machen als deutsche Musik, obschon auch nicht zu läugnen ist, daß viele deutsche Componisten die Melodie zu sehr in den Hintergrund drängen, während die Componisten der beiden erst genannten Nationen nur die Melodie berücksichtigen, Harmonie, Charakteristik und dramatische Wahrheit dagegen gar zu oft mit Füßen treten.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redacteur A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 10. Donnerstag, 23. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der Buchhändler C. H. F. Hartmann

oder

Herr! erlaube mir u. s. w.

Im „Planeten" befindet sich folgende „Erklärung:"

In No. 2 der neu beginnenden Zeitschrift: „Das Brennglas," behauptet ein gewisser Herr Adolph Glasbrenner aus Berlin in einem Aufsatze über einen gewissen Herrn B. Kaim:

„daß ich, wenn er nicht irre, der Verleger „von dessen satyrischen Werken sei."

Diese Vermengung und Zusammenstellung meines Namens mit dem des Herrn B. Kaim, mit dem ich nie in irgend einer Verbindung gestanden habe, ist offenbar hämisch. Hr. Glasbrenner hat sich geirrt; wenn man als Mann von Ehre gelten will, so darf man sich nicht so ganz absichtlich irren. Ich habe nichts von Herrn B. Kaim verlegt und die Behauptung Herrn Glasbrenner's ist also — unwahr.

Um übrigens das Benehmen dieses in Berlin genugsam gekannten und gewürdigten Herrn Glasbrenner's noch mehr zu charakterisiren, erkläre ich zugleich, daß ich, wie mit Herrn B. Kaim, so auch mit ihm nie in Berührung gekommen bin, und ihm auch nicht die mindeste Veranlassung gegeben habe, mich auf solche Weise anzufallen. Die Tendenz des obengenannten Blattes und das Treiben jenes Literaten wird durch solche Diatriben in das gehörige Licht gestellt.

Der Buchhändler C. H. F. Hartmann.

\+ \+ \+

Dieser Erklärung wegen verliere ich keine Sylbe; sie ist an und für sich so lächerlich, daß sich Herr Hartmann gar nicht zu unterschreiben brauchte. Ich könnte es mit tausend Eiden beschwören, daß ich geglaubt habe, die Brochüre des berüchtigten Kaim sei bei Hartmann in Leipzig erschienen, aber die Sache ist viel zu gleichgültig, da es nicht darauf ankommen kann, ob Herr Hartmann auch dieses schlechte Werk verlegt habe oder nicht: erscheint doch der Planet bei ihm. Die Erklärung dieses Buchhändlers also zu beantworten, verlohnt sich nicht der Mühe, auch will ich mich nicht für die fortwährenden Schmähungen im Planeten rächen, aber ich bin grade aufgelegt, mich ein wenig über Herrn Hartmann auszulassen und ihn auf seine Fehler aufmerksam zu machen; man verschwendet ja so viel Zeit, warum sollte ich nicht Herrn Hartmann auf ein Stündchen beehren?

Wenn das so fortgeht, so geht meine Bescheidenheit fort. Kaum trete ich mit einer neuen Zeitschrift an das Tageslicht, so fällt Ereti und Pleti über mich her, als ob ich ein großer Mann wäre, der sie Alle vernichten könnte, wenn sie nicht um Hilfe schrieen. Die Tageschmierer in Berlin verfolgen mich mit ihren Lobhudeleien, und schimpfen und fluchen, daß ich mich unterstehe, wieder eine Zeitschrift herauszugeben; ich, der dieses ehrliche Bettelvolk nie beachtet, oder nur, wie jeder andere rechtliche Mensch, mit der größten Verachtung genannt habe. Täglich erscheinen neue Lobhudeleien auf mich, und da nun auch der Planet, die Originalien, Herr Hartmann und noch einige andere faule Blätter über mich hergefallen sind, so wird mir Deutschland nächstens einen Lorbeerkranz auf die glühende Stirn drücken; das seh' ich schon kommen.

Auch Du, mein Sohn Hartmann? Das hätte ich nicht gedacht! Ich habe in meinem Leben nicht an Dich gedacht; nichts in der Welt war mir gleichgültiger als grade Du, und trotz dem treibt Dich Deine Liebe zu mir so weit, öffentlich gegen mich aufzutreten und dadurch vor dem ganzen Deutschland auszusprechen, daß ich ein ehrlicher biederer Mann bin. Hartmann, ich habe nicht viel, aber wenn Dir einmal mit 8 Groschen Courant gedient ist, die sollst Du dafür haben, daß Du so liebevoll gegen mich aufgetreten bist!

Eben sehe ich wieder, wie weit sich die dichterische Phantasie verirren kann; ich habe Herrn Hartmann Du genannt. Das kommt davon, wenn man zuweilen zu gut gegen solche Menschen ist. Ich will versuchen, diesen Fehler zu verbessern.

Indem der Buchhändler Herr Hartmann durch die Wörter „neu beginnenden Zeitschrift" zugibt, daß dieselbe originell begonnen hat, nennt er mich einen gewissen Herrn Adolph Glaßbrenner, fügt aber hinzu, daß ich aus Berlin bin und daß man mich nicht nur hier genugsam kennt und würdigt, sondern auch an andern Orten, indem er selbst ausspricht, von meinem Treiben unterrichtet zu sein. Auf diese Weise hat also der ungewisse, ungekannte und ungewürdigte Herr Buchhändler sich schriftlich sehr falsch ausgedrückt, und ich sehe schon, daß man genau aufpassen muß, wenn er einem etwas Schriftliches gibt.

Fürs Zweite sprechen Sie es öffentlich aus, Herr Hartmann, daß ich nie mit Ihnen in Berührung gekommen, und daß Sie mir nie Veranlassung gegeben haben, über Sie herzufallen. Wozu haben Sie nöthig, dergleichen auszusprechen? Wird ein Mensch, der mich näher kennt, oder nur einer meiner Leser glauben, daß Sie mich veranlassen könnten, über Sie herzufallen, oder daß ich gar mit Ihnen in Berührung käme. Nein, Herr Hartmann, so weit geht meine Nachsicht für Sie nicht! Oder wollten Sie damit andeuten, daß es mir hätte einfallen können, bei Ihnen etwas zu verlegen? Ich will nicht hoffen, Herr Hartmann! Sie werden mich doch nicht für einen ganz talentlosen Schriftsteller halten; Sie werden mir doch zugestehen müssen, daß ich, namentlich für das Niederschreiben von Galanterieen und Schmeicheleien ein recht hübsches Talent besitze, und daß ich auch in der Charakteristik von Subjecten, die längst ihren guten Ruf verloren haben, recht viel Fertigkeit an den Tag lege.

Schließlich erlaube ich Ihnen, Herr Hartmann, wenn Sie einmal wieder bei Galle sind, dieselbe in ihrem Planeten gegen mich auszuspritzen; sie brauchen dabei gar nicht zu befürchten, jene Zeitschrift schmutzig zu machen, vielmehr bitte ich Sie, dieselbe dicht vor Ihre Nase zu nehmen, und sich zu überzeugen, daß Ihnen solches ganz unmöglich sein würde, wenn Sie sich noch so sehr darauf legen wollten. Ich mache Sie auch noch darauf aufmerksam, daß bei Herrn Georg Wigand ein „Novellen-Almanach" erschienen, und bei den Herren Vetter und Rostrosky ein humoristisch-satyrisches Werk: „Aus den Papieren eines Hingerichteten" erscheint, Beides von meiner Feder, und bitte Sie dringend und inbrünstig, diese Bücher in Ihrem Planeten so schrecklich herunterreißen zu lassen, daß sie bald eine zweite Auflage erleben.

Ein gewisser Adolph Glaßbrenner.

Allerlei über Papier.

Was wirst Du sagen, lieber Leser, wenn ich Dir meine Gedanken über Papier offerire? Du wirst vielleicht fragen: über was für Papier? Weder über Staats-Papier, noch Druck- oder Löschpapier, aber doch über Papier, Papier an sich, wenn Du es philosophisch haben willst. Aber das Alles wird sich finden, wenn Du, lieber Leser, so geduldig bist, wie besagtes Papier.

Das Papier hat von je her eine große Rolle gespielt, aber niemals seit Erschaffung der Welt oder vielmehr seiner eigenen, so sehr, als in unserer Zeit. Die ersten Menschen lebten im goldenen Zeitalter, ihre Nachkommen haben sich mit schlechteren Stoffen begnügt; wir leben offenbar im papiernen. Besonders wir Deutschen, wir sind die wahren Hohenpriester des Papier-Cultus; wir sind Alles, was wir sind, zwei Mal, erst auf dem Papier, und dann erst wirklich. Ein deutscher Philosoph glaubt nicht eher an seine eigne Existenz, bis er sie sich schwarz auf weiß nachgewiesen hat. Es giebt in Deutschland eine geheime Brüderschaft, die, ohne es zu wissen, alle Revolutionskeime erstickt und sich von je her verdienter um die Legitimität machte, als Censur und Polizei; das sind die Papiermüller. Sie sind die gebornen geheimen Hof- und Staatsräthe. — Die wahren Ritter des Papierordens erster Klasse sind aber die Advokaten und die Journalisten, und die Proceß-Acten dasjenige Papier, welches den besten Cours hat, weil sie immer steigen. — Die Alten schrieben meist auf Wachs oder Pergament; wir schreiben mehr auf Papier als auf Pergament, nicht aus Mangel an Eseln, aber aus Ueberfluß an Lumpen. — Das Chaos, lieber Leser, welches war vor Erschaffung der Welt, bestand aus einem ungeheuren wüsten Klumpen Papier. Da nahm der liebe Gott eine große, große Scheere, und schnitt die Schöpfung. Aus dem Royal-Papier schnitt er die Kaiser und Könige, aus dem Concept-Papier die Beamten, aus dem Löschpapier die Bauern, aus dem feinen Post-Papier die Diplomaten und aus dem Druck-Papier die Bürger u. s. w. Nachdem nun Alles fertig geschnitten war, blieb aber noch ein ungeheurer Haufe von Abschnitzeln übrig. Um nun die Philosophen nicht um die schöne Lehre von der Zweckmäßigkeit alles Erschaffenen — worin sie, beiläufig gesagt, sogar selbst mit einbegriffen sind — und jene moles von übrigem Papier an den Mann zu bringen, schuf der liebe Gott, aus einem besondern Stoff, die Advocaten und die Gänse. Da nahmen die Advocaten die fetten Gänsebraten, mit deren Spulen sie die Akten schrieben, und sanen, daß es gut war. — Die Papiersünden, welche die Schriftsteller und Dichter begehen, sind lauter Sünden gegen den heiligen Geist der Menschheit, und werden nicht vergeben, aber vergessen, worin zugleich ihre Bestrafung liegt. Es giebt aber auch noch eine Papierhölle, wohin nach diesem Leben die Papierhändler kommen. Die Bestrafung der schlechten Schriftsteller und Dichter besteht theils darin, daß ihre Werke von dem höllischen Publikum völlig ignorirt werden — und dies ist das Aergste — theils darin, daß die Teufel ihnen ihre Machwerke jämmer-

sich herunterreißen und recenſiren. Die böswilligen Recenſenten büßen hinwiederum dadurch ihre Vergehen, daß ſie unaufhörlich die Werke der von ihnen in der Oberwelt Getadelten leſen und loben müſſen. Uebrigens ſoll, der Menge von deutſchen Ankömmlingen wegen, dieſe Hölle durch den Anbau eines großen Flügels erweitert werden. — Sollte ich, theurer Leſer, hier eine Papierſünde begangen haben, ſo wird es nur von Dir abhängen, ob ich zur Papierhölle verdammt oder ferner zu Gnaden angenommen werde.

Koſten.

Der Bettler.

Bertrand, ein kleiner 60jähriger Mann von höchſtens vier Fuß, mit merkwürdig dickem Kopf und kleinen blinzelnden grauen Augen, wurde vor Gericht geführt.

Präſident. Man hat Euch bettelnd auf offner Straße gefunden!

Bertrand, ſich an den Greffier wendend: Ich höre ſchlecht, Euer Tiſch iſt ſo hoch, daß ich weder ſehe, noch höre. (Bei dieſen Worten ſteigt Bertrand auf die Bank und ſetzt ſich auf die Schranken, dem Richterſtuhl gegenüber. Der Greffier wiederholt die Anrede des Präſidenten.)

Bertrand. Nein, mein Herr, ich habe nicht gebettelt, ich bettle nicht.

Präſident. Doch! Man hat Euch Geld nehmen ſehen.

Bertrand. Ich kam von Maçon, um in Paris zu ſehen, wie die Schumacher arbeiten, denn ich bin ein alter Schuſter, Herr Präſident, und obſchon ich nicht mehr arbeite, ſo ſeh ich doch gern, wenn man's ſo gut macht, wie zu meiner Zeit.

Präſident. Genug, Ihr habt gebettelt.

Bertrand. Nicht doch, nicht doch; ich kenne Herrn von Rambuteau, der hat mir geſagt, daß man nicht betteln dürfe in Paris, daß es nicht erlaubt ſei. Auf dem Wege habe ich gebettelt, das iſt wahr, aber nur, weil es bequemer iſt, ſo zu reiſen, als immer die Hand in der Taſche zu haben und Geld hinzuwerfen.

Präſident. Kurz, Ihr habt auf dem Boulevard gebettelt.

Bertrand. Ich bettelte nicht, bettelte wirklich nicht, ſondern grüßte nur die Vorübergehenden. (Hier bedeckt ſich Bertrand mit einem gewaltigen Hut und zeigt dem Gericht, wie es zugeht, daß Almoſen-Spender herangezogen werden. Dann ſetzt er ſich ruhig wieder auf die Schranken.)

Präſident. Ihr empfingt Geld in Euerm Hut.

Bertrand. Ja, ja. Ich konnte die guten Seelen nicht daran hindern, mildthätig zu ſein. Bisweilen rief man auch: „pſcht, pſcht!“ oder klopfte mir, mich anredend: „Guter Mann, guter Mann!“ auf die Schulter. Das Uebrige fand ſich denn.

Präſident. Das heißt aber betteln.

Bertrand. Ich war im Begriff abzureiſen, Herr Präſident, und wollte nur einige Sachen für meinen kleinen Haushalt, zinnerne Löffel, kaufen, denn die hat man bei uns nicht. Ich bettelte nicht, ich grüßte. (Hier wiederholt er ſein Grußmanoeuvre mit dem ungeheuern Hute.) Herr von Rambuteau kennt mich. Oh! Vater Bertrand iſt in Maçon bekannt!

Präſident. Ihr habt Geld, warum denn betteln? Es iſt ſchlecht, die Wohlthätigkeit öffentlich in Anſpruch zu nehmen, wenn man 565 Franken in der Taſche hat.

Bertrand. Ei, die ſind zum Aufbewahren.

Das Gericht verurtheilte Bertrand zu 24 Stunden Gefängniß und gab den Befehl, ihn nach dem Bettler-Verwahrſam abzuführen. Er ſetzte ſeinen Hut auf und wollte ſich mit der Bemerkung empfehlen, daß es doch nichts Uebles ſei, den Vorübergehenden „Guten Tag“ und „Guten Abend“ zu ſagen.

Der Anwald des Königs. Euer Geld wird Euch wiedergegeben werden. Ihr könnt es zurückfordern, wenn Ihr nach Hauſe geht.

Bertrand. Ja, ja, werd' es ſchon fordern. (Im Weggehen.) Es iſt doch nicht mein Fehler, wenn die guten Leute ſagen: „pſcht, pſcht!“ „Guter Mann, guter Mann!“

(Temps.)

Die Verbannten.

Wir ſaßen am Ufer des Meeres,
Wir ſaßen, Hand in Hand,
Die Wellen kamen und gingen,
Und küßten den weißen Sand.

Die Schiffe in blauer Ferne,
Die ſchwankten hin und her;
Die Sonne ſank und die Sterne
Vergoldeten das Meer.

Es war ſo heilige Stille,
Die Waſſer ſprachen ſo leiſ';
Die Schiffe, ſie waren verſchwunden,
Wir wünſchten vielglückliche Reiſ.

Und ſaßen noch lange am Strande,
Und immer Hand in Hand,
Und dachten an ferne Lande,
Und dachten an's Vaterland. —

J. H. Thun.

Neues unter der Sonne.

*** Einige Grundstücksbesitzer in England haben durch die Reformbill bedeutend verloren. So wird gegenwärtig das dem Herzoge von Newcastle gehörige Oldborough zum Verkauf ausgeboten, welches das Recht hatte, vier Deputirte zum Parlamente zu ernennen. Durch die Reformbill verlor dieser Ort das Recht, und wird um 70,000 Pf. St. billiger verkauft werden, als der Besitzer vor vier Jahren dafür erhalten konnte.

Berlin.

*** Herr Krüger, Mitglied unserer Hofbühne, den eine schwere Krankheit lange Zeit vom Theater entfernt hielt, trat am 6. October als Posa in „Don Carlos“ auf, und wurde mit jubelndem Beifalle begrüßt. Selten sieht man eine so vollendete Darstellung, wie die heutige; es war, als ob der hohe Geist des unsterblichen Dichters die Spielenden entflammte: so sprach aus allen Worten, Mienen und Bewegungen die Wahrheit, die ergreifendste Wahrheit. Das Publikum ließ daher keine Gelegenheit vorübergehen, seine Anerkennung zu zeigen, und nach der Unterredung Posa's mit dem Könige — Geben Sie Gedankenfreiheit! — wollte der Beifall nicht enden. Herr Krüger wurde nach diesem Acte gerufen. Er sprach einige herzliche, tief gefühlte und tief ergreifende Worte, deren Hauptinhalt war, daß „mit Gottes und seiner Aerzte Hilfe dem Leben und der Kunst wiedergegeben, es stets sein Streben sein werde, die liebevolle Güte seiner Mitbürger zu verdienen.“ Ihm sowohl, wie den Herren Grua, Lemm, Mauer, Stawinsky, Weiß, und den Damen Zunzelmann und Crelinger danken wir hiermit für ihre herrliche Leistungen.

Berliner Hof-Theater.

Drakäna, die Schlangenkönigin.

Zauberoper von Meyerr, Musik von Wolfram.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wolfram, dessen frühere Opern bei einem großen Theile des Publikums Beifall gefunden, dessen Name nicht unrühmlich bekannt ist, hat schon früher einen ziemlich glücklichen Mittelweg zwischen den beiden angedeuteten Extremen der heutigen Opernmusik eingeschlagen, und ist ihm auch in dieser neuen Oper gefolgt. Poetische Tiefe, Kraft, glänzend hervortretende Charakteristik, so wie ein hoher Schwung der Phantasie sind freilich in der Musik dieser neuen Oper nicht zu suchen. Dagegen hat sie zahlreiche gefällige, mehrere schöne Momente, die jeden Kenner anziehen, leichten Fluß ohne Bizarrerie, und ist demnach für den größern Theil des Publikums berechnet. Diesem zu gefallen, und dies Bestreben wirklich erreicht zu haben, ist auch ein Verdienst, welches wir Wolfram gern und unpartheiisch zuerkennen. Seine Instrumentirung ist leicht und glücklich hingeworfen, übertäubt die Singstimme selten oder gar nicht, — ein Vorzug, den Wolfram vor vielen heutigen Componisten voraus hat, — sondern dient blos zur Folie des Gesanges. Neu und originell ist freilich seine Instrumentirung nur an wenigen Orten zu nennen, verräth aber Talent, Studium und oft den erfahrenen Meister. Glücklich ist der Componist in der Schilderung sanfter Gefühle und Affecte gewesen, wogegen seine Phantasie in den Momenten heftiger Leidenschaftlichkeit sichtbar erlahmte. Markige Kraft sucht man daher vergebens in der Oper. Nur ein Theil des Allegro's in der Ouverture verdient in dieser Beziehung erwähnt zu werden. Allein bald erlischt das augenblicklich auflodernde Feuer und wird vom Streben, der heutigen Mode zu huldigen, verdrängt. Die Eintheilung zur Ouverture ist durch die allzuhäufige Anwendung der Harfe, die fortwährend in gebrochenen Akkorden und herabsteigenden Terzen arbeitet, ermüdend und etwas langweilig. Dagegen hat Wolfram einzelne Akkorde der Harfe im Allegro der Ouverture sehr glücklich benutzt. Der heutige Modegeschmack erfordert im Allegro ein Più Mosso und ein Presto. Wolfram lieferte Beides. Zu den gelungensten Momenten der Oper gehört das Ensemble (Nr. 3) im ersten Acte, das erste Chor, Bruno's Lied, das Duett (Nr. 10) und das Finale im zweiten, so wie Arkolf's und Jutta's Arien im dritten Acte, die sich sämmtlich durch liebliche Motive auszeichnen. Reminiscenzen finden sich freilich zahlreiche. Doch hat der Componist auch Eigenthümlichkeit genug, so daß man Jene über Diesem vergißt. Als deutschen Componisten zeigt sich Wolfram überall, nur nicht im Duett erster Act, zwischen Reinald und Jutta „O lösche diese Flammen,“ welches einen zu grellen italienischen Anflug hat. Die Form ist Wolfram's schwächste Seite. Seine Schreibart ist zu breit und zu gedehnt. Etwas mehr gedrängte Kürze und eine abgerundetere Form in allen Nummern der Oper würde dieser einen glänzenderen Erfolg gesichert haben. Die einzige rühmliche Ausnahme in dieser Beziehung macht Bruno's ächt komisches Lied im zweiten Acte, unbedingt die beste Nummer der Oper. Wir wünschen dem Componisten noch fernerhin Muße zu neuen Arbeiten im Gebiete der Oper. Möge er rüstig fortschreiten auf seinem eingeschlagenen Wege. Eine billige Kritik wird seine Bemühungen nicht ganz ungünstig beurtheilen und das Publikum ihm danken.

Ueber die Aufführung kurz! Dem. Grünbaum (Jutta) war in der Darstellung sanfter Leidenschaftlichkeit ausgezeichnet zu nennen. Die rühmlichste Erwähnung verdienen Herr Fischesche (Reinald) und Herr Blume (Bruno). Letzterer trug besonders durch seinen drolligen Humor und seine lebendige Komik zu einem glücklichen Erfolge der Oper bei. Herr Martius (Arkolf) war etwas steif und eckig im Spiele, der gewöhnliche Fehler der Sänger. Die Chöre waren bisweilen nicht recht taktfest, der Alt nicht immer ganz rein.

G. Bergen.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner.
Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 11. Montag, 27. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Einige Scenen aus:

„Arthello"

Charaktergemälde in 2 Akten, nach Eckartshausen

von

Adolph Glaßbrenner.

Personen.

Der Fürst.
Herr v. Lisper, Präsident.
Herr v. Papillon } Hofjunker
Herr v. Klender }
Doctor Schwarz.
Arthello.
Tur, Jägermeister.
Soldaten und Diener.

Erster Akt.

Erste Scene.

(Waldgegend. Rechts Arthello's Hütte, von zwei Bäumen beschattet.)

v. Papillon. Tur.

(Kommen aus dem Hintergrunde.)

v. Papillon. Die verwünschte Jagd! Ich bin müde wie ein Hund, und bis auf die Haut durchnäßt. Dazu jagt mir noch der fatale Blitz jeden Augenblick einen Schreck durch alle Glieder.

Tur. Wo nur der Fürst sein mag.

v. Papillon. Ei was! Jeder ist sich selbst der Nächste. Wenn ich nur die Pferde wüßte! Ich kann doch den weiten Weg bis zur Stadt nicht zu Fuß machen.

Tur. Ihr klagt ja wie ein Weib, Herr von Papillon.

v. Papillon. Ihr habt gut reden; Euch schadet solch eine Anstrengung nicht. Ihr habt eine Haut wie ein Bär.

Tur. Und Euch kann's auch nicht schaden, wenn Ihr 'mal ein wenig abgewaschen werdet. Bei Hofe wird viel Staub aufgerührt!

v. Papillon. Schweigt! Sagt mir keine Grobheiten!

Tur. Warum nicht? Ich bin gerade dazu aufgelegt. Aber ich weiß einen Unterschied zwischen mir und einem Höfling zu machen. Ihr nanntet mich einen Bären, und ich begnüge mich, Euch einen Mops zu heißen.

v. Papillon. Grobian! Wer ist ein Mops?

Tur. Ihr! Was wundert Ihr Euch darüber? Werdet Ihr nicht wie die Schooßhündchen erzogen; habt Ihr nicht täglich Eure Suppe, und bringt Ihr nicht die meiste Zeit im Bette zu? Ihr bellt Alles an, was Ihr nicht kennt, und wenn man sich räuspert, so kriecht Ihr wieder hinter den Ofen. Kommt einmal ein ehrlicher Mensch auf Euer Zimmer, so schnuppert Ihr mit neugieriger Nase um ihn her, und paßt er Euch nicht, so beißt Ihr ihn wohl gar. Was wundert Ihr Euch also, daß ich Euch einen Mops heiße?

v. Papillon. (für sich.) Der Klägere giebt nach. Der Kerl hat schreckliche Fäuste. (Laut.) Ihr seid ein Spaßvogel, guter Tur, und Eure Reden könnten mich beleidigen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr ein Biedermann seid.

Tur. Das bin ich. Ich betrübe keine Seele, wenn man mich ungeschoren läßt. Aber ich kann's nicht leiden, daß Ihr Vornehmen Euch einbildet, aus besserm Stoffe als unsereins zu sein.

v. Papillon. Sagt mir, guter Tur, wie weit mag es wohl bis zur Stadt sein?

Tur. Wenigstens sechs Stunden.

v. Papillon. Du lieber Himmel, da kommen wir ja vor Nacht nicht mehr hin! Wisse Ihr den Weg, lieber Tur?

Tur. Den Weg möchte' ich wohl finden; aber wir müssen doch den Fürsten suchen!

v. Papillon. Ach, der Fürst hat Leute genug, die ihn suchen.

Tur. Da sieht man wieder Euer Anhänglichkeit! Wenn Jeder so dächte, so könnte der gute Fürst hier im Walde schlafen, oder im glücklichsten Falle allein nach Hause gehen.

v. Papillon. Sucht Ihr ihn nur auf! Ich sehe hier eben eine Hütte, in der ich über Nacht bleiben werde. Sucht Ihr ihn auf, Ihr werdet dafür bezahlt.

Tur. Was bezahlt? Pulver und Blei! Glaubt Ihr, ich suche den Fürsten meines Soldes wegen? Ich suche ihn auf, weil ich ihn liebe, und Liebe kann kein Fürst bezahlen. Seid Ihr nicht auch des Königs Diener, und habt Ihr nicht gleiche Pflicht?

v. Papillon. Wir dienen aus Ehre.

Tur. Und weil Ihr aus Ehre dient, so dürft Ihr den Fürsten weniger lieben? Der Fürst hat den Guckguck von Eurer Ehre! Merkt's Euch, Herr von Papillon! Schlaft wohl! ich suche den Fürsten. (Er geht ab.)

Zweite Scene.

v. Papillon. Gleich darauf Arthello.

v. Papillon (pocht an die Hütte). Heda, aufgemacht, aufgemacht!

Arthello. (von innen) Welch ein Lärm! Schlagt mir doch meine Hütte nicht über dem Kopf zusammen! Wer seid Ihr?

v. Papillon. Ich bin von des Fürsten Gefolge.

Arthello (tritt in die Thür). Wirklich?

v. Papillon. Ja!

Arthello. So sucht den Fürsten und geht mit ihm nach Hause.

v. Papillon. Du Murrkopf, Du! So öffne doch die Thür; ich habe mit Dir zu reden.

Arthello. Was hast Du mit mir zu reden?

v. Papillon. Verkennt mich nicht: ich bin ein Hofjunker.

Arthello. Gut, daß Du mir das sagst. Ich hätte Dich beinahe für etwas Besseres gehalten (er schlägt die Thür zu).

v. Papillon (pocht). So macht doch auf; Ihr sollt es ja nicht umsonst thun!

Arthello (tritt heraus). Ah, nun erkenne ich Dich, Stadtmensch. Hast Du viel Geld?

v. Papillon. Sehr viel!

Arthello. Auch viel Herz?

v. Papillon. So laßt mich doch hinein!

Arthello. Du hast ja Geld!

v. Papillon. Aber das Geld hilft mir ja nicht vor Müdigkeit. Auch empfinde ich Durst.

Arthello. So trink', Du hast ja Geld.

v. Papillon. Gutes Männchen, ich kann doch nicht meine Börse verschlucken.

Arthello (sieht ihn von unten bis oben an). Sehr richtig! Das merke Dir.

v. Papillon. Was siehst Du mich denn so genau an?

Arthello. Ich sehe Dich so an, um zu beurtheilen, welchen Werth Du ungefähr für die Menschheit haben möchtest, wenn Du Dein Geld verlierst.

v. Papillon. Ja, mein Freund, da würde ich wenig haben, denn in der Stadt beurtheilt man die Menschen nur nach dem Gelde, und mein Vater sagt, wer nicht 10,000 Gulden Einkommen hat, ist kein Ehrenmann.

Arthello. Habt Ihr schon so viel?

v. Papillon. Nein, mein Vater giebt mir nur 2000 Gulden.

Arthello. Also seid Ihr nicht einmal das Viertheil von einem Ehrenmanne! Laßt Euch doch 5000 Gulden geben, dann seid Ihr ein halber Spitzbube und ein halber Ehrenmann. Wie mag es aber mit denen sein, die 100,000 Gulden Einkünfte haben? Das sind zehnfache Ehrenmänner, nicht wahr?

v. Papillon. Du bist gut gelaunt. Ganz natürlich!

Arthello. Nun wundert's mich nicht mehr, daß so viele Reiche schlecht sind. Ein Mann von 100,000 Gulden Einkünfte darf neunmal ein Schurke sein, es bleibt ihm doch genug zum ehrlichen Manne übrig.

v. Papillon. Sehr witzig!

Arthello. Ich kalkulire aber ganz anders als Dein Vater (indem er mit seinem Finger auf dessen Schulter klopft). Wer kein Verdienst hat, sage ich, ist Null. Zehnmal Null ist Null; hundertmal Null ist Null, und tausendmal Null ist auch Null.

v. Papillon. Ich höre Leute kommen! (Er dreht sich um) Ah, es sind Seine Durchlaucht!

Dritte Scene.

Der Fürst mit Gefolge. Tur. v. Klender. Die Vorigen.

v. Papillon. Welches Glück, daß sich Euer Durchlaucht doch nicht verirrt haben! Wir suchten Euer Durchlaucht überall.

Tur (bei Seite). Glattes Lügenmaul!

Der Fürst (zu Arthello). Wer seid Ihr? Eure Züge sind mir bekannt.

Arthello. Ich bin ein Kind von zehn Jahren, mein Fürst.

Der Fürst (lächelnd). Zehn Jahre bist Du alt? Du, mit den weißen Haaren?

Arthello. Ja, Herr, nicht mehr und nicht weniger. Ich rechne meine Jahre von der Zeit an, die ich lebe; zehn Jahre bin ich erst vom Hofe entfernt, also lebe ich erst zehn Jahre.

Der Fürst. Erkläre Dich deutlicher!

Arthello. Wenn Leben nicht mehr sagen will, als Sein — wie dieser Stein oder diese Pflanze, so könnt Ihr mich wohl für einen Greis halten, mein Fürst. Aber ich denke, Leben heißt doch mehr?

Der Fürst. Du hast Recht.

Arthello. Ich war am Hofe. Ich erinnere mich, daß ich aß und trank, daß ich des Morgens aus dem Bette stieg, und mich des Nachts wieder hineinlegte; daß ich spielte und Thorheiten sagte. Aber das war kein Leben! Erst seitdem ich in dieser Hütte wohne, lebe ich. Ich beobachte hier die Natur, fühle und denke.

Der Fürst. Du warst am Hofe?

Arthello. Ja, Herr, ich war in diesem Treibhause; sah verschiedene, oft seltene Gewächse: Champignons, die über Nacht in Mistbeeten aufkamen, und sich am andern Tage für Ananas hielten. Ich sah auch verschiedene ausländische Gewächse; Alles wucherte, nur die Tugend wollte nicht recht fort. Ich heiße Arthello, mein Fürst, und war Eures Vaters Hofnarr.

Der Fürst. Du bist Arthello? Kaum erkenne ich Dich noch; Deine Züge haben sich sehr verändert.

Arthello. Gott sei Dank: der ganze Kopf!

Der Fürst. Aber warum hast Du den Hof verlassen?

Arthello. Herr! wenn der Tod die Krone vom Haupte des Fürsten reißt, darf da der Narr wohl seine Kappe aufbehalten? Euer Vater zog seinen Purpur aus, und ich das Narrenkleid.

Der Fürst. Das hättest Du nicht thun sollen!

Arthello. Ich kann nicht glauben, daß Ihr mich bei Hofe vermißt habt.

Der Fürst. Doch Arthello! Du liebtest meinen Vater, und warst mir daher werth. Ich habe oft nach Dir gefragt.

Arthello. Ihr wart gnädig, wie immer, mein Fürst. Wollt Ihr meine Gründe hören, warum ich den Hof verließ?

Der Fürst. Sprich!

Arthello. Ich sah, daß mir eine Menge Menschen in's Handwerk pfuschten, und mir meine Kappe streitig machten. Da dachte ich, Du List hier überflüssig. Will Dein Fürst einmal in Dir keinen Narren, sondern einen treuen Diener, so wird er Dich vermuthlich aufsuchen, auch wenn Du keine Kappe mehr trägst.

Der Fürst. Ein treuer Diener warst Du immer, und ich freue mich, Dich wiedergefunden zu haben.

Arthello. Den Fürsten kann's wohl freuen, daß er seinen Narren gefunden, aber den Narren freut's nicht, daß ihn der Fürst fand.

Der Fürst. Wie das? Liebst Du mich nicht?

Arthello. O ja, Sire, ich liebe Euch, denn Ihr wollt das Beste, und Euer Herz ist groß und schön. Aber ich gehe nicht gern durch so viel Disteln, um mich unter einer Eiche schlafen zu legen.

Der Fürst. Du sollst mein Freund sein, Arthello!

Arthello. Wie lange, wenn ich fragen darf?

Der Fürst. So lange Du lebst.

Arthello. Was wollt Ihr mit der Freundschaft eines Narren?

Der Fürst. Der bist Du nicht mehr, Arthello.

Arthello. Doch, doch! Ich liebe die Wahrheit. Und da die Wahrheit Niemandem verziehen wird, als Kindern und Narren, so laßt mich ein Narr sein, mein guter Fürst. Dann glauben mir die Leute viel lieber, als das Kind.

Der Fürst. Komm wieder an meinen Hof, Arthello, es soll Dir nicht übel gehen.

Arthello. Wohl! Aber versprecht mir, daß Ihr mir das ersetzen wollt, was ich hier verlasse.

Der Fürst. Laß hören!

Arthello. Ich verlasse hier Ruhe, Zufriedenheit, Unschuld und Tugend. Könnt Ihr mir diese Schätze am Hofe geben, Sire?

Der Fürst. Arthello! Du erinnerst mich, welche Last die Krone ist. Nein, diese Schätze kann ich Dir wahrlich nicht bieten.

Arthello. O wie bettelarm bist Du, mein reicher Herr! Doch komm, gekrönter Bettler! komm in meine Hütte, und lerne mit Wenigem so reich sein wie ein König. (Er führt den Fürsten in seine Hütte, das Gefolge will nach.) Bleibt zurück! In meiner Hütte ist nur für zwei Menschen Raum! Es könnte zwar noch ein Dritter hinein, aber ich finde Keinen. (Beide ab.)

(Schluß folgt.)

Auflösung des Logogryphs in No. 8.

Pandora.

Neues unter der Sonne.

Berlin.

*** Der Professor Döbler, bekannt durch seine wunderbaren Leistungen in der „natürlichen Magie," und zugleich ein äußerst geschickter Graveur, hat Sr. Majestät dem Könige ein sinniges Kunstwerk von Elfenbein überreicht, und dafür die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten.

*** Die Soltmann'sche Trinkbrunnen-Anstalt zählte im vergangenen Sommer 620 Gäste. — Wenn doch ein Brunnen erfunden würde, durch den man einen offenen Kopf bekäme! Berlin zählt viele Patienten in dieser Hinsicht.

*** Eine der größten und besten Leihbibliotheken Berlins, die Petri'sche, welche gegenwärtig 23,650 Bände ausgewählter Schriften enthält, schließt eine öffentliche Anzeige mit folgenden Worten:

„Zugleich wird hiermit angezeigt und bekannt gemacht, „daß wir seit Jahresfrist durchaus nichts angeschafft „haben, was in dem Verlage von Basse in „Quedlinburg erschienen ist, und auch für die Zu„kunft nichts aus diesem Verlage entnehmen werden."

So unbedeutend diese Annonce Manchem erscheinen dürfte, so wichtig und erfreulich muß sie für Jeden sein, dem die belletristischen Verlags-Artikel der Basse'schen Buchhandlung bekannt sind, und der ermessen kann, wie schädlich der größte Theil derselben für die Fortbildung eines Leserpublikums ist, das nur unter Titeln wählt, nicht unter Schriftstellern. — Möchten doch mehrere Bibliotheken dem guten Beispiele der Petri'schen folgen!

*** Drei der hiesigen Buchhändler geben einen „Wohnungs-Anzeiger für 1835" heraus, und liegen wegen dieser Concurrenz in öffentlicher Fehde. Diese drei großen Mächte sind Boicke, Logier und Veit; jede einzelne Macht sucht nur ihren Vortheil, dabei aber das Publikum zu überzeugen, als ob sein Wohl das Einzige wäre, was sie im Auge habe. —

*** Herr Alex. Cosmar, Redacteur des „Modenspiegels" beabsichtigt von Neujahr an eine dem ähnliche Zeitschrift, aber in französischer Sprache, erscheinen zu lassen, betitelt: „Le Miroir des Modes." Sie ist namentlich für Rußland und Polen bestimmt, weil in diesen Ländern der Preis französischer Modeblätter sehr hoch zu stehen kommt, Herr Cosmar in seinen Miroir aber nicht nur alle die Bilder jener Blätter aufnehmen wird, sondern auch ihre neuesten Berichte, und dennoch den Preis nur auf sechs Thaler jährlich stellt.

*** Dr. Wackernagel wird in diesem Winter hierselbst Vorlesungen über Geschichte deutscher Dichtkunst halten. Wir wünschen ihm viel Theilnehmer!?

Berliner Hof-Theater.

Am 16ten October:

Die Braut aus der Residenz.

Lustspiel in 2 Abtheilungen.

Der Verfasser dieses trefflichen Lustspiels hat sich nicht genannt, wir müssen ihn also namenlos verehren. Offenbar ist es derselbe, der „Lüge und Wahrheit" geschrieben, und wir bitten den Unbekannten noch solchen Beweisen eines seltenen Talentes, der deutschen Bühne mehrere Originalstücke seiner Feder zu schenken. Es ist Wahrheit in seinen Gemälden. Die Charaktere sind zwar nicht so ängstlich wie die Iffland'schen gezeichnet, aber sie sind dem Leben entnommen: es sind Leute, die man schon gesehen. Der Dialog ist ein guter, bürgerlicher Mädchen ohne Wiener Locken und ohne französische Brocken, ohne Grazie aber voll Seele; wir bewundern ihn nicht, aber er fesselt uns, weil wir eben so sprechen und antworten. Unter den Charaktern sind sogar einige originelle und nicht minder wahre; namentlich sind „Wiesel" im ersten und „Wehringer" im zweiten Stücke der talentvollen Dichterin Figuren, die alt im Leben und neu auf der Bühne sind; es sind Charaktere, bei deren Darstellung wir uns erst erinnern, daß wir sie hundertmal im Leben gesehen haben. Die Intriguen der beiden Lustspiele sind nicht bedeutend, aber das Ganze ist beidemal geschickt verwebt und aufgelöst, keine Figur ohne Interesse an dem Gang der Handlung und dieser so lebhaft, daß der Zuschauer mit Vergnügen bis zum Schlusse folgt. Im heut aufgeführten Lustspiele war Herr Rüthling (Wehringer) der Matador; er lebte in seiner Rolle und obgleich er durch seine drastische Komik Einzelnes verdorben, hielt er sich doch in den Grenzen seines Charakters — ein Stereotyp-Verzug dieses Künstlers. Fräulein von Hagn spielte die Coquette zu schreiß, nicht liebenswürdig genug, um einen vernünftigen Menschen so lange zu täuschen — wie schwer muß das der höflichen Dame geworden sein! Demoiselle H. Ert predigt zu viel; das Gemüth spricht auch ohne Ach und O.

G.

Theater-Notizen.

*** Berlin. Bei der Königsstadt gastirte der Tenorist Herr Marschall vom Theater zu Lemberg. Es waren einige Freundschaftsstimme im Publikum, nichts destoweniger reussirte er durch seine gute Schule. Seiner Stimme fehlt es an Kraft. —

*** — Herr und Frau von Holtei werden zu Gastrollen in Brünn erwartet.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 12. Dienstag, 28. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche Loszeile durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Einige Scenen aus:

„Arthello".

Charaktergemälde in 2 Akten, nach Eckartshausen

von

Adolph Glaßbrenner.

(Schluß.)

Neunte Scene.

(Zimmer des Präsidenten.)

v. Lisper. Doctor Schwarz.

Dr. Schwarz. Euer Excellenz befinden sich doch wohl?

v. Lisper. O ja, mein lieber Doctor, und Sie?

Dr. Schwarz. Ich danke unterthänigst für hochgeneigte Nachfrage. Meine ganz ergebenste Brust ist nicht so recht; ich habe mich, mit Respekt zu sagen, ein wenig erkältet.

v. Lisper. Heut früh? Wo waren Sie denn so früh?

Dr. Schwarz. In der Kirche, Excellenz, in der Kirche. Ich verrichte dort täglich mein Morgengebet, denn aller Segen kommt von oben. Inbrünstig habe ich auch für Euer Excellenz Wohl gebetet.

v. Lisper. Das ist brav, lieber Doctor. Fromme Leute sind mir lieb, und forderte es nicht das Wohl meines Körpers und das Wohl des Staats, daß ich zu Hause bleibe, ich würde jeden Morgen die Kirche besuchen. Apropos! wie steht's in re politica?

Dr. Schwarz (sich schlau umblickend). Vortrefflich, Euer Excellenz! Wenn mich nicht Alles täuscht, so wird unser Plänchen gelungen sein, und der Geheimerath Herzdorf heut seinen Abschied erhalten. Außer den anonymen Anklagen habe ich bei dem Fürsten durch ein paar hingeworfene Worte vorgearbeitet.

v. Lisper. Das habe ich auch. Der Herzdorf ist mir sehr zuwider, und steht mir immer mit seiner sogenannten Rechtlichkeit im Wege.

Dr. Schwarz. Dabei ist der Mann gottlos, und verachtet mich, weil ich ein frommer Knecht bin. Aber deßwegen ist meinerseits Nichts gegen ihn unternommen, denn man muß seinen Feinden Gutes thun. Nur Eurer Excellenz zu Liebe habe ich ihn dann und wann ein wenig verläumdet. Und ist ihm zu viel geschehen, so schließe ich ihn in mein Gebet.

v. Lisper. Wenn nur Alles so gehen wird, wie wir glauben. Der Fürst ist dem Herzdorf nie abgeneigt gewesen.

Dr. Schwarz. Es machte auch nicht Alles sogleich Eindruck bei Seiner Durchlaucht; aber — Excellenz entschuldigen den Ausdruck — wenn man mit Koth wirft, so bleiben doch immer einige Flecke. Sollte nun aber auch, gegen alles Vermuthen, das Ding fehlschlagen, so müssen wir — das heißt mit Rücksicht auf Religion — in seiner Familie ein wenig wirthschaften. Die Tochter entführen lassen; seine Frau — (er schlägt den Blick zu Boden) — ein nagender Herzenskram führt bald ins Grab, und von dort in den Himmel.

v. Lisper. Ihr Plan wäre schon recht, Doctor, aber etwas zu nichtswürdig, und, was die Hauptsache ist, zu weitläufig. Sie wissen, daß ich sehr kommode bin. Ich liebe die Kabale nur in sofern, als sie mir nicht viel Mühe macht.

Dr. Schwarz. Dafür lassen Euer Excellenz nur mich sorgen. Ich weiß, daß Herzdorf neben seiner Schlechtigkeit ein gutmüthiger Mann ist. Wenn ich mich nach seinen Grundsätzen bekehren zu wollen vorgebe, so wird er mich wieder in sein Haus aufnehmen,

und dann will ich ſchon Alles, mit Gottes Hilfe und Beiſtand zu machen wiſſen.

Ein Diener. Herr von Papillon!

v. Liſper. Iſt willkommen!

Dr. Schwarz. Euer Excellenz erlauben gnädigſt, daß ich mich entferne. Ich habe heute Morgen noch Beiſtunde. (Ab.)

v. Liſper. Kommen Sie bald wieder, lieber Doctor!

Zweiter Akt.

Erſte Scene.

v. Liſper. Arthello.

Arthello (zieht ſich das Narrenkleid an).

v. Liſper. Was macht Ihr da, Arthello?

Arthello. Einen Narren, Excellenz. Das Kleid macht den Mann.

v. Liſper. Wozu das aber?

Arthello. Weil ich mit Euch vernünftig ſprechen will.

v. Liſper. Wirſt Du das Kleid hier lange tragen?

Arthello. So lange, bis mir der Fürſt erlaubt, es abzulegen.

v. Liſper. Warſt Du ſchon beim Fürſten?

Arthello. Ja. Auch bei dem Geheimerath Herzdorf.

v. Liſper (bei Seite). Verwünſchter Streich! (Laut.) Arthello, Ihr wißt, daß ich Euch wohl will ....

Arthello. Nein!

v. Liſper. Ich verſichere es Euch und werde Beweiſe geben. Thut mir aber auch den Gefallen, und miſcht Euch nicht in Staats-Angelegenheiten; arbeitet meinen Unternehmungen nicht entgegen. Am Hofe muß man leben und leben laſſen, — Ihr wißt, was ich damit ſagen will. Wir wollen Freunde ſein, Arthello!

Arthello. Nicht doch, Excellenz, ich bin ja ein Narr! Auf Eure Freundſchaft darf ich keinen Anſpruch machen; aber um Euer Wohlwollen bitte ich.

v. Liſper. Rechnet ganz darauf; es ſoll Euch nichts abgeſchlagen werden.

Arthello (überreicht ihm ein Papier). Hier iſt mein Geſuch.

v. Liſper (beſieht es). Ein wunderliches Geſuch! Es ſteht ja Nichts darin geſchrieben!

Arthello. O ja! Seht nur genau zu!

v. Liſper. Es enthält keine Sylbe.

Arthello. Es enthält nur zu viel. Wo Nichts verlangt wird, da fehlt Alles.

v. Liſper (lächelnd). Nun, was begehrt Ihr denn in dieſem Geſuche?

Arthello. Ich begehre das, was darin geſchrieben ſteht: Nichts! Ich bitte, daß der Fürſt die Gnade haben möchte, mir mein Lebtag keine Gnade zu gewähren.

v. Liſper. Sonderbar! Und warum?

Arthello. Der Fürſten Gnade macht Neider. Den, der Nichts hat, beneidet man um Nichts. Aber hier habe ich noch ein zweites Memorial in der Taſche, in welchem ich bitte, mir ein Gehalt anzuweiſen.

v. Liſper. Nicht mehr als billig! Wie viel wollt Ihr?

Arthello. O eine Kleinigkeit! Ich bitte für meine guten Dienſte um hundert Prügel jährlich.

v. Liſper. Hört doch auf zu ſcherzen.

Arthello. Ich ſcherze nicht. Undank iſt der Welt Lohn, und um dieſem zu entgehen, fordere ich etwas, was man mir nie verweigern wird. Wenn ich mich aber noch verheirathen ſollte, ſo bitte ich, nach meinem Tode der Wittwe keine Penſion zu geben.

v. Liſper (unwillig). Ihr wollt alſo Nichts?

Arthello. Noch mehr! Gebt mir Euren großen Hund zum Hofmeiſter.

v. Liſper. Wie das?

Arthello. Damit ich von ihm lerne, die Fremden, welche in den Hof wollen, anzubellen und zu beißen. Könnt Ihr aber den Hund nicht entbehren, ſo ſchenkt mir Euren Affen, damit er mir zeigt, wie man die Kaſtanien aus der heißen Aſche ſcharrt.

v. Liſper. Ihr macht mich ungeduldig mit Euren Scherzen! Begehrt etwas Kluges!

Arthello. Tanzmeiſter will ich werden!

v. Liſper (ſeinen Zorn unterdrückend). Warum das?

Arthello. Um meine Tugend und Rechtlichkeit nach der Geige tanzen zu lehren, auf welcher ihnen die Hofleute aufſpielen.

v. Liſper (lächelnd). Nun, Ihr ſollt Tanzmeiſter werden.

Arthello (ſchnell). Wie voreilig Ihr doch wieder ſeid! Seht Ihr denn nicht, daß ich krumme Beine habe? Seid Ihr immer mit Euren Gunſtbezeugungen ſo unvorſichtig? Soll vielleicht einer der beiden Hofjunker die Stelle des Geheimeraths Herzdorf bekommen?

v. Liſper. Arthello! nun bin ich Eures Geſchwätzes überdrüßig. Ihr mißbraucht meine Geduld,

und werdet Euch selbst ins Verderben rennen. Ihr seid ein — ein Narr! (ab in sein Zimmer).

Arthello (sich tief verbeugend). Ja, Excellenz!

Napoleon über Selbstmord.

Die Geschichte bewahrt uns folgenden Tagesbefehl auf, den Napoleon einst in Bezug auf den Selbstmord erlassen:

St. Cloud, 22. April im 10. Jahre der Republik.

Der Grenadier Groblin hat sich in Folge unglücklicher Liebe getödtet. Er war sonst ein guter Kerl. Das ist der zweite Fall dieser Art, der sich seit einem Monat im Corps ereignet. Der erste Consul erklärt als Tagesordnung für die Garde: daß ein Soldat den Schmerz und den Trübsinn überwinden soll; daß eben so viel wahrer Muth dazu gehört, Seelen-Leiden standhaft zu ertragen, als unerschrocken unter den Kartätschen einer Batterie zu verweilen. Sich dem Kummer überlassen, ohne zu widerstreben, sich tödten, um sich jenem zu entziehen, heißt das Schlachtfeld verlassen, bevor man Sieger geworden ist.

gez. Bonaparte.

gegengez. Bessieres.

Neues unter der Sonne.

⁂ Seit erstem September erscheint in Cairo ein neues Journal in arabischer, türkischer und französischer Sprache.

⁂ Zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen Cantors an der St. Margarethen-Kirche in London hat man — ein gewiß seltener, wo nicht unerhörter Fall in der Christenheit — die Wittwe desselben erwählt. Das Aemtchen bringt 300 Pfund Sterling jährlich ein.

⁂ Die Frau eines alten Soldaten in der Gegend von Besançon, wurde neulich von vier lebenden Kindern entbunden, die sich am vierten Tage nach der Geburt noch wohlauf befanden.

⁂ Um sich einen Begriff von dem Verbrauch an Opium in China zu machen, braucht nur angeführt zu werden, daß Bengalen allein für vier Millionen Pfund Sterling jährlich dorthin liefert.

⁂ Man rechnet in Spanien 150,000 Personen beiderlei Geschlechte, die gesetzlich den Titel „Excellenz" führen, und 2,500,000, die sich der „Herrlichkeit" erfreuen dürfen. Wieviel Hofräthe hat Preußen?

⁂ Meyerbeer, der sich gegenwärtig in Boulogne aufhält, hat in dem dortigen Badehause das „Walter-Scott-Zimmer" in Beschlag genommen, das diesen Namen führt, seit es der große Romandichter einmal bewohnt hat. Ob es nun wohl das Meyer-Beer-Zimmer heißen wird?

⁂ In Odessa hat ein Schauspieler, Namens Ronne, den ersten Versuch gemacht, vor einem Griechisch-Russisch-Türkischen Publikum deutsche Vorstellungen zu geben. Der Erfolg war glänzend.

⁂ Bei der neulichen Darstellung der neuen Oper von Donizetti „Maria Stuart" auf dem Theater San Carlo in Neapel entspann sich aus unbedeutender Ursache ein sehr heftiger Streit zwischen den beiden Sängerinnen Rendi des Beguio und Detseré. Sie rissen sich die Haare aus, wie Furien, und mißhandelten sich so, daß die Detseré genöthigt wurde, mehrere Tage das Bett zu hüten. Man ist neugierig auf die Wiederholung der Oper, wo diese beiden Damen als Gegnerinnen in den Rollen der Elisabeth und Marie figuriren.

⁂ In Paris hat sich ein Weinhändler auf dem Kirchhofe erhängt, um, wie er schriftlich hinterlassen, „gleich an Ort und Stelle zu sein."

⁂ Neulich wäre Don Carlos beinahe von den Truppen des Generals Cordova ergriffen worden, er floh ganz allein in einen Wald, und rettete sich. Derselbe hat ein Amnestie-Decret publiciren lassen, zu dem, wie mehrere politische Zeitungen melden, der Herzog von Wellington und seine Parthei ihm den Plan unter den Fuß gegeben hat. — Wie fein spielen die politischen Zeitungen darauf an, daß Don Carlos das Recht mit Füßen treten durfte!

⁂ In St. Cernin leben gegenwärtig zwei Greise, die zusammen 218 Jahre zählen. Der älteste ist 114 Jahre alt, und früher Soldat gewesen. Er erzählt von seinen Feldzügen, als hätte er sie vor 15 Jahren gemacht, geht regelmäßig Sonntags nach der, eine Meile von seinem Wohnorte entlegenen Kirche, und mähte noch vor 2 Jahren selbst seine Wiese. Er lebt im Kreise seiner Kinder und zahlreichen Urenkel.

Der älteste der europäischen Greise möchte wohl ein alter Seemann, Namens Conrad Vankouver, sein, der in Dordrecht in Holland lebt, und am vorigen 20. August 135 Jahre alt geworden ist.

⁂ In Orleans wurde vor Kurzem eine Hochzeit gefeiert. Während die Großväter mit den jungen Mädchen und die Großmütter mit den jungen Männern ein Tänzchen wagten, schlichen sich mehrere Quidams in die Küche, hoben ganz zierlich die Bratpfannen mit den duftenden Speisen vom Herde und gingen mit der Beute davon. Den hungrigen Hochzeitsgästen blieb nichts als das Nachsehen.

Die Belgier sagen selbst, in Betreff der zu Paris mit den Belgischen Commissarien angeknüpften kommerziellen Unterhandlungen: „daß sie dem Nachdruck kein Ziel setzen könnten, weil dieser die Blüthe ihres Buchhandels ausmache." —

Berlin.

*** Am 6. October ist unser neugewählter Ober-Bürgermeister, der Geh. Justizrath Krausnick in sein Amt eingeführt worden. Er ist als ein trefflicher achtungswerther Mann bekannt.

*** Von Seiten des Ministers der geistlichen und Medizinal-Angelegenheiten soll den hiesigen Aerzten zur Pflicht gemacht sein, — weniger Badereisen zu verordnen. Es geht durch sie so viel Geld aus dem Lande; unbemittelte Leute stürzen sich in Schulden, und noch manches Andre geschieht, was schlechte Folgen hat; — wahr, sehr wahr; aber wie möchten, der Aerzte unbedingt Badereisen verordnen, dahingegen ist es bei unserm hohen Adel guter Ton und Mode, die Sommermonate in Badeörtern zu verleben. Und der hohe Adel wird doch keine Vorstellungen machen lassen!

*** Bei unsrer Börse ist jetzt ein reges Leben. Ein jüdischer Kaufmann äußerte neulich: „Gott's Wunder! hätt' ich doch nie geglaubet, daß so viel Harmonie ist bei der Börse. Man hört von Nichts als von Akkorden!“

*** Der Dr. Ritter, derselbe, welcher Leibarzt des Kaisers von Brasilien war, erzählte neulich in der Vossischen Zeitung, daß er auf dem Wege zwischen Dresden und Tharand ein 20jähriges Mädchen todtgefunden, dem ein etwas großer Blutegel die Pulsader am Halse durchbohrt und es dadurch getödtet habe. Ein anderer Arzt erzählte Herrn Dr. Ritter darauf, daß die Ader am Halse nicht Puls- sondern Kopfschlag-Ader heiße, und daß die Sache ein wenig anders zusammenhängen müsse, indem diese Ader tief unter der Haut und sehr geschützt gelegen sei. U. s. w. „Wenn Jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen.“

*** Der Berliner Volkskalender für 1835 ist erschienen; Rellstab lobt die darin enthaltenen Erzählungen von H. Smidt.

*** Der Gesellschafter giebt nie Stoff zum Lachen, ausgenommen, wenn er sich selbst lächerlich macht. In Nr. 167 dieses Journals heißt es in einer Beurtheilung des Werkes „Italien wie es wirklich ist“ wörtlich so: „der gemüthliche Gewohnheitsmensch, (und wer ist dies im Allgemeinen mehr als der Deutsche?) empfindet jede Abweichung von dem Herkömmlichen äußerst schmerzhaft, und ist nur zu oft geneigt jedes Andere auch zugleich das Schlechtere zu nennen.“ Kann man wohl mehr Unsinn in weniger Worten zusammendrängen? Es ist abgekannt, daß gerade der Deutsche alles Fremde, oder wie der Recensent es unklugerweise nennt, alles Andere dem Bekannten, alles Auswärtige dem Einheimischen vorzieht, wie dies noch immer seine Sprache und seine Moden beweisen. Wir nennen also nicht jedes Andere auch zugleich das Schlechtere, Herr Recensent, sondern das Bessere, und wenn der Gesellschafter z. B. in Lappland erschiene, so würde es uns weit lieber sein.

*** Der Ex-Redacteur des Ex-Journals „Die Zeit“ Herr W. von Kesteloot, verkündigt jetzt durch die Vossische Zeitung, daß er Besitzer des Gasthofes zur Taube in München-berg ist, und bittet, ihn mit zahlreichem Besuche zu erfreuen. Herr von Kesteloot hat also endlich eingesehen, daß er kein Schriftsteller ist, und das ist vernünftig, das ist lobenswerth! Möchten nur Mehrere seinem Beispiele folgen; möchte B. Kalm z. B. einen Victualien-Keller begründen; Joel Saul Loebell eine Wurstbude, u. s. w.

*** Mehrere, von einer Lustreise durch die Schweiz zurückgekehrte, glaubwürdige Männer berichten, daß sie an der Mittagstafel in einem Gasthofe Zürichs den Theaterdichter Herrn Raupach getroffen und mit Erstaunen hören mußten, wie derselbe in den härtesten Ausdrücken gegen unsere Königliche Bühne und ihre Verwaltung gesprochen. Das ist in der That undankbar von Herrn Raupach! Er hat dieser Bühne viel, sehr viel zu verdanken! Sie hat fast alle seine Stücke vortrefflich ausgestattet in's Leben treten lassen, in jeder Hinsicht keinen andern Dichter so wie ihn begünstigt, und ihm für jeden Akt 30 Thaler gegeben: ein Umstand, auf den es Herrn Raupach vielleicht am meisten ankommt! Tell sagt in den „Schlechtdenkern“: „Ich thue Alles für mich. Wenn Die glauben, ich thue etwas für sie, so irren sie sich; ich will das schändliche Laster des Undanks nicht vergrößern.“

Theater-Notizen.

*** Madame Crelinger, die größte deutsche Schauspielerin, wollte ihre beiden Töchter Bertha und Clara Stich, von denen die Eine zur Sängerin die Andere zur Schauspielerin gebildet ist, dem Berliner Publikum in mehreren Partheien auf dem Hoftheater vorführen. Der Graf von Redern antwortete: daß er Dies zwar bewilligen wolle, vor der Hand aber keine Aussicht zum Engagement der beiden jungen Künstlerinnen wäre. Hierauf wandte sich Mad. Crelinger an Seine Majestät den König mit der Bitte: ihr und ihren beiden Töchtern die Erlaubniß zu geben, auf der Königstädter Bühne zu gastiren. Unser gnädiger König bewilligte dieses Gesuch, und so darf die genannte Bühne denn zum Erstenmale Tragödien geben.

Wir erzählen absichtlich nur das Factum und enthalten uns des Urtheils, ob Madame Crelinger oder der Graf von Redern Unrecht hat; über welche Punkte im Publikum sehr verschiedene Meinungen herrschen.

*** Die große Sophie Schröder hat sich in Hanover nicht gefallen. Das Publikum war ungewöhnlich kalt gegen sie. — Die Schauspieler des Thalia-Theater bei Berlin sind mit wenigen Ausnahmen für die Bühne in Brandenburg, unter der Direction des Kaufmanns Puet engagirt. — Der Proteus Alexander ist in Hanover angekommen, und wird zwei Vorstellungen auf dortiger Bühne geben.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 13. Donnerstag, 30. October. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche daselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der keusche König.

Unter einer langen Reihe französischer Könige war keiner so keusch und weniger den Ausschweifungen ergeben, als Ludwig *XIII.*, und ob er gleich gegen das Ende seines Lebens einige Liebeshändel hatte, so waren sie doch von weniger Bedeutung und ohne Folgen — eigentliche Maitressen hatte er nie. In seinen jüngern Jahren war er so verschämt und züchtig, daß es nicht selten ans Lächerliche gränzte. Besonders schien er den entblößten Busen der Damen einen Krieg erklärt zu haben; nichts konnte ihn mehr erzürnen und außer Fassung bringen, als wenn solche Reize zur Schau getragen wurden, oder seine Blicke von ungefähr darauf fielen. —

Zum Beweise mögen folgende Anekdoten dienen.

Als er einst mit mehreren jungen Herrn Ball spielte, flog ein Ball in den Busen einer der anwesenden Damen. Man scherzte darüber und forderte den König auf, ihn heraus zu holen. Die Dame selbst schien nicht abgeneigt, ihm die kleine Gunst zu gestatten, wenigstens machte sie keine Anstalt, ihn der Mühe zu überheben. — Ludwig gerieth in Verlegenheit, lief ängstlich umher, wußte keinen Rath, und wagte nicht, sich dem Frauenzimmer zu nähern, ohngeachtet die Andern fortfuhren, ihm Muth einzureden. Da er endlich sah, daß sein Ball nicht wieder zum Vorschein kam, lief er hurtig nach dem Kamin, und ergriff eine Feuerzange, um ihn mit Hülfe dieser aus seinem Gefängnisse zu befreien. Jetzt erst nahm die Dame, die sich doch einem solchen Experimente nicht aussetzen wollte, den Ball selbst heraus, und überreichte ihm denselben zu seiner nicht geringen Freude, den Gefangenen auf eine so wohlfeile Art wieder bekommen zu haben.

Einst trat er unvermuthet in das Zimmer seiner Mutter. Sie hatte kurz vorher einen Brief erhalten, den der König nicht sehen sollte. Als sie ihn erblickte, winkte sie dem Fräulein von Hautefort, einer ihrer Kammerdamen, den Brief, der am Fenster lag, eilig fortzunehmen. Dies geschah, allein Ludwig bemerkte es und wurde neugierig, den Inhalt des Briefes zu wissen. Er wollte sich desselben bemächtigen, das Fräulein hielt ihn aber fest, und so stritten sie sich unter Lachen und Schäkern herum und Keines wollte dem Andern nachgeben. Als der König endlich alle seine Kräfte anstrengte, und das Fräulein merkte, daß sie das anvertraute Gut nicht länger vertheidigen könne, so schob sie den Brief schnell unter ihr Halstuch — und „Hier ist er sicher!“ rief die Königin lachend aus. In der That zog sich Ludwig auch sogleich lachend zurück, und wagte es nicht, den Gegenstand seiner Neugierde an einem Orte aufzusuchen, der für ihn entweder zu viel Heiliges oder zu viel Abschreckendes hatte.

Ein andermal gab er sein Mißfallen über die unverhüllten Busen der Damen so deutlich zu erkennen, daß nachher keine mehr wagte, in einem solchen Anzuge sich vor ihm sehen zu lassen. Dies geschah bei der königlichen Tafel, wo eben eine zahlreiche Gesellschaft zugegen war. Zufällig saß ihm gegenüber eine junge Dame mit ganz entblößter Brust, die anfänglich seiner Aufmerksamkeit entgangen war. Kaum erblickte er sie, so stieg ihm das Blut ins Gesicht und er konnte sein Mißvergnügen nicht bergen. Sobald er die Augen aufschlug, trafen sie auf den verhaßten Gegenstand, und bald drückte er, um dieses Anblickes überhoben zu sein, den Hut tief ins Gesicht, und hütete sich möglich, seine Blicke in gerader Richtung über die Tafel zu lenken. Doch seine Ruhe blieb gestört, er rückte auf seinem Stuhle hin und her, und ärgerte sich innerlich so sehr, daß der größte Theil der Anwesenden es bemerkte, ohne jedoch die Ursache ergründen zu können. Als endlich von ohngefähr einer seiner Blicke den Feinden seiner Ruhe begegnete, so konnte er sich nicht länger zügeln; er nahm einen Mund voll Wasser, und sprützte es über den Tisch hinüber in den Busen der Dame, indem er ihr zugleich zu erkennen gab, wodurch sich diese seinen Unwillen in einem so hohen Grade zugezogen habe. — Diese königliche Ungezogenheit fand großen Beifall bei den Pfaffen und Andächtigen seines Hofes, alle die

Andern aber schätzten sie nach dem Werthe, den sie wirklich verdiente.

Durch diese und ähnliche Vorfälle wurde die Intoleranz des Königs gegen weibliche Eitelkeit, auf solche Weise offenbart, so bekannt, daß die Wachen keinem Frauenzimmer den Zutritt zu ihm gestatteten, die ihre Kleidung gegen seinen Geschmack gewählt hatte. — — Dies ging auch so weit, daß, wenn der König in der Kirche war, die Damen, welche hineingehen wollten, und sich in diesem Stücke die geringste Sorglosigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, entweder zurückgewiesen wurden, oder sich genöthigt sahen, erst an der Thür ihre Toilette zu machen, um den Augen ihres Monarchen kein Aergerniß zu geben.

Homöopathischer Unsinn und Mysticismus.

Eine psychologisch merkwürdige Erscheinung unserer Zeit ist das starke Hinneigen zur Mystik, die sich nicht allein in den religiösen Ansichten, sondern sogar in den Künsten und Wissenschaften, namentlich in der deutschen Musik und Poesie, offenbart.

Unter den jüngern Tonkünstlern hat sich besonders ein gewisser Robert Schumann, dem indessen Talent nicht abzusprechen ist, in seinen bis jetzt erschienenen Compositionen, so in den dumpfigen Nebel des Unsinns nach allen Kräften hineingearbeitet, daß er sich wahrscheinlich nie aus dieser unsinnigen Tonrenommisterei, durch welche er sich gar zu gern als einen Jean Paul in der Tonkunst der Welt bemerkbar machen möchte, zur lichtvollen Höhe der Kunst emporschwingen wird.

Auch würde ich in des jungen Componisten Stelle, wenn er in seiner Mystik beharrt, den etwas prosaischen Namen Schumann ändern. In Schuhputzer würde ich ihn freilich nicht umgestalten. Aber in Schuhu. Das ist ein originneller romantischer Name, der an das Mystische erinnert und den Charakter der Schumann'schen Compositionen treffend andeutet. Da könnte die Kritik dann mit Recht sagen: Nomen et Omen.

Vorzüglich aber tummeln einige Schriftsteller ihren überspannten, hochtrabenden Pegasus, den man füglich einen lendenlahmen abgemagerten Klepper, wie Don Quixote's Rozinante, nennen kann, in dem trüben Sagenkreise des Mittelalters und in noch früherer Zeit umher, weil ihnen in ihrer Schwachköpfigkeit das klare Sonnenlicht der neuern Zeit und besonders der Gegenwart zu nüchtern und zu poetischen Erzeugnissen untauglich erscheint. Hier fühlen sie sich nicht heimisch, weil sie sich hier zu dem Realen in der Kunst erheben müßten. Dies aber übersteigt ihre Kräfte. Daher werfen sie sich dem Nebel einer längst vergangenen Zeit in die Arme, um in ihm ihre Meisterwerke zu schaffen. Ein auffallendes Beispiel dieser Gattung von Poetereien liefert das kürzlich erschienene Drama „König Arthur und seine Tafelrunde" von einem gewissen A Bürck. Dieser, wie wir hören, noch junge Dichter, der bereits eine verunglückte „Kunst des Vergoldens" — sie erschien in Leipzig bei Hartmann — der vergoldenden Zunft übergeben, hat in dem erstgenannten Werke den klassischen, berühmten „Merlin" von Immermann zu übertreffen und zu verdunkeln beabsichtigt, (denn wozu wählte er sonst denselben Gegenstand?) dabei aber in seiner Kraftlosigkeit den Artur des alten Sagenkreises in einen Bajazzo von 1750 zugestutzt, so daß man wirklich nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die sentimentalen, weinerlichen, schwülstigen Floskeln, welche den Inhalt dieses krankhaften Drama's ausmachen, oder die Geschmacklosigkeit des Dichters, der seinen Helden wie einen elegisch-prunkenden Zierbengel, duftend von Eau de mille fleurs über Mondschein und ähnlichen „duftigen" Kram phantasiren läßt. Von Handlung findet sich natürlich bei einem solchen Helden nicht die geringste Spur. Die übrigen auftretenden Personen schwanken ebenfalls sämmtlich ins Blaue hinein. Uebrigens hat das Drama wundersame Heilkräfte, und ist in dieser Beziehung allen Denen bestens zu empfehlen, welche an Schlaflosigkeit leiden. Wer zwei Seiten dieses Drama's liest, d. h. dies muß ohne alles Nachdenken geschehen, welches leicht zu bewerkstelligen ist, da das Drama nur einen Gedanken enthält, nämlich den Gedanken des Unsinns, — der versinkt urplötzlich in eine Schlafmanie, die oft zwei bis drei Tage und Nächte anhält. Die Homöopathen verordnen daher bereits einzelne Blätter dieses Drama's, so wie anderer ähnlicher Werke, gegen permanente Schlaflosigkeit, und die Herren Gebrüder Reichenbach in Leipzig, bei denen der schlaferregende Artur erschien, finden dabei ihre Rechnung. — Die genannten Mystiker verwahren übrigens nirgends auch nur im Entferntesten die Genialität, welche dem aufmerksamen Leser aus den mystischen Schriften eines Jakob Böhme entgegenblitzt. —

G. Bergen.

Reise-Lieder.

1.

Von Städten und von Bergen
Und all' den prächt'gen Dingen,
Die ich gesehn auf Reisen,
Will mir kein Lied gelingen.

Doch von dem kleinen Dörfchen,
Wo Du und ich einst gingen,
Davon werd' ich, so hoff' ich,
Noch manches Liedchen singen.

2.

Mondbeglänzt
Geht die Reise
Durch des Waldes
Tiefe Gleise.

Wie ergötzlich
In den Bäumen
Träumend ſehen,
Sehend träumen!

In den Lüften
Welch Gebrauſe!
Wilder Jäger
Zieht nach Hauſe.

Zwerggeſtalten
In den Hecken,
Die ſich aus zu
Rieſen recken.

Feenſchlöſſer,
Glanzdurchwoben
Flugs erſtanden,
Flugs zerſtoben.

Wie ein Rieſe
Steht die Eiche,
Streckt nach mir die
Dürren Zweige.

Dicke Köpfe
Aus den Büſchen
Grüßend nicken,
Höhnend ziſchen.

Immer reger,
Immer dichter
Um den Wagen
Das Gelichter.

Blaſe, Schwager,
Raſch ein Ständchen,
Und zerſtoben
Sind die Zäntchen!

Koſten.

Logogryph
von
W. Achat.

An Rachel.

Zweiſylbig.

Daß Du ein Judenmädchen biſt,
Soll mich in meiner Liebe wenig ſtören.
Der heil'gen Tauf' Entehrung iſt
Ein Fehler, den Du theileſt mit Cytheren.

Noch Manches theilſt Du ſonſt mit ihr:
Die Herrſchaft über alle Männerherzen.
Eins rückwärts doppelt, glaube mir,
Empfände ſelbſt, Dich ſehend, Liebesſchmerzen.

Zwei vorwärts doppelt, das ſo ſchön
Dich kleidet, ſtyl' auf Deine Locken, Mädchen,
Und laß uns dann zum Ganzen gehn,
Den Bund, der uns vereinigt, zu beſtär'gen!

Neues unter der Sonne.

*** In der Hannöverſchen Zeitung befindet ſich ein Artikel: „Göthe's und Napoleon's Naturanſicht über die Franzöſiſche Revolution" der mit vielen Noten verſehen iſt, die einen geiſtreichen aber ſervilen Autor verrathen. So heißt es in einer Note ungefähr: „Kann ein Fürſt nicht ſelbſt regieren, ſo muß er einen Miniſter-Präſidenten wählen, der ſtatt ſeiner regiert. Das iſt keineswegs eine Schande; denn nur das Recht zu regieren, iſt erblich (?) aber keineswegs die Fähigkeit, (c'est dommage!) und eine mangelnde Naturgabe gereicht Niemandem zur Schande." — Eine großartige Idee des anonymen Notenſchreibers! Und zu welchem Nutzen ernährt denn das Volk eine Puppe? Und wer ſteht denn dem Volk dafür, daß dieſer Mann, der das Recht zum Regieren ererbt, mit dem Recht aber nicht fertig wird — weil auch Verſtand dazu gehört, und dieſer ihm fehlt — nicht einen Miniſter wählt, der eben ſo naturgabemangelerleidend oder aber ein Schurke iſt, der das Volk drückt und knechtet? — Nein, wohl dem Lande, das einen ſelbſtregierenden König hat, und einen König, der klug, gerecht und freiſinnig iſt, der nie die Würde und die Rechte der Menſchheit vergißt, der die Wahrheit in jeder Form liebt, und ſeinen Thron nicht mit eiſernen Mauern umſchließt; der ſeinen Dank in dem Glücke ſeines Volkes, nicht aber in den Verſen hungriger Poeten findet, deſſen Wache die Liebe ſeiner Unterthanen, nicht die Schwerdter ſeiner Söldlinge ſind!

*** Neulich waren die drei verbündeten mächtigen Rothſchild's in Paris zuſammengekommen: nach der Juli-Revolution einer der wichtigſten Momente in der neuern Geſchichte. „Herr Bruder von Norden! Herr Bruder von Oſten! Herr Bruder von Weſten!" Zür Süden iſt Keiner. —

⁂ In Petersburg erscheint jetzt ein „Conversations-Lexikon" in russischer Sprache. 150 Gelehrte und Litteraten nehmen Theil daran; die Herausgabe besorgt Herr A. Pluchardt.

⁂ Der Pfarrer Schmezer zu Baden gibt bei Sauerländer in Frankfurt a. M. in Verbindung mit mehreren Theologen „Blätter für häusliche Erbauung" heraus, und bemerkt in der Ankündigung, daß diese Blätter in Freud und Leid, in Glück und Unglück, für Gesunde, Kranke, Hausväter und Hausmütter, Kinder, Greise und für Sterbende ein treuer Begleiter des Lebens sein sollen. — —

Berlin.

⁂ Raupach ist wieder in Berlin, und wird neue Stücke von sich ins Leben treten lassen.

⁂ „Denn hört Allens auf!" sagt unser Beckmann in der „Reise auf gemeinschaftliche Kosten." Die Preußische Staats-Zeitung hat am 14. October 1834 einen Witz gemacht, und wenn erst die Preuß. Staats-Zeitung Witze macht, — ne, denn hört Allens auf! — Sie berichtet aus China, daß der Kaiser, genannt „Ruhm der Vernunft," zwanzig Fleischer bestraft, weil sie Ochsen geschlachtet haben; daß er ihnen das Rindfleisch weggenommen, und es — weil er sich schämte dasselbe zu verkaufen — an die Armen geschenkt. Die Häute aber, fügt die Staats-Zeitung hinzu, hat der Ruhm der Vernunft für seine Schatzkammer zu Gelde machen lassen.

⁂ Der große Saal des Englischen Hauses hierselbst, ist am 25. October ein Raub der Flammen geworden. In London ist das Ober- und Unterhaus, bei uns das Hinterhaus abgebrannt. Auch heißt der Besitzer desselben: König. —

Theater-Notizen.

⁂ Der K. Schauspieler Herr Krüger ist von Petersburg zurückgekehrt, und wird als Posa wieder auftreten. — Herr Grua soll gekündigt haben. — Der Königsstadt fehlt es an einer ersten Sängerin; erste Sängerinnen werden gebeten, sich schleunigst zu melden: man spricht von 5000 Thalern Gehalt! — Wir hoffen, daß beide Bühnen für das zu errichtende Denkmal Schiller's eine Vorstellung geben werden!!! — „Der Weiberhasser," eine Posse von der Frau von Angely hat in der Königsstadt ziemlich angesprochen. — Spontini soll eine neue Oper „Die Athenienserinnen beendet haben." Wir zweifeln an der Wahrheit dieses Gerüchts. — Eine zweite Sängerin, Demoiselle Burghardt, neu bei der Königsstadt engagirt, hat angesprochen. Auf der Königl. Bühne gastiren zwei Tänzer, die Herren Erckner und Carrele. —

⁂ Spontini hat, laut „Posaune" den Tenoristen Rauscher in Hannover un excellent chanteur genannt. Daß Rauscher ein vortrefflicher Sänger ist, wisser wir schon lange, aber französisch ist jedenfalls eine Neuigkeit. — Demoiselle Taglioni ist in London von der Opera befallen, und hat deshalb ihren Contract mit dem Direktor des Drury-Lane-Theaters brechen müssen. Das vortreffliche Lustspiel „König und Schauspieler" aus dem Französischen von G. Harrys hat in Aachen sehr gefallen. — „Das graue Männlein" von Eduard Devrient in Hannover wenig. Ist auch nichts werth! —

⁂ Spontini hat in Hamburg auch dem Capellmeister Krebs von seiner Menschenfreundlichkeit Beweise gegeben, indem er seine Oper „Westalin" selbst dirigirte. — Man sagt übrigens, Herr Krebs solle nicht ganz zufrieden damit gewesen sein.

— Demoiselle Bauer gastirt noch immer in Wien, und geht von dort nach Berlin. — Raupach's „Nasenstüber" hat im Leopoldst. Theater mißfallen. — Wild ist im Kärnthnerthor-Theater wieder aufgetreten, und beifallbestürmt. — Herr Quandt, früher beim Königst. Theater gastirt in Grätz. — Alexander, der große — Pretzus trat in Hannover in seiner bekannten Posse „Les roues de Nicolas" auf und machte Furore. — In den italienischen Theatern macht eine Sängerin, Demoiselle Gned, früher in Prag, viel Glück. — Im Theater Carignano zu Turin hatte eine Oper „Il Soldato svizzero" von einem neuen, sehr talentvollen Tondichter, Lauro Rossi, sehr günstigen Erfolg. Man wirft dem Componisten Reminiscenzen vor und macht ihn auf manche Fehler aufmerksam, indessen lobt man mehrere originelle, melodiöse und gediegene Piecen. Von Bauernfeld ist im Hoftheater zu Wien ein Charaktergemälde „Franz Walter" in Scene gegangen, das viel Gutes haben soll. —

⁂ Die Lehmann, von der wir neulich berichteten, daß sie die Königliche Bühne aus Frömmigkeit verlassen, hat dieselbe wieder betreten.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 14. Montag, 3. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die alte und die neue Leipziger musikalische Zeitung.

In Leipzig war, wie bekannt, von jeher das musikalische Leben dramatisch, d. h. in keiner Stadt Deutschlands findet sich ein regeres Streben im Gebiete der Tonkunst, als gerade in der genannten. Gegenwärtig hat dies Leben und Treiben sogar einen sehr tragischen Anstrich erhalten, d. h. nur in Bezug auf die beiden jetzt hier existirenden musikalischen Zeitschriften, von denen die eine der andern unterliegen muß, obschon sie noch nicht unmittelbar mit einander in Streit gerathen sind.

G. W. Fink, der wohlanständige Magister artium liberalium leitet nach wie vor die alte ehrwürdige, nun beinahe ein Vierteljahrhundert bestehende Breitkopf und Härtelsche Zeitung; aber nicht mit der Umsicht und Gewandheit, welche sich früher in seinem schriftstellerischen Wirken bekundete. Seine Phantasie, sein ehemaliger Scharfblick im Gebiete der Kritik wird nachgerade matt. Seine Feder sinkt kraftlos herab und regt sich nur noch lebendig frisch, wenn sie die alte, dem Verfasser so beliebte und den Verlegern so theure Firma „angezeigt," „mitgetheilt von G. W. Fink" aushängen kann. Andere Namen liest man selten in der Zeitschrift, welcher selbst die langweiligen Berichte aus Italien keinen besondern Reiz verleihen können. In der neuesten Zeit ließ nur der treffliche, ästhetisch-gebildete Borromäus von Miltitz ein gediegenes, kräftiges Wort über den pathetisch-egoistisch-prunkenden Göthe-Zelterschen Briefwechsel ertönen, während Herr G. W. Fink mit der beharrlichsten Consequenz fortfährt, in der freundlichsten Liebenswürdigkeit seine kindische kraft- und saftlose Kritik auszukramen. Dabei haben jedoch diejenigen Componisten die große Ehre, zuerst, und zwar rühmlichst erwähnt zu werden, welche der beschiedenen Frau Magister Fink Wohlgeboren, den tiefsten Knix gemacht, dieser hochmächtigen Frau das zarte Händchen geküßt und mit schmachtender Selasdonsmiene à la Chopin die Cour geschnitten haben.

Altersschwäche, Kraft-, Saft- und Farblosigkeit, Abonnenten- und Mitarbeiterabzehrung werden bald die alte, durch Rochlitz Wirken ehrwürdige Zeitung dem schon offnen Grabe rasch entgegenführen, wenn nicht die Verleger bald andere Maßregeln ergreifen. Auffallend ist und bleibt es, daß Fink, der früher doch so manches schöne und geistreiche Wort vernehmen ließ, nicht einmal seine wirklich gediegenen historischen Kenntnisse geltend zu machen sucht. In bona pace schreibt er wöchentlich eine gewisse Anzahl Kritiken und sonstige Aufsätze nieder und steckt dafür so und so viel Honorar in die Tasche.

Dagegen tritt die „neue Leipziger musikalische Zeitschrift" ganz anders auf, obschon nicht zu verkennen ist, daß sie in mancher Beziehung der Tummelplatz selbstsüchtiger Absichten, und nicht geradezu rein der Kunst förderlich ist. Einzelne keck hingeworfene Umrisse, Gemälde und Gedanken tragen offenbar das Gepräge der Genialität, wie die musikalische Novelle „Vater Doles und seine Freunde" von Lyser, der jedoch in seinem Style etwas correcter sein könnte. Alle bis jetzt erschienenen Blätter athmen ein frisches, reges Leben und Treiben, ja oft übersprudelnde Laune und Witz. Wenn dabei nicht Alles so ist, wie es sein sollte, so trägt offenbar die unter 5 bis 6 Personen vertheilte Redaktion einen großen Theil der Schuld, und das alte Sprichwort: „Viele Köche verderben den Brei" offenbart auch hier wieder seine Richtigkeit. An der Spitze einer Zeitschrift, soll sie anders energisch auftreten, darf nur Einer stehen, der unbedingte Machtvollkommenheit hat, zu verwerfen, oder aufzunehmen. Ein arger Mißgriff war jedenfalls, daß man einen Lobsalm über den Göthe-Zelter'schen Briefwechsel an die Stirn der Zeitschrift stellte, der noch dazu von einem Laien in der Tonkunst geschrieben ist, von einem gewissen Herrn Bürck, der bis jetzt mehrere „bedeutende" Werke der Welt übergeben hat. Dahin gehört ein Referat im „Kometen" aus Weimar, seiner Vaterstadt, in welchem Herr Bürck sagt: „daß, seitdem Göthe der Welt Valet gesagt, nur der geniale Bürck einigen Ersatz für diesen Verlust zu leisten vermöge."

Stände der talentvolle und vielseitig gebildete Schumann allein an der Spitze der Zeitschrift, so würde man dem Unternehmen nur den einzigen Vorwurf zu machen haben, daß — wie es namentlich in den fortlaufenden Aufsätzen „die Davidsbündler" betreibt, der Fall ist, — die Jean-Paulomanie zu sehr dominire, welche freilich gerade in der musikalischen Kritik leicht zur bombastischen Schwulst und Undeutlichkeit ausarten kann. So aber stehen Schumann, die Herren Wieck, Schunke, Knorr und noch Mehrere bei Leitung des Ganzen mit gleicher Machtvollkommenheit zur Seite, und diesen letzten Herren gehören offenbar die matten Stellen der Zeitschrift an, wie sie denn überhaupt sämmtlich der von Herrn Wieck getauften und benamseten „neuromantischen" (!!) Schule zu sehr huldigen, und in ihr nur das Heil der Kunst erblicken. Chopin, der bis jetzt kaum ein Dutzend Mode-Compositionen hat drucken lassen, der überhaupt ein seichter Bursche ist, erscheint hier als Prometheus, den die gesammte Redaktion auf Kosten der klassischen Pianoforte-Musik, wie das goldene Kalb, abgöttisch verehrt. Er ist das Kriterium, nach welchem alle neu erscheinenden Kunstproducte beurtheilt werden. Wie es unter solchen Auspicien mit der Kritik aussieht, wird jeder Sachverständige leicht erachten können. Etwas kürzer und bündiger hätten die langen Expectorationen des Herrn Wieck über den Handleuchter sein können. Nächstens wird er dem Vernehmen nach eine erschöpfende Abhandlung über die Blendlaternen in musikalisch-ästhetischer Beziehung veröffentlichen. — Herr Schunke, ein Freund des großen, unbekannten Chopin, verheddert sich bisweilen in seinen kritischen Ergüssen. So sagt er z. B. in der Beurtheilung eines Klavierstücks von Taubert: „das Ganze sei in A-moll geschrieben, trage aber offenbar den Charakter von G-moll." Diese ästhetisch-kritische Kunstäußerung kommt mir vor wie die Frage jenes Knaben: „Haben Sie diese (blaue) Couleur nicht in Roth?"

Die schon angedeutete Vorliebe für den in seinen Werken unschönen und unsolidesten Chopin, der nur nach Modeflosken hascht, der von seiner überwiegenden Neigung zur unnatürlichsten Melancholie bis zur Bis-Redaktion, die Werke Chopin's auf Kosten anderer zu erheben. So wird der um die Pianoforte-Musik so hochverdiente Hummel bitter getadelt, weil er nicht mit der Zeit, d. h. mit der Mode fortschreite, weil er sich nicht herablasse, Chopin's Werke zu studiren, zu spielen, weil er vor einigen Jahren nicht in die furchtbarsten Exclamationen ausbrach, als Herr Wieck mit seltener Herablassung seine Tochter Clara Wieck vor ihm spielen lassen wollte. Hummel soll sich also nach Chopin bilden! Diese Zumuthung kommt mir fast eben so vor, als wenn man von einem genialen plastischen Künstler verlangt, einen Berliner Eckensteher darzustellen, um so die Kunst zu bereichern, obschon mir der Eckensteher in seiner Natürlichkeit höher steht, als der Tonkünstler Chopin.

In einem Aufsatz der sogenannten „Davidsbündler," welche doch etwas zu genial in der Bildung neuer Wortformen sind, fallen mir besonders folgende auf: „Schönes Eusebiusgemüth," „Logierwesen" u. A. Ich weiß wohl, was diese Wort-Combinationen bezeichnen sollen, allein gut und schön kann ich sie nicht nennen. Derselbe Aufsatz (No. 19.) führt auch einzelne allzu excentrische Hyperbeln mit sich. So z. B.: „Der hochehrwürdige Bach, der Millionenmal mehr gewußt, als wir vermuthen (!), fing zuerst (?) an, für Lernende zu schreiben, aber gleich so gewaltig und riesenübermäßig (wozu dieser Pleonasmus?), daß er erst nach vielen Jahren von den Einzelnen der Welt als Gründer einer hatten, aber kerngesunden Schule vorgestellt wurde. Dem Sohn Emanuel, dem phantastischen Jüngling unter Schlafmützen (!!), waren schöne Talente angeerbt."

Dagegen enthält die Zeitschrift mancherlei Gutes und Werthvolles, weniger in den Kritiken, die bisweilen sogar „töppisch" und „häßlich"*) werden, als vielmehr durch öfter abgedruckte Aphorismen aus andern Werken musikalisch-ästhetischer Schriftsteller. Was sollen aber so manche Notizen unter der Rubrik „Vermischtes," die mehr lächerlich erscheinen, als interessiren. So z. B.: Der vortreffliche Lieder-Componist Carl Bank wird längere Zeit in Leipzig bleiben." Unsterblicher! Deine Lieder mögen „vortrefflich" sein! „Ich kenne Dir nich." Auch andere gebildete Tonkünstler, die sich doch sonst in der musikalischen Literatur umgesehen, kennen ihn entweder nicht, oder sie finden seine Lieder nicht „vortrefflich." Vortrefflicher, laß bald Vortreffliches von Dir hören! — In No. 26 heißt es unter den Kunstnachrichten: „Clara Wieck wird während des Sommers in Dresden bleiben," und „Löwe hat einen Commentar zum zweiten Theil von Göthe's Faust geschrieben." Solche Nachrichten sind zu unbedeutend, und zu nichtssagend für eine „neue musikalische" Zeitschrift. Dresden wird freilich an Geschmack enorm gewinnen, weil Clara Wieck, eine Clavierspielerin, die nur Chopin's Werke spielt, in den Mauern dieser Stadt weilt. O glücklich der Ort, wo solche Künstlerin weilt! Ihre Leistungen sind nach dem Ausspruche ihres Vaters, der es mir nicht ein Mal sondern unzählige Male sagte, — „erstaunlich," „unglaublich" u. s. w. u. s. w. Die übrigen Kunst-Notizen sind interessant und gut gewählt.

Wenn ich hier die Schattenseiten der „neuen Leipziger musikalischen Zeitschrift für Musik" etwas grell beleuchtete, so geschah dies nur, um die Redaktion aufmerksamer auf ihr Wirken zu machen. Der Lichtseiten, die ersprießlich für die Kunst wirken können und werden, hat das Unternehmen zahlreiche, und diese werden demselben auch eine rege Theilnahme im Publikum sichern.

G. Bergen.

*) Eigne Ausdrücke der Verfasser.

Die große Anekdoten-Jagd

und

Blumen-, Frucht- und Dornenstücke.

Unter diesen Titeln sind bei Heinrich Franke in Leipzig zwei Sammlungen humoristisch-satirischer Kleinigkeiten erschienen, von denen wir hier einige, statt aller Empfehlung mittheilen:

Auf der Rose Blätter schwer ich,
Nicht mehr, Rosa, Dein zu denken
Bis zum letzten Hauch.
Zephyr kam, verstreute kosend
Leichten Flugs die Rosenblätter,
Und die Eide auch.

Auf drei häßliche Damen,

welche sich den Preis der Schönheit streitig machen.

Noch stets der Welt uralter Lauf! —
Sollt' Paris wieder solchen Streit entscheiden,
Wird' er den Apfel in drei Stücke schneiden,
Und — speiste sämmtliche drei Stücke auf. —

Grabschrift.

Hier liegt Doloris Weib. Dies, Wandersmann,
Sollst Du allein als Grabschrift lesen;
Denn was sie lebend ihrem Mann gewesen,
Zeigt dieses Kreuz Dir schon symbolisch an.

Der Tod.

Mich fürchten vor dem Tod? Ja, daß ein Narr ich wär'!
Bin ich, so ist er nicht; ist er, bin ich nicht mehr!

Was heißt's und was soll es heißen?

Mein Gatte wurde mir durch den befreienden Tod entrissen. Groß waren seine Leiden. —

Der bittende Jude.

Ein Jude, der gehenkt werden sollte, bat den Scharfrichter: „Gnädiger Herr! Haben Se doch de Grausamth, un binden Se dous Strick üm den Leib; ich bin am Hals gar so kitzlich."

Es war zu früh.

Ein Kaufmann ward um fünf Uhr Abends in einer Vorstadt vor Paris von Dieben angefallen. „Meine Herren," sagte er gelassen, „Sie gehn heute sehr früh an Ihr Geschäft."

Kleine Krebse und Fische.

Als Jemand fragte: wann die kleinen Krebse und Fische am besten wären? erhielt er zur Antwort: „wenn man keine großen bekommen kann."

Die Ausstattung könnte, namentlich bei der Anekdoten-Jagd, besser sein; auch hat der Corrector zu stark gejagt, und manchen Bock geschossen.

G.

Neues unter der Sonne.

Berliner Hof-Theater.

Drei Sängerinnen.

In der jetzigen an guten Sängerinnen so armen Zeit ist es eine erfreuliche Erscheinung für den Kunstfreund, wenn er in dem kurzen Zeitraum von kaum 14 Tagen drei liebliche Sängerinnen von verschiedener Kunstbildung und mit verschiedenen Gesangesgaben ausgestattet, im Gebiete der dramatischen Musik auftreten sieht. Die Königliche und die Königstädter Bühne sind es, welche den Gesang liebenden Ohren der Berliner die Kunstleistungen der Damen Finke, Becker und Fischer-Achten, denen ein nicht unbedeutender Ruf vorangeeilt war, vorführten. Dieser Ruf hat sich bei diesen drei Sängerinnen als ein vortheilhafter bestätigt. Die Opern: „Don Juan," „Zauberflöte," „Iphigenia in Aulis" und — der Leser denke sich hier geneigtest einen ungeheuren Gedankenstrich — Auber's [illegible] „Fra Diavolo" geben mir Gelegenheit, folgende kurze Charakteristik der genannten Sängerinnen zu entwerfen.

Madame Fischer-Achten*) vom Theater zu Frankfurt hatte hier in Berlin die größten Erwartungen erregt, da sie in vielen sehr pomphaften Berichten als eine der vorzüglichsten Sängerinnen unserer Zeit geschildert war. Für Frankfurt ist sie allerdings vorzüglich zu nennen. Für die Königliche Bühne zu Berlin jedoch nur eine Sängerin zweiten Ranges. Sie trat bis jetzt als Donna Anna und Pamina auf. Beide Partieen erfordern bekanntlich eine leidenschaftliche Auf-

*) Nicht zu verwechseln mit der ausgezeichneten Sängerin Mad. Fischer-Schwarzbeck in Karlsruhe.

D. R.

faſſung und Erſtere beſonders eine gluthvolle, in einzelnen Momenten an die höchſte Exaltation grenzende Darſtellung. Von Alledem ließ Mad. Fiſcher-Achten hier und da kaum einen leiſen Anflug blicken. Im höchſten Grade matt und kraftlos erſchien ſogar das herrliche Duett D-moll, zwiſchen Anna und Octavio (Don Juan, erſter Act), wo das Tempo ein ganz verfehltes war. Mozart will ein leidenſchaftlich bewegtes Allegro und Herr Spontini taktirte ein langſam ſich hinſchleppendes Moderato, das ſich erſt in der zweiten Hälfte zu dem rechten Tempo ſteigerte. Reine Intonation, Sicherheit, Gewandheit und Leichtigkeit, ſelbſt in den ſchwierigſten Stimmlagen und Tonfiguren ſind Vorzüge, die Mad. Fiſcher-Achten in einem hohen Grade beſitzt. Aber ihre Kälte im Vortrage, ihr monotenes Spiel rauben ihr — worauf ſie doch offenbar durch die Wahl der Partieen ſtarken Anſpruch macht, — den Ruf einer dramatiſchen Sängerin. Als Concertſängerin iſt ſie mehr an ihrer Stelle, obſchon auch hier die leidenſchaftloſe Farbe ihres Vortrags dem allgemeinen Beifall hemmend entgegentritt. Ungeachtet dieſer kritiſchen Ausſtellungen iſt Mad. Fiſcher-Achten immer eine angenehme Erſcheinung, die wegen des bedeutenden Umfanges ihrer Stimme die Aufmerkſamkeit und den Beifall verdient, den ſie hier fand. Ihre Ausſprache iſt faſt durchgängig undeutlich.

Mad. Finke vom Großherzoglichen Theater zu Mecklenburg realiſirte die ſo lange vergeblich gehegten Wünſche der hieſigen Verehrer des großen Gluck. Sie trat als Iphigenia in Aulis auf. Wahrlich ein männlicher Entſchluß für eine heutige Sängerin, da der größte Theil ihrer Schweſtern nur Auber'ſche, Bellini'ſche und Meyerbeer'ſche Buhlereien und Tanzrythmen ſingen will und — in ſeiner Ohnmacht auch weiter nichts vermag! — Mad. Finke hat eine ſchöne, klangvolle Stimme, intonirt rein und ſicher, und beſitzt ein glückliches Organ, welches bei einer frühern ſorgfältigen Ausbildung einzelne Härten und Undeutlichkeiten in der Ausſprache hätte vermeiden lernen. Ihre Stimme eignet ſich ſehr zum Vortrage ſolcher Geſangſtücke, die den wahren Geſang in gehaltenen Tönen, nicht aber die heutigen Harlekinaden und halsbrechenden Modeſtücken erfordern. Ihr Vortrag hat das nothwendige Licht und den erforderlichen Schatten bis in die feinſten Nüancen. Er verräth in den leidenſchaftlichen Momenten ſo wie in der Darſtellung ſanfter Gefühle oft gluthvolle Empfindung, Anregung und tiefen, ſeelenvollen Ausdruck. Wenn ihre Leiſtung bisweilen an Kraft und Nachdruck verlor, ſo iſt der Grund nur darin zu ſuchen, daß die ganze Generation der heutigen Sängerinnen durch ſeichten Modetrunk dem großartigen Kothurn der wahren, ächten Geſangsbildung entfremdet, durch leichtſinnige Lehrer verdorben, lieber da brillantes Paſſagenwerk à la Giraffo ſingen wollen und können, wo die großen Meiſter des dramatiſchen Geſanges durch einzeln hingeworfene Noten in tiefempfundenen, gehaltenen Tönen zum Herzen zu ſprechen beabſichtigen. Mad. Finke hat ihre Aufgabe als Iphigenia richtig gewürdigt, iſt eben ſo richtig bei ihren Studien verfahren und hat mehrere Momente der Oper tief empfunden und mit dramatiſcher Wahrheit wiedergegeben. Dafür erwarb ſie ſich den verdienten Beifall der Kenner, die nach ſolchen Momenten gern geringe Schattenfeiten überſehen. Ihr Spiel hätte bei größerer Einfachheit mehr Wirkung hervorgebracht. Mad. Finke bald die andere Iphigenie und Armide in ihren Leiſtungen nachfolgen laſſen!

Demoiſelle Beckar, früher Mitglied des Leipziger, jetzt des Königſtädter Theaters, trat auf dem Letztern bis jetzt nur als Serline im „Fra Diavolo" auf und erntete verdienten Beifall. Ihre Stimme iſt jugendlich friſch und rein, klangvoll und gutgebildet. Ihre liebenswürdige Schalkheit und Naivetät wird dazu beitragen, der Sängerin großen Beifall zu erringen, wenn ſie ſich von einem geringen Grade von Befangenheit — der freilich noch zu größern Erwartungen berechtigt — ſo wie von einem bisweilen eintretenden Mangel an Lebendigkeit losgeſagt haben wird. Jedenfalls iſt Dem. Becker eine gute Acquiſition des genannten Theaters, und es iſt mit Sicherheit vorauszuſehen, daß ſie bei größerer Aufmerkſamkeit auf ihr Spiel ſich zu einem Lieblinge des hieſigen Publikums aufſchwingen wird, wie dies ſchon in Leipzig der Fall war.

G. Bergen.

Theater-Notizen.

*** Am 8. October wurde im Kärnther Theater zu Wien die Oper „Rafael" von W. Telle gegeben. Der talentvolle Componiſt iſt ein Schüler Cherubini's und war Capellmeiſter in Aachen, woſelbſt dieſe neue Oper Furore machte. Saphir tadelt zwar ſo Manches in dieſer Compoſition: verſteht aber gar nichts von Muſik und hat überhaupt wenig Urtheil. Die Ouverture wurde da capo verlangt und Herr W. Telle am Schluſſe gerufen. — In demſelben Theater iſt Mad. Schodel wieder aufgetreten und hat nicht angeſprochen. — Der Muſikdirector Sämann in Königsberg wird zum nächſten Frühjahre daſelbſt ein Oſtpreußiſches Muſikfeſt veranſtalten.

*** Der Capellmeiſter Port hat ein Concert gegeben, in welchem er von Beifall überſchüttet wurde. Ein zweites wird er noch veranſtalten, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß er den hier anweſenden Lafont aus Paris nicht zu fürchten hat. — Der Königliche Schauſpieler Bercht, den wir ungern als Liebhaber, viel lieber in Charakterrollen ſehen, ließ ſich neulich als Sänger hören, und trug zwei ſchöne Baßlieder von H. F. Thumer. Herr B. hat eine kraft- und klangvolle, umfangreiche Stimme und berechtigt auch in dieſer Hinſicht zu ſchönen Hoffnungen. — Herr Ed. Krüger verläßt die Hofbühne. — Herr Carl Devrient, der bei der Königſt. Bühne gaſtirt, gefällt ſo ziemlich. — Die Sängerin Dem. Stretter verläßt dies Theater. Adieu! — Bei der Königlichen Bühne wird ein neues Ballet einſtudirt, das ſchrecklich viel Geld koſten ſoll: man ſpricht von 30,000 Thalern! — Die Königſt. Bühne will auch zum Carneval einen Zauber-Witz loslaſſen. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 15. Dienstag, 4. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Das Amphitheater*).

Der Zug des Arbaces bewegte sich langsam und mit vieler Feierlichkeit vorwärts, bis endlich, nachdem man an den für die Wägen oder Sänften vorbehaltenen Plätzen angekommen war, Arbaces aussteig, und jenem Eingange zuschritt, durch welchen nur die Zuschauer vom höchsten Range eingelassen wurden. Seine Sklaven, die sich unter die niedrigere Menge mischten, wurden von den Aufsehern, welche ihre Einlaßzettel (nicht unähnlich unsern Opernbilleten) in Empfang nahmen, auf Plätze in der **popularia** (dem für die gemeinen Leute bestimmten Platze) verwiesen. Von dem Punkte, wo Arbaces saß, überflog indeß sein Auge die unermeßliche und ungeduldige Menschenmenge, welche das unermeßliche Theater füllte.

Auf der oberen Reihe (aber von den männlichen Zuschauern getrennt) saßen die Frauen, deren geputzte Kleider einem farbenreichen Blumenbeet ähnlich sahen; es wäre überflüssig, erst noch zu bemerken, daß sie den geschwätzigsten Theil der Versammlung bildeten, und daß viel Blicke zu ihnen emporschweiften, besonders von der Bank, wo die jungen unverheiratheten Männer saßen. Auf den niedrigeren Sitzen, rings um die Arena, saßen die hohen und reichen Zuschauer, die Obrigkeiten, und die Personen vom Senators- oder Ritterstande; die Gänge, welche zur Rechten und Linken der eiförmigen Arena zu diesen Sitzen führten, waren auch die Eingänge für die Kämpfenden. Doch waren diese Korridore durch starkes Pfahlwerk gegen jede unwillkommene, excentrische Laune der wilden Thiere geschützt, so daß sie stets auf die ihnen geweihten Opfer beschränkt blieben. Rings um die Brustwehr, welche über der Arena angebracht war, und von welcher aus die Sitze sich stufenweise erhoben, sah man gladiatorische Inschriften und Freskogemälde, welche die Unterhaltungen, wozu der Platz bestimmt war, sinnbildlich vorstellten. Durch den ganzen Bau waren unsichtbare Röhren vertheilt, aus welchen, so wie der Tag vorschritt, kühlender und wohlriechender Regendunst auf die Zuschauer gesprengt werden sollte. Die Diener des Amphitheaters waren noch immer damit beschäftigt, das ungeheure Sonnenzelt (oder die **velaria**) auszuspannen, welches das Ganze bedecken sollte, und dessen Erfindung die üppigen Campanier sich zueigneten; es war aus der weißesten apulischen Wolle, mit breiten, rothen Streifen gewoben. Es sei nun aus Ungeschicklichkeit der Arbeiter, oder aus Mangelhaftigkeit der Maschinerie: kurz, das Gezelt konnte nicht so glücklich wie gewöhnlich ausgespannt werden, was übrigens unter allen Umständen seines ungeheuern Umfanges wegen, besonders bei stürmischem Wetter, eine herkulische Arbeit war. Der heutige Tag war aber so windstill, daß es keine Entschuldigung der Art für die Ungeschicklichkeit der Arbeiter gab, und als endlich ein weiter Riß in dem Gezelte entstand, weil es nicht über das Ganze paßte, wurde das Mißvergnügen laut und allgemein.

Der Aedilis Pansa, auf dessen Kosten das Ganze gegeben wurde, sah besonders verdrießlich über diesen Mangel aus, und gelobte bittere Rache an dem Aufseher, welcher vor Zorn und in Schweiß gebadet, sich in nutzlosen Befehlen und eitlen Drehungen erging.

Das Gekreische hörte plötzlich auf, die Arbeiter ließen ab, die Menge bequemte sich zur Stelle und vergaß die Oeffnung, denn in diesem Augenblicke zogen die Gladiatoren in feierlicher Ordnung und unter lautem und kriegerischem Drommetengeschmetter in die Arena. Sie zogen um den eirunden Platz langsam und bedächtig, gleich als wollten sie den Zuschauern volle Muße gönnen, die ernste Heiterkeit ihres Antlitzes, ihre kräftigen Glieder und verschiedenen Waffen zu bewundern, und solche Wetten zu schließen, wie sie ihnen etwa die Aufregung des Augenblickes eingeben mochte.

„Ah!“ rief die Wittwe Fulvia der Gattin Pansa's zu, wie sie beide über ihre hohe Lehne niederschauten, „siehst Du jenen gigantischen Gladiator? wie drollig hat er sich nicht herausgeputzt!“

*) Aus Bulwer „die letzten Tage von Pompeji.“ Uebersetzt von Sporschil. Leipzig bei Wigand.“

„Ja!“ sagte die Gattin des Aedilis mit freundlicher Herablassung, denn sie kannte Namen und Eigenschaft jedes der Kämpfenden, „es ist ein Thretiarius oder Netzkämpfer; er ist, wie Du siehst, nur mit einem dreizackigen Speer, gleich einem Trident, und mit einem Netze bewaffnet; er trägt keine Schutzwaffe, außer dem Stirnbande und der Tunika. Er ist ein kräftiger Mann, und muß mit Sporus kämpfen, jenem untersetzten Gladiator mit dem runden Schilde und dem gezückten Schwerte, doch ohne Schutzwaffe des Leibes; er hat jetzt seinen Helm nicht auf, damit man sehen könne, wie furchtlos sein Antlitz ist; kämpfen aber wird er mit geschlossenem Visir.“

„In jedem Falle sind aber Netz und Speer geringe Waffen gegen Schild und Schwert.“

„Das beweist nur, wie unerfahren Du in diesen Kämpfen bist, meine theure Fulvia; in der Regel gewinnt der retiarius.“

„Aber wer ist jener schöne Gladiator, fast ganz nackt — ist das nicht unanständig? Bei der Venus, seine Glieder sind schön geformt.“

„Das ist Lydon, ein junger Mann, der noch keine Probe abgelegt hat; er ist unbesonnen genug, mit jenem ziemlich eben so gekleideten oder vielmehr entkleideten Gladiator — Tetraides — zu fechten. Sie kämpften zuerst nach griechischer Sitte mit dem Cestus; dann legen sie die Vertheidigungswaffen um, und versuchen sich mit Schwert und Schild.“

„Ein hübscher Mann, dieser Lydon! die Weiber werden gewiß auf seiner Seite sein!“

„Aber die erfahrnen Wetter sind nicht Deiner Meinung; Clodius wettet gegen ihn drei zu eins.“

„O Jupiter, wie herrlich!“ rief die Wittwe aus, als zwei Gladiatoren vom Kopf bis zum Fuß bekleidet, rings um die Arena auf leichten, sich bäumenden Pferden ritten. Den Kämpfern in den Turnieren des Mittelalters ziemlich gleichend, führten sie Lanzen und runde, schön eingelegte Schilde; ihre Schutzwaffe war mit Eisenschienen versehen, deckte aber nur die Schenkel und den rechten Arm; kurze Mäntel, die bis zum Sattel niederreichten, gaben ihrem Kostüm ein malerisches und gefälliges Ansehen; ihre Beine waren nackt, mit Ausnahme von Sandalen, die etwas über dem Knöchel befestigt waren. „O, wie schön! wer sind diese?“ fragte die Wittwe Fulvia.

„Der eine heißt Berbix; er hat zwölfmal gesiegt. Der andere führt den stolzen Namen Nobilior; beide sind Gallier.“

Während dieses Gespräches waren die ersten Formalitäten des Gepränges vorüber. Hierauf folgte ein Scheingefecht mit hölzernen Schwertern zwischen den verschiedenen Gladiatoren, die dann den ernstern Kampf zu bestehen hatten. Unter ihnen wurde besonders die Kunst zweier römischen, für dieses Fest besonders gemietheten Gladiatoren bewundert, und nach ihnen war Lydon als der anmuthigste Kämpfer zu schauen. Dieser Scheinkampf dauerte kaum eine Stunde, und erregte kein sehr lebhaftes Interesse, außer unter den Kennern der Arena, welche die Kunst jeder Aufregung anderer Art vorzogen. Die große Menge freute sich, als sie vorüber waren, und als ihr Interesse zum Schreck gesteigert wurde. Die Kämpfer waren nun in Paare, wie vorher verabredet worden war, gereiht; ihre Waffen wurden geprüft, und die ernsteren Spiele des Tages begannen unter dem tiefsten Schweigen, welches nur durch kriegerische Musik unterbrochen wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Scenen aus:

„Arthello“

Charaktergemälde in 2 Akten, nach Eckartshausen

von

Adolph Glaßbrenner.

(Fortsetzung.)

Fünfte Scene.

(Zur Verständniß ist nöthig: Arthello hat dem Doctor Schwarz, um dem Fürsten zu zeigen, von welchen Leuten er bedient sei, vorgeredet, der Präsident v. Lisper sei abgesetzt. Der Hofjunker von Klender hat den von Papillon wegen einer Beleidigung auf Pistolen gefordert, dieser sich in seiner Angst an Arthello gewendet, der ihm den Rath gegeben, dem Fürsten eine Schrift zu überreichen, worin ihm angezeigt wird, daß v. Klender ihn geschmäht habe.)

v. Klender. v. Papillon. Arthello.

v. Klender. Sieh' da, von Papillon und Arthello! Ihr steht ja so betroffen da! Um's Himmelswillen! ist es denn wirklich wahr? Der Doctor Schwarz läuft vor einer Viertelstunde wie ein Rasender an mir vorüber, nimmt mich beim Kragen, und raunt mir ins Ohr: „Wissen Sie schon, Herr von Lisper ist nicht mehr Präsident; der Fürst hat ihm den Abschied geschickt!“ Ich stehe wie vernichtet da, und ehe ich Athem schöpfe, ist der Doctor über alle Berge!

v. Papillon. Was! Der Präsident wäre nicht mehr Präsident?

Arthello. Leider bestätigt sich's, was Euch der Doctor Schwarz vertraute. Seine Excellenz sind abgesetzt.

v. Papillon (leise zu Arthello). Desto besser, desto besser! Wer weiß, was heut noch aus mir werden kann!

v. Klender. Es thut mir leid um den Mann. Wißt Ihr nicht die Ursache, Arthello?

v. Papillon. Die möcht' ich auch wissen.

Arthello. Der Fürst hat sie mir als Geheimniß vertraut. Ich will sie aber Euch, meine Herren,

mittheilen, da ich Eure Verschwiegenheit kenne. Leiht mir Euer Ohr, Herr von Papillon, damit kein Lauscher etwas erfährt. (Leise zu ihm.) Ich werde den Fürsten inzwischen auf Eure Anklage vorbereiten. Entfernt Euch aber nicht gleich nach mir aus diesem Zimmer, damit Klender nichts merkt.

v. Papillon (leise zu Arthello). Verstehe! Vortrefflich!

Arthello (laut zu v. Klender). Nein, Herr von Klender, ich hatte Euch heute Morgen ein Geheimniß vorenthalten; jetzt sollt Ihr's wissen. (Leise zu ihm) Der Fürst will Einen von Euch zum Präsidenten machen.

v. Klender (leise). Was?

Arthello (leise). Wenn Ihr nun eine Schrift aufsetzt, worin Ihr dem Fürsten Euer Wort gebt, daß Papillon auf ihn geschimpft hat, so jagt er ihn vom Hofe, und Ihr werdet Präsident. Wollt Ihr das?

v. Klender (wie oben). Versteht sich, augenblicklich!

Arthello (wie oben). Aber es ist ein schlechter Streich!

v. Klender (wie oben). Schadet nichts, Arthello, wenn ich nur Präsident werde!

Arthello. (wie oben). Gut! Ich gehe jetzt, um den Fürsten vorzubereiten. Zögert hier noch ein wenig, damit von Papillon nichts merke. (Laut). Ja, das ist die Ursache!

v. Klender (laut). Wunderbar!

v. Papillon (verstohlen lächelnd). Beim Himmel, wunderbar!

Arthello. Sehr wunderbar! Aber, mir ahnt, der heutige Tag ist noch zu vielen wichtigen Dingen auserlesen. Ich muß jetzt zum Fürsten. Lebt wohl, Ihr Herren! (Ab.)

Sechste Scene.

v. Klender. v. Papillon. Bald darauf v. Lisper.

(v. Klender und v. Papillon gehen im Zimmer umher. Jeder scheint auf das Entfernen des Andern zu warten; sobald sie sich begegnen, drehen sie sich schnell um).

v. Lisper (tritt aus seiner Thür und belauscht sie). Was soll denn das bedeuten?

v. Klender und v. Papillon (stehen betroffen still, sehen ihn groß an, und zucken endlich die Achseln). Ja!

v. Lisper. Sie spielen wohl hier Komödie, meine Herren Hofjunker?

v. Klender (zuckt die Achseln). O nein! Es thut mir sehr leid!

v. Papillon (eben so). Ich bedaure von Herzen!

v. Lisper (bei Seite). Mein Gott! sind die Menschen verrückt geworden? (Laut.) Meine Herren, was ist Ihnen denn?

v. Klender (wie oben). Wer hätte das ahnen können?

v. Papillon (wie oben). Ich hätte eher des Himmels Einsturz vermuthet.

v. Lisper (ärgerlich). Zum Teufel! Sind Sie wahnsinnig, oder haben Sie getrunken?

v. Papillon. Reines Mitleid! Wahrhaftig, reines Mitleid!

v. Klender. Ich kann Ihnen sagen, es geht mir sehr nahe.

v. Lisper (packt den v. Papillon). Aber sagen Sie mir doch, Hofjunker, was Sie mit Ihrem verdammten Mitleid wollen?

v. Papillon (reißt sich los; ängstlich). Um Gotteswillen, lassen Sie mich doch los! Ich bin ja nicht schuld daran! (Bei Seite.) Er scheint schon den Verstand verloren zu haben.

v. Lisper (Klender verfolgend). Aber, Herr von Klender, sagen Sie mir doch wenigstens, was Ihnen fehlt! Stehen Sie mir nicht den Augenblick Rede, so rufe ich meine Leute und lasse Sie binden! (Mit dem Fuße stampfend.) Spielt man so mit dem Präsidenten?

v. Klender. Präsidenten? Besinnen Sie sich doch!

v. Papillon. Präsidenten? (Bei Seite.) Er hat wahrhaftig vor Schreck den Verstand verloren. Ich will sehen, mit guter Manier zu entwischen.

v. Klender (bei Seite). Er ist nicht mehr bei Sinnen! Ich werde den Augenblick benutzen. (Er will gehen; v. Lisper hält ihn fest.)

v. Papillon (schleicht sich hinaus).

v. Lisper. (wüthend). Nicht von der Stelle! Jetzt geben Sie mir Antwort!

v. Klender (reißt sich los und schreit). Hilfe! Hilfe! Er bringt mich um! (Läuft fort.)

v. Lisper (ihm nach). Heda, Leute! Haltet die Wahnsinnigen!

Reise-Lieder.

3.

Wie schleicht im Sand der Wagen,
Da steig ich lieber aus;
So komm ich doch zu Fuße
Ein Stückchen Wegs voraus.

Des Berges breiter Rücken,
Mit Haidekraut bestäet,
Er zeigt sich meinen Blicken
In träger Majestät.

Wie klein erscheint der Wagen
Hier oben von der Höh',
Und doch — sitz' ich darinnen,
Und er wirft um — o weh!

So klein erscheint dem Schöpfer
Der armen Menschlein Noth,
Doch sollt's ihn sehr verdrießen,
Wär' er nicht der liebe Gott.

Kosten.

Epigramme.

Begreiflich!

„Mir starb nun schon seit Jahr und Tag — ich spreche
Die Wahrheit — kein Patient!" — An Altersschwäche?

Feurige Kohlen.

Du wolltest Deinem ärgsten Feind
Dein Kind zur Frau versprechen?
O warum willst Du das, mein Freund?
„Um mich an ihm zu rächen!"

Auflösung des Logogryphs in No. 13.

Rabbi.

Neues unter der Sonne.

*** Großbritannien verzehrt jährlich 25 Millionen Pfund Thee; die vereinigten Staaten 8; Rußland 6; Holland 3; Deutschland 2; Frankreich nicht ganz eine Million.

Der persische Kaiser nennt sich: „die Zierde des Thrones, welchen er inne hat." Das ist eine treffliche Satyre. Eben so witzig ist einer seiner andern Titel: „vielfarbiger Wiedehopf des Gartens der Tugenden," wodurch er sagen will, daß Eigenlob stinkt. —

Berlin.

Am 2. November starb hier der Preußische Finanzminister Maaßen; einer der nüchtigsten Staatsmänner, dessen Verlust wir aufrichtig bedauern.

*** Der Conditer Herr Kranzler unter den Linden hat ein Belvedere bauen und dasselbe pompejanisch anstreichen lassen. Das Haus sieht wie ausgegraben aus.

Theater-Notizen.

*** Berlin. Herr Hammermeister wird, wie wir hören, nicht wieder nach Berlin kommen. — Herr Grua verläßt die Königl. Hof-Bühne nicht. — Herr Crüsemann und Dem. Lanz haben sich gebirarbeit; ist der neue Gemahl auch einer der ersten Liebhaber und Bonvivants Deutschlands, so werden sie doch gewiß recht glücklich leben! — Der Professer Döbler hat im Theater zu Potsdam eine Vorstellung der natürlichen Magie gegeben, und Alles bezaubert.

*** Saphir's musikalisch-deklamatorische Unterhaltung zum Besten der durch Feuer verunglückten Bewohner in Wiener Neustadt ist sehr besucht gewesen. Am meisten gefiel seine humoristische Vorlesung. —

*** Die ungarischen Sänger haben in Hannover kein Glück gemacht. Der Beifall, welchen sie bei ihrer ersten Vorstellung im Theater errangen, war sehr karg; übel aber erging es ihnen bei der später veranstalteten musikalischen Abendunterhaltung, zu welcher sich sieben Zuhörer eingefunden hatten. — Wahrscheinlich sind mehrere von den Freiwilligen ausgeblieben.

*** Am 7. October wurde im Antwerpner Theater ein Schauspieler, Namens Rodel, ausgepfiffen. Er verließ sogleich die Bühne, setzte sich auf einen Wagen, und fuhr über alle Berge. — Die deutsche Sängerin, Dem. Ungher, macht in Livorno überstrebenes Glück. Bei ihrem Erscheinen begrüßte sie eine Militair-Musikbande, als sie auftrat, ein Blumenregen, dessen Blumen alle aus Florenz verschrieben waren. Während der Oper fielen aus den Wolken mehrere große Blumenkränze, Goldflittern, Sonette in Ueberfluß, Portraits u. s. w. Am Schlusse der Vorstellung senkte sich ein Olymp mit den Musen nieder, und drückte der Künstlerin eine Krone von gediegenem Golde auf die Locken. Dann wurde sie 15 Mal gerufen, und zuletzt in einem Wagen jubelnd nach Hause gezogen. Entweder die Livorneser sind verrückt, oder diese Anzeige ist nicht wahr. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 16. Donnerstag, 6. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Das Amphitheater.

(Fortsetzung.)

Man pflegte häufig die Spiele durch das grausamste von allen zu beginnen, und es wurde ein Bestiarius, oder zum Kampf mit den wilden Thieren bestimmter Gladiator zuerst und gleichsam als ein Einweihungsopfer getödtet. Diesmal aber hielt es der erfahrene Pansa für gerathener, daß das blutige Drama im Interesse zu, nicht abnehmen sollte: er hatte mithin die Hinrichtung des Glaukus und Olinthus zuletzt aufgespart. Es war die Einrichtung getroffen worden, daß die beiden Reiter zuerst die Arena einnehmen sollten; dann folgten die Gladiatoren zu Fuße in Paaren; hierauf sollten Glaukus und der Löwe ihre Rolle in der blutigen Schaubühne spielen; und der Nazaräer und der Tiger das große Finale geben. Der Kenner der römischen Geschichte muß, was die Spiele von Pompeji betrifft, seine Phantasie beschränken, und nicht jene Schlächtereien im Großen erwarten, womit Nero oder Caligula die Bewohner der kaiserlichen Stadt regalirten. Die römischen Spiele, welche die berühmtesten Gladiatoren und den größten Theil der wilden Thiere verbrauchten, waren der Grund, warum in den kleinen Städten des Reiches die Spiele des Amphitheaters vergleichungsweise menschlich und selten waren; und hierin, so wie in manchen andern Rücksichten war Pompeji blos das Miniaturbild von Rom. Nichtsdestoweniger war es ein furchtbares und imponirendes Schauspiel, wogegen die neueren Zeiten glücklicher Weise nichts Aehnliches aufzuweisen hatten; ein ungeheures Theater, das sich Reihe über Reihe, fast fünfhundert Fuß hoch, erhob, und mit einem Meer von Menschen, ungefähr funfzehn bis achtzehntausend an der Zahl, gefüllt war; und die keiner Scheinvorstellung, keiner Bühnentragödie, sondern dem wirklichen Sieg oder der wirklichen Niederlage, dem triumphirenden Leben oder dem blutigen Tode eines Jeden, der die Arena betrat, entgegen sahen.

Die beiden Berittenen befanden sich nun an dem entgegengesetzten Ende der Schranken (wenn dieser Ausdruck gestattet ist); und auf ein von Pansa gegebenes Zeichen, schossen die Kämpfenden zu gleicher Zeit gegeneinander, während jeder sein rundes Schild vorhielt, jeder seinen leichten aber starken Wurfspieß hoch in der Luft schwang: aber gerade drei Schritte von seinem Gegner hielt das Roß des Berbix inne, wandte sich schnell zur Seite, und, wie Nobilior rasch vorüber schoß, spornte es sein Feind gegen ihn. Der Schild Nobilior's, geschickt und kunstreich erhoben, empfing den Stoß, der sonst todbringend gewesen wäre.

„Brav gemacht, Nobilior!" rief der Prätor, indem er zuerst der Volksaufregung den Zügel schießen ließ.

„Wacker gestoßen, mein Berbix!" antwortete Clodius von seinem Sitze.

Und wildes Gemurmel, durch manchen Schrei angeschwellt, wiederhallte von allen Seiten des Amphitheaters.

Gleich den Rittern der spätern Zeit hatten die beiden Kämpfer zu Pferde ihre Visire geschlossen, nichtsdestoweniger war der Kopf das Hauptziel des Angriffes; und Nobilior, der nun sein Roß mit nicht geringerer Gewandtheit herumwarf, wie zuvor sein Gegner, richtete seinen Speer gerade auf den Helm seines Feindes. Berbix erhob sein Schild, um sich zu schützen, in demselben Augenblick aber senkte sein schnellängiger Gegner plötzlich die Waffe, und stieß ihn durch die Brust. Berbix taumelte und sank zu Boden.

„Nobilior! Nobilior!" jauchzte das Volk.

„Ich habe zehn Sestertia*) verloren," murmelte Clodius zwischen den Zähnen.

„Habet!" sagte Pansa bedächtig.

Das Volk, dessen Gefühle noch nicht zur Grausamkeit gesteigert waren, gab das Zeichen der Begnadigung; aber wie die Diener der Arena sich näherten, fanden sie, daß das Mitleid zu spät gekommen war; das Herz des Galliers war durchbohrt, und seine Augen starrten im Tode. Es war sein Lebensblut,

*) Ungefähr 560 Thaler.

das so schwarz über den Sand und die Sägespäne floß.

„Schade, daß es so bald vorüber war; man hatte nur kurze Zeit, sich zu ängstigen," sagte die Wittwe Fulvia.

„Ja, aber ich fühle kein Mitleid für Berbix. Jeder Mensch konnte sehen, daß Nobilior nur eine List gebrauchte. Sieh! man heftet den tödtlichen Haken in seinen Leib, man schleppt ihn fort in das spoliarium, man streut Sand über den Schauplatz, und Pansa bedauert nur, daß er nicht reich genug ist, um ihn mit Borax und Zinnober zu bestreuen, wie es Nero that."

„Es war ein kurzer Kampf; aber sieh, schnell folgt ein neuer; der schöne Lydon betritt die Arena, und auch der Netzträger, so wie die Schwertkämpfer. O, welches bezaubernde Schauspiel!"

Es befanden sich nun sechs Kämpfer auf der Arena: Niger mit seinem Netze, Sporus mit seinem Schilde und seinem kurzen, zweischneidigen Schwerte gegenüber; Lydon und Tetraides, nackt bis auf den Gürtel um die Mitte, Jeder mit einem schweren, griechischen Cestus bewaffnet; — und zwei Gladiatoren aus Rom, gänzlich in Stahl gekleidet, und mit unermeßlichen Schilden und spitzen Schwertern bewaffnet.

Da der initiatorische Kampf zwischen Lydon und Tetraides weniger todtringend war, als der zwischen den übrigen Streitern, hatten diese kaum die Stätte der Arena erreicht, als alle Uebrigen, wie durch gemeinsame Verabredung, zurückblieben, um zu sehen, wie dieser Kampf sich endige, und um zu warten, bis gefährlichere Waffen den Cestus ersetzten, bevor sie selbst die Feindseligkeiten begannen. Sie lehnten auf ihren Waffen, und standen abseits von einander, und schauten dem Kampfe zu, welcher, wenn auch weniger blutig, als das Volk ihn wünschte, doch von demselben nicht minder bewundert wurde, weil derselbe aus ihrem Ahnenlande, Hellas, stammte.

Beim ersten Anblicke schien es, als ob sich nie zwei Personen weniger gewachsen gewesen wären, als die beiden Gegner. Tetraides, obschon nicht höher als Lydon, wog doch beträchtlich mehr, und der natürliche Umfang seiner Muskeln wurde für das Auge der Menge durch einen dichten Fleischersatz vergrößert; denn, da man allgemein die Meinung hegte, daß beim Cestuskampf der am besten davon käme, welcher die größte Fleischmasse besaß, hatte Tetraides gesorgt, seine natürliche Anlage zum Dickwerden so sehr als möglich zu unterstützen. Seine Schultern waren breit und seine Gliedmaßen fest gefügt, und etwas auswärts in jener Bildung gekrümmt, welche der Schönheit so viel Abbruch thut, um die Stärke zu vermehren. Lydon dagegen, obschon schlank bis zur Magerkeit, war schön und zart proportionirt, und der Kundige konnte bemerken, daß er zwar nicht so umfangsreiche, aber vielleicht noch eisenfestere Muskeln hatte, als sein Gegner. Je weniger Fleisch er hatte, desto mehr Behendigkeit mochte er wahrscheinlich besitzen, und ein stolzes Lächeln auf seinem entschlossenen Antlitz, welches in starkem Gegensatze zu der Stumpfheit seines Feindes stand, beruhigte diejenigen, die ihn betrachteten, und vereinte ihre Hoffnung mit ihrem Mitleid. Trotz der Ungleichheit ihrer scheinbaren Stärke, war der ermunternde Zuruf der Menge fast eben so laut für Lydon, als für Tetraides.

Wer je einem Boxerkampfe beigewohnt, je gesehen hat, welche schreckliche Schläge die menschliche Faust, wenn sie richtig geführt wird, beibringen kann; der wird auch leicht einsehen, um wie viel mehr die Wucht mittelst einer durch Riemen um den Arm bis zum Ellenbogen gewundenen, und durch Eisenplatten, zuweilen durch Blei verstärkten Binde vergrößert werden muß. Aber gerade dieser Umstand, welcher das Interesse des Kampfes vermehren sollte, verminderte es vielmehr, weil er denselben abkürzte: einige, weniger wissenschaftlich und glücklich geführte Schläge reichten hin, um den Streit zu beendigen; auch gab der Kampf keinen Spielraum für jene Energie, Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, welche zuweilen selbst gegen höhere Geschicklichkeit siegt, und zugleich eine freudige und peinliche Theilnahme für den Tapferen erweckt.

„Hüte Dich!" knurrte Tetraides, indem er seinem Feinde näher und näher rückte, der sich mehr um ihn drehte, als zurückwich.

Lydon antwortete nur durch einen verachtungsvollen Blick seines scharfen, wachsamen Auges. Tetraides schlug — es war der Streich eines Schmiedes auf den Ambos: Lydon sank plötzlich auf das Knie nieder, und der Schlag sauste, ohne zu treffen, über sein Haupt hin. Nicht so harmlos war Lydon's Gegenantwort. Er sprang schnell empor, und schlug mit dem Cestus gerade auf die Brust seines Gegners. Tetraides taumelte, die Menge aber jauchzte.

„Du bist heute unglücklich," sagte Lepidus zu Clodius, „Du hast eine Wette bereits verloren, und wirst die zweite auch noch verlieren."

„Bei den Göttern! in diesem Falle müssen meine Bronzegefäße zu dem öffentlichen Versteigerer. Ich habe nicht weniger als hundert Sestertia*) auf Tetraides gewettet. Ha! sieh, wie er sich wieder aufrafft! Das war ein tüchtiger Schlag. Sieh, er hat Lydon's Schulter verwundet. Ha Tetraides! ha, Tetraides!"

„Aber auch Lydon ist nicht entmuthigt. Beim Pollux! er behält seinen Gleichmuth. Sieh, wie gewandt er diese hammerähnlichen Hände vermeidet; wie er sich jetzt hierhin, jetzt dorthin wendet — rund und rund herumgeht — ach armer Lydon, er ist wieder getroffen."

„Noch immer drei gegen eins auf Tetraides! Was sagst Du, Lepidus!"

„Wohlan! neun Sestertia gegen drei; es sei so! Wie, abermals Lydon! er hält an, er schnaubt nach Luft. Bei den Göttern, er sinkt. Nein, er springt wieder empor! Wackerer Lydon! Tetraides ist ermüdet, er lacht laut, er stürzt auf ihn zu."

„Der Narr! der Erfolg blendet ihn — er sollte vorsichtiger sein. Lydon hat Luchsaugen!" murmelte Clodius zwischen den Zähnen.

*) ungefähr 5600 Thaler.

„Ha, Clodius! sahst Du das? Dein Mann taumelt! — noch ein Schlag — er fällt — er fällt!“

„Die Erde belebt ihn wieder. Er hat sich aufgerafft — doch das Blut strömt über sein Antlitz.“

„Bei dem Donnerer! Lydon siegt. Sieh, wie er ihn drängt. Dieser Schlag an die Schläfe würde einen Ochsen zu Boden geschlagen haben; er hat Tetraides zu Boden geschlagen. Er fällt wieder — er kann sich nicht regen — habet! — habet!“

„Habet!“ wiederholte Pansa. „Führe sie ab, und gieb ihnen Schild und Schwert.“

„Edler Editor,“ sagten die Diener des Amphitheaters, „wir besorgen, daß Tetraides sich nicht zur rechten Zeit erholen wird; indessen, wir wollen es versuchen.“

„Thut es.“

(Fortsezung folgt.)

Was ist die Liebe?

Der Fürst. Liebe ist entweder die angenehme Zugabe des Herzens, wenn der Kopf eine eheliche Verbindung im Interesse des Staats schließt, oder ein Geheimniß vor der Fürstin.

Der Prinz. Die Liebe ist das Schafskleid, welches man über den Wolf zieht.

Der Minister. Liebe ist eine nutzlose Abgabe, weil sie wieder verlangt wird.

Der Kammerherr. Die Liebe ist der schönste Stoff zur Unterhaltung, und der beste Vorwand zu unterhalten.

Der Kammerdiener. Liebe ist das Wechselfieber meines Herrn, dessen Weh ich ertragen muß.

Der Freiherr. Liebe ist der Adel einer bürgerlichen Seele, und der Bürger einer adeligen Seele.

Der Geheimerath. Liebe ist der Subaltern des Verstandes.

Der Diplomat. Die Liebe ist eine Pacifications-Acte, die noch nicht unterschrieben ist.

Der General. Die Liebe ist ein Sieges- und Jubelmarsch, der vor dem Kriege gespielt wird.

Der Präsident. Die Liebe ist ein Gefühls-Hof, bei welchem die Eitelkeit zwei Stimmen hat.

Der Richter. Die Liebe ist die causa impulsiva zu vielen Verbrechen.

Der Lieutenant. Die Liebe ist das Dienst-Zeichen der Uniform.

Der Student. Liebe ist ein Wechsel nach Sicht.

Der Bonvivant. Die Liebe auf der Zunge ist ein Schlüssel, im Herzen eine Kette.

Der Advokat. Die Liebe ist der Instructions-Termin eines sehr schlechten Processes, bei welchem sich die Partheien vereinigen.

Der Geistliche. Wir leben durch die Liebe, folglich ist sie das Höchste im Leben.

Der Politikus. Die Liebe ist die Eröffnung der Herz-Kammern.

Der Rechnungsrath. Liebe ist ein Multiplications-Exempel, das im Herzen gerechnet wird.

Glaßbrenner.

Die chinesische Mauer.

Der Reisende Gutzlaff giebt folgende Details über dieses schon vor 2000 Jahren erbaute Riesenwerk:

„Das Fundament besteht aus ungeheuern, mit Mörtel einfach zusammengefügten Steinblöcken; der über der Erde sich erhebende Theil hingegen ist aus Mauersteinen errichtet. Da wo die Mauer durch Felsen gebildet ist, die man nicht zu Pferde erklimmen kann, mißt sie nicht mehr als 15 oder 20 Fuß Höhe, wo sie aber ein Thal oder einen Fluß überschreitet, ist sie 30 Fuß hoch und mit großen viereckigen Thürmen versehen.“

„Der schottische Gelehrte Barrow hat berechnet, daß die Mauer 1500 Meilen (etwa 500 französische Meilen) lang ist und ihr Material hinreicht, sämmtliche Häuser, Paläste u. s. w. des gegenwärtigen Englands und Schottlands damit zu erbauen. Die Zahl dieser Gebäude schätzt Herr Barrow um seiner Darstellung den möglichsten Grad von Genauigkeit zu geben, auf 1,800,000, deren jedes 2000 Fuß Mauerwerk enthält. Er fügt hinzu (sagt Gutzlaff, der das seltsame Document herausgegeben) daß in seiner Berechnung die Thürme der großen Mauer nicht mit begriffen sind, und diese eben ausreichten, eine so bedeutende Stadt wie London davon zu erbauen. Das ist noch nicht Alles. Wenn die Dimension dieser enormen Steinmasse, der chinesische Wall genannt, auf 12 Fuß Höhe und 4 Fuß Dicke zurückgeführt werden könnte, so würde sie lang genug sein, den ganzen Erdball in seinem Mittelkreise zu umfassen!!!“

„Der große Canal ist auf derselben riesenmäßigen Basis angelegt, und durchläuft, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, gegen 600 Meilen von seiner Mündung an. Dr. Morison versichert, daß 170,000 Menschen bei seiner Erbauung beschäftigt gewesen sind.“ (Temps.)

Epigramm.

Von

W. Achat.

Abendgebet eines Baiern.

„Lieber Gott, nur Dreierlei bitt' ich mir aus von Dir:
Bier g'nug! Geld g'nug! und noch a Bissel Bier!“

Logogryph

Von

W. Achat.

Dreisylbig.

„Zwar bin ich im Reiten kein Virtuos,
Doch schlägt mich wohl Amor zum Ritter," —
So dacht' ich, und band den Rappen los
Vom fesselnden eisernen Gitter.

Und als ich nun in fröhlichem Trott
In Liebchens Wohnort reite,
Da tönt, mich zu kränken durch bösen Spott,
Aus manchem Munde die Zweite.

Doch haben wir wenig uns dran gekehrt,
Sind ruhig weiter geritten.
Ich sehnte mich nach der Ersten, mein Pferd
Sich nach der Zweiten und Dritten.

Was will man denn auch von mir? Ich bin
Das Ganz' vom Reiten und Lieben.
Nicht gründlich brauch' ich es mithin,
Nur stümpermäßig zu üben. —

Neues unter der Sonne.

⁂ Alexander Dumas und Herr Gaillardet wollen sich wirklich um die Autorschaft des Drama „La Tour de Nesle" schießen. Wer sich also getroffen fühlen wird, ist nicht der Verfasser. — Uebrigens soll es noch sehr zu bezweifeln sein, ob das Stück einen Schuß Pulver werth ist?

⁂ Der Bürgermeister Herr M. Kopetzky in Pilsen hat eine Gesellschaft von Actionairen gebildet, welche den Zweck hat, die dort entdeckte Heilquelle besucht zu machen. Sie lassen Gebäude aufführen, Belustigungsörter, Promenaden u. s. w. anlegen, und hoffen, der alten Stadt dadurch viel Vortheil zu bringen.

Berlin.

⁂ Die Königl. Bühne brachte neulich eine Kleinigkeit, die nicht viel werth ist: „Die Schwäbin," Lustspiel in einem Act, von Castelli. Die Intrigue dieses Stückes, wenn man das Verliebtmachen eines alten Onkels so nennen kann, ist sehr albern und abgedroschen. Witz ist in dem Dinge auch nicht, oder es müßte das ein Witz sein, daß Fräulein von Hagn sagt: „den Männern ist nicht zu trauen" u. s. w. Wahrscheinlich hat man dieser Dame Gelegenheit geben wollen, durch ihr schwäbisch Sprechen unser Publikum zu entzücken; allein unser Publikum ist eigensinnig und wird nicht so leicht entzückt. Auch ist der Umstand nicht außer Acht zu lassen, daß Fräulein von Hagn die schwäbische Mundart gar nicht fort hat, sondern einen Mischmasch hervorbrachte, auf den viele Nationen Anspruch machen können. Herr Castelli hat übrigens vergessen, daß das Stück aus dem Französischen übersetzt ist, und „L'oncle rival" heißt. Wenn unsere Intendanz Geld für solche mittelmäßige Producte ausgeben will, so sollte sie lieber einheimische Dichter protegiren, denen es schlecht genug geht; nicht so und so viel Louisd'or für eine fade Uebersetzung geben, und unsern Dichtern ihre Originalstücke zurücksenden, weil sie vielleicht gute Stücke sind und einem Gewissen schaden könnten, oder aber ein paar liberale Gedanken enthalten. Die Intendanz wird recht gut wissen, daß Geld eine sehr schöne Sache ist, und daß manche unserer Dichter dessen bedürfen.

Theater-Notizen.

⁂ Berlin. Das Hof-Theater hat eine neue Sängerin debütiren lassen, Dem. Kolmetz. Sie hat eine klangvolle, zwei Octaven umfassende Sopranstimme, und kann bei fortgesetztem Fleiße wohl einmal etwas sehr Tüchtiges leisten. — Dem. Beckär hat bei ihrem zweiten Debüt, die Giulietta in Bellini's Capuleti und Montecchi, viel mehr als beim ersten angesprochen. — Dem. Bertha Stich hat als Chatinka im „Mädchen von Marienburg" zum ersten Male die Bühne betreten, (Königstädter Theater), und bei weitem mehr, als man von einer Anfängerin erwarten konnte, geleistet. Sie und ihre berühmte Mutter wurden mit Beifall überschüttet. —

⁂ Hanover. Die zweite Vorstellung des „grauen Männlein's" von Eduard Devrient fand bei fast leerem Hause statt. — Herr Julius Griebel, Königl. Kammermusikus aus Berlin, einer der vortrefflichsten Cellisten, hat hier sehr viel Glück gemacht; namentlich ist die reine Intonation, seine treffliche Bogenführung und Klarheit des Vortrages zu rühmen. In einem Concerte von Bohrer entzückte er durch sein seelenvolles Spiel, dem freilich das Grandiose noch fehlt, welches aber desto reicher an Eleganz ist. — Als Gäste sehen wir jetzt: Hrn. und Mad. Schneider von Lübeck und Dem. Hirschmann. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 17. Montag, 10. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Das Amphitheater.

(Fortsetzung.)

In wenigen Augenblicken kehrten die Diener, welche den betäubten und bewußtlosen Gladiator weggeschleppt hatten, mit trübseliger Miene zurück. Sie fürchteten um sein Leben, und meinten, er wäre schlechterdings nicht im Stande, die Arena wieder zu betreten.

„In diesem Falle," gebot Pansa, „halter Lydon als subditius, und an die Stelle des ersten Gladiators, der besiegt wird, trete Lydon gegen den Sieger!"

Das Volk jauchzte diesem Ausspruche Beifall zu, und versank dann wieder in tiefes Stillschweigen. Die Trompeten schmetterten laut, und die vier anderen Kämpfer stellten sich nun einander, vollkommen gerüstet, gegenüber.

„Kennst Du diese Römer, mein Clodius? gehören sie zu den berühmten, oder zu den bloßen ordinarii?"

„Eumolpus ist ein guter Schwertkämpfer vom zweiten Range, mein Lepidus. Repimus den Kleineren, habe ich nie zuvor gesehen, aber er ist der Sohn eines der kaiserlichen fiscales *), und in einer guten Schule erzogen. Sie werden sich ohne Zweifel wacker halten. Aber ich kann keinen Geschmack mehr am Spiele finden. Mein Geld kann ich nicht wieder zurückgewinnen; ich bin ruinirt. Fluch über diesen Lydon! Wer hätte glauben sollen, daß er so gewandt, so glücklich wäre?"

„Wohlan, Clodius, soll ich mit Dir Mitleid haben, und die Bedingungen, die Du stellst, in Betreff dieser Römer annehmen?"

„Auf Eumolpus also zehn Sestertia gegen zehn!"

„Was! man weiß ja gar nichts von Repimus. Nein, nein, das geht nicht an."

„Wohlan, zehn gegen acht."

„Es gilt."

*) Gladiatoren, die auf Kosten des Kaisers unterhalten wurden.

Während der Kampf im Amphitheater dergestalt begonnen hatte, saß auf den höheren Bänken ein Mann, für welchen er ein schmerzliches allüberwältigendes Interesse hatte. Lydon's alter Vater war, trotz seines christlichen Abscheues gegen ein Schauspiel der Art, in seiner Angst um den Sohn nicht im Stande gewesen, sich zu enthalten, ein Zuschauer seines Schicksals zu sein. Der alte Mann saß allein unter einer blutgierigen Schaar von Fremden, dem Ausbund des niedrigsten Gesindels, und sah, fühlte nichts, als die Gestalt, die Anwesenheit seines tapfern Sohnes. Kein Laut war seinen Lippen entfahren, als er ihn zum ersten, zum zweiten Male zu Boden sinken sah, nur bläßer war er geworden, und seine Glieder zitterten. Allein einen leisen Ruf ließ er hören, wie er ihn als Sieger sah, ohne den schrecklichen Kampf zu ahnen, wozu dieser blos das Vorspiel war.

„Mein wackerer Junge," sagte er und trocknete die Thränen aus dem Auge.

„Ist er Dein Sohn?" fragte ein stämmiger Bursche zur Rechten des Nazaräers. „Er hat wacker gefochten, wir wollen sehen, wie es weiter gehen wird. Hörc! er muß mit dem ersten Sieger kämpfen. Bitte die Götter, alter Knabe, daß es keiner der Römer, und nächst ihnen nicht der Riese Niger ist."

Der alte Mann setzte sich wieder nieder, und bedeckte das Antlitz mit seinen Händen. Der Kampf, der nun stattfand, war für ihn gleichgültig, denn Lydon befand sich nicht unter den Kämpfenden. Da durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, daß der Kampf für ihn doch von äußerstem Interesse sei, denn der erste, der fiel, sollte nur für Lydon Platz machen! Er fuhr empor und sah mit gespannten Augen und mit gefalteten Händen dem Streite zu.

Das größte Interesse erregte der Kampf zwischen Niger und Sporus; denn diese Art von Gefecht entlockte den Zuschauern, theils wegen des gewöhnlich tödtlichen Ausgangs, theils wegen der großen Geschicklichkeit, die er bei den Streitern voraussetzte, stets die gespannteste Theilnahme.

Beide standen in beträchtlicher Entfernung von einander. Der eigenthümliche Helm, welchen Sporus

trug, verhüllte. da das Visir niedergelassen war, sein Antlitz: die Züge Niger's aber zogen wegen der zusammengerafften und wachsamen Wildheit, die sich in ihnen ausdrückte, alle Augen auf sich. So standen sie einige Momente, Jeder den Andern betrachtend, bis Sporus langsam und mit großer Vorsicht vorzurücken begann, und die Spitze seines Schwertes, wie ein Fechter unserer Zeit, gerade auf die Brust seines Gegnes gerichtet hielt. Niger zog sich zurück, wie sein Feind vorrückte, hielt sein Netz in der Rechten, und verwandte seine glühenden Augen keine Sekunde von den Bewegungen seines Gegners. Plötzlich als Sporus ihm fast auf Armeslänge nahe gekommen war, bog sich der retiarius vor, und warf sein Netz. Eine schnelle Wendung des Gladiators rettete ihn vor der tödtlichen Schlinge; er stieß einen Schrei der Freude und der Wuth aus, und stürzte auf Rieger los; Niger hatte aber sein Netz wieder eingezogen, es über seine Schultern geworfen, und floh um die Schranke mit einer solchen Schnelligkeit, daß ihn der secutor *) vergeblich einzuholen suchte. Das Volk lachte und jubelte, wie es die vergeblichen Anstrengungen des breitschultrigen Gladiators, den fliehenden Giganten einzuholen, sah; wie in diesem Augenblicke seine Aufmerksamkeit von diesen ab und auf die beiden römischen Kämpfer gezogen wurde.

Diese letztern hatten sich Antlitz gegen Antlitz in einer Entfernung, wie sie die Fechter unserer Zeit zu beobachten pflegen, gestellt, aber die äußerordentliche Vorsicht, welche beide anfangs an den Tag legten, hatte jedes hitzigere Gefecht bis jetzt unmöglich gemacht, und den Zuschauern volle Muße gegeben, an dem Kampf zwischen Sporus und seinem Gegner Antheil zu nehmen. Aber die beiden Römer waren nun auch ihrerseits zum wilden Kampfe erhitzt; sie drängten sich, wendeten sich, rückten vor, rückten zurück mit jener meisterhaften, aber kaum wahrnehmbaren Vorsicht, welche einander gewachsene und erfahrene Männer vom Fache bezeichnet. In diesem Augenblicke hatte aber Eumolpus, der ältere der beiden Kämpfer, durch einen geschickten Rückstoß, den man in der Arena für so schwer zu vermeiden hielt, Nepimus in der Seite verwundet. Das Volk jauchzte und Lepidus erblaßte.

„Ha!“ rief Clodius, „der Kampf ist fast vorüber; wenn Eumolpus sich auch nur vertheidigungsweise hält, muß sein Gegner sich verbluten.“

„Dank sei den Göttern, er geht angriffsweise zu Werke. Sich — wie er Nepimus drängt. Beim Mars? Nepimus hat ihn! Hörtest Du, wie der Helm wieder klirrte! — Clodius, ich werde gewinnen.“

„Warum wette ich auch anderswo als auf die Würfel,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „oder warum kann ich nicht auch einen Gladiator mit Blei füllen?“

„Ha Sporus! — Ha Sporus!“ schrie das Volk, als Niger, der plötzlich anhielt, sein Netz wieder und abermals unglücklich warf. Diesmal hatte er seinen Rückzug nicht mit der gehörigen Eile bewerkstelligt, das Schwert des Sporus hatte ihm eine tiefe Wunde an dem rechten Fuß beigebracht, und außer Stande zu fliehen, drängte ihn der Schwertkämpfer nun hart. Indessen gaben ihm sein hoher Wuchs und die Länge seines Armes noch immer keinen geringen Vortheil; und indem er seinen Dreizack gerade auf die Stirne seines Feindes richtete, hielt er ihn einige Minuten lang mit Glück ab. Sporus suchte nun mit großer Behendigkeit, um seinen Gegner, welcher sich der Wunde wegen natürlich nur mit Schmerz und Langsamkeit bewegen konnte, herumzukommen. Indem er dies that, ließ er die gehörige Vorsicht außer Acht, näherte sich dem Riesen zu sehr, erhob seinen Arm um den Stoß zu führen, erhielt aber die drei Spitzen des Dreizacks gerade in seine Brust! Er sank auf die Knie. Noch einen Augenblick, und das tödtliche Netz war über ihn geworfen; umsonst sträubte er sich gegen dessen Maschen, und abermals wand er sich stumm unter frischen Stichen des Dreizacks! — sein Blut strömte über das Netz und in den Sand! Er senkte seine Waffe, zum Zeichen, daß er sich für besiegt erkläre.

(Fortsetzung folgt.)

*) So genannt, weil er dem Feinde in dem Augenblicke folgte, als dieser das Netz geworfen hatte, um ihn zu treffen, bevor er Zeit hatte, es wieder zu fassen.

Schreiben eines hypochondrischen Reisenden

aus der Residenz an seinen Freund in der Provinz.

Endlich, bester Freund, finde ich Muße, Ihnen über meinen hiesigen Aufenthalt Einiges flüchtig mitzutheilen. Obgleich ich Ihnen bei meiner Abreise von W. versprach, gleich nach meiner Ankunft in der Residenz zu schreiben, so war es mir doch in der That nicht eher möglich, mich zu einem Briefe zu sammeln, so gewaltig wirkte das ungewohnte Geräusch der großen Stadt in den ersten Tagen auf mich ein. Dies gab auch gleich bei meiner Ankunft Veranlassung zu einem Vorfall, der mich beinahe in unangenehme Berührung mit der Polizeibehörde gebracht hätte; als ich nämlich am Thor um meinen Namen und Stand befragt wurde, war ich durch das lange Fahren, hauptsächlich aber wohl, wie gesagt, durch den ungewohnten Lärm so vieler Menschen und Wagen, dermaßen derangirt, daß ich mich eher auf den Namen des ersten Mandarinen von China, als auf meinen eigenen hätte besinnen mögen. Es verging daher wohl eine halbe Viertelstunde in einem für mich sehr peinlichen tête-à-tête mit dem Thor-Inquirenten, bis endlich mein Fuhrmann von seinem Bock herab meiner Verlegenheit ein Ende machte und durch die erforderlichen Angaben so viel bewirkte, daß ich wenigstens bis auf weitere Nachfrage passiren konnte. Ein anderer Umstand, der mir den hiesigen Aufenthalt sehr verleidet,

ſind die vielen Schildwachen, denen man alle Augenblicke vorbei muß. Es mag wohl auch hiebei mit der Ungewohnheit ſein Bewenden haben; allein ich kann mich nun einmal, ſo oft ich vor einem Schilderhauſe paſſire, nicht des Gedankens erwehren: könnte der Kerl nicht plötzlich des Teufels werden und auf Dich ſchieſſen? Indeß bin ich für den ſchlimmſten Fall nicht unvorbereitet. Ich habe nämlich einmal irgendwo geleſen, daß die Neger, wenn ſie vom Crocodill verfolgt werden, niemals grade aus, ſondern im Zickzack laufen. Dies Manoeuvre ahme ich nach, ſo lange ich mich auf Schußweite einer Schildwache befinde, und bin damit ſo ziemlich fahrt. Ueberhaupt geht doch nichts über einen erfinderiſchen Kopf! Was würde ich z. B. rückſichtlich der vielen Hunde ausſtehen müſſen, die man hier leider auch ſo mir nichts Dir nichts frei herumlaufen läßt, hätte ich nicht ſchon vor zehn Jahren den geſcheidten Einfall gehabt, meine Stiefeln ſtets bis ans Knie mit Blech füttern zu laſſen. So gepanzert bin ich über der Furcht vor dem Biß verkappter Hundetollheit erhaben, und trete den Beſtien keck und kühnlich entgegen. — Aber man iſt doch vielen Fatalitäten ausgeſetzt, wenn man ſo plötzlich aus einer Provinzialſtadt in die Reſidenz hineinſchneit. Denken Sie ſich, wie erging es mir vorgeſtern im Theater. Wegen eines neuen Ballets war das Opernhaus überfüllt. Dennoch war ich ſo glücklich, einen Sperrſitz zu bekommen. Voll freudiger Erwartung laſſe ich mich ganz unbefangen auf meinen Platz nieder. Die erſten Accorde der Ouverture haben bereits begonnen, als ich zufällig den Blick aufſchlage und — horrible visu — bemerke, daß ich grade unter dem Kronleuchter zu ſitzen gekommen. Nach dieſer Entdeckung war natürlich meines Bleibens keinen Augenblick länger im Parquet. Ich entfloh alſo der obſchwebenden Gefahr unter allgemeinem Gezisch und Gemurmel über Störung. Das Parterre konnte ich nicht wohl beſuchen, weil man bei ſo großem Gedränge gar zu leicht Händel bekommt; ein anderes Billet war nicht mehr zu haben, und ſo blieb mir für dieſes Mal nichts übrig, als mich in die Conditorei zu begeben, bei einem Glaſe Zuckerwaſſer den Theaterzettel zu leſen, und mir in den Zwiſchenakten den Hergang der Vorſtellung erzählen zu laſſen. Im Grunde habe ich freilich bei dieſer Art, die Sache aufzufaſſen, gewonnen; denn die Illuſion ſtört bekanntlich das Urtheil, und die unparthelichſten Theaterrecenſenten ſind gewißlich die, welche ihre Kritiken ſchon vor der Aufführung des Stückes fix und fertig machen. — Da ich mich in einem der beſten Hôtels einlogirt, ſo bin ich wohl vor Einbruch und Diebſtahl ſo ziemlich geſichert; dennoch iſt es mir lieb, meinen Staub- und Spitzbubenbeutel mitgenommen zu haben. Ich pflege nämlich, wie Sie vielleicht ſchon wiſſen, niemals ohne einen großen ledernen Beutel zu reiſen, der mit einer Miſchung von Tabaksſtaub und Sand gefüllt iſt. Derſelbe liegt Nachts beſtändig unter meinem Kopfkiſſen. Werde ich nun mit Spitzbuben handgemein, ſo bedarf es blos einer tüchtigen Ladung aus dem Beutel in die Augen des Geſindels, um daſſelbe aus der Contenance und mich und meine Habe in Sicherheit zu bringen. Eine ſolche Waffe, wie dieſer Beutel, iſt, meines Erachtens, Piſtolen und Terzerolen weit vorzuziehen; erſtlich kann man mit Feuergewehr leicht Unglück anrichten, und zweitens iſt obiger Apparat weit weniger koſtſpielig, denn das Büchſen Aciſe iſt kaum zu rechnen. Nun ſollte ich Ihnen, beſter Freund, nachdem ich Sie per tot discrimina geführt, eigentlich auch etwas von den Schenswürdigkeiten der Reſidenz auftiſchen; aber ich muß mir dieſes Vergnügen bis zum nächſten Poſttag aufſparen; denn die Frühſtunden ſind bereits vorüber, und nun wird das Geräuſch auf der Straße ſchon wieder ſo ſtark, daß ich unmöglich weiter ſchreiben kann. Leben Sie recht wohl.

Koſten.

Milch und Dukaten.

Der Ober-Conſiſtorial-Rath Z— befand ſich mit einigen Bekannten in einem öffentlichen Garten. Unter den Letzteren war auch ein jüdiſcher Gelehrter. Die Geſellſchaft hatte ſich einige Portionen Kaffee geben laſſen, und Z—, der das Amt des Einſchenkens übernommen hatte, fand, daß die Milch ſehr durch Waſſer verdünnt werden war.

„Ei, ei, die Milch iſt auch ſehr getauft!“ ſagte er zu dem Mädchen, das den Kaffee gebracht hatte, in einem halb ſtrafenden, halb ſcherzenden Tone.

Der jüdiſche Gelehrte faßte dies auf und erwiederte: „Wie können Sie als ein Chriſt, und noch dazu als ein Geiſtlicher, den Ausdruck taufen bei einer Handlung des Betrugs gebrauchen?“

„Warum nicht?“ antwortete Z—, „da die Rede von Milch war, ſprach ich von der Taufe; wäre von Dukaten die Rede geweſen, ſo würde ich freilich von der Beſchneidung geſprochen haben.“

Anekdote.

Nachſtehende wahre Anekdote aus dem Leben Friedrichs des Großen iſt wenig bekannt geworden. Ein reicher Jude in Berlin, Namens Levi, wollte den Aufgeklärten ſpielen, kleidete ſich modern, ſund ſcher ſeinen Bart. Ueber dieſe Handlungsweiſe entrüſtet, ſchloſſen ihn ſeine Glaubensgenoſſen von jeder Gemeinſchaft aus, und verſagten ihm ſelbſt den Zutritt zu ihren Schulen. Der bartloſe Jude kam darüber, Friedrichs liberalen Ideen vertrauend, mit einer Beſchwerde bei dem großen Monarchen ein, und bat in derſelben, den Berliner Judengemeinen zu befehlen, ihm auch ohne Bart den Zutritt zu ihren religiöſen Verſammlungen zu geſtatten. Der König ſchrieb am Rande der Supplik: „Der Jude Levi ſoll mich und ſeinen Bart ungeſchoren laſſen.“

Fabel.

Der Landtag der Thiere.

Die Thiere fanden, groß und klein,
Sich einſt auf ihrem Landtag ein.
Der Wolf ſprach: „Alles Recht in Ehren,
Die Schafe, die darf ich nur ſcheren!“
Der Marder ſchrie: „Mir einerlei,
Bleibt nur die Hühnerjagd mir frei!“
Der Affe rief: „Ich bin's zufrieden,
Sind mir die Eier nur beſchieden!“
Jetzt brummt der Bär: „Der Honig iſt
Für mich, wie Ihr hiſtoriſch wißt!“
Zuletzt tritt auch der Eſel vor,
Und kratzt ſich gar betrübt das Ohr;
„Ihr Herren!“ ſeufzt er, „darf ich fragen,
Muß ich allein die Säcke tragen?“

Epigramme.

von

W. Achat.

Warum.

Die Zunge ſoll verrathen, was wir denken.
Was brauchte Gott ſie Heuchlern dann zu ſchenken?

Similia similibus.

Krank ward Pandolfo, der Arzt? Dann iſt er ein
Homöopath wohl.
Während er feiert, wird leicht Krankheit durch Krankheit beſiegt.

An ein unglückliches Ehepaar.

Hattet Ihr über der Sprache der Liebe die deutſche vergeſſen,
Daß Euch ſo gänzlich entfiel, Jammer beginne mit Ja?

Einer hilft dem Andern.

A.

Iſt Amor blind, wie fand er denn
So oft den Weg zu Frau Elviren?

B.

Er ließ durch ihren blinden Mann
Zu größ'rer Sicherheit ſich führen.

Der Zelot.

Der Hölle ſetzt Ihr Zweifel noch entgegen?
Euch kann ein Kind — Cupido — widerlegen.

Neues unter der Sonne.

*** Ein Kaufmann in Thames-Street, hat ein neues Mittel erfunden, um zu ſeinem geliehenen Gelde zu kommen. Er hat nämlich die Namen ſeiner Schuldner ſammt den Conto's auf eine große Tafel geſchrieben und dieſe an ſeinem Fenſter aufgeſtellt. Gott! wenn unſere Weinhändler und Schneider auf dieſen Einfall kämen!

*** Der engliſche Arzt, David Bodham, hat das Klopfen und die unregelmäßigen Schläge des Herzens einer Frau im Glasgower Spital in Muſik geſetzt, und aus dieſer Herzenskrankheit einen ſehr originellen Walzer gemacht, nach welchem ſich namentlich die Verliebten gern herumdrehen.

Berlin.

*** Ein großes Ballet iſt wieder auf der Hofbühne erſchienen: „Der Aufruhr im Serail“. Wir Berliner lieben das Ballet, denn Tanzen und Springen zeigt von Fröhlichkeit und halbnackte Weiber von Freiheit — und Das lieben wir, wie man im Winter den Frühling liebt. Der Raum dieſer Blätter erlaubt uns nicht, über ſolche erhabene Kunſterſcheinung viel Worte zu verlieren; die Berliner werden ſich darüber tröſten, denn ſie finden in ihren ſeichten Tagesblättern genug darüber. Pſ. Taglioni hat den Aufruhr gemacht, und Referent iſt zweifelhaft, ob er ihn den Lorbeer- oder den Eichenkranz reichen ſoll. Prächtige, wunderſchöne Dekorationen von unſerem berühmten Maler-Kleeblatt Gropius, Gerſt und Köhler, iſt der Inhalt des Stückes. Die Damen des Serails baden ſich in der Mitte der Bühne: ein Beweis, daß die Kunſt immer mehr verſchreitet und der Natur bis auf einen dünnen Schleier nahegekommen iſt. Nach dem Baden aber werden ſie Soldaten, exerciren auf der Bühne und führen ſehr ſchöne militäriſche Manöver aus. „Auf Taille! das Ballet iſt nobel! Mitunter zwar etwas langweilig, aber doch nobel, auf Taille!“

*** Man ſagt, daß der General-Intendant der königlichen Schauſpiele, Herr Graf von Redern, nach ſeiner Verheirathung ſein Amt niederlegen und nach Italien überſiedeln will.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 18. Dienstag, 11. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche daselbst durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Das Amphitheater.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der siegende Retiarius zog sein Netz zurück, lehnte sich auf seinen Speer, und sah zu den Zuschauern, ihr Urtheil erwartend empor. Zur selben Zeit ließ auch der besiegte Gladiator seine dunkeln und verzweifelnden Augen rings um das Theater rollen. Von Reihe zu Reihe, von Bank zu Bank, starrten ihm nur erbarmungs- und mitleidlose Augen entgegen!

Das Gebrüll — das Gemurmel schwieg. Es war ein schreckliches Schweigen, denn es war weit von aller Theilnahme entfernt! keine Hand, nicht einmal eine Weibeshand, gab das Zeichen des Mitleids und des Lebens! Spartus war in der Arena nie beliebt gewesen, und insbesondere hatte sich diesmal das Interesse des Kampfes auf Seite des verwundeten Niger gewendet. Das Volk war zum Blutdurste erhitzt! das Scheingefecht hatte aufgehört, es zu unterhalten, sein Interesse hatte sich zum Verlangen nach einem Opfer, zur Lust, sich an grimmig verzerrten Todeszügen zu weiden, gesteigert.

Der Gladiator fühlte, daß sein Schicksal besiegelt war — er ließ keine Bitte, ließ kein Stöhnen hören. Das Volk gab das Zeichen des Todes. In trotziger, aber nichtsdestoweniger mit Sterbensangst gepaarter Unterwürfigkeit neigte er seinen Nacken, um den tödtlichen Streich zu empfangen. Und nun, da der Speer des Retiarius keine Waffe war, um gewissen und augenblicklichen Tod zuzufügen, schritt eine abscheuliche Gestalt in die Arena, schwang ein kurzes scharfes Schwert, das Antlitz war aber gänzlich hinter einem Visir verborgen. Mit langsamen und gemessenen Schritten näherte sich dieser furchtbare Henker dem knieenden Gladiator, legte die Hand auf sein Haupt, zog die Schärfe des Schwertes über seinen Nacken, und wandte sich zur Versammlung ringsum, ob nicht noch in diesem letzten Augenblicke Reue über sie käme; — allein das schreckliche Signal blieb daßelbe, die Klinge blitzte in der Luft, schmetterte nieder, und der Gladiator rollte im Sande; seine Gliedmaßen zuckten — wurden stille — er war eine Leiche*)!

Sein Körper wurde sogleich aus der Arena durch das Todesthor fortgezogen, und in jene finstere Höhle geworfen, welche technisch das »spoliarium« hieß. Und kaum hatte derselbe seine Bestimmung erreicht, als auch der Streit zwischen den beiden noch übrigen Kämpfern entschieden war. Das Schwert des Eumelpus hatte seinem weniger erfahrenen Gegner die Todeswunde beigebracht. Ein neues Opfer wurde in das Behältniß der Erschlagenen geschafft.

Eine allgemeine Bewegung durchlief jetzt die mächtige Versammlung, das Volk athmete freier, und nahm seine Sitze wieder ein. Ueber jede Reihe ergoß sich nun aus verborgenen Röhren ein angenehmer Schauer. Abgekühlt und in üppiger Wonne sprach nun Alles über das kaum beendigte blutige Schauspiel. Eumolpus nahm seinen Helm ab, und trocknete sich die Stirne; sein dichtgelocktes Haar und kurzer Bart, seine edlen römischen Züge und sein strahlendes schwarzes Auge, erregten die allgemeine Bewunderung. Er war frisch, unverwundet, unermüdet.

Der Editor erklärte nach einer Pause, daß, da Niger's Wunde es unmöglich mache, daß er die Arena wieder betrete, Lydon der Nachfolger des getödteten Regnus, und der neue Gegner des Eumolpus sein solle.

„Indessen," setzte er hinzu, „Lydon, wenn Du den Kampf mit einem so tapfern und versuchten Manne ablehnen willst, so steht es Dir vollkommen frei. Eumolpus ist nicht der Gegner, der Dir ursprünglich zuerkannt worden ist. Du weißt am besten, in wie weit Du Dich mit ihm messen kannst. Mißglückt es Dir, so ist ein ehrenvoller Tod Dein Loos; siegst Du aber, so will ich den festgesetzten Preis aus meiner eigenen Börse verdoppeln."

*) Siehe den Stich von einem Fries zu Pompeii in dem Werke über diese Stadt in der Library of entertaining knowledge, vol. II. p. 311.

Das Volk jauchzte Beifall. Lydon stand in den Schranken, und blickte um sich, hoch oben sah er das blasse Antlitz, die gespannten Augen seines Vaters. Einen Moment wandte er sich unentschlossen ab. Nein! Der Kampf mit dem Cestus war nicht hinreichend — noch hatte er den Siegespreis nicht gewonnen — noch immer war sein Vater ein Sklave!

„Aebilis!“ erwiederte er in festem, tiefem Tone, „ich bebe vor diesem Kampfe nicht zurück. Um der Ehre von Pompeji willen, verlange ich, daß ein Mann, der von seinem lang berühmten Lanista gebildet worden ist, mit jenem Römer kämpfe.“

Und lauteren Beifall noch jauchzte das Volk wie zuvor.

„Wier zu eins gegen Lydon!“ sagte Clodius zu Lepidus.

„Nicht zwanzig gegen eins nehme ich an! Eumolpus ist ein wahrer Achilles, und dieser arme Bursche ein tiro.“

Eumolpus sah Lydon scharf in das Antlitz, und lächelte; aber auf dieses Lächeln folgte ein leiser und kaum hörbarer Seufzer — eine mitleidsvolle Rührung, welche die Gewohnheit eben so schnell überwand, als sein Herz ihn zwang, sie anzuerkennen.

Beide, in vollkommener Rüstung, mit gezücktem Schwerte und geschlossenem Visir, die letzten Kämpfer (wenigstens bevor der Mensch den wilden Thieren ausgesetzt wurde), standen nun einander gegenüber.

Gerade in diesem Augenblicke empfing der Prätor durch einen der Diener der Arena ein Schreiben; er nahm die umgewickelten Schnüre ab, überflog es, und sein Antlitz drückte Staunen und Verlegenheit aus. Er las das Schreiben abermals durch, und murmelte: „Es ist unmöglich! der Mensch muß betrunken sein — betrunken am frühen Morgen, sonst könnte er keinen solchen Unsinn schreiben!“ Dann warf er den Brief nachlässig hin, und ließ sich ganz ernst wieder nieder, um dem Wiederanfang der Spiele zuzusehen.

Die Theilnahme des Publikums hatte den höchsten Grad erreicht. Zuerst hatte Eumolpus dessen Gunst gewonnen, aber Lydon's strahlender Muth, und seine geschickte Anspielung auf die Ehre des Lanista von Pompeji, hatte ihm zuletzt in den Augen der Menge den Vorzug gegeben.

„Holla, alter Bursche!“ sagte Medon's Nachbar zu ihm. „Dein Sohn hat einen gewaltigen Gegner; aber sei ohne Furcht, der Editor wird nicht zugeben, daß er getödtet werde, und auch das Volk nicht; dazu hat er sich zu wacker benommen. Ha! das war ein herrlicher Streich! Wohl abgewendet, beim Polux! Noch einmal so, mein Lydon! Sie halten an, um Athem zu holen! Was murmelst Du, alter Bursche?“

„Gebete,“ erwiederte Medon, mit ruhigeren und hoffnungsvolleren Mienen, als es bis jetzt der Fall gewesen war.

„Gebete! — Unsinn! Die Zeiten sind vorüber, wo die Götter einen Menschen durch eine Wolke entrückten! Beim Jupiter! welcher Streich! Deine Seite — Deine Seite! Wahre Deine Seite, o Lydon!“

Ein convulsivischer Schauder durchlief die Versammlung, denn ein heftiger Streich des Eumolpus, gerade auf Lydon's Helm, hatte diesen in die Kniee gestürzt.

„Habet!“ rief eine gellende Frauenstimme. „Er hat es! — Hurrah!“

Es war die Stimme jenes Mädchens, das mit so feuriger Sehnsucht den Spielen entgegen gesehen hatte.

„Schweig, Kind!“ sagte Pansa's Gattin gebieterisch. „Non habet! — Er ist nicht verwundet.“

„Ich wollte, er wäre es, nur um den alten Medon zu ärgern,“ murmelte das Mädchen.

Inzwischen begann Lydon, der sich bisher mit großer Geschicklichkeit und Tapferkeit vertheidigt hatte, den kräftigen Angriffen des viel erfahrenen Römers zu weichen; sein Arm wurde müde, es schwindelte ihm vor den Augen, er konnte nur mit Mühe athmen. Die Kämpfenden hielten abermals inne, um sich zu verschnaufen.

„Junger Mann,“ sagte Eumolpus mit leiser Stimme, „stehe ab; ich werde Dich leicht verwunden, dann senke Deine Waffen; Du hast Dir die Gunst des Editor und des großen Haufens gewonnen, Du wirst auf eine ehrenvolle Weise gerettet werden.“

„Und mein Vater bleibt Sklave, wie zuvor,“ murmelte er für sich hin. „Nein! Tod oder Freiheit!“

In Folge dieses Gedankens, und da er einsah, daß er sich an Ausdauer mit dem Römer nicht messen könne, sein Heil also in einem plötzlichen und verzweifelten Angriffe suchen müsse, stürzte er auf Eumolpus los. Der Römer wich vorsichtig zurück, Lydon stieß wieder, Eumolpus wich aus, das Schwert streifte seinen Panzer, Lydon's Brust war bloßgestellt, und der Römer stieß ihm das Schwert durch die Fugen seiner Rüstung, aber keineswegs in der Absicht, ihm eine tiefe Wunde zuzufügen; Lydon aber, ermüdet und erschöpft, taumelte vorwärts, gerade in die Spitze des Schwertes hinein, es fuhr durch und durch, und heraus zum Rücken! Eumolpus zog die Klinge zurück; Lydon machte noch eine Anstrengung, das Gleichgewicht zu behalten, sein Schwert entsank der Hand, er stieß noch mit dieser mechanisch nach dem Gladiator, und fiel der Länge nach auf die Arena hin. Wie auf Verabredung gaben Editor und Versammlung das Zeichen der Gnade, die Diener der Arena näherten sich, und nahmen dem Besiegten den Helm ab. Er athmete noch, seine Augen rollten wild gegen den Feind; die Wildheit, die er in seinem Berufe bereits erlangt, starrte aus seinem Blick und dunkelte bereits seine von den Schatten des Todes umzogene Stirne; dann erhob er mit convulsivischem Stöhnen, mit einem halben Aufsprung, seine Augen nach oben. Sie weilten nicht auf dem Antlitz des Editor, noch auf den mitleidsvollen Gesichtern seiner milden Richter. Er sah sie nicht; für ihn war es, als ob der Raum, den sie einnahmen, öde und wüste wäre; er erkannte nur ein schmerzdurchzucktes Antlitz — und ein Schrei eines gebrochenen Herzens war der einzige Schall, der in Mitte des Gemurmels und des Geschreies der Menge sein Ohr erreichte. Die Wildheit schwand von seiner Stirne; ein sanfter, mil-

der Ausdruck heiligender, aber verzweifelnder Kindesliebe spielte um seine Züge — spielte, verdunkelte sich — schwand! Sein Antlitz wurde plötzlich wieder steif, und nahm den vorigen Ausdruck der Wildheit an. Er sank zur Erde.

„Seht nach ihm," sagte der Aedil, „er hat seine Pflicht gethan."

Die Diener der Arena schleppten die Leiche in das Spoliarium.

„Ein wahrer Typus des Ruhmes, und dessen Schicksals!" dachte Arbaces, und sein Auge, das rings im Amphitheater umher blickte, verrieth eine solche Verachtung, einen solchen Abscheu, daß, wer diesem Blick begegnete, plötzlich den Athem einzog, und Selbstdemüthigung und Schauder fühlte.

Abermals ergoß sich eine Spreu von Wohlgerüchen über das Theater, und die Diener streuten frischen Sand in der Arena.

„Den Löwen nun, und Glaukus den Athenienser!" gebot der Editor.

Eine tiefe, athemlose Stille überspannter Theilnahme, und des tiefinnersten (und, seltsam zu sagen, doch nicht unangenehmen) Schrecks, breitete sich nun, wie ein mächtiger und furchtbarer Traum über die Versammlung aus.

Bruchstücke

aus dem eben erschienenen Roman:

„Der Jude des neunzehnten Jahrhunderts"

von

J. Th. Mengenheim.

1.

Im Kerker fand ich mich wieder und es war mir, als sei ich ein anderer Mensch geworden. Die Einsamkeit wirkte mächtig auf mich ein, das Schreckliche einer Gefangenschaft und ich gelangte zu der Ueberzeugung, daß ein höherer Zweck im Menschen liegen müßte, als daß er nur die ganze, übrige Schöpfung genießen sollte. Meine Jugend flog zuweilen wie die Bilder eines Guckkastens vor meinem Geiste vorüber; Genuß schien mir ein höllischer Triller in der Harmonie einer gesetzlichen Welt und ich war bald so weit gekommen, daß nur die Freiheit fehlte, um der Welt zu zeigen, wie sehr ich dem Pietismus huldigte.

Meine Aenderung aber konnte den Gang des Gerichtes nicht hemmen. Meine Vergehen waren die schwersten, deren man sich in einem Handelsstaat wie Holland zu Schulden kommen lassen konnte. Das erste hieß: „falsche Wechsel," das zweite: „Unterschlagung fremder Briefe und deren Erbrechen." Ich konnte meine Unschuld nicht darthun, denn Orgallo selbst hatte den Behörden das zweite Verbrechen angezeigt. Man war mir confrontirt worden und bestätigte die Angaben des Grafen. So war ich denn in ein Labyrinth von Verrath und Schuldlichkeit verwickelt, die Untersuchung meines Schreibtisches hatte den schlagendsten Beweis geliefert und ich wurde verurtheilt. Mein Defensor, der Doctor Bernhard Groën, konnte nichts an dem Urtheilsspruch ändern, obgleich er einer der gewandtesten Juristen war.

Es war ein kalter Novembermorgen, als ich mit siebenzig andern Verbrechern zur Execution geführt wurde. Mein Urtheil war mir schon bekannt. Es hieß: „Ausstellung an dem Galgen, fünfzig Ruthenstreiche, Brandmarkung und augenblickliches Entfernen aus Holland." — Wer vermöchte das Empfinden zu beschreiben, welches mich beherrschte auf dem Wege, den eine ungeheure Menschenmenge füllte, daß die uns begleitenden Soldaten Mühe hatten, eine enge Gasse für uns offen zu halten. Endlich kamen wir auf einen großen Platz, den ich früher nie gesehn. Ein blutrothes Gerüst war da erbauet und es riß mir die Augen auf, welche ich auf dem ganzen, langen Wege zu Boden geschlagen hatte. Vor dem Gerüste ging ein Herr in Escarpins, mit einem Stoßdegen auf und ab, in seiner Hand ein weißes Taschentuch haltend — es war der Oberscharfrichter. Auf dem Gerüste selbst standen etwa zehn Henkersknechte, sämmtlich in schwarzen Beinkleidern und bis auf diese entkleidet, die Hemdärmel aufgekrämpt. Einige schürten die Feuer in den eisernen Pfannen, in welchen die Eisen zum Glühen gebracht wurden; Andere legten die faustdicken Ruthen zurecht und wieder Andere standen, mit Stricken in den Händen, bereit, die Delinquenten an den Galgen zu befestigen. Rings um das Gerüst standen Soldaten, das Volk in gehöriger Entfernung zu halten.

Wir hatten kaum das Gerüst betreten, so faßte mich einer der Henkersknechte, zog mich zu dem Galgen, entkleidete mich, daß mein ganzer Rücken entblößt war, und legte mir einen Strick um beide Hände, just im Gelenk, der oben an dem Galgen in eine Rolle lief. Als er ihn befestigt hatte zog er das andere Ende mit aller Kraft an, daß mir die Schulterblätter knackten und ich schwebte mehr, als ich auf dem Boden stand. In dieser peinlichen Lage mußte ich über eine Stunde verharren. Da klimperte es auf dem Stadthausthurm den ganzen Jägerchor aus dem Freischützen und ich hörte um mich her das Wimmern der mit Ruthen Gepeitschten, das kurze Stöhnen der Gebrandmarkten und eine ungeheure Angst riß meinen Kopf über die Schulter hinweg nach den unglücklichen Schlachtopfern der Gerechtigkeit. Schon sah ich Einige davon das Gerüst verlassen und das mitleidige Volk warf Geld in die offengehaltenen Mützen der Gepeinigten, welche, von Soldaten unterstützt und umgeben, dem Gefängnisse wieder zugeführt wurden. Und da hing ich nun in Todesangst! O, das Erwarten war gräßlicher als die Strafe selbst.

Jetzt kam die Reihe an meinen Nebenmann und jeder Ruthenstreich steigerte meine Angst. Die Novemberkälte brannte auf meiner Haut und ich war mir meiner selbst nicht mehr bewußt. Da zischte das sprühende Eisen auf seiner Schulter, seine Muskeln zuckten ineinander und wie todt wurde er von dem

Galgen genommen. In ungeheurer Seelenangst rief ich hinter mich: „laß' mich beten, Henker!" — „Nun, so bete" — sprach er und ließ die aufgehobene Ruthe wieder sinken.

„Vater unser" — es war das Einzige, dessen ich mich erinnern konnte — Orgallo's Verrath kam mir vor die Sinne, Bella, Leben, Luise und Baruch — ich schweifte mit verwirrten Gedanken von Einem zum Andern und — „Vater unser" — keuchte ich noch einmal — „Du, ein Gott der Gerechtigkeit, wie sie Dich nennen und ich, unschuldig an den Verbrechen, um die ich heut' Strafe und Schande erdulden muß; mein Gewissen beschwert von Mord und nicht um Mord Strafe und Schande? — Was soll ich glauben?" — —

„Den Teufel auch!" — fluchte der Henker — „mach' ein Ende!"

Und die Ruthenstreiche fielen auf meinen entblößten Rücken. Der Schmerz preßte mir große, heiße Tropfen aus den Augen; aber plötzlich versiegte Kraft und Thräne unter dem glühenden Eisen und alles Leben schwand aus meinen Muskeln. — — —

Drei Tage darauf fand ich mich in meinem Kerker wieder. In meiner Mütze lag ein versiegeltes Päckchen. Ich öffnete es — funfzig Goldstücke waren darin und ein kleiner Zettel:

Wir bedauern Sie. Verlassen Sie Holland.
Dublin sei Ihr Ziel!

B. B.

(Wird fortgesetzt.)

Lehrer und Schüler.

Mein Hauslehrer war ein gelehrter Mann;
Er hatte viel Bücher gelesen;
Doch machte er, wie ich versichern kann,
Davon kein sonderlich Wesen.

Ihm saß, wie man sagt, der Schalk im Genick,
Er war gern lustig in Ehren,
Und pflegte sich nimmer den freundlichsten Blick
Nach jungen Mägdlein zu wehren.

Sie kannten ihn, waren sie nett und fein,
Gar leicht in Liebe verstricken;
Doch hatt' er die Wahl unter Flaschen Wein,
So griff er nach großen und dicken.

Auch ich, sein Schüler, war lebenslang
Auf Wein und Liebschaft versessen:
Was er noch sonst in den Kopf mir zwang,
Das hab' ich leider vergessen.

Langbein.

Epigramme

von

W. Achat.

Adele.

Mit Klugheit sagt Adele
„Unsichtbar ist des Menschen Seele."
Damit ein Jeder wisse,
Weshalb er sie an ihr vermiß.

Gebet des Arztes.

„Du wollest stets, o Gott, erhör' mein Beten!
Gesundheit mir und Andern Krankheit geben.
Nur wenn ich lebe, kann ich tödten;
Nur wenn ich tödte, kann ich leben!"

Neues unter der Sonne.

Theater-Notizen.

*). Saphir hat seine humoristische Vorlesung in der Wiener Theater-Zeitung mitgetheilt; eine Menge Wortwitze, aber kein Humor!

*). In Italien macht gegenwärtig eine neue Oper von Donizetti: „Der Wahnsinnige auf San Domingo" Glück. —

*). Berlin. Herr Rott spielte neulich als Hofrath in den „Isländischen Advokaten" vortrefflich und erhielt verdienten Beifall. — Die beste Parthie, welche wir die jetzt von der geschätzten Gastin Mad. Fischer-Achten gesehen, war „Fidelio". — Pott hat noch ein zweites Concert gegeben, und durch sein unvergleichlich schönes Spiel die Zuhörer entzückt. Am 12. November hat er Berlin verlassen. — In diesem Concerte trug der Königl. Schauspieler Herr Franz ein Gedicht von Seidel: „Die Spieler" vor. Wir erwähnen dieser Piece, weil wir seit Jahren nicht so ausgezeichnet schön, mit so tiefem Gemüth haben deklamiren hören. — Herr L. Rellstab, den wir als Schriftsteller beobachten, hat sich verheirathet, und wird, wie man sagt, seine Stellung als Referent der Voßischen Zeitung aufgeben. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 19. Donnerstag, 13. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Des Schneiderleins Verklärung.

Tragische Humoreske

von

G. Bergen.

Herr Feaps*) war der berühmteste Kleiderkünstler der Residenz, und das mit Recht; denn keiner seiner Collegen unter den zahlreichen **maitres tailleurs au dernier goût** der Stadt, verstand in dem Grade den ächt **englischen** Geschmack in die Anzüge der Herrn von gutem Ton zu hauchen, als gerade Herr Feaps. Jeder junge Mann von Welt, Jeder, der Anspruch auf feine Bildung, auf hohen Stand machte, jeder **aimable roué**, durfte nur Kleider aus der Fabrik des Herrn Feaps, des berühmten Kleiderkünstlers tragen, dessen Fabrikate einen so genialen Zuschnitt hatten, daß die junge, vornehme Welt nur in des berühmten Kleiderfabrikanten Garderobeartikeln das wichtigste Geschäft ausrichten, den heißesten Wunsch der Seele erfüllt sehen konnte, nämlich, Aufsehen zu erregen. Hier ist also der **maitre tailleur** der unentbehrlichste Mann im Staate. Und elegante Kleider nebst anständigen Schulden sind ja die Haupterfordernisse eines **aimable roué**.

Die Kleider des berühmten Feaps saßen wie angegossen. Die Taillen erhielten durch seine Nadel, durch seine Scheere, durch sein Bügeleisen einen ätherischen Zuschnitt, das ganze Kleidungsstück ein elegant-romantisches Exterieur, so daß alle Welt erstaunt fragte: „Mein Gott, welcher Schneider hat diesen **einzigen** Rock gemacht? Er steht Ihnen himmlisch!“ Wer hat ihn anders gemacht, lautete die gewöhnliche Antwort, als der bekannte Meister Feaps.

Die Beinkleider wußte der Kleiderkünstler so einzurichten, daß sie überall die Wellenlinie der Schönheit nach den Regeln der Aesthetik bildeten. Die Watte wurde natürlich nicht geschont, woher es denn kam, daß dieselbe, seitdem Herrn Feaps Praxis so sehr zugenommen, ungemein im Preise gestiegen war.

Der Meister hatte ein großes Haus in einer der Hauptstraßen der Residenz bezogen, sich auf das Eleganteste darin eingerichtet, so daß kein Prinz, kein König, ja sogar kein Kaiser, sich zu schämen nöthig hatte, in den Zimmern zu verweilen. Ueberall herrschte die eleganteste Eleganz. Jede neue Bestellung ward vom Herrn Feaps mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit ausgeführt, und sein Ruf vergrößerte sich täglich. Seine geehrten Kunden besuchte der Kleiderkünstler in einem prächtigen Wagen, vor welchem zwei braune Rappen pfeilschnell dahinflogen, wie das Gespann des Sonnengottes. Ein mit rothem Sammet ausgeschlagenes Kästchen, welches er stets bei sich führete, enthielt das edle Rüstzeug des goldnen Schneidergewerks; ein langes, blaßrothes, mit den modernsten Hieroglyphen durchwirktes Band zum Maßnehmen und eine mit kostbaren Steinen zierlich gearbeitete Scheere. Da der große Meister sich eine Ehre daraus machte, nur mit der vornehmen Welt in Geschäftsverbindungen zu treten, besonders die Edelleute und die Herren vom Militär durch seine Kleiderschöpfungen elegant auszustatten, d. h. ihnen zu pumpen, oder elegant gesagt, für sie zu arbeiten und diese Arbeit ihnen zu creditiren, so konnte es natürlich nicht fehlen, daß ein zahlreicher Adel, besonders die Herren vom Militär, eine Legion von Referendarien, zahllose Geheime-, Hof-, Medicinal-, Regierungs- und andere Räthe, kurz die ganze feine Welt jüngerer und älterer Generation der Residenz bei dem Kleiderkünstler arbeiten ließ.

Ein anderer sehr wichtiger Grund, weshalb Herr Feaps zahlreichen Besuch, besonders von der jungen Männerwelt erhielt, lag in einem Gegenstande von merkwürdiger Attraktionskraft. Der große Schneider hatte nämlich das Glück und die Ehre, Vater eines bildschönen Töchterleins zu sein. Eine höchst merkwürdige, ja an das Wunderbare grenzende Erscheinung in dem Hause eines Schneiderleins! Denn bekannte-

*) Auf deutsch: Fips. D. V.

lich sind die Schneider aus Naturgründen keineswegs schön, und eben so wenig die Sprößlinge ihrer ehelichen Zärtlichkeit. Die berühmten Naturforscher Blumenbach, Bonpland, Cuvier u. A. wollen daher die psychologisch richtige Entdeckung gemacht haben, daß die Schneider niemals schöne Kinder haben könnten. Dem sei nun, wie ihm wolle. Genug, Herr Feaps besaß eine schöne Tochter, und Röschen — so hieß sie — war, wie die ganze ästhetisch gebildete Welt, die Residenz, mit Recht, behauptete, sogar sehr schön, im höchsten Grade liebenswürdig, und — was heutzutage viel sagen will — ein unschuldiges Mädchen. Sie besaß ein paar glänzendbraune, von zarten Wimpern und Augenbraunen überschattete Augen, welche nach Liebe lechzten, nach dem bräutlichen Kusse verlangende Lippen, die jede Granatblüthe an liebreizender Röthe übertrafen, die weißesten Zähne in dem kleinen Mündchen, ein zartes, fein gebogenes Näschen, Grübchen in den schelmischen Wangen, auf welchen der Karmin der Unschuld thronte, einen Nacken, dessen griechische Bildung alle Philologen der Residenz bewunderten, und welchen ein Mitglied dieser gelehrten Zunft zum Gegenstande seiner kritischen Abhandlung über das Antik-Plastische erwählt, einen viel versprechenden Busen, eine Taille, wie sie nur Hebe besitzen kann, und ein Füßchen, dessen sich keine chinesische Prinzessin zu schämen nöthig hatte. Solche Reize mußten eine ungeheure Revolution, eine Völkerwanderung in der jungen, nach Liebe lechzenden Männerwelt, besonders unter den Herren Lieutenants und Referendarien hervorbringen.

Alles stürmte zu Herrn Feaps. Jeder schätzte sich glücklich, der das göttliche Schneiderkind gesehen, noch glücklicher, der einige Worte von ihren Rosenlippen vernommen. In allen Lokalblättern der Residenz standen täglich die schmachtendsten Gedichte, Oden und Lieder auf das himmlische Röschen. Alle Dichter mußten seufzen, und ihre sentimentalen Seufzer wurden von den Elegants vergoldet und versilbert, d. h. mit Golde und Silber aufgewogen. Eine seltene, glückliche Zeit für die armen Dichter! Da hätten die weinerlichen, nebeligen und mystischen Poesien so mancher Dichter Glück machen können! Denn in solchen Zeiten sind die kannibalisch schmachtenden, mondscheinblüthenrankend, besingenden Dichter die besten und gesuchtesten. Alle Stanzen und Gedichte vermochten jedoch nicht das Herz Röschens zu rühren. Sie nahm die Huldigungen bescheiden auf, und legte nicht den Werth darauf, den die Darbringer bezwecken wollten.

Unter den Elegants, die täglich das Haus des Kleiderkünstlers Feaps umlagerten und bestürmten, um des reizenden Röschens Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und sich zu nähern, zeichnete sich besonders ein junger Pole, Graf Valerian Lubowsky vor Allen aus. Freilich stand er nicht in dem besten Rufe. Er war ein Lüstling und ein aimable roué im eigentlichen Sinne des Worts. Allein seine männlich schöne Gestalt, sein feines Wesen, sein hoher Stand, seine Reichthümer — er war der letzte Sprößling eines uralten Geschlechts — ließen seine Schwächen vergessen und erregten, wie gewöhnlich, in der jungen Mädchenwelt die allgemeinste Aufmerksamkeit. Und Röschen war nicht die Letzte, welche den schönen Grafen bemerkte. Täglich spornte er seinen schwarzen Araber 3 bis 4 Mal unter ihren Fenstern vorbei, und ließ das edle Roß die kühnsten Sprünge und Wendungen machen. Fast täglich fuhr er in seiner brillanten Equipage bei dem Kleiderkünstler vor, so daß dieser einem solchen Bewerber zwar kein Hinderniß in den Weg legte, aber auch wohlweislich sein schönes Töchterchen mit Argusaugen hütete.

Röschen hatte die zärtliche Zuneigung des jungen, schönen Grafen schon längst bemerkt. Sich so ausgezeichnet zu sehen, schmeichelte ihrer Eitelkeit. Denn sie war ja ein Mädchen. Ihr fühlendes Herz schlug schon längst für den schönen Polen, der alle Schlauheit anwandte, um sein Liebchen allein zu sprechen und zu seinem Zwecke zu gelangen. Allein bis jetzt waren alle seine Bemühungen an Röschens Unschuld und an der Wachsamkeit des alten Schneiders gescheitert, so daß der Graf, nachdem er Alles versucht, den Entschluß faßte, auf andere Weise, und zwar durch den Alten selbst, seinen Zweck zu erreichen.

In dieser Absicht erschien der Graf eines Tags vor dem Kleiderkünstler, erklärte ihm in kurzen Worten, daß er, obschon ein Graf aus alter Familie, doch Röschen unbeschreiblich liebe, nicht länger ohne sie leben könne, und bat um ihre Hand. Herr Feaps, der bis jetzt die Liebe des Grafen zu Röschen für eine Galanterie gewöhnlicher Art gehalten, war bei diesem Antrage wie aus den Wolken gefallen, ermannte sich jedoch bald wieder, und nahm mit schneidermeisterlicher Grandezza den Antrag an, nachdem er unsäglich viel von der seiner Tochter bereits erwiesenen und noch zugedachten Ehre, so wie von einer brillanten Aussteuer, die er ihr mitzugeben vermöge, geschwatzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Bruchstücke

aus dem eben erschienenen Roman:

„Der Jude des neunzehnten Jahrhunderts“

von

J. Th. Wengenheim.

2.

Die Liste der Heirathe-Candidaten.

Jonas Ben Simeon
in Hamburg

handelt en gros mit englischen Waaren, hat ein Haus in England; ist ein schöner Mensch und ein altgläubiger Jude. Seine erste Frau ist vor sechs Jahren gestor-

ben. Er hat nur eine Tochter Rebekka, welche mannbar iſt und bald verheirathet wird. Er giebt derſelben 50,000 Mark Banco mit. Man ſchätzt ihn auf 1,000,000 Mark Bco.

Baruch Ben Chaim
in Amſterdam.

Ein ſehr feiner Menſch, Banquier. Er und ſeine Schweſter, Bella, ſind die einzigen Erben des reichen Iſaak Ben Chaim, und man ſchätzt das Erbtheil eines jeden Kindes auf 800,000 Gulden.

NB. Beide dürfen ſich jedoch nicht mit einer deutſchen Familie verbinden.

Hirſch Goldheimer
in Prag,

Juwelier, handelt in Compagnie mit Löbel Gutkind, ſie haben miteinander 1,500,000 Gulden Münze als Capital in das Geſchäft gethan, und man ſchätzt den Antheil eines Jeden auf 900,000 Gulden Münze

Süßkind Wolf
in Warſchau

giebt ſich mit Allem ab, kauft und verkauft Rittergüter, hat vor zwölf Jahren accordirt, und bei dieſer Geſchichte etwa 2,000,000 polniſche Gulden erübrigt; iſt zwar nicht alt, aber auch nicht mehr ganz jung, und beſitzt jetzt ein Vermögen von 4,000,000 poln. Guld.

NB. Er iſt ein ſehr rechtſchaffener Mann, denn vor zwei Jahren beſchenkte er den Tempel in Warſchau mit einer Thora, welches ihm beinahe 200 Ducaten gekoſtet hat.

Eſther Hornicker
in München.

Ein ſehr ſchönes Mädchen von 24 Jahren. Des Vaters Vermögen iſt unſchätzbar, und, außer einer ſehr koſtbaren Ausſtattung, giebt er der Tochter an baarem Capital 100,000 Guld. rhein.

NB. Nach des Vaters Tode erhält die Tochter wie ihre drei Brüder einen gleichen Antheil von dem Nachlaß. Sie iſt ſehr fein gebildet, ſpielt Clavier und ſingt alle Opern, ſpricht deutſch, und kann gut in der Küche fertig werden. Wenn ſich eine große Parthie finden ſollte, ſo giebt der Vater auch mehr mit. Sie iſt von unbeſcholtenem Ruf, denn was die Leute vor ſechs Jahren von einem jungen Akademiker geſprochen haben, das war Verleumdung und iſt längſt vergeſſen. Sie kommt in alle große Geſellſchaften, und iſt ſogar einmal eingeladen worden, im „Frohſinn“ zu ſingen, obgleich kein Jude in dieſe Geſellſchaft kommen darf. Sie heißt aber in München nicht Eſther, ſondern Emmeline.

Frommet Heidelberger
in Berlin,

20 Jahr alt, und iſt ſo ſchön, daß ſchon viele Maler ſie zum Modell genommen haben, weil ſie auch eine Venus haben machen wollen wie ein gewiſſer Tiemian (vermuthlich Tizian). Bekommt mit 40,000 Thlr. Pr. Crt.

NB. Sie will aber keinen orthodoxen Juden, ſondern einen Mann, der ſich nach der neuen Welt richtet. Ein ſolcher Mann braucht juſt nicht viel Vermögen zu haben; ſondern nur einen Titel und einen ſanften Charakter. Sie heißt Franziska.

Zippora Brayer
in London.

Eine Wittwe von 34 Jahren, kam als Köchin in das Haus des berühmten Rabbi Samuel Tarphon, welcher ſie heirathete, und ihr ſein ganzes Vermögen hinterließ. Ihr Vater war Vorſänger in der Synagoge zu Bamberg. Sie iſt nicht häßlich, und weiß mit der Welt umzugehen. Jetzt treibt ſie einen Handel mit Galanteriewaaren und man ſchätzt ihr Vermögen auf 7000 Pfund Sterl.

Erleſenes.

* Geburt. Es iſt gewiß, daß die Geburt eben ſo wenig einen Unterſchied zwiſchen den Menſchen hervorbringt, als zwiſchen einem Eſel, deſſen Vater Dünger und einem andern, deſſen Vater Reliquien trug. — Erziehung macht den großen Unterſchied, Talente machen ihn außerordentlich, Vermögen auffallend.

* Keuschheit. Ein Mädchen, das sich einbildet, es sei hinreichend, keusch zu sein, ohne so sehr den bösen Schein zu meiden, gleicht einem Kaufmanne, der gute Waare hat, und damit hausiren geht. —

* Traum. Das Vertrauen auf Träume ist eine Liebhaberei, welche unter den Menschen aller Stände angetroffen wird, und die zuweilen die Schöpferin eines Wohlbehagens ist, das der Vernünftige nicht kennt. Viel häufiger aber ist sie eine Quelle von Unruhe und Besorgnissen; und immer verräth sie einen sehr beschränkten Geist. — Viele Menschen haben eine große Fertigkeit darin, auch wachend zu träumen; die Bedaurungswürdigsten unter diesen finden ein gewisses Behagen, sich unglücklich zu träumen, weil sie nicht Verstand genug haben, glücklich zu sein. — Ein Traum ist die erneuerte Vorstellung dessen, was unsere Seele im wachenden Zustande einzeln und in andern Verbindungen wenigstens schon Einmal dachte. Wie, wenn nun der Zustand der Seele nach dem Tode einem traumreichen Schlafe gliche, in welchem der Tugendhafte das Wohlbehagen eines entzückenden Morgentraums empfände, und dem Lasterhaften Angst und Schrecken zu Theil würde? — Welch' eine Aufforderung für uns, über die Einbildungskraft zu wachen!

* Stolz. Der Stolz ist der Schlagbaum gegen die Freundschaft und der einzige Fall, wo ähnliche Gesinnungen keine Sympathie erzeugen: denn der Stolze kann mit Niemandem weniger, als mit dem Stolzen sympathisiren.

Lieder.

Von

W. Fischer.

3.

Viele junge Herrn von Adel
Haben jüngst mit Weh und Ach,
Vor Verzweiflung sich geworfen
Auf das diplomat'sche Fach.

Denn die diplomat'schen Sachen
Stehn verzweifelt, wie die Herr'n;
Und so ist der Spruch bewiesen:
Gleich und gleich gesellt sich gern.

Auflösung des Logogryphs in No. 16.

Liebhaber.

Neues unter der Sonne.

Berliner Hof-Theater.

Demoiselle Caroline Bauer

trat am 10ten November als Frau von Lüch in „die junge Pathe" und als Margarethe in „die Hagestolzen" auf. Vor sechs Jahren, als wir die liebenswürdige Künstlerin zu den Unsrigen zählten, war sie ein Liebling des Publikums, und daher nichts natürlicher, als daß sie so empfangen wurde, wie man sie früher so oft begrüßte, mit rauschendem Beifalle. Ihr Spiel ist bekannt. Die Vorzüge desselben sind Gemüth und Laune, Grazie und zarte Weiblichkeit; sie bedarf keiner forcirten Mittel, um das Herz zu bewegen, keiner Coquetterie, um zu gefallen: sie ist, mit einem Worte, fast ganz das Contrarium des Fräuleins v. Hagn! Des Fräulein v. Hagn Gemüth ist ein Kastanienbaum, den man ins Knopfloch steckt, ein Kind an der Mutterbrust, das man als Gensd'arm angezogen hat; ihre Laune ist eine alte Jungfer, die sich geschminkt, geschmückt und duftend gemacht; ihre Grazie ist ein Rechnen-Kunststück des Körpers, und von zarter Weiblichkeit besitzt sie eben so viel, wie Den Miquel von Gemüth und Herz. Das Gemüth der Dem. Bauer dagegen ist ein duftendes Veilchen, ihre Laune ein schelmisches Mairöschen, und Grazie und zarte Weiblichkeit sind die Frühlingsgötter, die sie umschweben. — Fräulein v. Hagn! Sie haben in Petersburg so sehr gefallen; Dem. Bauer gefällt uns in Berlin: was meinen Sie zu einem Tausche, bei welchem Sie, Dem. Bauer und wir Berliner offenbar gewinnen müßten? U. A. w.

9.

Theater-Notizen.

*** Der Schauspieler B. Mestron hat eine Fortsetzung des „Lumpacivagabundus" vollendet, die wahrscheinlich in kurzer Zeit wieder auf den meisten deutschen Bühnen sein wird. „Drum wird mir erschrecklich angst und bang!"

*** Berlin. Mad. Birch-Pfeiffer ist gegenwärtig hier. — Der Königl. Schauspieler Herr Kruger hat eine deklamatorisch-musikalische Mittags-Unterhaltung gegeben, die von einem glänzenden und zahlreichen Publikum besucht war. Jede Nummer wurde beifällig aufgenommen, besonders ein Gedicht von H. Smidt, und die Schluß-Piece, gesprochen von unserm Gern. Er war der Kritiker des Concerts und riß Alles herunter, am meisten aber die hiesigen Tagesschmierer wegen ihrer Bettelei u. s. w.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 20. Montag, 17. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Des Schneiderleins Verklärung.

Tragische Humoreske

von

G. Bergen.

(Schluß.)

Das liebenswürdige Schneiderkind vernahm die fröhliche Botschaft mit erröthenden Wangen und klopfendem Busen. In der reizendsten Verschämtheit sank sie dem jungen Lüftlinge in die Arme. Der Pesthauch der Sünde umgarnte die Unschuld, die nicht ahnete, welchem Verderben sie durch diese unselige Verlobung entgegengeführt werde. Zwar warnte man den Schneider von vielen Seiten; allein Meister Feaps vernahm die Einflüsterungen von dem wüsten Leben, so wie von den zahlreichen Schulden seines zukünftigen, hochgräflichen Schwiegersohns mit ziemlicher Gelassenheit, da er wußte, daß dergleichen in der vornehmen Welt zum guten Tone gehöre. In das große Glück, sein Röschen nun bald so glücklich, so ehrenvoll verheirathet zu sehen, wußte er sich gar nicht zu finden. In diesem Taumel von Glück und Ehre legte er feierlich sein Gewerbe nieder. Nadel, Scheere und Bügeleisen wurden verbannt. Hatte früher die modernste Eleganz in seinem Hause, in seinem ganzen Wesen, die wichtigste Rolle gespielt, so erreichte sie jetzt ihren höchsten Grad. Besonders hatte Röschen viel von der lächerlichen Laune ihres Vaters zu leiden. Sie mußte sich ganz in eine steife Etikette fügen, die der stolze, hoffärtige Bügeleisenmonarch in einem fürstlichen Hause, wo er oftmals zu thun gehabt, nach und nach mit ängstlicher Genauigkeit aufgeschnappt hatte. Röschen erhielt zwei Gesellschafterinnen, die den ganzen Tag über das holde Schneiderkind umlagern und zu einem steifen Wesen zwingen mußten, um ihr so eine flüchtige Haltung und Bildung beizubringen. Eben so war sie verurtheilt, sich täglich mehrere Stunden lang von einem langweilig arroganten Franzosen in dessen Sprache unterweisen zu lassen, weil ihr Herr Vater gehört hatte, daß die Kenntniß der französischen Sprache die wahre vornehme Bildung vollende. Außerdem mußte Röschen römische und griechische Mythologie, Hegelsche Philosophie und die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung unter Anleitung bestimmter Lehrer studiren, wobei der Alte nicht versäumte, auf das musikalische Gefühl seines Töchterchens durch den Gesang zahlreicher indianischer Raben, so wie durch Meyerbeersche Musik zu wirken.

Der liebeglühende Bräutigam war fast den größten Theil des Tages hindurch in dem Hause seines Schwiegervaters, konnte aber aller angewandten Mühe ungeachtet nicht zu seinem Ziele gelangen, da Feaps mit größter Schlauheit und Vorsicht Röschen bis zu dem Augenblicke der Hochzeit zu bewachen für nothwendig fand. Und sein Argwohn war nicht ungegründet, obschon er den Grafen nicht für ganz so schlecht hielt, als er sich später zeigte.

Um die große Kluft, welche zwischen dem Stande eines Grafen und einer Schneidertochter liegt, etwas weniger bemerkbar und seinen ihm jetzt verhaßten Stand vergessen zu machen, hatte sich das Schneiderslein in seinem Hochmuthe und im Gefühle seines großen Glückes an **Seuerissimus**, den Landesfürsten, gewandt, und in tiefster Ergebenheit um den Adelsbrief für sich und sein Töchterchen geboten. Einer bedeutenden Summe Geldes verdankte er auch wirklich die Erhebung in den Adelstand und der gewesene Schneider, jetzt neugebackene Edelmann, schwelgte in einem Meere nie geahneter Wonne.

Seine Standeserhebung recht solenn zu feiern, veranstaltete der Herr von Feaps mit fürstlichem Aufwande ein Diner, welches sich bis spät in die Nacht hinein ausdehnte. Ein glänzender Ball hatte die Festlichkeit beschlossen, und selig in seinem Entzücken über die heute ihm so zahlreich widerfahrenen Ehrenbezeigungen, daß so zahlreiche, vornehme Familien seine Erhebung in den Adelstand mitgefeiert, ihn und seine Tochter wie ihres Gleichen behandelt, hatte sich der neue Edelmann bereits zur Ruhe begeben und

träumte von neuen Ehren, als ihn plötzlich ein Lärm aus seinen Himmeln schleuderte. Einer seiner Diener stürzt in das Schlafzimmer, und fordert ihn auf, schleunig zur Rettung seiner Tochter zu eilen, da ein ängstlicher Hülfruf aus ihren Zimmern ertönt, die Zimmer aber verriegelt seien.

Schreckliches ahnend, stürzt Herr von Feaps nach den Gemächern seiner Tochter. Allein auch dem Hausherrn sind und bleiben die Thüren verschlossen. Das Hülfegeschrei der Gesellschafterinnen seiner Tochter, so wie der Rath seiner übrigen herbeieilenden Diener, bringen ihn endlich zu dem Entschlusse, die Thüre gewaltsam öffnen zu lassen. Es geschieht. Man dringt in die Zimmer der Tochter ein, und der Vater kommt eben noch zur rechten Zeit, die gefährdete Ehre Röschens zu retten.

Der Herr Graf hatten es nämlich plausibel gefunden, die Brautnacht um 4 Wochen vor der Vermählung zu feiern. Von Wein berauscht und von seinen Lüsten gestachelt, hatte er scheinbar die Gesellschaft und das Haus verlassen, sich aber in Röschens Schlafzimmer geschlichen und unter ihr Bett versteckt. Und als sich der Bräutigam dem heftig erschreckenden Röschen zu erkennen gab, so ertönte unwillkührlich im Bewußtsein der Unschuld und Sittenreinheit der Hülferuf aus dem Munde der Braut und ward so der Retter ihrer bedrohten Unschuld.

Außer sich vor Wuth, erhitzt von Wein, verschmähter Liebe und der Schande Preis gegeben, stürzt der Graf bei dem Erscheinen des Lichts und der Dienerschaft zum Fenster, um einen Ausgang zur Flucht zu suchen, wird aber hier von dem Herrn des Hauses ergriffen, der nicht wenig erstaunt ist, seinen hochgräflichen Schwiegersohn in dem Ertappten zu erkennen. Dieser schleudert den schwachen Alten kräftig zu Boden, wird aber von der Dienerschaft ergriffen und sieht sich nun der Verachtung einer ehemaligen Schneiderfamilie und der ganzen Dienerschaft ausgesetzt.

In wahnsinniger Raserei und Verzweiflung fordert er, um seine Ehre scheinbar zu retten, seinen Schwiegervater auf Pistolen, in der sichern Erwartung, daß der Letztere, durch die Herausforderung erschreckt, ihn sogleich der Haft entlassen werde. Allein in dem ehemaligen Kleiderkünstler regte sich der neue Adel, und in diesem der gerechte Zorn über die seiner Tochter zugefügte Beleidigung. In der ersten Entrüstung nimmt Herr von Feaps die Herausforderung an, und läßt sogleich Pistolen bringen, um auf der Stelle der verletzten Ehre seines hochadligen Hauses Genugthuung zu verschaffen, ein glänzender Beweis, daß auch Muth und Entschlossenheit in einer ehemaligen Schneiderseele wohnen können! — Vergebens sind die Bitten und Thränen der Tochter, welche die feindlichen Parteien zu versöhnen sucht. Das männliche Personal verfügt sich auf Befehl des Hausherrn in den Saal, der noch vor einer Stunde der Tummelplatz ungestörter Freude war. Hier wirft Herr von Feaps dem Grafen nochmals sein ehrloses Betragen vor, und beide Theile ergreifen die Pistolen. Als beleidigter Theil hat der Hausherr den ersten Schuß. Er schießt. Der Graf sinkt, von der Kugel in den Kopf getroffen, zu Boden, und haucht in den Armen der Diener nach wenigen Augenblicken seine ehrlose Seele aus. Man denke sich den ungeheuren Schrecken des Andern, der nicht daran dachte, daß seine Hand, die nie das Pistol, sondern nur Nadel, Scheere und Bügeleisen zu führen gewohnt war, jemals einen Grafen treffen und tödten könne!

Die Nacht war natürlich für das Schneiderlein eine fürchterliche. Schlaf kam nicht in seine Augen, die immer den erschossenen Grafen vor sich sahen. Sein Zittern und Zagen erreichte den höchsten Grad, als am andern Tage die polizeiliche und gerichtliche Untersuchung begann. Serenissimus begnadigten jedoch nach genauer Untersuchung den neuen Edelmann, der sich durch diese muthvolle That einen nicht geringen Theil der öffentlichen Achtung erworben hatte, worauf er sich viel einbildete. Man denke sich aber auch einen Schneider als Sieger im Zweikampfe mit einem Grafen!

Für Röschen war es ein großes Glück, daß der Graf vor der Hochzeit entlarvt ward, und sich das innige Verhältniß gelöst hatte. Denn kurz nach dieser Begebenheit ward bis zur Evidenz aus der Nachlassenschaft des Grafen dargethan, daß derselbe nicht allein ein falscher Spieler, ein Falschmünzer, sondern auch weder ein Pole, noch ein Graf gewesen sei. Nur durch seinen frühen Tod war er der verdienten Strafe entgangen.

Röschen verheirathete sich nach Jahresfrist mit einem Staatsbeamten aus einer angesehenen bürgerlichen Familie, und hat bis jetzt nicht bereut, daß sie keine Gräfin geworden, sondern in den eben so achtbaren Bürgerstand zurücktrat. Seines Adels bedienen sich der auf einmal klug gewordene Herr Feaps nicht weiter.

Herr Julius Mansfeldt

und

„Carl II."

Motto:

Habt Ihr ein Wort für diese That — so seid
Ihr viel mit — Menschen umgegangen!

Aus einem alten gestohlenen Schauspiele.

Der bekannte Schriftsteller H. Smidt hat in der Theaters-Chronik, veranlaßt durch das Gerücht, daß Herr Mansfeldt nicht der Verfasser des unter seinem Namen gegebenen Schauspiels sei,*) einen Steckbrief erlassen, in welchem er dasselbe genau und richtig signalisirt, und sämmtliche deutsche Referenten auffordert, der Wahrheit auf die Spur zu helfen. Es

*) Siehe No. 9 dieser Zeitschrift!

Die Redaction.

bedurfte indessen dieser Aufforderung kaum. Der umsichtige Redacteur der genannten Zeitschrift theilt a priori folgendes Factum in einer Randbemerkung mit:

„Wir sind im Besitz eines Manuscripts, welches „denselben Titel führt, genau das oben angegebene Personale enthält, und auch, nach der „hier mitgetheilten Uebersicht der Handlung, mit „dem Carl II. des Herrn Mansfeldt identisch zu „sein scheint. Dieses Manuscript wurde uns im „September dieses Jahres, also lange vor Aufführung des fraglichen Schauspiels in Berlin „von Herrn W. Vogel, bei Gelegenheit des „Gastspiels der Dem. Cl. Hirschmann auf hiesiger Bühne, zum Vertrieb an die norddeutschen „Bühnen in Commission übergeben, und zwar „mit der ausdrücklichen Bemerkung, es sei der „Königl. Hofbühne in Berlin nicht zu offeriren, „weil es dort bereits mit seiner (Herrn „W. Vogel's) Bewilligung, von Herrn „J. Mansfeldt als dessen eigene Arbeit eingereicht sei. — Was Herr W. „Vogel zur Motivirung dieses Verhältnisses hinzufügte, übergehen wir, um nicht zu weitläufig „zu werden."

Ich kann nicht glauben, daß Herr Mansfeldt nach einem Vergehen dieser Art, und ohne öffentliche Abbitte noch in Berlin verweilen wird; bliebe er aber dennoch, so würden sich in der Brust jedes Rechtlichen ganz eigene Gefühle regen, Gefühle, welche schwer zu unterdrücken sein möchten, aber doch unterdrückt werden müßten. — Wäre der Verfasser noch in dem Frühlinge seines Lebens, so wollte ich alle meine Milde und Nachsicht zusammennehmen, und ihn mit dem jugendlichen Leichtsinn entschuldigen; obschon auch Das weiter nichts hieße, als etwa einem Raben die Federn mit weißer Farbe anstreichen. Aber in einem so reifen Mannesalter, worin sich Herr Mansfeldt befindet, ist der Leichtsinn Sünde, und Nichts in der Welt vermag ihn zu entschuldigen, nicht einmal der Trieb, als Schriftsteller zu gelten, ohne die geringste Fähigkeit dafür, weder Talent, noch Geist, noch Kenntnisse zu besitzen.

Am schlimmsten aber wird das Vergehen des Herrn Mansfeldt durch den Umstand, daß er, um das Publikum fortwährend zu täuschen, sich an eine Klasse von Schmierern (ich weiß, bei Gott! kein bezeichnendes Wort, das milder wäre,) wendete, von deren Charakter er wußte, daß ihnen keine That ehrlos genug, um sie nicht zu begehen, gemein genug ist, um sie nicht zu unterstützen. Es ist hier nicht die Gelegenheit, jene Buben und ihre Streiche näher zu bezeichnen; Buben, die mit ihrem literarischen Schmutz in der Stadt herumfahren und so lange die angekommenen Fremden um Pränumeration auf ihre Blätter, oder um ein paar Groschen für ein gedrucktes Lob betteln, bis sie entweder ihren Zweck erreichen, oder zur Thür hinausgeworfen werden. Glaube Niemand, daß ich zu heftig bin! Ich werde nächstens einige Facta aus dem Treiben dieser Buben mittheilen, und man wird erstaunen über die grenzenlose Milde in meinen Bezeichnungen. Diese nun, weil sich eben kein ehrlicher Mensch dazu verstanden hätte, waren erkiesen, dem Publikum Sand in die Augen zu streuen. Sie mußten aussagen, daß sie Herrn Mansfeldt beim Dichten geholfen hätten, Briefe mittheilen, die seine Autorschaft bezeugen u. d. m.

Der Wahrheit gemäß, und damit Herr Mansfeldt nicht glaube, daß persönliche Feindschaft meine Feder bei diesem Bericht geleitet, will ich gern gestehen, daß er, als Mensch betrachtet, und, so weit mir sein Lebenswandel bekannt ist, nicht in eine Kategorie mit jenen alten und jungen Buben zu stellen ist. Und eben deswegen rathe ich ihm aufrichtig, von ganzem Herzen, öffentlich seine Schuld in Hinsicht des Schauspiels Carl II. zu gestehen, und das Publikum zu bitten, ihm dieselbe zu verzeihen. Wir werden es thun! Wir sind Alle schwache Menschen, Jeder bedarf der Nachsicht, und Jedem muß Verzeihung werden, der aufrichtige Reue zeigt.

Glaßbrenner.

Inschriften auf öffentliche Gebäude in Krähwinkel.

1. Auf eine Kirche.

Voll Andacht tritt, o Wand'rer, in diesen Tempel ein —
So bringst Du — was nicht drin ist, doch wenigstens hinein.

2. Auf ein Rathhaus.

Hier drinnen wird das Wohl der ganzen Stadt verhandelt —
So kommt es, daß oft Recht in Unrecht sich verwandelt.

3. Auf ein Museum.

Latein'sche Inschrift zierte sicher diese Wände —
Wenn unser Kunst-Verein nur auch Latein verstände.

4. Auf eine Caserne.

Da man bei uns sehr viel und gerne exerciert,
So wird durch dieses Haus der Staat repräsentiert.

5. Auf ein Schauspielhaus.

Die Narren spielt man drin, und Narren gehn hinein —
So ist die Inschrift falsch — ein Tollhaus soll es sein.

6. Auf ein Zuchthaus.

So trefflich ist dies Haus, daß schon in großer Zahl
Verbrecher zu ihm eilen aus eigner freier Wahl.

7. Auf ein Spritzenhaus.

Damit im schlimmsten Fall die gute Stadt sich fasse,
Steht dieses Spritzenhaus hoch in der Feuerkasse.

8. Auf die Universität.

Wer sie besucht, der führt sich selber den Beweis,
Wie wahr der alte Spruch: ich weiß, daß ich nichts weiß.

Kosten.

Lieder.

Von

W. Fischer.

4.

Blind ist Themis, sagt die Mythe; —
Und doch hält sie Wag' und Schwert?
„Erste ist Symbol, mit zweitem
Schlägt sie blind, wer sie nicht hört."

So versteht's dort jener Richter,
(Deutsch: Justizrath, Themis Knecht),
Er läßt seine Bauern prügeln,
Und dies nennt er: Schlecht und Recht!

Palindrom.

Von

W. Achat.

Gespräch.

„Möcht' uns das Wort gleich überraschen,
Dich, schmutz'ger Fremdling, weiß zu waschen!"
„„Auch Deine Weisheit, lieber Mann,
Ist, scheint mir fast, nicht sehr erheblich.
Denn sähst Du Dir das Wörtchen rückwärts an,
Du fändest solch Gewäsche ganz vergeblich.""

Neues unter der Sonne.

*** Der gefeierte, französische Botaniker M. Aucher aus Blois ist in Constantinopel angekommen. Er hat Klein-Asien, Syrien u. s. w. besucht, und 150 neue Familien von Blumen entdeckt.

*** Die jährliche Sterblichkeit der Menschen hat sich folgendermaßen vermindert, wobei die Berechnungen die Perioden von 1811 bis 1829 und von 1611 bis 1811 begreifen:

Paris	innerhalb	80	Jahren um beinahe ½.
London	—	178	— um etwas mehr als die Hälfte.
Berlin	—	72	— um ⅓ oder fast ¼.
Genf	—	261	— um ½.
Rom	—	63	— etwa um die Hälfte.
Amsterdam		64	— um ⅓.
Cambridge		10	— um ⅓.
Norfolk	—	10	— um ⅓.
Manchester		64	— um ½.
Birmingham		10	— um etwa ⅓
Liverpool		38	— um etwa die Hälfte.
Portsmouth		11	— um etwas mehr als ½.
Petersburg		40	— um fast ½.
Wien	—	80	— um ½.
Stockholm		67	— um mehr als ½.

Theater-Notizen.

*** Die neue komische Oper von Marliani, „Le marchand forain," hat in Paris nicht angesprochen. Die Musik, mit Ausnahme einiger Pieçen, ist zu kalt, das Sujet von Plouard und Düpont hingegen sehr gut. — Die Sängerin Carl gastirt mit Beifall in Stuttgart; ebens. Herr Beurer aus Magdeburg und Dem. Haus aus Stuttgart, in Braunschweig. Das Lustspiel von der Birchpfeiffer: „Die Engländer in Paris" kommt in Hanover zur Aufführung. — Herr Bußmeyer vom Kärnthner thor-Theater ist in Braunschweig engagirt. — Ebendaselbst fand am 4. November das erste Abonnement-Quartett d. Gebrüder Müller Statt. —

*** Berlin. Der berühmte Violinist Lafont hat nicht mehr angesprochen als Potr; Lafont's Spiel ist bei nahe ängstlich, Potr's keck; dagegen ist der Vortrag des Ersteren zarter und schmelzender. — Die Töchter unserer Ereliger machen fortwährend Glück. — Der erste Subscriptionsball, in welchem Strauß die Musik leitete, war ein ungemein glänzender. Die hohen Gäste und der ganze Hof waren versammelt. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 21. Dienstag, 18. November. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Sebastian Bach.

Ein modernes Salonstück.

Die Familie des Geheimeraths von Burgau galt in der Residenz als eine der gebildetsten. Alle Künste und Wissenschaften fanden in dieser reichen und angesehenen Familie die gerechteste und wärmste Anerkennung, da sie hier eifrig gepflegt, und geübt wurden. Der schon in den Jahren vorgerückte Geheimerath stand in dem allgemeinen Rufe eines der größten Kenner der Malerei. Seine ebenfalls schon ältliche Gemahlin prätendirte in der von ihr mit großer Leidenschaftlichkeit ausgeübten Thiermalerei die größtmöglichste Aehnlichkeit mit der Natur erlangt zu haben. Die Gnädige gründete den Ruf ihrer hohen Meisterschaft in dem genannten Zweige der Malerei darauf, daß ein von ihr mit vieler Vorliebe gemalter weidender Esel, den durch Zufall ein lebender langöhriger College zu erblicken die Ehre hatte, von Letzterm angewahrt wurde. Dies Ja, was so erstaunlich an den Wettkampf des Zeuxis und Apelles erinnerte, ward natürlich als ein Wunder ausgeschrieen, und für die hohe Kunst der gnädigen Frau Geheimeräthin auf das Glänzendste ausgelegt, obschon ein Kenner mit vieler Gewißheit behauptete, jenes sackttragende Langohr habe mit seinem melancholisch tönenden Ja nur sein Mißfallen über die mißrathene Gestalt seines Collegen ausdrücken wollen.

Dem sei nun, wie ihm wolle; die Gnädige galt nun einmal für eine vorzügliche Thiermalerin, die, so wie der Herr Gemahl, über nichts lieber sprach, als über den Ton der Farbe und über die Farbe des Tons, wozu Beide in den Soireen, die sie in ihrem prachtvollen Hause mit gastlicher Freigebigkeit veranstalteten, häufige Gelegenheit hatten. Hier fanden sich mehrere kunstenthusiastische Schmarotzer zusammen, die, um lecker und wohlfeil essen und trinken, dem Geheimerath nebst zweitem Ich auf das Unverschämteste schmeichelten, der Gnädigen die zarte, künstlerische Hand ehrfurchtsvoll küßten, und in jeder Soiree die den Kunstenthusiasten so geläufigen Redensarten über Stillleben, Genres und Ideal-Bilder, toreutische und plastische Werke, über die Figuration und allegorische Verkörperung abstrakter Begriffe und Gedanken, über das Individuelle, Objective, Subjective und über wer weiß was noch Alles handhabten und mit geistloser Geschwätzigkeit bis zum Ekel abnutzten.

Aus der glücklichen Ehe des geheimeräthlichen Ehepaars waren zwei zarte Sprößlinge hervorgegangen, die natürlich durch eine wahrhaft vornehme Erziehung die größte Aehnlichkeit mit dem hochadlichen, kunstgebildeten Elternpaare erhalten hatten. Es waren dies ein Sohn und eine Tochter.

Junker Hans Archimbald hatte seine geistigen Kräfte der Diplomatie geweiht. Verläumder wollten zwar behaupten, Junker Hans Archimbald von Burgau habe jemals weder geistige Kräfte, noch überhaupt Geist gezeigt. Allein kein Elegant der Residenz verstand so schön, so meisterlich seine Kravatte zu binden, so mit Anstand zu tanzen, so zierlich den Damen vielsagende, d. h. nichtssagende Complimente zu sagen, und mit dem schönen Geschlechte zu seufzen, als Junker Hans Archimbald. Alle diese großen Anlagen hatte er zu Paris entwickelt. Wo könnten auch solche gediegene Fertigkeiten anders erworben werden als in jener Stadt aller feinen Lebensart, alles Witzes, aller Moden? Hier hatte er zwei Jahre hindurch gelebt, hier war er Vorsteher des modernsten Kravattenklubbs gewesen, hier hatte er in dem Umgange der so überaus feinen Französinnen seine Bildung vollendet, hier hatte er in den Jahren des jugendlichen Uebermuths gerast. Als ein eleganter, feiner Mann vom besten Ton kehrte er in die Heimath zurück, und war natürlich in allen vornehmen Gesellschaften, besonders in der Damenwelt, gern gesehen, auf welche ein duftendes süßes Modeherrchen nie Eindruck zu machen verfehlt. Mit einem Worte, der junge Burgau galt als die Zierde aller seiner Gesellschaften.

Der zweite hoffnungsvolle Sprößling der hochadeligen Ehe war Fräulein Lucia. Wenn eine Taille, so dünn, wie sie in den Bildern der Wiener Modezeitung zu Hause ist, wenn eine mit solcher Taille harmonirende

zarte und liebenswürdige Magerkeit — das schöne Geschlecht verzeihe mir diesen profanischen Ausdruck, — die sich hinter Blusen, Puffen und andern künstlichen Schönheitslinien verbergen muß, zu den wirklichen Schönheiten gerechnet werden, so war Fräulein Lucia von Burgau allerdings eine vollendete Schönheit. Ihr mattblaues Auge, sowie ihre stets abgemessene, hochadelige Grandezza, die so wenig den Jahren eines jungen Mädchens angemessen ist, ließen auf eine geistige Bildung schließen, die, gleich der ihres geistreichen Bruders, eine sehr feine und vornehme genannt werden mußte.

Fräulein Lucia hatte sich in allen Künsten und Wissenschaften umgesehen. Sie hatte sogar Hegel'sche Philosophie, Generalbaß, doppelten Contrapunkt und die Sanskritsprache in ihren Studien umfaßt. Am bewundrungswürdigsten hatte sich jedoch ihr Talent in der Tonkunst ausgebildet, und es in dieser Kunst bis zum Erstaunlichen gebracht. Sie spielte den Flügel mit einer Vollendung, die selbst einen Hummel und Moscheles entzückt hatte. Deshalb war Lucia aber auch der Liebling des geheimräthlichen Ehepaars, das solche eminenten Fähigkeiten zu würdigen wußte. In den Soireen glänzte natürlich das Fräulein Tochter als Gestirn erster Größe, von welchem alle erleuchtenden Strahlen ausgingen.

Ihre erste Ausbildung in der Tonkunst verdankte Fräulein Lucia einem vielseitig und gründlich gebildeten Musiker der Residenz. Unter der Leitung dieses würdigen Mannes hatte sie die Werke eines Haydn, Mozart, Clementi, J. B. Cramer, Dussek, A. E. Müller, Beethoven, Ries, Hummel, Moscheles kennen gelernt, und ihr angeborenes, natürliches Gefühl empfand die hohen Schönheiten, die diese Meister in ihren Werken der Welt übergaben, tief und innig. Als aber der Tod den würdigen Lehrer dahingerafft, trat ein junger, talentvoller Mann an dessen Stelle, der in seiner musikalischen Bildung eine Richtung eingeschlagen hatte, die nicht, wie man in gegenwärtiger Zeit oft fälschlich glaubt, in einem überschwenglichen Gefühle, oder aber in einem Dominiren der Reflexionsthätigkeit des Verstandes ihren Grund hat, sondern in einem höchst geschmacklosen Renommiren mit einem auffallenden Geschmacke, den man als den ausgebildetsten, als die tiefste Kennerschaft, zur Schau trägt. Diese Richtung soll den Leuten sagen: „Seht, das ist der wahre Geschmack!"

Als Repräsentant dieses modernsten Geschmackes ist Sebastian Bach anzusehen, so sonderbar dies auch klingen mag. In den vornehmsten Gesellschaften, wo die Tonkunst gehegt wird, treten oft bedeutende Pianoforte-Dilettantinnen auf, um ihr Licht leuchten zu lassen. Was spielen sie? Sebastian Bach, oder höchstens nur Karl Philipp Emanuel Bach. Warum? Weil alle Welt Beethoven's, Hummel's und anderer Meister Werke spielt, und sie doch in ihrem Stande etwas Besonderes für sich behalten wollen. Unvernünftige Musiklehrer bestärken und befördern nicht selten diesen Geschmack, den man nicht mit Unrecht die Bachomanie nennen könnte.

Herr Agricola, der neue Musiklehrer im Burgau'schen Hause, war einer der größten Verehrer Sebastian Bach's. Er pries diesen trocknen Fugenfabrikanten deshalb, weil alle Welt die Schönheiten in den Werken Mozart's, Beethoven's und anderer Meister empfand, würdigte. Er wollte jedoch nicht zu den gewöhnlichen Menschen gehören, er affectirte einen besondern Geschmack, einen besondern Grad von Bildung, und aus diesen Gründen war Sebastian Bach sein Held. Alle andere Componisten galten in seinen Augen nichts.

Der Geschmack, die Grundsätze gingen natürlich nach und nach auf seine gelehrige Schülerin, Fräulein Lucia, über, noch dazu, da der Lehrer nicht unterließ, einige Winke fallen zu lassen, daß sie in der Residenz die einzige Virtuosin sei, die Bach'sche Fugen vorzutragen vermöge, also insofern nichts mit der Menge der übrigen Pianofortespielerinnen und Spieler gemein habe. Und bald hatte Herr Agricola in Fräulein Lucia die eifrigste Verfechterin seiner Grundsätze. Sie spielte nur Sebastian Bach's Clavierwerke, und seine Fugen, die sie bald für das Höchste in der Kunst ansah, erstickten nach und nach das wenige Gefühl, was die vornehme Erziehung übrig gelassen. Die ganze Familie von Burgau theilte natürlich diese Ansichten über Tonkunst. Junker, Hans Archimbald, sprach nur von Bach'schen Fugen und — ebenfalls der Mode wegen — von Meyerbeer's Robert dem Teufel, wenn die Stadtneuigkeiten, die Mode und andere gewöhnliche Gegenstände erschöpft waren. Papa und Mama machten es eben so, und bald hörte man in vielen vornehmen Kreisen der Stadt Sebastian Bach's Lob aus dem Munde der vornehmen Welt erschallen. Bach war ein Modeartikel geworden.

Mehrere reiche Judenfamilien, die lächerlichsten Affen der vornehmen Welt, waren natürlich nicht die Letzten, welche in diese modische Bachomanie einstimmten. Ueberall hörte man: „der große Bach, der göttliche Bach, der einzige Bach."

In dieser Zeit der Bachomanie, die mich schon längst anekelte, war ich, ein junger Tonkünstler, in einem Concerte für die Armen mit einem Violin-Concerte von Viotti aufgetreten, und mußte einige Aufmerksamkeit erregt haben. Denn Tags darauf erhielt ich eine Einladung vom Geheimerath von Burgau zu einer Soiree. Eine solche Auszeichnung war mir unbekanntem Musiker noch nie zu Theil geworden. Der Ruf, in welchem die Soireen im Hause des Geheimeraths standen, die ungemeine Meisterschaft, mit welcher Fräulein Lucia das Pianoforte beherrschen sollte, hatte schon längst meine Neugier gereizt, und festlich geschmückt eilte ich Abends zur bestimmten Stunde dem Hause zu, wo, wie man allgemein in der Stadt behauptete, die wahre Kunst, der ächte Kunstsinn hausen sollte.

Mein Herz pochte ängstlich. Der bescheidene Jünger der Kunst, der, obschon sich des Sinnes für das Höhere bewußt, in seiner Jugend in eine Gesellschaft tritt, wo vornehmere Personen in stolzem Dünkel mit apodiktischer Gewißheit über Kunstgegenstände absprechen, wird sich eines ähnlichen Gefühles nicht

erwehren können, das er vielleicht in spätern Jahren belächelt.

Bei meinem Eintritte in den Salon des Geheimeraths ward ich herablassend empfangen. Nachdem ich mehreren alten Räthinnen, Frauen von und Fräulein vorgestellt war, mich durch drei bis vier Dutzend Verbeugungen glücklich durchgearbeitet, von der gnädigen Geheimeräthin sogar zum Handkusse gelassen, mehrere Belobungen über den Vortrag des Viotti'schen Concerts hatte anhören und mich natürlich abermals zu einem Dutzend Verbeugungen verstehen müssen, hatte ich die Ehre, Fräulein Lucia vorgestellt zu werden, die mich nach den gewöhnlichen, so sehr abgedroschenen Redensarten von „angenehm," „große Ehre," „unendlich erfreut sein" und dergleichen mehr mit zartem Gestispel fragte, ob ich schon Compositionen von Sebastian Bach kenne und gespielt habe.

„Allerdings," war meine Antwort, „kenne ich mehrere Gesangcompositionen Sebastian Bach's. Allein Werke für die Violine, die Sie, mein Fräulein, doch nur meinen können, habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt zu spielen und überhaupt kennen zu lernen."

„Dieser Genuß soll Ihnen heute werden, mein Herr. Ich werde mehrere der schwierigsten Fugen aus dem „wohltemperirten Claviere" des großen Meisters vortragen, und wenn ich Sie bitten darf, so haben Sie wohl die Güte, mir eine Sonate desselben Meisters mit der Violine zu begleiten. So finden Sie zugleich Gelegenheit, der Gesellschaft durch Ihr schönes Talent eine Freude zu bereiten, und den großen Bach zu bewundern."

Nachdem ich unter zahlreichen Verbeugungen für die mir zugedachte Ehre meinen submissesten Dank gestammelt, meine Hülfe zu dem Bach'schen Duette zugesagt, dabei aber auch bescheiden die Besorgniß geäußert, ob ich auch wohl im Stande sein würde, prima vista einer solchen Virtuosin in gleicher Vollendung mit meiner Violine zur Seite zu stehen, so wie überhaupt in die Eigenthümlichkeiten eines für mich völlig fremden Violincomponisten einzudringen, ward ich nach einigen Complimenten von der Künstlerin mit einem huldvollen Blicke für jetzt entlassen.

Einige Tassen Thee, das gewöhnliche Surrogat der ästhetischen vornehmen Gesellschaften, stärkten auch zu der Unterhaltung, welche, wie es mir schien, auf meinen Geschmack einwirken sollte. Denn meine etwas kalte Erwähnung des himmlischen Sebastian Bach schien Fräulein Lucie nicht wenig aufgefallen zu sein.

Vor dem Concerte war ich noch dazu verurtheilt, verschiedene von der Frau Geheimeräthin gemalte Thierstücke bewundern zu müssen. Eins dieser Gemälde erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft, und ward natürlich über Alles gepriesen. Es stellte einen etwas sehr prosaischen Sumpf vor, aus welchem einzelne wilde Gänse emporflatterten. Obschon kein Kenner, fand ich doch das Blau des Himmels zu grell, die Thiere zu plump, überhaupt unnatürlich, die Farbe des Wassers zu grün, und das Schilf zu hell gehalten. Ich hütete mich natürlich, meinen Tadel laut werden zu lassen.

„Köstlich, delicios, ganz süperb auf Ehre!" ließ sich ein junger Lieutenant vernehmen. „Wahrhaftig, gnädigste Frau, das von Ihnen mit so poetischem Pinsel hingehauchte Volk erinnert mich lebhaft an die schöne edle Zeit der Jagden. Auf Ehre! Ihre Gänse sind ein Meisterstück, welches jeder Gemäldegallerie zur Zierde gereichen würde. Auf Ehre! Beim Anblicke der Thiere glaubt man die Stimmen derselben, das Geräusch der Fittige zu vernehmen. Auf Ehre, meine Gnädigste, Sie sind um ein solches Talent zu beneiden. Auf Ehre!"

In dieses Lob stimmte natürlich die ganze Gesellschaft mit ein, und das Thema über Thiermalerei, obschon für den Kenner von hohem Interesse, wenn es kurz und mit Gründlichkeit erörtert wird, erregte in mir schon einen etwas hohen Grad von Langeweile, da die geistloseste Unwissenheit unter dem Anscheine der Kennermiene das Wort führte. Ich war daher froh, als man endlich Anstalt machte, das Concert zu beginnen.

Den Anfang machte Fräulein Lucia mit einer Fuge Sebastian Bach's in **A-moll.** Sie trug dieselbe meisterhaft vor, mit einem kräftigen Anschlage, und mit einer Sicherheit, die außerordentlich war. Das jedesmalige Eintreten des Thema's in allen seinen Verzweigungen, Combinationen, Verlängerungen und Verkürzungen markirte sie mit einer Kraft, wie man sie vergeblich bei den meisten Pianistinnen unserer Zeit sucht. Dabei war sie so tief in den Geist, in die Eigenthümlichkeit der Composition eingegangen, daß man hätte glauben sollen, sie habe noch den Unterricht eines Musikers jener alten Schule von 1750 genossen, während fast alle Virtuosinnen der jetzigen Zeit eine Fuge in derselben Manier spielen, als wenn sie ein Concert von Herz, Chopin und ähnlichen Modegecken zur Schau abtrommeln.

Mit dem so eben Gehörten contrastirte die bekannte große Scene der Isabella aus Meyerbeer's „Robert dem Teufel," wo der Modeheld Charakteristik, Aesthetik und Natur mit Füßen tritt, etwas sehr. Eine gnädige Frau hatte die Gesellschaft mit der Scene entzückt. Sie sang nicht ganz übel. Meyerbeer und Sebastian Bach! Ranzig gewordenes **Eau de mille fleurs** und ein Paradezopf nebst Haarbeutel von 1750!

In meinen Betrachtungen unterbrach mich eine abermalige Fuge Bach's in **G-moll,** die Fräulein Lucia mit derselben Vollendung vortrug. Außerdem gab sie noch eine Gigue, eine Sarabande und eine Polonaise der Gesellschaft zum Besten. Stürmischer Applaus ließ sich natürlich am Ende einer jeden Piece vernehmen. Ich hatte gehofft, ein Werk Mozarts, Hummels oder des großen Beethoven von Fräulein Lucia vortragen zu hören, und mich auf diesen Moment gefreut. Allein meine Hoffnung täuschte mich, als die Künstlerin, nachdem sie mit mir eine Sonate für Pianoforte und Violine von Bach gespielt, mit einer Fuge desselben Meisters schloß.

(Fortsetzung folgt.)

Grabschriften.

1.

Auf einen Advocaten.

Der Advocaten Stolz — er sank hier hin zu Staub:
Der Andre stets beraubt, ward der Verwesung Raub.

2.

Auf einen Arzt.

Daß Undank Lohn der Welt, hat hier der Tod bewiesen,
Da er den treusten Freund zum Opfer sich erkiesen.

3.

Auf einen Müßiggänger.

Für diesen ist die Grabschrift leicht geschrieben:
Er setzt hier unten fort, was er bisher getrieben.

4.

Auf einen Tragödiendichter.

Weil jüngst sein Trauerspiel uns gab so viel zu lachen;
Stirbt jetzt der gute Mann, auch weinen uns zu machen.

5.

Auf einen Hegelianer.

Aus seinem Seyn ward Nichts — so lehrt uns dieser Stein!
O würd' aus seinem Nichts nun endlich auch ein Seyn!

6.

Auf einen Prediger.

Seitdem er schläft hier unter diesem Steine,
Schläft wen'ger in der Kirch' die christliche Gemeine.

7.

Auf einen Schauspieler.

Er starb, nachdem er oft zum Schein gestorben;
Der einz'ge Abgang ist's, der ihm Applaus erworben.

8.

Auf einen Soldaten.

Ein wackrer Krieger ist's, den sie beerdigt haben:
Im Grabe liegt er jetzt, sonst lag er oft im Graben.

9.

Auf einen Dilettanten.

Er wollt' als Dilettant das Sterben blos probiren,
Und eh' er sich's versah, starb er am Dilettiren.

10.

Auf einen Diplomaten.

Nie schien er, was er war, doch schien er immer mehr;
Wie schmerzlich, wenn sein Tod nichts als ein Scheintod wä!

Kosten.

Neues unter der Sonne.

*** Im vorigen Jahre wurde auf der Universität zu Upsala ein junger Mann mit der Doctorwürde aller vier Facultäten bekleidet.

*** In England hat Jemand auf die Erfindung ein Monopol verlangt, die Kinder in der Wiege durch Dampf zu schaukeln. Wir können unsere Zeit in jeder Hinsicht das Jahrhundert des Dampfes nennen.

*** Zu der erledigten Scharfrichterstelle in Colmar haben sich nahe an 200 Candidaten gemeldet!! —

Theater-Notizen.

*** Mad. Belleville-Dorn, die Pianistin, ist mit ihrem Gatten in Wien angekommen. — Raimund wird nächstens nach Berlin gehen und auf der Hofbühne gastiren. — Der Amsterdamer Handelsblad sagt von dem Spiele der Mad. Birch-Pfeiffer: **Dezelve was zoo kunstig, dat men de Kunst niet bemerkte — un heeft publick in verrukking gebragt.** — Herr und Mad. Holtei gastiren im Josephstädter Theater zu Wien. Viel Vergnügen, lieben Wiener! — Der Komiker Hausmann vom Breslauer Theater ist beim Leopoldstädter engagirt. — Raimunds „Diamant des Geisterkönigs" ist in diesem Theater bereits 124 Mal gegeben.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 22. Donnerstag, 20. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Strauß in Berlin.

Endlich ist der Augenblick gekommen, und wir haben ihn gesehen, den Gott der Walzer und der Galoppade; ihn, der so viel schöne Füße bewegt hat, wie noch kein Sterblicher; ihn, den großen Reformator der Tänze! Am 12. November gab er im prachtvollen Saale des Königl. Schauspielhauses eine musikalische Abendsd-Unterhaltung, welcher Seine Majestät der König, die Kaiserin von Rußland, die Prinzen und Prinzessinnen und ein elegantes Publikum beiwohnten. Alles war voller Erwartung, und hatte Augen und Perspective auf die dreißig Mann des Generals Strauß gerichtet, die mit ihren Bogen zur Schlacht gerüstet, da saßen, und auf das Zeichen zum Angriff warteten. Endlich ging die Thür auf; Strauß trat rasch hinein, verbeugte sich, ergriff Geige und Bogen und schlug ein. Er ist ein kleiner Mann mit gedrungenem Körper; sein Gesicht verräth nichts von Genialität; die gegenliegenden Augen haben einen stechenden Blick, und sind fortwährend beschäftigt. Sein Spiel ist weder leicht noch keck; es ist Eifer und Arbeit. Der ganze Körper ist eine Unruhe. Er drückt die Saiten, als ob die Geige brechen sollte, und preßt die Töne mit Gewalt heraus, daß sie pfeifen. Aber sie pfeifen angenehm, schwärmerisch, wollüstig; sie regen auf und machen die Füße schwindeln. Der größte Phlegmatikus sitzt nicht ruhig dabei, und es hätte nicht viel gefehlt, so wären die gepuzten Damen und Herren aufgesprungen, hätten die Banken bei Seite geworfen und herumgetanzt, so lange ein Athem in der Brust war. So wie er spielen alle seine Geiger, und das ganze Orchester ist eingespielt wie die Gebrüder Müller, es ist ein Strauß von tüchtigen Musikanten. Der größte Künstler unter ihnen ist ein Trompeter. Der Mann lockt einen Ton aus seinem schwierigen Instrumente, weich, rund und rein, wie aus tausend Kamines-Flöten, und hat eine Fertigkeit, wie Paganini auf der Geige. — Eine zweite Merkwürdigkeit war Herr Stranskn; der sang mit einem volubilen Sopran die bekannte Cavatine aus Norma, und hatte einen Schnauzbart wie ein Grenadier.

So lange wie in Wien würde Strauß bei uns nicht Mode bleiben, das ist richtig. Wir Berliner lieben alles Neue, und sind doch größtentheils Philister. Ein halb Jahr würden wir uns die Beine nach ihm ablaufen und nach seiner Musik abtanzen, und dann würden wir räsonniren, daß man sich so weit vergessen hätte, solchen Flitterstaat zu lieben. Schon heute standen einige Musikverständige in den Winkeln, schüttelten den Kopf und sahen nach den Büsten der berühmtesten Componisten, welche den Saal schmücken. Mozart weinte große Thränen; Haydn schlug die Hände über den Kopf zusammen; Weber hielt sich die Ohren zu, u. s. w. Das sahen sie im Geiste und hätten beinahe auch geweint. —

O Ihr pedantischen Verehrer der klassischen Musik! Sollen etwa die Leute nach einer Fuge von Bach, oder nach einem Recitativ von Gluck tanzen? Es ist ja Tanzmusik und als solche wunderschön! Laßt die Leute doch tanzen und fröhlich sein, und dankt Dem, der in dieser betrübten Zeit Lust und Frohsinn verbreitet. Strauß soll leben! Vivat hoch!

G.

Sebastian Bach.

Ein modernes Salonstück.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich hatte mich eben nicht sehr mit Ruhm bedeckt. Denn, Jeder, der weiß, was für Schwierigkeiten selbst der beste Violinist zu besiegen hat, wenn er prima vista das Werk eines ihm fremden Componisten spielen soll, wird mich entschuldigen. Hier ist aber noch ein anderer Grund zu berücksichtigen. Obschon ich die

Noten wohl spielte, wie sie vor mir standen, so ist doch offenbar, daß dem besten Violinisten Bach's Werke schwer fallen müssen, da der Componist offenbar nicht dem Charakter des Instruments angemessen zu schreiben verstand, ein Fehler, der bei solchen Werken in unsern Zeiten noch fühlbarer ist als zu Bach's Zeiten.

Nach Beendigung des Concerts hatte ich die außerordentliche Ehre, von Fräulein Lucia, Herrn Musiklehrer Agricola und Frau Geheimeräthin von Burgau in ein Gespräch über Musik verwickelt zu werden, welches für mich von hohem Interesse und für die Folge von wichtigem Einflusse auf meine Studien war.

„Nun, wie hat Ihnen der Bach gefallen," ward ich von Fräulein Lucia angeredet.

„Aufrichtig gestanden, gnädiges Fräulein," war meine Antwort, „Ihr meisterhafter Vortrag der Bach'schen Sachen hat mehr meinem Geschmacke zugesagt als die Compositionen selbst, die ich — Sie entschuldigen mein freies Urtheil — durchaus weder für so schön noch für so genial halte, als man diese Werke in neuerer Zeit rühmt."

Agricola. Ihr Urtheil, mein Herr, befremdet mich nicht im Geringsten. Sie sind ein junger, talentvoller Künstler. Sie müssen erst die Werke aller bedeutenden Meister vollkommen kennen gelernt haben, Ihr Geschmack muß geläutert, Ihr Urtheil genährt, gebildet werden. Dazu gehört eine Reihe von Jahren, welche nur das Genie mit Riesenschritten überschreitet. Haben Sie diesen Zeitraum tüchtig benutzt, allen Forderungen der Kunst Genüge geleistet, dann sehen Sie des unsterblichen Bach's Werke mit anderen Augen an, dann erst wird Ihnen klar, daß nur solche Arbeit, solche Kunst, solche Erhabenheit ewig bleibt, während das Geklingel aller übrigen Componisten nur eine Zeit lang besteht, so lange es Liebhaber findet, dann aber spurlos verschwindet.

Ich. Ihre Ansicht, mein Herr, will ich nicht geradezu verwerfen. Jedoch scheint es mir, als ob Sie ein Wenig zu einseitig sowohl im Loben als auch im Verwerfen sind. Es sei fern von mir, Bach's Verdienste um seine Zeit im Allgemeinen, wie um die Ausbildung der Kunst der Fuge insbesondere verkennen zu wollen. Jedoch kann ich auch nicht umhin, da Sie meinen Geschmack so geradezu tadeln, indem Sie alle übrigen Componisten mit Ausnahme Bach's, als unbedeutend darstellen, zu erklären, wie ich gerade diese Reflexionsmusik, die sich nur in Fugen, kanonischen Sätzen und andern kontrapunktischen Sachen offenbart, nicht für das Höchste in der Kunst, also auch nicht für die Norm halten kann, nach welcher die Tendichtungen anderer Künstler beurtheilt werden sollen. Mein Urtheil wird Ihnen vielleicht weniger hart, aber richtiger erscheinen, wenn ich Ihnen meine Anforderungen auseinandergesetzt habe, die ich an ein musikalisches Kunstwerk mache.

Musik ist die Kunst, welche durch Töne Vergnügen gewährt. Mithin sollen die Töne ihrer Bestimmung nach, einen Eindruck auf das Gemüth des Menschen hervorbringen. Dieser Eindruck soll also Empfindungen im Menschen erregen, sei es nun Freude, Schmerz, Betrübniß u. s. w. Was soll man sich aber dabei denken, wenn Bach in seinen Fugen eines sogenannten musikalischen Gedanken zehn, zwanzig oder wohl gar mehrere Male, obschon in verschiedenen Tonarten, in den verschiedensten Combinationen, Zergliederungen, Verkürzungen und Verlängerungen bald im Alt, bald im Tenor, bald im Baß, bald im Diskant immerfort wiederkehren läßt, wenn er sogar alle Gedanken seinen Fugen zu Grunde legt, die so trivial, so erbärmlich, so lächerlich sind, daß man bei ihrer Anhören nicht weiß, was man mehr bewundern soll, das abgeschmackte Thema oder die Künstelei, welche der große Contrapunktist, verschwendet hat, um sein Gefühl in spanische Stiefel einzuschnüren. Denn sie erscheint mir jede Fuge, da ich bei ihr, trotz aller Gelehrsamkeit, durchaus nicht weiß, was ich empfinden soll. Mein Gefühl spricht ein solches Tonstück nicht an, und mein Verstand unterscheidet wohl das jedesmalige Eintreten des Dux und Comes, weiß aber nicht, was er daraus machen soll. Der große Sebastian hat es selbst nicht gewußt, und seine Verehrer wissen es noch weniger. Weil also diese Fugen und kontrapunktischen Sätze nur allenfalls den Verstand zu beschäftigen vermögen, in dieser Beziehung also nur das Reflexionsvermögen des Menschen affiziren und hiernach wohl musikalische Rechnenexempel genannt zu werden verdienen, aber durchaus nicht musikalische Kunstwerke, welche unser höheres Gefühl in Anspruch nehmen, so glaube ich, nach diesen aufgestellten Ansichten, die ich für die richtigen halte, allen Fugen nicht den so enorm hohen Werth beilegen zu können, wie es wohl oft geschieht.

Frau von Burgau. Ihre so eben ausgesprochene Meinung hat viel für sich. Allein so geistreich Ihre Angriffe auf die sogenannte gelehrte Musik sind, so sind sie doch nur scheinbar. Ich frage Sie nur, wie kommt es, daß in allen Oratorien, Messen, Cantaten, und andern Gesangwerken der Tondichter jedesmal eine Fuge schreibt, die in ihrer Verbindung mit den übrigen Theilen des Werkes geradezu als der Kulminationspunkt, als der wichtigste Moment des Ganzen erscheint? Hiernach muß also der Tondichter die Fuge für das Höchste halten.

Ich. Dieser Einwurf läßt sich leicht erklären, gnädige Frau. Fugen und Fugato's findet man nicht allein in der von Ihnen angeführten geistlichen Musik, sondern auch in der weltlichsten. Ich erinnere nur an die Ouverture zur Zauberflöte, und an das Fugato im Andante der siebenten Symphonie von Beethoven. Wer erwartet wohl, besonders in dem angeführten Andante, welches das tiefste Gefühl, das heftigste Ergriffensein vom Uebermaaße des Schmerzes athmet, wer erwartet, sage ich, hier auf einmal einen streng reflectirenden Zwischensatz? Und doch halte ich, obschon Gegner aller bloßen Reflexionsmusik, gerade diesen Satz in Verbindung mit dem ganzen Andante für einen der erhabensten Momente, den Beethoven schuf. Eine solche Reflexion, die urplötzlich in der herbsten Schmerzensäußerung eintritt, ist eine psychologisch richtige Erscheinung, da der Mensch oft mitten in der größten Gefühlserregung streng reflectirt, dann aber eben so schnell wieder das Gefühl vorherrschen läßt. Wenn

nun in der geistlichen Musik allerdings oft die Fugen als der Culminationspunkt erscheinen, so hat dies darin seinen Grund, daß wir Musikverständige wissen, wie die Fuge allerdings, in Bezug auf das Technische, das Schwierigste in der Kunst ist, weil nur ein sehr geübter Contrapunktist oder Rechnenmeister eine strenge Fuge zu schreiben im Stande ist. Jedenfalls aber ist die Fuge, so wie jede andere Form von Tonstücken, nur dazu da, um einem Werke, welches aus mehreren einzelnen Unterabtheilungen besteht, die größtmöglichste Mannigfaltigkeit, hinsichtlich der Form, zu geben. Denken Sie sich nur, wenn ein Tonsetzer auf den Einfall käme, eine zwei bis drei Stunden hindurch dauernde Messe nur in Fugenform zu schreiben! Welche Abgeschmacktheit, wenn das **Agnus Dei**, das **Benedictus**, das Kyrie Eleison, als Fuge zugestutzt, wie ein Wahnsinniger umherspränge! Und wer sollte es aushalten können, zwei Stunden lang Fugen anzuhören?

Fräulein Lucia. Sie geben aber doch zu, daß die Fuge die vollendetste Form von Tonstücken sei.

Ich. Ja, d. h., nur was die Technik anbetrifft. Ein großartiges **Allegro**, ein neckisches **Scherzo**, ein tief empfundenes **Andante** von Beethoven oder Mozart ziehe ich jedoch allen, selbst den gepriesensten Fugen vor. Solche Werke erregen in mir die religiösesten Empfindungen. Sie sind die Bibel für den Musiker, während eine Fuge von Sebastian Bach, oder von andern Tonsehern, mir im Heiligthume wie eine Blasphemie erscheint.

Fräulein Lucia, Frau von Burgau, Agricola } zugleich: Also Sie wollen die Fuge, das Herrlichste der geistlichen Musik, aus der Kirche verbannt wissen?

Ich. Ja, weil sie nur dahin paßt, wo ein Kampf der Leidenschaften geschildert werden soll. In dem Heiligthume, wo fromme, religiöse Empfindungen sich meines Innern bemeistern sollen, kann dies nicht durch Reflexionsmusik geschehen. Nach meiner Ansicht passen die Fugen nur für solche Religionsconfessionen, die alles Gefühl verbannen und nur den nüchternen Verstand vorherrschen lassen.

Frau von Burgau. Sie gehen zu weit. In jeder Fuge und namentlich in den Bach'schen Fugen, finde ich sehr viel Empfindung.

Ich. In einzelnen scheint es so. Stellenweis klingt es, als ob etwas Gefühl kommen könnte. Aber es ist Täuschung; denn bald treten die Künsteleien der musikalischen Rechnenexempel, die man füglich arithmetische Gleichungen nennen kann, desto schroffer hervor. Und am meisten bei Bach, der größtentheils, wie ich schon andeutete, solche Thema's gewählt hat, die nur aus einer gefühllosen Tonreihe bestehen. Wo soll hier das Gefühl zu suchen sein?

Fräulein Lucia. Das Gefühl steht hier in seiner ganzen Größe da. Ueber der Größe, die wir anstaunen, vergessen wir das Gefühl. Bach's Fugen erscheinen mir erhaben, wie die Werke der altgothischen Bauart. Diese ist eine Steinsprache von ergreifender Kraft, und die Felsblöcke, welche sich kühn in die Lüfte emporthürmen, sind Verse tiefen Inhalts in einer körnigen Sprache. Ebenso Bach's Fugen, die in ihrer gothischen Erhabenheit einem großartigen, kühn emporstrebenden Baue gleichen, bei dessen Anblick der Geist den Urheber vergißt und nur das Werk bewundernd anschaut.

Agricola. Bravo, mein Fräulein, mir aus der Seele gesprochen!

Frau von Burgau. Ganz charmant erklärt! Mir kommen des großen Bach's Werke vor, wie die alten ehrwürdigen Thierstücke aus der niederländischen Schule. Das waren Meister, wie sie die heutige Generation nicht aufstellen kann! Die malten ihre Gänse, Enten, Puterhähne und wer weiß, was noch für Insecten, Säugethiere, Amphibien und Fische mit einer Treue und in Farbentönen, wie es die jetzige Malergeneration kaum ahndet.

Fräulein Lucia. Ihrer vorhin ausgesprochenen Ansicht zufolge, scheinen Sie Beethoven für den größten Tondichter aller Zeiten zu halten.

Ich. Ich schätze das Schöne, wo ich es finde. Der Name thut hier nichts zur Sache. Hätte Sebastian Bach eine Sarabande, eine Polonoise, eine Fuge, eine Gigue und wie alle diese Tonstücke heißen, geschrieben, die in mir gewisse Empfindungen erregte, also den Anforderungen entspräche, die ich an ein Tonstück mache, so würde ich die genannten Werke eben so hoch schätzen, als die anderer Tonsetzer. Was Beethoven anbetrifft, so gestehe ich offen, daß er mein Liebling ist, weil er meiner Individualität am meisten zusagt, und weil ich seine Symphonieen für das Höchste im Gebiete der Kunst halte. Denn jede derselben ist ein Charaktergemälde. Sie sind die Autobiographie des großen Tondichters. Sie deuten in kräftigen Zügen die einzelnen Momente und Empfindungen des Jünglings, des Mannes und des von dem gräßlichen Uebel der Taubheit gebeugten Greises, an. Solche Musik wäre Sebastian Bach, so groß er auch sein mag, wenn er heute lebte, nicht zu schaffen fähig. Ich will damit nicht sagen, daß er in Beethoven's Genre schaffen sollte, sondern überhaupt eine Symphonie, wie sie den Anforderungen einer höhern Kritik genügt. Und wenn — was freilich durchaus unmöglich ist — heute ein zweiter Sebastian Bach aufträte, so würde er unwillkürlich beim Schaffen irgend eines Tonstückes in die Reflexionsmusik der Fuge hineingerathen und jetzt schon deshalb nicht den hundertsten Theil derjenigen Anerkennung finden, der ihm zu Theil wird, weil er dann in der Gegenwart lebte. Denn die Menschen tragen größtentheils nur einen solchen Geschmack zur Schau, der im Fremden oder im Sonderbaren besteht. Und überhaupt kann ich auch in Bezug auf die schörfestrische Kraft Sebastian Bach keineswegs den hohen Ruhm zugestehen, den er erhalten. Was war Sebastian Bach anders als ein musikalischer Handwerker, der weiter nichts that, als sich ein Thema wählte, es nach den alten herkömmlichen Regeln zustutzte, und nun eine Fuge aus dem Teige knetete, gleich dem Handwerker, der nach einer Form Jahr aus Jahr ein dieselben Waaren anfertigt, die ihm die Messe bezahlt. In dem Schaffen steht also Sebastian Bach nicht einmal so hoch als Mode-Com-

ponist, wie Auber, oder der Walzer-Fabrikant Strauß. Denn diese Männer müssen immer auf etwas Neues sinnen, während Sebastian Bach ruhig sein Thema nahm, und es nach gewöhnlicher Weise bald in den Diskant, bald in den Alt, bald in den Tenor, bald in den Baß legt, und nur die Mühe hatte, die Zwischenräume so wie die übrigen Stimmen auszufüllen. Dies war seine einförmige Arbeit fortwährend. Seine Phantasie spielt in den meisten seiner Werke eine sehr untergeordnete Rolle.

Agricola. Nein, Sie gehen zu weit. Sie beurtheilen — verzeihen Sie mein hartes Urtheil — den ehrwürdigen Bach ganz falsch. Ich rathe Ihnen wohlmeinend, seine Werke nochmals einem ernstlichen Studium zu unterwerfen. Sie sind ein talentvoller Musiker. Bach ist zu tief, als daß man ihn sobald ganz verstehen lernte. Wir wollen uns nach mehreren Jahren wieder sprechen, und ich hoffe dann ein anderes Urtheil aus Ihrem Munde zu vernehmen.

Frau von Burgau. Und vergessen Sie nicht auch seinen Sohn Karl Philipp Emanuel Bach ebenfalls einer nähern Bekanntschaft zu würdigen. Solche Vorbilder werden Sie sicherer leiten, als der barokke und nur nach Effect haschende Beethoven, als der seichte Mozart und als der läppische Haydn.

Nach diesen Worten ward ich etwas kühl entlassen. Besonders schien Fräulein Lucia nicht mehr diejenige Aufmerksamkeit für mich zu zeigen, welche ich am Anfange des Gesprächs in Ihren Mienen zu lesen glaubte. Agricola empfahl sich mir mit einer kalten Mentormiene. Nach einer bedeutenden Anzahl Verbeugungen, denen ich meinen tief gerührtesten Dank für die Ehre, die berühmten Soireen, welche so großen Einfluß auf den richtigen Geschmack in der Tonkunst ausübten, kennen gelernt zu haben, beifügte, verließ ich die vornehme Gesellschaft.

Unterwegs strit Beethoven gegen Bach in meinem Innern. Wie, dachte ich, sollte Bach das Größte geleistet haben, sollest Du in eine solche Verblendung gerathen sein, auf den größten aller Tonsetzer zu schmähen, nicht das in seinen Werken zu entdecken, was der Meister gewollt und geleistet?

Mit anhaltendem Eifer, von Ehrgeiz gestachelt, studirte ich zwei Jahre lang die Werke der Familie Bach, und marterte meinen Geist mit allen kontrapunktischen Spitzfindigkeiten ab. Mit Leichtigkeit wa ich nach Verlauf dieser Zeit eine Fuge, einen Can auf das Papier. Bach hatte mir große Dienste g than. Ich hatte an seinen Werken den Contrapun in allen Gestalten, so wie die ganze Kunst der Fu ex fundamento studirt. Das hatten die trocke Fugen des größten musikalischen Handwerkers bewirk Aber auch weiter nichts. Mein Gefühl, mein G schmack, meine Ansichten und Urtheile waren dieselb geblieben. Meine glühende Begeisterung für Bee hoven, Mozart, Haydn hatte eher zu- als abg nommen, und wird wohl nur mit meinem Leben e löschen.

Einer Einladung zu den Soireen des Geheim raths von Burgau ward ich nicht wieder g würdigt.

G. Bergen.

Goethe.

Ich bin vertraut mit eines Geistes Weben,
Der mich erfüllt mit innigstem Behagen;
Von seines Genius Flügelschlag getragen
Verstand ich erst im Innersten mein Leben.

Und will mich fassen lauten Sturmes Toben,
Und Zweifelqual des Rechten mich bedrängen,
So lausch' ich nur den lieblichen Gesängen,
Und alle Nebelbilder sind zerstoben.

Soll ich den Geist Dir nennen? — Sonnenklarheit,
Umglänzt gepaart ihn mit des Mondes Milde —
Du wirst ihn leicht erkennen in dem Bilde:
„Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit."

K—

Auflösung des Palindroms in No. 26

Neger. Regen.

Neues unter der Sonne.

∴ Herr Aumard versuchet, die Masse der stärksten Gifte, welche von den Homöopathen dem menschlichen Körper verschrieben wird, in 96,300,000,000fachem Betrage einem Pferde eingegeben zu haben, ohne daß dies auch nur die geringste Wirkung davon verspürt habe!!

∴ Ein türkischer Kaufmann in Paris hat bewiesen, daß alle Cashemir-Shawls, die bis jetzt für solche getragen werden, unecht sind. Weiner, weiner ihr unglückliche Damen! Es giebt nur ein einziges Schicksal, das euch noch mehr berühren könnte: wenn die Männer verboten würde

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 23. Montag, 24. November. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der Sarg im Wirthshause.

„Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?“

Es war eine schauerliche Nacht. Der Wind heulte durch den Wald bei Trübenfelß, und aus dem schwarzen Himmel stürzte unaufhörlich Regen herab; die starken Eichen erzitterten und schüttelten sich, der Felsbach schäumte wüthend über die riesigen Steinmassen, und die gespenstigen Eulen kreischten hell auf. Es war eine schauerliche Nacht!

Diesen Roman soll Basse in Quedlinburg verlegen; ich weiß keinen besseren Anfang für ihn. Er wird freilich den Titel ändern und das Buch wahrscheinlich: „Die todte Braut,“ oder „Das furchtbare Begehniß im Trübenfelser Walde“ benennen, das schadet aber nicht; für drei Thaler Honorar kann sich ein bescheidener Autor schon dem Willen des Buchhändlers fügen. Es ist jetzt nur die Frage, wie viel Personen ich wohl in den Roman hineinbringe und wie viel hinaus, — d. h., wie viel sollen sterben? Der liebe Gott ist auch ein Romandichter und macht es eben so. Wir sind seine Figuren, die er nicht, wie ich, im Trübenfelser Walde, sondern in der ganzen Welt spielen läßt. Es wäre daher eine Thorheit, Unsterblichkeit zu verlangen; blieben wir Alle leben, so würde der angebetete Verfasser confus und der Roman verlöre an Interesse. Einen herrlichen Stoff hat der liebe Gott gewählt. Der erste Theil seines Romans spielt bis zu Carl dem Großen; der zweite bis zur französischen Revolution; und am dritten arbeiter der himmlische Autor noch: Basse soll ihm ausnahmsweise vier Thaler Honorar geboten haben; allein der Schöpfer hat gemeint, für einen unsterblichen Dichter sei das viel zu wenig, er wolle sein Werk lieber auf eigene Kosten herausgeben. Ich bitte Euch, meine Leser und Leserinnen, werft meinen Roman aus den Händen und leset Gottes Roman, es ist Alles Natur. Wenn er den Frühling beschreibt, so athmet das Papier, die Typen werden zu Blumen und Blüthen, wir hören den Bach murmeln und die Nachtigall singen, und Alles ist wunderschön und göttlich. Und wenn er den Sommer beschreibt, so glüht die Sonne am Himmel, die Früchte färben sich, die Schallmei erklingt, und in den Gewittern zucken zackige Blitze aus den schwarzen, gespenstigen Wolken, und die murrenden Donner rollen über die Gebirge. Und wenn er vom Herbst spricht, so sammeln die Winzer ihre goldenen Trauben, die Bäume prangen fruchtgeschmückt, aber die Tage werden trüber und trüber, und der empörte Sturm wüthet mit furchtbarer Gewalt auf dem weiten Meere, und peitscht die wild schäumenden Wellen, daß wir erstarren vor dem Getöse. Und wenn er den Winter malt, so ist die Erde todt; weißer Schnee deckt die wüsten Fluren und der Frost durchrieselt und beim Lesen. Und wenn er eine Sternennacht beschreibt, oder den Aufgang der Sonne, so taucht er die Feder in Diamantenfeuer und es ist Alles da, so heilig und entzückend, wie es seine Phantasie geboren! Wahrhaftig! wenn ich Gott wäre, ich gäbe meine Werke auch auf eigene Kosten heraus und nicht bei Basse, bei dem alten, guten Gottfried Basse in Quedlinburg, der drei Thaler für den Bogen bezahlt. Da ich aber nicht Gott bin, sondern ein armseliger Mensch, der von ihm abschreibt und noch dazu mit höchst unleserlicher Hand, so muß ich mir den Basse warm zu halten suchen.

So eben klopft mich Jemand auf die Schulter und mahnt mich, ihn nicht ganz zu vergessen. So viel ich in dieser schauerlichen Nacht erkennen kann, so ist es der Kaufmann Robert, der gern ein Nachtlager für sich und seinen Rappen finden möchte, weil er vom Regen bis auf die Haut durchnäßt ist und vor Frost mit den Zähnen klappert. Ich reite neben ihm und habe dasselbe Schicksal; wir drängen unsere Pferde dicht zusammen, um uns nicht zu verlieren, und dafür muß sich der Leser bedanken, denn wenn mir der Kaufmann Robert hier in diesem Walde abhanden kommt, so kann ich keine Sylbe mehr schreiben, der Leser hört auf Leser zu sein, und das Geschäft mit Basse geht auch zurück. Uebrigens läßt sich's nicht leugnen, daß es einem Autor, der es ehr-

lich meint und die Dinge selber mit ansieht, zuweilen recht schlecht geht, wie nun z. B. mir. Ich muß mir so eben vom Himmel den Pelz waschen lassen, und frieren, daß meine Zähne unentgeldlich ein Concert geben, und ich könnte doch eigentlich ganz ruhig zu Hause am Ofen sitzen, ein Pfeifchen rauchen und mich so recht behaglich fühlen, ganz so, wie es vielleicht der Leser in diesem Augenblicke thut. „Aber," schreibt Du und rückst unwillig mit dem Stuhle, „was wird denn mit der Geschichte, die Sie uns versprochen haben; mit dem Sarge im Wirthshause? Ich will ja gar nicht wissen, welche Qualen Sie zu ertragen haben, sondern ich will die Erzählung lesen, welche Sie uns versprochen haben; die Sie so schön im Walde angefangen, und nun durch den Verfasser selbst unterbrochen ist. Wer ist der Herr Robert eigentlich; warum reitet er durch den Trübenfelser Wald; warum ist er nicht zu Hause geblieben? Wenn Sie uns das nicht sagen wollen, so machen wir das Buch zu und lesen in unserm Leben keine Silbe wieder von Ihnen!" Auf diese etwas heftige Anrede kann ich leider keine befriedigende Antwort geben, denn ich schreibe einmal nicht anders; ich will nicht anders schreiben; ich habe meinen Willen so gut wie der Leser; ich kann mir sogar noch viel mehr Freiheiten herausnehmen, denn ich nenne Dich z. B. in unserm Streite Du, und Du mußt mich Sie nennen. Dafür muß ich naß werden wie eine gebadete Katze, und Du kannst gemächlich die Füße ausstrecken, und vielleicht sogar eine Tasse Thee trinken, mit oder ohne Rum, wie es Dir gefällig ist.

Damit Du aber siehst, daß ich nicht eigensinnig und ungefällig bin, so will ich den Kaufmann Robert, der noch immer neben mir reitet und zuweilen ein kleines Donnerwetter flucht, fragen, wo er her kommt, und wohin er will. — „Ich bin weit her," antwortet Herr Robert, „aus der fernen Residenz Bierhagen, will nach Hamburg reiten, mich von dort nach England übersetzen lassen, und dann nach Valparaiso in Amerika reisen, woselbst ich bei einem bedeutenden Hause engagirt bin. Ich habe keine Eltern mehr, keine Geschwister, keine wahren Freunde, und verlasse meine Heimath mit leichtem Herzen. Aber Donnerwetter! was ist das für ein abscheuliches Wetter! Ich bin windeweich vom Regen, und kann mich vor Entkräftung kaum noch auf dem Pferde halten; ich muß Sie bitten, lieber Verfasser, daß Sie mich recht bald befreien, und mir ein Wirthshaus anweisen."

„Mit dem größten Vergnügen, mein bester Herr Robert; wer könnte einem so bescheidenen Helden seiner Erzählung solche kleine Bitte abschlagen? Biegen Sie nur gefälligst hier links ein."

Robert strich seinem guten Rappen schmeichelnd den Hals, und dankte Gott, als ihm endlich durch die grausenhafte Finsterniß ein Licht entgegenblinzte. In wenigen Minuten hatte er dasselbe erreicht, stand vor einem ziemlich großen Hause und zog die Schelle. Die Thür wurde geöffnet, und der Wirth, ein kleiner Mann mit finsterm Gesicht, trat ihm entgegen. „Ihr suchet Obdach?" sagte er und zuckte die Achseln. „Das thut mir leid, lieber Herr! Das böse Wetter hat so viel Fremde in mein Haus getrieben, daß ich keine Schlafstelle mehr habe. Gern wollte ich Euch mein Bett anbieten, aber ich bedarf der Ruhe mehr als irgend ein Mensch, denn ich habe zwei Nächte hindurch gewacht und zwar mit kummervollem Herzen."

„Habt Ihr denn gar keine Schlafstelle mehr?" fragte Robert unwillig. „Ihr seht doch, in welchem Zustande ich mich befinde, und daß ich umkommen muß, wenn ich noch weiter reite."

„Herr!" antwortete der Wirth, „glaubt doch nicht, daß es mir an gutem Willen fehle, und daß ich kein Mitleid mit Euch und Eurem Pferde hätte. Aber ich habe nur ein einziges Zimmer noch, das leer ist, und da könnt Ihr nicht schlafen."

„Und warum nicht?" fragte Robert hastig.

„Dort liegt meine Tochter im Sarge;" antwortete der Wirth, und eine große Thräne entperlte seinem Auge, „meine liebe, liebe Tochter, die ehegestern gestorben ist."

Robert tröstete den unglücklichen Vater, so gut es ihm möglich war, und bewegte ihn endlich, ihm die Erlaubniß zu geben, oben bei der Todten schlafen zu dürfen. Sie schürzelten sich kräftig die Hand; der Wirth nahm den Rappen, führte ihn in den Stall, und Robert stieg die ihm bezeichnete Treppe hinauf.

(Fortsetzung folgt.)

Galliger Brief einer getadelten Sängerin.

Bekanntlich ist eine Sängerin selbst gegen den leisesten Tadel so empfindlich, daß man annehmen kann, eine gereizte Löwin vergesse eher eine Beleidigung, als eine getadelte Sängerin die geringste, kritische Ausstellung von ihrer Gesangbildung.

Im Jahre 1833 schrieb ich während meiner Anwesenheit in L. zahlreiche Kritiken über das Theater, besonders über die Oper. In diesen Kritiken hatte ich oftmals Gelegenheit, Mad. X., die erste Sängerin der Oper, wegen ihres Detonirens, wegen ihrer undeutlichen und falschen Aussprache, wegen des sogenannten Ziehens der Töne in einander, das oft wie das Heulen des Schakals und noch öfter, wie das Legato einer schrillenden Wetterfahne klang, wegen ihrer Mundstellung, die oft — salva venia — der Maulsperre glich, wegen ihrer oben zu weit ausgeschnittenen Kleider, die kein geringes Aergerniß gaben u. s. w. u. s. w., zu tadeln. Es war daher natürlich, daß mich der Gemahl der Mad. H. anfänglich zu Tische lud, ein gewöhnliches Mittel der Sängerinnen, wenn sie sich von einem Recensenten gereizt sehen. Da ich aber die mehrmals wiederholte Einladung nicht annahm, so erfolgten Drohungen von Seiten des künstlerischen Ehepaares, die mich der Bildung desselben deutlich zeugten, mich aber nicht im Geringsten zu schrecken vermochten. Meine Kritiken gingen ruhig ihren Gang fort.

Eines Abends, als ich ruhig nach Hause zurückkehrte, tritt mir plötzlich an einer Straßenecke eine

verhüllte, weibliche Gestalt entgegen, giebt sich als Mad. X. zu erkennen, und fordert mich unter den heftigsten Vorwürfen auf, sie nach Hause zu begleiten, und dort ihr Arien und Scenen vorzusingen, die ich bei ihrem letzten Auftreten so arg getadelt hatte. Hierdurch sollte ich beweisen, daß ich besser zu singen verstehe, als Mad. . Es versteht sich von selbst, daß ich nach wenig Worten die gleich einer Erynnie wüthende **Prima Donna** stehen ließ und meines Weges ging.

Nun erhielt ich Tags darauf folgenden Brief, der jedenfalls aus der sehr gebildeten Feder der getadelten **Prima Donna** floß, und den ich hier mit diplomatischer Genauigkeit wiedergebe:

Sie nieterdrächtiger Rezenzent!

Schämen Sie sich denn gar nicht in ihre Sehle rein, eine juhte Sengerinn immer in daß Thageblatt so schlecht zu machen und sie immer zu prestituiren! Aber es komt eine Zeit wo Sie ihren vertienten Lohn kriegen werten. Ich habe mir schon die Schwintsucht an Halz geärchert und ich will Ihnen hiermit gesagt haben, daß so eine Behandlungsart sich nicht for einen erstentlichen Rezenzenten noch for eine gute und anstentige Sengerinn siehmt. Bedenken Sie mein Herr, daß die Sengerinn schon lange Mutter ist und erst for kurzer Zeit verheiratet hat, und daß der Man sie zur Rede stehen wird und ich gebe ihnen diß alles zur reiflichen Überlehgung und erwarde von Ihnen, daß Sie ihr Betragen gegen anstendiche Kinstlerinnen entern und besern werten. Tun Sie das nicht, so werten antere Massregeln gegen sie ergrifen werten, um sie zu zwingen eine anstentiche Sengerinn nicht zu maltertiren und zu for das Puplikum bloß zu stellen. Betenken sie diß alles!!!

N. S. Entern sie Sich! woh nicht so kommen antere Folgen!

† † †

Lied.

Was soll die Spanne Leben mir
Zum Dichten und zum Denken?
Ich muß auf anderes Revier
Des Geistes Fährte lenken!

Man sagt, daß an dem Strome Rhein
Der schönste Wein sich finde:
Auf denn! und bringt mir her den Wein,
O bringt ihn mir geschwinde.

Man sagt, daß in dem Sachsenland
Die schönsten Mädchen blühen:
Auf denn! den Wanderstab zur Hand,
Nach Sachsen will ich ziehen.

Und ist mir das noch nicht genug,
So kauf' ich Rückert's Lieder,
Da thaut mir ja in einem Buch
Der ganze Himmel nieder.

K.

Neue Fibelverse.

A.

Der Adler raubt und frißt gar viel;
Der Adel früher trieb sein Spiel.

B.

Der Bär, der Honig will, der brummt:
Der Börne ist noch nicht verstummt.

C.

Ein Carcer finster ist und klein;
Den Carlos soll nicht König sein.

D.

Das Denken, oft dem Denker schad't's;
Der Dumme lebt in bona pac'.

E.

Das Eichhörnchen hüpft froh und nett;
Vom Eisen fertigt man die Kett'.

F.

Die Freiheit ist ein herrlich Gut;
Franzosen haben leichtes Blut.

G.

Nicht gut oft ist Gold, Glanz und Gunst;
Der Göthe that viel für die Kunst.

H.

Der Herr zum Hund spricht: ducke dich!
Wer Herz hat, hebt zum Himmel sich.

J.

Die Ironie schafft Manchem Qual;
Herr Jarke ist sehr liberal.

K.

Die Kleider machen oft den Mann;
Ein Knecht zieht keinen Purpur an.

(Schluß folgt.)

Epigramme
von
W. Achat

Charlottens Trost.

„Erklärlich iſt, warum ſich Jeder ſtellt,
Als ob er gegen mich gleichgültig bleibe.
Die Männer wiſſen, daß dem Weibe
Nur, wer Bewund'rung ihm verſagt, gefällt."

Der Eremit.

„Gottlob! daß ich dem tollen Haufen
Der Narren endlich bin entlaufen,
Und ſchon ſeit Jahren keinen ſah." —
„„Haſt Du denn keinen Spiegel da?"" —

Leider!

Cupido ſollt' an Hymens Stelle
Der Gott der Ehen ſein.
Doch führt er nur bis an die Schwelle,
Und geht nicht mit hinein.

Charade.
Von
W. Achat.

Zweifolbig.

Als ich jüngſt zum Walde ging,
Einen Baum zu fällen,
Jagend nach dem Schmetterling,
Fand ich Arabellen.

Zweite vorwärts war ſo ſehr
Ihrem Körper eigen,
Daß mit zweiter rückwärts er
Nicht ſich brauchte zeigen.

Erſte vorwärts wurd' erregt,
Erſte rückwärts ruhte.
Von dem ganzen Wort bewegt
Folgt' ich ihr mit Muthe.

So ſind wir dem Schmetterling
Haſchend nachgegangen,
Bis ſie, als ſie einen fing,
Hatte zwei gefangen.

Neues unter der Sonne.

⁂ Die Summe der verſchiedenen Schriften, welcher ſich die Königlich. Druckerei in Paris bedient, wiegt gegen 7000 Centner. Mit den vorhandenen Preſſen kann das Inſtitut täglich 278,000 Bogen Kyrillen, welches 9266 Octavbände zu 30 Bogen bringt. Dieſe immenſen Mittel geſtatten es, daß gegen 5000 Formen Satz ſtehen bleiben, die von der Verwaltung gebraucht werden und daher nicht unbedeutende Koſten- und Zeiterſparniß bewirken. Geht bis zehn Tauſend Ballen Papier werden jährlich verbraucht, was auf den Tag 26 — 32 Ballen macht. Die Zahl der Arbeiter beträgt 350.

⁂ Unter den Einwohnern zu Rajaſthan in Indien graſſirt ein ziemlich allgemeines Wurmübel, das unter der Haut ſeinen Sitz hat und ſehr nachtheilig auf den ganzen Körper wirkt. Deshalb fragt man ſich dort beim Begegnen nicht: wie befinden Sie ſich? ſondern: wie befindet ſich Ihr Wurm?

⁂ Die Stadt Rom feierte am 20. April d. J. das 2582. Jahr ſeit ihrer Erbauung; ſie iſt von den berühmteſten Hauptſtädten der vier erſten Monarchien die einzige, welche ſeit der Epoche ihrer Gründung noch exiſtirt.

⁂ Dem berühmten, engliſchen Schauſpieler Kean ſo eine Statue, ihn als Hamlet darſtellend, in der Weimariſchen Abtei geſetzt werden. Die Engländer und Franzoſen wiſſen ihre Künſtler und Gelehrte zu ſchätzen, das iſt eine bekannte Sache; eben ſo bekannt, daß die Deutſchen undankbar gegen ihre großen Männer ſind. Siehe: das Leben Dieſen und Jenes!

⁂ In Conchinchina iſt eine Chriſtenverfolgung ausgebrochen. — Merkwürdig! daß jetzt überall Verfolgungen ausbrechen und oft viel ſchlimmere als dieſe!

⁂ Jules Janin hat einen bedeutenden Triumph über Paganini gefeiert. Sein Concert für die Unglücklichen zu St. Etienne iſt außerordentlich beſucht geweſen. Eine Madame Demoureau und Degli-Antoni, ein Rubini und Tamburini können leicht den geizigen Violiniſten verdunkeln. Dieſer lebt jetzt, ſeine Geldſäcke bewachend, zu Gerano in Parma.

⁂ Dem berühmten, franzöſiſchen Hiſtoriker Froiſſart beabſichtigt man in Valenciennes ein Denkmal zu ſetzen. Siehe: Kean!

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 24. Dienstag, 25. November. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerationspreis ist 2 Rthlr., worauf dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der Sarg im Wirthshause.

„O weh! Todt' ruhn die Todten!"

(Fortsetzung.)

Als Robert die Thür seines Schlafzimmers öffnete, überlief ihn ein kaltes Grauen. In der Ecke stand ein schwarzer, zugedeckter Sarg, über den ein Wandleuchter sein mattes Licht warf; die Fenster erzitterten vom heulenden Sturm, und der Regen schlug prasselnd gegen sie. Der Knecht, welcher Robert hinauf geführt hatte, stellte, wie ihm befohlen, zwei Flaschen Wein auf den Tisch, zündete die Lichte an und legte den Reisemantel hin. Dann wünschte er dem Fremden eine gute Nacht und wollte gehen. „Was fehlt Dir!", fragte ihn dieser mitleidig, als er Thränen in seinem Auge bemerkte, „warum weinst Du!" „Ach, Herr!" antwortete der Knecht und schluchzte laut auf, „wenn Sie das Mädchen da gekannt hätten, Sie würden wohl auch weinen. Es war ja die einzige Tochter meiner Herrschaft, und wir liebten sie Alle im Hause wie eine Heilige, wie die Mutter Gottes! Ach, und schön war sie, schön wie die lieben Engel im Himmel! Ich kann meines Lebens nicht wieder froh werden, lieber Herr!"

Robert hatte sich in einen warmen Pelz gehüllt, stellte sich an das Fenster und starrte, schmerzlich bewegt, in das wilde Wetter hinaus. Der Knecht aber ging an den Sarg, fiel auf die Knie, betete ein Vaterunser und verließ dann schweigend das Zimmer. In dem Herzen des jungen Kaufmanns stürmte es wie draußen und war trübe und kalt; denn es gedachte einer Liebe, einer innigen und heißen Liebe, die es nur sich selbst gestanden hatte, die aber rasch aufgeflammt war für ein liebliches Mädchen, mit dem er tanzend einen helleuchteten Ballsaal in Aachen durchflogen. Tags darauf war Robert abgereist und hatte die Schöne nie wiedergesehen: aber wenn er an sie dachte, preßte sich ängstlich seine Brust zusammen, und er mußte sich Mühe geben, sie zu vergessen.

Ein pfeifender Windstoß schlug in diesem Augenblicke so stark gegen das Fenster, daß eine Scheibe sprang und klirrend zu den erschreckten Robert's Füßen fiel, und kaum war er einen Schritt zurückgetreten, als er hinter sich hell auflachen hörte. Bleich wie der Tod, hielt er sich an einem Stuhle und trocknete sich den Angstschweiß von der Stirn; da war es ihm als schlüge eine kräftige Faust gegen die Thüre, die Riegel klirrten und die Thür sprang auf. „Wer ist da!" rief Robert, griff nach seinen beiden Pistolen und erwartete den Ruhestörer. Allein niemand ließ sich sehen. Er schloß zitternd die Thür zu, setzte sich an den Tisch, entpfropfte die Flaschen und stürzte ein Glas Wein nach dem andern hinunter, um seine fiebernden Sinne zu betäuben und sich Muth zu machen, die schauerliche, unheimliche Nacht zu bestehen. Je mehr er trank, je schneller schlugen seine Pulse, je glühender wurden seine Augen, und überall grinzten ihm die Zerrbilder seiner erhitzten Phantasie entgegen. In diesem Zustande warf er einen Blick auf den schwarzen Sarg, und es erwachte der Wunsch in ihm die schöne Todte zu sehen. Er stand auf, stürzte das letzte Glas hinunter, und ging bald taumelnd nach dem stillen Häuschen der Ruhe. Ohne sich lange zu besinnen, hob er den Deckel auf und stellte ihn bei Seite: da lag die Braut des Himmels im schneeweißen Kleide, ein Bild der Demuth und Unschuld! Er faltete unwillkürlich die Hände, beugte sich über sie und sah ihr in das bleiche, halb lächelnde, verklärte Gesicht. Aber mit einem Male fuhr er entsetzt zurück. „Allbarmherziger Gott!" rief er, „es ist der Engel, den ich liebe! Du bist es, Mädchen! Ei, was bist Du schön geworden, schöner noch als Du im Leben warst!"

Eine Gluth durchfloß seinen Körper, und färbte seine Wangen purpurroth, die Gluth der Leidenschaft. Er preßte seine Lippen auf die kalten der Geliebten, und glühender wallte das Blut durch seine Adern. Er küßte sie wieder, und je öfter er die eisigen Lippen berührte, je wärmer dünkten ihn die Küsse, und es war ihm, als athme der zarte Leichnam, als röthete

sich die weißen Rosen ihrer Wangen, als höre er leise das Herz unter ihrem Busen klopfen. Da bemächtigte sich seiner der Wahnsinn, wild umfing er sie, glühten der wurden seine Küsse, inbrünstiger seine Umarmungen, und ehe er wieder zur Besinnung kam, hatte er ein Verbrechen begangen, vor dessen Unnatürlichkeit das menschliche Gefühl zurückschaudert. —

Und dennoch dürft ihr ihn nicht verfluchen! — So rufe ich, der Zeuge dieser Scene gewesen und sie hier wiedergab. Wer kann mir sagen, was todt ist und was lebt? Alles Leben ist der Keim des Todes und aller Tod Keim des Lebens; es ist ein ewiges Vereinen mit dem All, und das All eine wunderbare Vereinigung des Widerstrebenden. Was wir der Erde geben, giebt die Erde wieder in Blumen und Früchten und aus diesem Leben erwachen wir und leben von diesem Leben bis wir wiederbringen, was uns die Erde gab, und neuer Stoff zu neuem Erwachen werden. So erhalten sich Welten durch Welten, Leben durch gestorbenes Leben und unser Geist bildet die ewige Ordnung der Dinge, die Harmonie der Sphären, und diese geistige Ordnung fassen wir zusammen und verehren sie in dem einzigen Worte: Gott. — Es liegt ein so schöner Trost in diesem Gedanken, wie keine sinnliche Religion ihn geben kann! Es ist ein heiliges Bewußtsein, selbst in Gott und selbst dieser Gott zu sein, — und dieses Bewußtsein ist unsere Seligkeit, welche die Lehrer aller Religionen als Märchen behandeln. — O warum sind noch nicht Alle reif genug uns zu folgen in diesem Gedanken, der alle Welten mit einer einzigen, unendlichen Liebe umschließt, und jede gottesläuderliche Furcht vernichtet; der in dem höchsten Genusse die höchste Moral findet, und überall tröstet, wo frühere Begriffe das Herz zerreißen! Warum weint der unglückliche Greis, der an die glücklichen Tage seiner Jugend denkt, oder an den nahen Tod! — Blühen die Blumen auf den Gräbern weniger schön als die in den Gärten, und weckt nicht der Frühling sie alle aus der starren Erde?

Früh Morgens, von fürchterlichen Qualen zerrissen, und ohne daß ein Schlummer sich auf seine Augen gesenkt, verließ Robert das Zimmer, in welchem seine todte Braut lag, stieg trüben Blicks die Treppe hinunter, und ließ den Rappen vorführen. Dort zahlte er die Rechnung und flog dahin über Berg und Thal. — Ich will seine Brust austoben lassen, bis vor ich ihn wieder sehe, und werde lieber hier im Wirthshause bleiben, um die tiefbetrübten Eltern zu trösten, wenn der schwarze Sarg, in welchem das Glück ihrer Zukunft, der Schmuck ihres Lebens ohne Empfindung liegt, in die Gruft gesenkt wird. Wenn sie die zarte Blume in die Erde pflanzen, damit sie tausend Blüthen treibe.

Das empörte Wetter hatte sich beruhigt. Wie vor dem Worte der Wahrheit die Nebel der Unvernunft und des Aberglaubens fliehen, so stoben die finstern Wolken als die freie Sonne am Himmel heraufzog, und ihre liebesglühenden Strahlen in die kalte Welt warf. Alle Gäste hatten das einsame Wirthshaus im Walde verlassen, die Bewohner desselben aber sich in schwarze Kleider gehüllt. Sie beteten zu dem Allmächtigen, daß er seinem frommen Kinde einen Platz unter den Englein geben möge. Und als es Mittag war, da kamen aus dem nächsten Dorfe zwölf Jungfrauen in weißen Kleidern, die schmückten ihre todte Schwester mit Blumen, fielen alle nach einander der trefflichen Mutter um den Hals, und weinten mit ihr so lange sie Thränen hatten. Und der Vater trat hinaus vor die Thür, schaute hinunter in den Wald und fiel bald ohnmächtig dem Knechte in die Arme, als der sorgenumnachtete Leichenwagen daher rollte.

Die ernsten Männer stiegen mit dem Vater zur Todten hinauf. Um sie herum standen die Mutter und die zwölf Jungfrauen. — Und eben als sie den Sarg ergreifen wollten, sagte einer der Männer, daß es ihm schiene als bewege die Todte leise ihre Lippen. Alle fielen nieder und beteten, und Alle zitterten vor Freude und Schrecken, als das schöne Mädchen die Augen aufschlug, und starr in die Versammlung blickte.

(Fortsetzung folgt.)

Gnade eines asiatischen Despoten.

Der Haussefiziant eines Chans verlor auf folgende Weise eines seiner Augen. Nach orientalischem Gebrauch dürfen die Diener, sobald sie die Höfe des Pallastes überschreiten, nur gesenkten Hauptes und mit kreuzweis über die Brust geschlagenen Armen einhergehen. Auf einem solchen Gange befand sich jener Officiant, als er über sich ein Geräusch vernahm, und versichtig in die Höhe blickte und in einer Fensteröffnung den Chan mit einer seiner Frauen bemerkte. Auf der Stelle wurde er von den Herrscher gefübrt, von dem er mit Ergebung sein Todes-Urtheil erwartete, doch dieser, Mitleid fühlend, fragte, mit welchem Auge er die Sultanin gesehen habe. Mit dem rechten, antwortete der Unglückliche ohne Zögern, die großmüthige Absicht seines Herrn erratend, der ihm augenblicklich das Auge auszureißen und somit eine Ermäßigung der wohlverdienten Strafe eines unachtsamen Dieners eintreten ließ.

Es wäre Unrecht, diesen Act der Grausamkeit nach dem Werthe abzumessen, den wir unsern Augen beilegen. Im Orient fühlt man sich glücklich, sein Leben durch Aufopferung einiger Glieder erkaufen zu können.

Zur Zeit des feindlichen Einfalls des ersten Persischen Schahs in der Provinz Mahanderan ließ dessen Feldherr Aga Mahomet eine Stadt, die von den treuen Unterthanen der alten Dynastie vertheidigt wurde, mit Sturm einnehmen. Nachdem sich der erste Sturm des Generals gelegt, schritt er zu Unterhandlungen mit den Beschlshabern der Stadt, wegen des den Bewohnern zu gewährenden Pardons, und bewilligte dieses erst dann, als man ihm zehn Pfund Ohren von denjenigen Vertheidigern lieferte, die dem Blutbade entronnen waren.

(P. C. d. D.)

Was iſt die Liebe?

Der Weiſe. Die Liebe iſt die Geliebte des Herzens, das Weib des Verſtandes, die Hetäre des Geiſtes. —

Der Dichter. Die Liebe iſt die Poeſie des Lebens, das Athmen der Seele, der Frühling der Gefühle, u. ſ. w. u. ſ. w. u. ſ. w.

Der Kaufmann. Liebe iſt eine Waare, die immer Mode bleibt, aber nicht ſehr lange hält.

Der Sprachlehrer. Liebe iſt das Präſens eines activen Paſſivum's, das nur bis zum Plusquamperfectum conjugirt wird.

Der Arzt. Die Liebe iſt der Wahnſinn des Herzens, der am beſten durch die Zwangsjacke (Ehe) geheilt wird.

Der Todtengräber. Liebe iſt das Princip des Todes; der Tod das Princip der Liebe. —

Der Maler. Die Liebe iſt ein ſchönes Blumen-Gemälde. Man iſt entzückt über die herrlichen Farben, aber der Duft fehlt noch.

Der Muſiker. Die ſchönſte Liebe iſt eine freie Fantaſie auf den Saiten des Herzens, eine wenig ſchöne die gebundene aus **G-dur**, wo ein Kreuz vorgezeichnet iſt.

Der Verliebte. Liebe iſt ein ſüßer Schmerz, der erſt mit unſerm Leben endet.

Der Ehemann. Die Liebe iſt eine Schwärmerin, deren einziges Sehnen es iſt, ſo bald wie möglich zu ſterben.

Der Lüſtling. Liebe iſt Zucker, den man auf Kuchen ſtreut.

Der Philoſoph. Liebe iſt das Zuſichſelbſtkommen des Subjects im Andersſein.

Der Satiriker. Die Liebe iſt die ſchönſte Tochter der Eitelkeit.

Der Ultraliberale. Diejenige Liebe, welche ein monarchiſches Princip hat, gehört der Philiſterzeit, diejenige aber, welche demokratiſch geſinnt iſt, der jungen, kräftigen.

Der Phlegmatiſche. Liebe iſt die unbequeme Innerlichkeit, die zur bequemen Aeußerlichkeit ſtrebt.

Ich. Die Liebe iſt ein ſüßer Thautropfen, der auf der Belladonna der Wolluſt zittert.

Glaßbrenner.

Neue Fibelverſe.

(Beſchluß.)

V.

In freier Luft die Lerche ſingt,
Das Luſtthier auf der Erde hinkt.

W.

Dem Marder ſtellen Manche nach;
Den Miguel lebt ganz gemach.

X.

Die Noth bricht Eiſen, heißt ein Sprach;
Sagt, Zweifler, dies noch nicht genug?

O.

Die Ochſen, die ſind nicht geſcheidt;
O! ſchreit man, es iſt noch nicht Zeit!

P.

Ein altes Pferd, das zieht nicht mehr;
Ich haſſ' Pedant und Philiſter.

Q.

Suchſt Du die Q. im Menſchen-Stall;
Du find'ſt kaum mehr als Quark und Qual.

R.

Das Recht doch endlich ſiegen thut;
Dem Rotteck bin ich gar zu gut.

S.

Die Sonn' bringt Licht in's finſtre Haus;
In Spanien ſieht's jetzt anders aus.

T.

Ich tändle, tanz' und trinke wohl;
Der Teufel die Scheinheil'gen hol'.

U.

Das Ultra iſt ein böſes Wort;
Durch Ungeſtüm kommt ſchlecht man fort.

V.

Die Vettern und Verwandten ſind
Von Wortheil überall, mein Kind.

W.

Die Wahrheit ſchrei'n die Weltklugen;
Ein weiſer Mann iſt Wellington.

X. Y.

X deutſch, Y griechiſch iſt,
Zuſammen klingt's nicht, wie Ihr wiſt.

Z.

Zerſtör'n und zünden taugt nicht viel;
Die Zeit führt zögernd, doch zum Ziel.

Neues unter der Sonne.

.*. Der Fürst Esterhazy kann höchst anständig leben. Er hat zwar jährlich nur zwei Millionen Gulden Conventionsmünze zu verzehren; allein, wenn man sich damit einzuschränken versteht, so geht's schon. Die Schulden, welche ihm sein Vater hinterlassen, betragen nur 18 Millionen Gulden; lieber, als diese, sind ihm seine Schafe, deren er circa drei Millionen besitzt, und von ihnen jährlich 40 bis 50,000 Centner Wolle zieht, oder vielmehr scheert.

.*. Die Juden sind wirklich sehr charmante Leute. Ein polnischer Edelmann fing im vorigen Jahre auf seinem Gute bei Lemberg einen Storch, hing ihm ein eisernes Halsband mit der Inschrift: „Haec ciconia ex Polonia" um und ließ ihn über alle Berge fliegen. Der Storch kam in diesem Sommer wieder und hatte unter dem eisernen ein goldenes Band, auf welchem die Worte standen: „India cum donis remittit ciconiam Polonis." Verse kann man also überall machen, aber in Polen bekam der Storch ein eisernes, in Judäa ein goldenes Band.

.*. Saphir soll schon dreimal in Wien um die Erlaubniß eingekommen sein, eine Zeitschrift herausgeben zu dürfen, ist aber jedesmal abschlägig beschieden. Bäuerle giebt ihm vorläufig 3000 Gulden Gehalt (!) als Mitarbeiter. Der unächte Edelstein, der die Farbe gewechselt hat, will aber selbst redigiren, und wird wahrscheinlich nach Hamburg übersiedeln.

.*. Der bekannte Schriftsteller Freiherr von Biedenfeld hat, weil er kein Gehalt ist, Leipzig verlassen müssen und sich nach Weimar begeben.

.*. Die Frage wird fortwährend aufgeworfen, woher es komme, daß die Unternehmer der italienischen Oper in London schlechte Geschäfte machen. Der einfache Grund ist: die Ausgaben übersteigen die Einnahmen. Erstere belaufen sich auf 42,510 Pfund Sterling, worunter 11,000 Pfund Sterling Miethe, 10,000 Pfund Sterling für die ersten Sänger und Sängerinnen u. s. w. Die Einnahme belief sich im letzten Jahre auf 42,001 Pfund Sterlinge. Anders war es in den Jahren 1828 und 1829, wo eine Sontag und Malibran das Haus füllten.

.*. Die Auswanderungen aus den englischen Häfen nach Amerika sind eben so stark, wie bei uns. Vom 3. Mai 1833, bis zum 30. September 1834, sind 30,607 Personen zur See gegangen.

.*. Bei Aufräumung der Ruinen des abgebrannten Parlamenthauses sind zwei Arbeiter getödtet worden. An 4000 Bücher sind verbrannt.

.*. Frankreich zählte gegenwärtig 32,569,223 Einwohner.

.*. Bei Saßerhausen in Schlesien hat in diesem Jahre ein 63jähriger Weinstock 800 Trauben gebracht.

.*. Ein Leinwandfabrikant in London hat einen Webestuhl erfunden, auf welchem 10—100 Ellen breite Leinwand, Tuch u. s. w. gewebt werden kann.

.*. Vom 13. bis 17. Jahrhundert hat Frankreich 35 Jahre hindurch Bürgerkriege, 46 Jahre Religionskriege, 76 Jahr Kriege mit dem Auslande auf eigenem Grunde und Boden und 175 dergleichen auf fremdem Gebiete, also 326 Jahre Krieg und nur 174 Jahre Frieden gehabt.

Berlin.

.*. Der Verkäufer der berühmten Badeschwänke, Herr Schneider, hat mit seinem Bruder zusammen das ganze große Loos der letzten Klassen-Lotterie gewonnen, also Jeder 75,000 Thaler! Man erzählt sich, daß ein Jude solchen Respect vor diesen Herren bekommen, daß er neulich einen derselben mit den Worten anredete: „Wie belieben Sie sich zu befinden, Herr Kleidermacher?"

.*. Strauß hat hier keine guten Geschäfte gemacht, aber von unserm Könige und der Kaiserin von Rußland ansehnliche Geschenke erhalten.

.*. Prinz August ist, zur allgemeinen Freude, von seinem Uebel gänzlich wieder hergestellt und in voller Gesundheit.

.*. Es soll hier nächstens eine Versammlung mehrerer gekrönter Häupter Statt finden.

Theater-Notizen.

.*. Berlin. Die Sängerin und Anfängerin, Dem. Kolmey, ist beim Leipziger Theater engagirt. — Mad. Birch-Pfeiffer läßt vier neue Stücke bei der Königsstadt einstudiren; das letzte Kind ihrer Muse ist noch nicht beendigt. — Im prachtvollen Saale des Hôtel de Russie finden jetzt Concerte über Concerte Statt. Auch der Bassethornist Herr Schalk hat daselbst eins gegeben. — Die nächste Oper, welche unsere Hofbühne bringen wird, ist Ali-Baba von Cherubini. — Im nächsten Carneval sollen die Redouten wieder im Opernhause stattfinden, aber das Entree höher als früher gestellt werden. — Man klagt allgemein über die abscheulich schlechte und schmutzige Restauration in den Königlichen Schauspielhäusern. Im Königstädter Theater ist eine viel bessere. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 25. Donnerstag, 27. November. 1834.

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die Recension.

Freskobild aus dem Leben eines Kritikers.

Die Stunde der Mitternacht nahete sich. In tiefes Nachdenken versenkt, den Kopf schwermüthig in die Hand gestützt, saß ich am Tische, und starrte die so eben von mir geschriebenen Zeilen an. Das Licht brannte düster. Alles still und todt auf den Straßen, wie in meinem Zimmer.

Des großen Beethoven überaus herrliche B-dur Sinfonie war es, über welche meine kritische Feder so eben eine Beurtheilung für eine hiesige Zeitschrift geschrieben. Aber das Gesagte fand bei nochmaligem Durchlesen durchaus keinen Beifall vor meinem kritischen Forum. Meine Worte, meine Gedanken erschienen mir so prosaisch, so gewöhnlich, so nüchtern, so überaus erbärmlich in Vergleich zu der genialen Poesie der Tonschöpfung, daß ich unwillig das Blatt von mir stieß. Mein Inneres war aufgeregt, mein Blut rollte rascher durch die Pulse.

In solche Exaltation wird mein ganzes Innere jedesmal versetzt, sobald ein Tongebild des großen Meisters, besonders aber die genannte Sinfonie, mein Liebling, an meinem Ohre vorübergerauscht, in meinem Innern den mächtigsten Anklang gefunden. Diese Exaltation, wenn die Klänge nochmals im Echo meines tiefsten Gefühls hervorzaubert und sie in magischem Gesäusel ertönen läßt, legt sich gewöhnlich erst nach längerer Zeit. Auch heute schien erst der Schlaf meine stark erregten Empfindungen besänftigen zu wollen. Gefühle, denen ähnlich, welche in der Zeit meiner einzigen Liebe den Busen mir durchglüheten, brannten in mir. Meine Pulse klopften. Endlich erklang das Adagio mit seinen oft urplötzlich eintretenden Herz zerreißenden Dissonanzen, die wie grelle, schnell auftauchende und eben so schnell verlöschende Irrlichter, zackiges, abentheuerlich gestaltetes Gestein, in fahler Beleuchtung hervortreten lassen, nochmals in meinem Innern. Solche Töne in solchen Combinationen stimmten mich wehmüthig. Ich ward ruhiger, obschon ein geringerer Grad von Leidenschaftlichkeit in mir obwaltete. Säuselnd im leisesten **Pianissimo**, wie das im Walde von dem Hauche der Winde erregte Lied der Baumwipfel, flatterte das Finale an meinem innern Ohre vorüber. Das Zarte, überaus Liebliche, erschien bisweilen schäkernd und neckisch, bisweilen rührend und innig, wie es die Zusammenstellung mit sich brachte. Die dasselbe bildenden, melodischen Töne erinnern mich jedesmal an eine glückliche Zeit. Ein geliebtes Bild taucht bei ihrem Erklingen in meinem Innern auf. Ein süßes Lächeln, die holden, ätherischen Züge des Gebildes. Zwei lebhaft erglänzende, geistreiche Augen strahlen mir entgegen und scheinen mir freundlichen Gruß zuzuwinken. Doch diesen schönen Traum verscheucht bald die Wirklichkeit.

So auch in diesem Momente, wo jedoch ein Umstand sonderbarer Art meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es ertönte nämlich dicht hinter mir ein heiseres Lachen, welches mich aus meinen Träumen, aus meinem bisherigen starren Schweigen aufschreckte. Ein heimlicher Schauer durchrieselte mein Gebein. Ich fühlte meine Schulter berührt. Aufs Heftigste erschrocken, wandte ich meine Blicke auf die hinter mir befindliche Wand des Zimmers und sah sie geöffnet. Bewegungslos vor Schreck starrte ich eine lange, hagere Figur an, die urplötzlich, in fast unmenschlicher Größe, vor mir stand. Aus einer scharf markirten, gelben Physiognomie blitzten mich ein paar stechende Augen, gleichsam herausfordernd, an. Um den verzerrten Mund, den ein langer, nach beiden Seiten spitz in die Luft stehender Knebelbart zierte, spielte ein tückisches Lächeln, welches sich von Zeit zu Zeit in heisern Tönen verlautbarte, und bis zu dem Ausdrucke eines höhnischen Grimmes steigerte. Ein breit gekrempter Hut beschattete das Haupt des räthselhaften Fremden, und ein dunkelfarbiger, langer Mantel hüllte seinen übrigen Körper ein.

„Entschuldigen Sie meinen späten und unangemeldeten Besuch, verehrtester Herr Doctor," waren endlich die ersten Worte, die der späte Gast sprach. „Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, deren Erfüllung ich von Ihrer bekannten Güte erwarte. Meine

noch eine Einladung von denſelben annehmen. Hier iſt der Theaterzettel nebſt dem Texte der Oper. Ich hatte den berühmten Spontini aufgefordert, die Oper zu componiren. Allein der große Künſtler iſt mit andern Texten ſo ſehr beſchäftigt, daß er mir meine Bitte abſchlug, was ich ihm nicht übelnehmen kann, da er jährlich eine große Oper zu ſchreiben hat. Am Ende der Oper geleitet Sie meine Equipage ſchleunig wieder in Ihre Wohnung. Nächſtens bin ich wieder bei Ihnen. Bis dahin gehaben Sie ſich wohl."

Eine helltönende Glocke gab das Zeichen zum Beginn der Oper, und ich hatte kaum noch ſo viel Zeit, den mächtig großen Theaterzettel flüchtig zu durchleſen. Er lautete folgendermaßen:

Fürſtlich infernaliſches Hof-Theater.

Heute zum Erſtenmale:

Orlando Furioſo's Heldenthaten, Liebe, Wahnſinn und Tod,

oder:

Pipchen der kleine Stachelbeerfreſſer, unter den Amazonen.

Große heroiſch-komiſche, burleſk-tragiſche, neu-romantiſche Zauber-Oper in 4 Akten, gedichtet von Karl Müchler, Benjamin Kaim, Auguſt Bürk und Julius Mansfeld. Muſik von Meyerbeer, Auber, Bellini und Morlacchi.

NB. Die Ouvertüre iſt von Robert Schuhu.

Perſonen.

Sibylla Rebeca, Königin der Amazonen auf den ſeligen Inſeln	Mad. Malibran.
Papchen, Pipchen, Pupchen — ihre Söhne, Drillinge, ſämmtlich 2 Jahre, 21 Tage und 20½ Stunden alt	Mad. Pasta. Dem. Pixis. Dem. Gethardt.
Prinzeſſin Urſula, Generalfeldmarſchall der Amazonen	Mad. Schröder-Devrient.
Ada Barbara, Prinz Pipchens Geliebte, Tochter Urſula's	Mad. Fiſcher-Schwarzbeck
Zamina, Waffenherold der Königin	Mad. Fiſcher-Achten.
Iſabella, Majordomus der Königin	Dem. Nina Sonntag.
Drakina, Patriarch und Ceremonienmeiſter der Königin	Dem. Grünbaum.
Kordula, Hauptmann außer Dienſt	Mad. Franchetti.
Karline, Bader und Accoucheur der Amazonen	Mad. Flache-Piehl.
Sabina, Hoftailleur und Hof-Poet	Dem. Hähnel.
Concordia, Vertraute und Liebesbote der Königin	Dem. Beckär.
Kataplan, Generaltrommelſchläger, Expellmeiſter, Profeſſor der Muſik und Hof-Virtuos der Königin	Mad. Schechner.
Zili, Ganymed der Königin	Herr Beckmann.
Robert der Teufel, provenzaliſcher Troubadour	Herr Schmelka.
Orlando furioſo, ein irrender Ritter	Herr Eichberger.
Leporello, ſein Freund	Herr Bauer.
Habakuk, ein verwunſchener tückiſcher Prinz	Herr Breiting.
Utach der Wilde	Herr Mantius.
Cyriacus Bombaſtus, ein Homöopath	Herr Bertheld.
Caspar Melchior Balthaſar, Sterndeuter, Kammerdiener und Paukenſchläger der Königin	Herr Hauſer.
Don Juan, Kriegsrath und Geheimſecretair der Königin	Herr Blume.
Brömſer von Rudesheim, Udo v. Schreckenfels, Der Strasburger Münſter, Der Porcellanthurm zu Nanking — arme Ritter und ſtumme Perſonen.	
Ein Erlkönig, der auf Zinſen leihe	Herr Pohl.
Ein wanderndes Todtengerippe	
Schelle's Geiſt.	Herr Gern.
Hamlet's Körper.	Herr Rott.

Schiffmänner, Amazonen in ungeheurer Zahl, Nymphen, Genien, Vampyre, die neun Muſen, Zauberer, Magier, Ritter, Hofdamen, Knappen, Nonnen, Dämonen, perſonificirte Seufzer aller Art und andere böſe Geiſter.

Das Stück ſpielt 1850.

(Fortſezung folgt.)

Das Honorar.

Der berühmte **Dr. Heim**, kürzlich in Berlin geſtorben, erzählte gern folgende Anekdote aus ſeinem Leben. „Ich werde eines Tages zu einem Weber in der Wilhelmſtraße gerufen, fahre hin, klettere drei Treppen hoch, und finde eine gefährlich kranke Frau inmitten der bitterſten Armuth. Ich verſchreibe Medicin und gebe dem Manne Geld, um ſie fertigen zu laſſen. Dies wiederholte ich, ſo oft ich kam. Die Frau beſſert ſich und bedarf der Stärkung; ich gebe dem Manne deshalb dann und wann eine Flaſche Wein aus meinem Keller. So vergehen ſechs Wochen, und die Frau iſt geſund. Da klopft's, eben als ich aus-

fahren will, eines Morgens an meine Thür; der Ehemann der Genesenen tritt herein, und fragt mich, was er schuldig sei. Ich antwortete ihm, er möchte es nur gut sein lassen. „Ne!“ meint er, „da kennen Se mir noch nich, Herr Geheimderath! Jeden der Seine; ick dhue ooch nischt umsonst.“ — „Laß er nur sein!“ rufe ich und will gehen. „Ne, ne!“ antwortete er und hielt mich fest, „ick muß det erst abmachen!“ — „Nun, so gieb mir einen Thaler!“ sage ich zum Scherze. „Einen Thaler?“ wiederholt er, und sieht mich, während er in die Westentasche greift, staunend an. „Ach, Herr Jeheimderath! Ick dächte, sechszehn Jroschen wär'n woll ooch jenuch!“ — (Die ihm hierauf gereichten vier Viergroschenstücke nahm Heim, und behielt sie als Whistmarken.)

G.

Epigramme

von

W. Achat.

An Emilie.

Du fragst, weshalb der Muselmann
Mehr als Ein Mädchen sich zur Gattin nehme? —
Weil er nur so die Reize finden kann,
Die er mit Dir in Einem Stück bekäme.

Der Zerstreute.

„Was hab' ich fragen wollen doch? —
Ihr seel'ger Vater — lebt er noch?“ —

Neues unter der Sonne.

*** Ein Mechaniker zu Paris hat ein mechanisches Orchester erfunden, durch welches er Tonstücke aller Gattungen mit bewundrungswürdiger Kraft, Reinheit und Präcision vortragen läßt. Die einzelnen Instrumente werden lediglich durch einen sinnreichen Mechanismus gespielt. Die Seele des ganzen Kunstwerks sind — drei Pferde, die mittelst einer großen Walze mehre kleine Walzen in Bewegung setzen.

*** Einer Berechnung des „Echo de la Haute-Marne“ zufolge, sind zur Auffüllung des Weines, der in diesem Theile der Champagne geerntet ist, in diesem Jahre 14,400,000 leere Flaschen nöthig. Die dortigen Glashütten können bis zu diesem Zeitpunkte nur so viele Flaschen liefern, daß ein Deficit von 3,390,000 Flaschen bleibt. Wer noch leere Flaschen hat, wird dringend ersucht, solche einzusenden.

*** Ein Chemiker zu Glasgow hat die Erfindung gemacht, die Knochenmaterie durch auflösende Mittel in flüssigen Zustand zu versetzen und daraus mittelst des Rohrs allerhand Gegenstände zu blasen, wie dieses sonst nur mit der Glasmaterie zu geschehen pflegt.

*** Ein Mechaniker in London hat eine eigne Maschine zum Strumpfstricken erfunden, die wie eine Orchorgel in Bewegung gesetzt wird, und mittelst welcher sogar ein vierjähriges Kind in kurzer Zeit die schönsten Strümpfe stricken kann.

*** Nach langen Debatten hat das polnische Gouvernement sich dahin entschieden, daß der Stock in den Schulen abgeschafft werden soll.

*** Der Ritter Hoy, welcher eben erst in Spaa die bedeutende Wette von 25,000 Franken verloren, hat in Brüssel eine neue entrirt und — gewonnen. Sie bestand darin, zwölf Stunden hinter einander in seinem Zimmer auf und ab zu gehn, ohne ein einziges Mal auszuruhen, oder still zu stehen. Die Ausführung fand in der Nacht vom 5. auf den 6. November Abends von 8½ Uhr bis Morgens 8½ Uhr im Hôtel de Suede Statt. Während der langen und wenig unterhaltenden Promenade wurde Herr Hoy von seinem Gegner mit dessen Freunden in einem benachbarten Zimmer, wo gemeinschaftlich gerauchet, getrunken und musicirt wurde, bewacht. Am Morgen strich der Ritter 10,000 Franken ein.

*** Die Franzosen haben der Königin Maria Antoinette eine Statue in der Capelle St. d'Anjou saint honoré gesetzt. Was sagen die Franzosen von 1793 dazu? —

Berlin.

*** Seine Majestät der Kaiser von Rußland ist am 13. November hier angekommen, und wurde an demselben Abend im Opernhause mit einer Jubel-Fanfare begrüßt.

*** Die Vossische Zeitung meldet aus Bernkastel, daß kaum mehr ½ des ganzen diesjährigen Herbstes unverkauft liegt. — (Siehe Nr. 265).

*** Dieselbe Zeitung läßt neulich einen Mann von 185 Jahren sterben und fügt hinzu, daß derselbe Gustav Adolph hat sterben sehen. **Errare humanum est, aber** . . . . . .

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 26. Montag, 1. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der Sarg im Wirthshause.

(Fortsetzung und Schluß.)

Ich lasse die guten Leute Thränen der Freude weinen, lasse sie schwelgen in der unverhofften Wonne, das liebliche Mädchen neu belebt zu sehen; schwinge mich auf das Musenroß und jage dem jungen Kaufmann Robert nach, dessen Herz betrübt ist und des Trostes bedarf. Freilich würden meine Leser lieber das Glück einer Familie, als das Unglück eines Einzelnen theilen, allein sie werden ja wissen, daß ich dem Helden meiner Geschichte nicht ewig auf dem Halse liege, ihn laufen und thun lasse, was er will, und ihn nur dann aufsuche, wenn ich seiner bedarf. Viel andere Schriftsteller, und gewiß viel bessere als ich, gehen schlechter mit ihren Helden um: sie gehen ihm nicht vom Leibe, sehen ihn, wie er des Morgens aufsteht, wie er sich wäscht, Kaffee trinkt und eine Cigarre dazu raucht. Will nun der arme Karl nicht gutwillig etwas Wichtiges thun, so martern sie ihn bis auf's Blut, und zwingen ihn endlich, die Handlung zu begehen, die seinem Charakter ganz fremd ist, an die er in seinem ganzen Leben nicht gedacht, wenn ihn nicht unglücklicherweise solch ein Autor erwischt hätte. Am schlimmsten geht es ihnen aber in Hinsicht der Liebe. Die Helden mancher Erzählungen kommen mir wie die Prinzessinnen vor; sie müssen sich geduldig in ein Wesen verlieben, welches der Herrscher des Romans für sie ausgesucht hat; gleichviel, ob sie wollen, oder nicht. Man merkt ihnen zuerst gar keine Neigung für diese, oder jene Dame ab; aber mit einem Male fällt es dem Verfasser ein, die Beiden, nach unendlich vielen Umständen und Hindernissen, mit einander zu verheirathen. Und nun quält er sie so lange mit einer langweiligen Liebe, die unter allen Verhältnissen platonisch bleibt, bis ihm endlich kein gescheidterer Gedanke mehr einfällt, als sie ehelich zusammen zu bringen. Die Tugend dieser Liebenden, wenn sie sich auch noch so oft des Nachts sprechen, bewahrt den Verfasser auf eine fast unnatürliche Weise. Ich wußte wohl: wäre ich einmal der Held solcher Erzählung, und der Autor ließe mich ein schönes Mädchen lieben, und oftmals des Nachts ein Rendezvous mit ihr haben — ich wollte ihm einen Streich spielen, daß keine tugendhafte Schneidermamsell wieder ein Buch von seiner Feder in die Hand nähme!

Ob mir Herr Gottfried Basse in Quedlinburg wohl diese Episode bezahlt? ich glaube nicht. Episoden sind für Herrn Basse gar nicht brauchbar; die Handlung muß wie in einem Fluge fortgehen, auf jeder Seite muß gemordet werden, daß es eine Art hat, und Blut muß fließen, wie Wasser. Ich will also, um doch eine Kleinigkeit durch diese Erzählung zu verdienen, meinen Pegasus vom verfehlten Wege ablenken, dorthin über die See reiten, und einmal sehen, ob vielleicht Herr Robert in England zu finden ist. Richtig, da ist er. Jeder Dichter hat eine feine Nase, wenn er seinen Helden sucht, eine feinere Nase als mancher Polizeibeamte. Ich sehe den jungen Kaufmann täglich nach der Börse gehen, große Geldgeschäfte machen und sich Abends in einen Strudel von Vergnügungen stürzen. Und wenn er dort schwelgt in wilder Lust, und seine jubelnden Zechbrüder um ihn herum glauben, er sei die Fröhlichkeit selbst, so sehe ich tiefer in das Herz, und weiß, daß er nicht glücklich ist. —

In diesem Augenblicke überspringe ich fünf Jahre: etwas, das selbst Gott unmöglich ist, der doch unendlich schön schreibt und der größte Dichter aller Jahrhunderte ist. Aber der muß immerfort und immerfort dichten und darf keine Minute überspringen, sonst verliert er den Zusammenhang und reißt alle Welten aus ihrer Harmonie. Ich indessen schreibe, wenn ich Lust dazu habe, oder wenn der Weinhändler mit Execution droht; ich springe über Jahrhunderte hinweg, wenn es mir einfällt, und behandle überhaupt das Dichten mit einer Leichtigkeit und Leichtsinnigkeit, als ob es nur ein Bedürfniß meines Herzens wäre, nicht aber, der strengen und gefühllosen Kritik Genüge zu leisten. Wollte ich nur das, so müßte ich ja meinen

Pegasus besser lenken, und ihn nicht herumspringen lassen, wo er gerade Lust hat. Dem Himmel sei Dank, daß er so eben Lust hat, Herrn Robert zu besuchen!

Robert war über das Meer nach Amerika geschifft; der Affocié einer bedeutenden Handlung geworden, und kehrte jetzt nach Deutschland zurück, um daselbst eine Commandite seines Hauses zu errichten und derselben vorzustehen. Je näher er seinem Vaterlande kam, desto lauter klopfte sein Herz und trübe Ahnungen umstorten seine Stirn. Es war ihm, als zwänge ihn eine höhere Gewalt, das Wirthshaus im Trübenfelser Walde wieder zu besuchen, und doch zitterte er, wenn er daran dachte. Aber es trieb ihn immer näher und immer näher, und an einem schönen Frühlingsmorgen, als die aufgehende Sonne von buntgefiederten Sängern begrüßt wurde, fuhr er in einer glänzenden Equipage durch den Trübenfelser Wald und hielt vor dem einsamen Wirthshause. Eben als er ausstieg, trat eine schöne, junge Dame aus der Thür. Robert sah sie; ein heftiger Schreck durchbebte seine Glieder, seine Sinne schwanden und ohnmächtig stürzte er zu ihren Füßen.

Als er erwachte, blickten ihn die blauen Augen seiner Geliebten freundlich an und flößten Milde in seine aufgeregte Brust. Sein Gewissen beruhigte sich, als er sie wieder lebend sah; sie, die er einst im rosigen Blüthenschmucke ihrer Jugend prangend, und später, verklärt, wie eine Heilige, im schwarzen Häubchen des Todes gesehen. Er bedankte sich bei ihr und allen Umstehenden für die bewiesene Theilnahme, und bat, ihm die besten Zimmer des Hauses auf längere Zeit bewohnen zu lassen. „Auf längere Zeit?“ fragte der alte Wirth und zog sein schwarzes Käppchen vom Kopfe. „Ihr verzeiht, mein bester Herr, wenn ich darüber mein Erstaunen zeige. Länger als eine Nacht bringt hier selten ein Reisender zu.“

„Als eine Nacht!“ wiederholte Robert, und sah düstern Blicks zur Erde.

Da hüpfte ein liebliches, munteres Kind an die Tochter des Hauses, und fragte: „Wer ist der fremde Mann, liebe Mutter?“ Robert erblaßte; zitternd ergriff er die Hand seiner Geliebten, und fragte sie schnell, ohne zu bedenken, was er that, ob sie verheirathet sei. — Keine Antwort erfolgte; die Gefragte aber erröthete, nahm ihr Kind auf den Arm, und bes netzte sein Gesicht mit Thränen, mit den süßen Thränen der Mutterliebe. Da hielt sich Robert nicht länger; hoch auf schlug sein Herz in nie gefühlter Wonne, er riß das Kind aus den Armen der Mutter, drückte glühende Küsse auf den kleinen Mund und warf sich flehend zu den Füßen der erstaunten Eltern, indem er des Kindes Händchen flehend zu ihnen emporhob.

Hier gefällt es mir, die Erzählung zu schließen. Es ließe sich freilich noch mancher Bogen mit dem Zirkel dieser guten Leute beschreiben, allein ich denke: hast Du so lange für die Leser gedacht, können sie auch einmal für Dich denken. Ein Leser, der nicht selbst Verfasser ist, oder wenigstens Fasser, ist nur ein halber Leser. Auch habe ich noch drei andere Gründe, meiner Erzählung keinen Schluß zu geben. Zuerst weiß ich, daß viele Leser, namentlich aber viele Leserinnen, die üble Gewohnheit haben, ein Buch nicht von vorn, sondern von hinten anzufangen. Sie sehen nämlich auf der letzten Seite nach, ob sie sich kriegen. — Kriegen sie sich nicht — (unter dem Worte kriegen wird heirathen verstanden!) — so wirft man das Buch bei Seite; kriegen sie sich aber, so liest man dasselbe mit desto größerem Behagen, weil man außer der Unterhaltung durch das Buch selbst, das Vergnügen hat, dem Verfasser ins Gesicht zu lachen, wenn er sich Mühe giebt, die Liebenden hinzuhalten, und dem Leser Angst machen will, als ob nichts aus der projectirten Heirath werden könnte. Man lächelt bei solchen Stellen, wo Hindernisse beschrieben sind, und zuckt mitleidig die Achsel über den albernen Verfasser, der sich eingebildet hat, man würde nicht zuerst hinten nachsehen: ob sie sich kriegen. — Der zweite Grund, warum ich meine Erzählung nicht beende, ist folgender: ich habe mich nämlich während derselben entschlossen, sie nicht bei Basse in Quedlinburg zu verlegen, weil mir von einem andern Buchhändler vier Thaler Honorar geboten sind, und Herr Basse mir sicher nicht mehr als drei gegeben hätte. Es steht freilich zu vermuthen, daß dadurch Herrn Basse ein bedeutender Gewinn aus der Nase geben, und daß ihn nur die bald zuhoffende neunte Auflage des Albert'schen Complimentirbuches trösten können wird; allein: Jeder ist sich selbst der Nächste! Und ich bin eben so gut Jeder, wie Herr Basse. Warum will er nicht mehr Honorar geben! Der dritte Grund endlich, warum ich meinen Roman ohne Schluß schließe, ist: ich habe keine Zeit mehr! Ich muß noch heute nach Hamburg abreisen, weil ich daselbst zum Hochzeitfeste des Kaufmanns Robert gebeten bin, der sich mit einer Gastwirthstochter aus dem Trübenfelser Walde vermählt, und bereits in Seligkeit und Wonne schwelgt. Und als Zeuge dieser Ehe darf ich unmöglich fehlen.

Glaßbrenner.

Die Recension.

Freskobild aus dem Leben eines Kritikers.

(Fortsetzung.)

Die Oper begann und dauerte zwölf volle Stunden, die mir, was kaum glaublich aber doch wahr ist, wie zwölf Minuten in der angenehmsten Abwechselung dahin schwanden. Das höchste Entzücken bemächtigte sich meines Wesens während der Vorstellung, da jede neue Situation, jeder Gedanke der genialen Componisten meinen ganzen Beifall erhielt. Ueberall Originalität und Schönheit! Nirgends, weder im Gedichte noch in der Musik, bemerkte ich Reminiscenzen. Ein unendlicher Applaus ertönte am Schlusse der Oper. Das ganze Personal ward gerufen; sogar die stummen Personen. Ich kehrte, vollkommen befriedigt, ja entzückt, nach Hause zurück. Mein Geschmack ist durch

die Oper seit dieser Zeit ganz geändert und durchaus geläutert. Mein Urtheil ist jetzt gediegen und objectiv. Früher kannte ich keine der lebenden Sängerinnen, in deren Leistungen nicht kleine Schattenseiten, kleine Mängel hier und da zu entdecken waren. Jetzt hat sich meine Ansicht geändert. Alle Sängerinnen und Sänger, die an jenem merkwürdigen Abende zu dem so ausgezeichneten Gelingen der Oper „Orlando Furioso" mitwirkten, sind vollkommene, über allen Tadel erhabene Künstler; wahre, dramatische Künstler ersten Ranges, und es wäre heilbringend für die Kunst und nur gerecht gegen die genannten Größen, wenn jeder tadelnde Kritiker sogleich nach Sibirien oder nach irgend einem andern fern liegenden Lande verbannt würde, so daß es ihm von selbst verginge, ungerechte Kritiken der Oeffentlichkeit zu übergeben.

Hier ist eigentlich mein Abenteuer zu Ende. Da aber Herr Magister in Leipzig meine Beurtheilung der Oper „Orlando Furioso" in die von ihm redigirte musikalische Zeitung nicht aufnehmen wollte, so bat ich meinen Freund Glaßbrenner, die Beurtheilung in seiner neuen Zeitschrift „das Brennglas" abdrucken zu lassen.

Herr Magister schrieb mir Folgendes:

Ew. Wohlgeboren

sende ich hiermit die mir offerirte Beurtheilung der neuen Oper „Orlando Furioso" wieder zurück, mit dem Bemerken, daß Ihr Stil für die musikalische Zeitung etwas zu frisch Gewöhnliches, munter gegen den Gram Anstrebendes hat. Die Kritik verlangt ein verkohltes Auge. Wessen Auge noch frisch ist, thut besser, er liest sie nicht. Mit aller Achtung

Ew. Wohlgeboren

ergebener Magister.

Da also der Redaction der musikalischen Zeitung meine Kritik zu klar ist, so möge sie hier folgen.

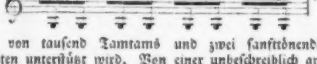
Einige Worte über die neue Oper:

„Orlando Furioso's Heldenthaten, Liebe, Wahnsinn und Tod."

Sehr unrecht hat der große Kritiker Müllner, wenn er behauptet, die Oper sei ein Rührei von Poesie, Musik und Unsinn. Denn nehmen wir auch an, daß sich wirklich in einer Oper Unsinn vorfinden könnte, so verschwindet doch derselbe in demselben Momente auf ewig, sobald sich Poesie und Musik geschwisterlich und in schönster Vereinigung die Hand reichen. Da dies nun in allen bis jetzt erschienenen Opern der Fall ist, so giebt es durchaus keine Oper, von welcher die Kritik so arrogant und wegwerfend behaupten könnte, sie enthalte Unsinn. Und doch sind heutzutage zahlreiche Kritiker so unsinnig, dergleichen tolles Zeug behaupten zu wollen.

So könnte es nun auch vielleicht der vorstehenden Oper ergehen, da sich zahlreiche Momente in ihr finden, welche von der kühnsten, übersprudelndsten Genialität zeugen und daher einer Mißdeutung fähig sind, wie alles Große und Edle. Um nun solchen schiefen Urtheilen entgegen zu treten, liefern wir hier mit möglichster Unparteilichkeit eine genaue ästhetische Würdigung und kritische Zergliederung der genannten Oper, sowohl des Textes, als auch der Musik. Wir lassen zu einer bequemern Uebersicht für unsere Leser die einzelnen Situationen und Tonstücke ganz so auf einander folgen, wie sie sich in der Oper finden, und fügen unsere jedesmaligen ästhetisch-kritischen Beobachtungen hinzu, um so unsern Worten einen systematischen Anstrich zu geben. Dies vermögen wir um so leichter, da der klare poetische Sinn des Textes und diese Beurtheilungsweise von selbst an die Hand giebt.

Die Ouverture von Robert Schuhu ist das genialste Meisterwerk aller kommenden Jahrhunderte. Mit ihr beginnt eine neue Epoche der Musik, welche wahrscheinlich erst nach Verlauf von fünf vollen Jahrhunderten zu Ende gehen wird. Der Kenner kann das Riesenwerk erst nach 500maligem Hören ganz fassen, verstehen und einsehen, daß das Werk gigantisch tiefsinnig ist, und nie verstanden, also auch nie genug gewürdigt werden kann. Das Werk ist also ausschließlich für solche Damen geschrieben, welche Tromlitz's Schriften lesen. Zweihundert Contrapäße, eben so viele Cello's, zwei obligate Guitarren, eine obligate Mundharmonika und fünfzig Pickelflöten schildern mit den zartesten Tönen in dem einleitenden Largo ($\frac{12}{8}$ Takt) den höchst leidenschaftlichen Charakter der Heldin der Oper, Pipchens, des Amazonendrillings. Schon die Taktart, noch mehr aber die Tonart (Ges-dur) ist genial gewählt und von majestätischer Wirkung. Plötzlich tritt in großartiger Klarheit das Thema des Allegro molto in dem Ges-moll Accorde ein und tausend Pickelflöten geben in markiger Kraft folgende Toncombination:



die von tausend Tamtams und zwei sanftönenden Flöten unterstützt wird. Von einer unbeschreiblich großen Masse aller nur denkbaren Instrumente erklingt diese geniale, alle Gemüther sogleich ansprechende Tonreihe. Am bequemsten liegt jedoch das Thema für die Contrabäße, Pauken, Hörner und Trompeten, durch welche es auch den tiefsten Eindruck hervorbringt. Und wie beruhigend tritt urplötzlich das zweite Thema in sanften, getragenen Tönen ein! Ein Brummeisen säuselt legatissimo die zarten Empfindungen der ersten, einzigen Liebe! Abermals tritt das erste Thema stolz ein und wird mit größter Energie zu Ende geführt. Die Ouvertüre ist ein Meisterwerk, das wir nicht genug empfehlen können.

(Fortsetzung folgt.)

Erlesenes.

Es ist nur ein Despotismus erträglich, der Despotismus der Vernunft, dazu gehört aber, daß wir erst über den Begriff der Vernunft einig sind.

Wo sich der ehrliche Mann zu fürchten anfängt, hört meistens der Schurke zu fürchten auf; öfters ist es auch umgekehrt der Fall.

Wer seiner Ehre in sich selbst nicht gewiß ist, muß von außen auf nichts rechnen.

Das Böse muß man mehr erzählen, als das Gute, denn edle Menschen handeln gut, ohne Rücksicht aus tiefem Pflichtgefühl und gewöhnlicher Ehrliebe, aber die Schlechten müssen aus Furcht vor der Schande, die sie trifft, zurückgehalten werden.

Es giebt nur ein Ungeheuer, welches gräßlicher ist als Tyrannen-Unvernunft, — die Volkswuth. —

Winter-Lieder.

Von

W. Achat.

1.

Sei mir gegrüßt im Winter,
O Muse, die mir lacht,
Ich habe Dir das Stübchen
Auch schon hübsch warm gemacht.
Nun setz' Dich zu mir nieder —
Der Ehrenplatz ist Dein —
Und laß zu Deinen Füßen
Mich hingekauert sein.
Dann machen wir zusammen
Auf Liebchen ein Gedicht,
Doch, daß Du mir geholfen,
Verrathe ihr das nicht!

2.

Die Blumen an meinem Fenster,
Gemalt vom kalten Nord,
Die hauch ich alle Morgen
Mit meinem Athem fort.
So haucht auch Gott die Erde an,
Im Frühling jedes Mal,
Doch daran sprossen Blumen
In ungemeß'ner Zahl.

Neues unter der Sonne.

*** In Solaire bei Melun fand man kürzlich eine 70jährige Witwe und ihre fast eben so alte Dienerin erdrosselt. Ihr sämmtliches Silberzeug und eine Summe von etwa 15,000 Fr. waren zu gleicher Zeit verschwunden.

*** In Paris werden gegenwärtig zwei Südsee-Insulaner, ein Mann von 24 Jahren und ein Mädchen von 16 Jahren, für Geld gezeigt. Es sollen ihnen, ihrer Schönheit wegen, schon mehrere Heirathsanträge dort gemacht sein.

Theater-Notizen.

*** Die Tochter des Dichters Byron hat dem Theater Victoria in London eine Oper zugesendet, die angenommen ist und einstudirt wird. — Eine Gesellschaft spanischer Tänzer und (was die Hauptsache ist) Tänzerinnen wird nach Berlin kommen, und dort zeigen, wie man bei ihnen zu Lande große Sprünge macht. — Die Posse „Die Engländer in Paris," von Mad. Birch-Pfeiffer, ist in Hanover ausgepfiffen worden. Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen! — Zwei musikalische Wunderkinder aus Paris, Louis und Felicie Lacombe, haben in Wien ein Concert gegeben. — Der Director der Singakademie in Hanover, Herr Enthausen, hat Haydn's „Schöpfung" zur Aufführung gebracht. — Döbler, der Herenmeister, giebt in Stettin Vorstellungen. — Die Genueser wollen Paganini eine Statue errichten. Wenn er todt ist, soll sein Herz hineinkommen, nämlich ein großer Geldsack. —

*** Dem. Mars wird nächstens in dem neuen Stücke „Die Großmutter" die Titelrolle geben, und damit den Anfang machen, in das ältere Rollenfach überzugehen. Sie ist gegenwärtig 56 Jahr alt.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 27. Dienstag, 2. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die Recension.

Freskobild aus dem Leben eines Kritikers.

(Fortsetzung und Schluß.)

Erster Act.

Musik von Meyerbeer.

Der gemüthliche Dichter Karl Müchler versetzt den Zuschauer in die Mark Brandenburg auf ein Teltower Rübenfeld. Im Vordergrunde der Bühne Sand, im Hintergrunde Sand, überall Sand. Auf der linken Seite sieht man endlich den transparenten Kriegsrath Don Juan hinter dem Busche einer Teltower Rübe. Nach einem elegischen Ritornell ertönt in schönster Cantilene ein rührendes Lied an die Heimath. Plötzlich stürmen Orlando, Leporello, Cyriacus, Brömser, Udo und ein großer Troß anderer Ritter über das Blachfeld. Der Sand wirbelt in Schaumwolken bis an den Himmel empor, herrlich begleitet von der Musik. Ein Kriegerchor erschallt charakteristisch, von zwei Flöten und einem Baßcherne unterstützt. Der transparente Kriegsrath zieht das Schwert, exponirt sich, wird aber überwunden und dem Tode geweiht. Erlkönig, Schelle's Geist und Hamlet's Körper, so wie das wandernde Todtengerippe singen in melodischen Gutturaltönen ein männliches Sextett und tragen den Kriegsrath zu seinen Vätern. Jetzt erscheint der Straßburger Münster, der Porzellanthurm aus Nanking, Habakuk, Urach der Wilde, begleitet von Vampyren, Schilfmännern, Zauberern, Nonnen, Rittern, Dämonen, personificirten Seufzern und Geistern aller Art auf dem Teltower Rübenfelde. Alle greifen Orlando keck an. Ein großartiger Schlachtgesang ertönt, der uns noch höher im Werthe stehen würde, wenn der Componist einzelne — wir sagen einzelne — Anklänge an das bekannte Volkslied „Lott' ist todt" vermieden hätte. Die Instrumentirung durch sanfte Clarinetten ist meisterhaft. Die Schlacht ist geendet. Orlando hat gesiegt. Er verläßt die Scene. Melancholisch heult der Wind durch die säuselnden Blätter der Teltower Rüben. Die Gefallenen singen einen vierstimmigen Trauerchor,

„Ach Gott, wir sind geblieben,
„Hier unter weißen Rüben!
„Wär'n wir nicht todt gestochen,
„Wir würden ein'ge kochen;
Wille, wille, wuh!
Kille, kille, kuh?

der besonders durch die fünfte Stimme des bis auf den Tod verwundeten Straßburger Münsters, gehoben wird. Der Vorhang fällt.

Zweiter Act.

Musik von Auber.

Benjamin Kaim, der Shakespeare unserer Zeit, versetzt die Zuschauer in die Urzeit des Menschengeschlechts, in das Paradies. Ursula und Urach der Wilde, als Adam und Eva in Baumblätter gekleidet, Rataplan in einen Apfel und Robert der Teufel in eine Viper verwandelt, lassen ein Quartett ertönen, welches an Schönheiten das berühmte Quartett in Mozart's Idomeneo weit übertrifft. Jetzt erscheint Leporello als Engel Gabriel, zertritt der Schlange den Kopf, ißt den Apfel auf und singt ein Schlummerlied so sanft und so schön, daß Adam und Eva wirklich einschlafen. Dies Schlummerlied ist das **Non Plus Ultra** aller Schlummerlieder, das größte Meisterwerk, welches Auber geschrieben. 95 obligate Posaunen, zwei Violoncello's mit Sordinen, dreißig Tamtams und zwanzig vorüberrollende Wagen mit Eisenfangen unterstützen Leporello's Gesang. Wahrlich, dies charakteristische Schlummerlied ist für die Ewigkeit geschrieben. Ganz originell ist es freilich nicht zu nennen, da Spontini schon ähnliche Effecte schrieb. Das schadet aber nichts; das Schlummerlied ist dennoch schön. Der Vorhang fällt, nachdem die Bären, Löwen, Ti-

ger und Elephanten des Paradieses 10 große Fugen von Sebastian Bach gesungen.

Dritter Act.

Musik von Bellini.

Der Dichter August Bürck versetzt uns auf eine duftige, in Nebel gehüllte Wiese am Amazonenstrome. Die keuschen Amazonen feiern das Wiegenfest ihrer Königin. Fröhliche Weisen ertönen überall. Papchen, Pipchen und Pupchen singen ein dreistimmiges Quartett, ein Meisterstück des Contrapunkts. Endlich erscheint Sibylla mit Orlando an der Hand. Mehrere, man könnte sagen, viele Recitative, Andante's, Allegro's und Presto's, in effectvolle Scenen abgetheilt, werden von den Liebenden gesungen. Ueberall ertönt die kraftvollste Charakteristik der Liebe, so daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, den großen, umgewandelten Bellini, oder seine göttliche Musik. Ursula, Rha Barbara, Tamina, Isabella, Draskana, Kordula, Sabina, Karline und Zili lassen hierauf ein meisterhaft gearbeitetes achtstimmiges Terzett ertönen, von welchem der eine oder der andere Kritiker freilich behaupten könnte, daß es ein Octett sei. Aber es ist doch nur ein Terzett. Ein furchtbarer Jubelchor erschallt, und eine von Pipchen gesungene Preghiera macht den Beschluß. Von größtem Effecte ist, daß der Dichter den Dhoslagir im Hintergrunde der Bühne erscheinen und in As-dur 3/4 Achtel tirilliren läßt. Auch diese, nur 3/4 Achtel enthaltende Musik, ist charakteristisch und des großen Meisters würdig.

Vierter Act.

Musik von Morlacchi.

Julius Mansfeld's Gigantenphantasie versetzt uns an die Küste des rothen Meeres. Zuerst ein 1/4 Stunden hindurch anhaltender Seufzer aller Amazonen über die Veränderlichkeit der Männer, über die Vergänglichkeit der Taille und über das Unglück, als alte Jungfrau sterben zu müssen. Dann ertönt überall Kanonendonner. Im Pulverdampfe erscheint, von bengalischem Feuer erleuchtet, das kühn gezeichnete Portrait von Pharaonis Töchterlein, das einst spazieren saß. Ueberall erscheinen Schaaren von Amazonen, welche verzweifelnd gegen den Andrang der männlichen Liebe kämpfen und doch sich gern ergeben möchten. Hierin haben die Amazonen also andere Ansichten als Napoleon's alte Garde. Endlich folgen 20 Chöre, welche alle meisterhaft sind. Plötzlich schildert Urach die Wilde, den Herr Mantius mit zarter Rührung darstellte, mit unnachahmlicher Genialität in einer großen Scene die schrecklichen Folgen eines Gewitters mit solcher Naturtreue, daß allen Amazonen die Milch in ihren Küchen gerann. Morlacchi's Genie, das überall wie der Blitz einschlägt, ist dieses Naturwunder zuschreiben. Sibylla und Orlando reichen sich die Hände, singen eine rührende dreistimmige Barkarole und vermählen sich. Ein Vermählungschor, zu welchem sich 600 Stimmen vereinigen, der aber doch nur ein vierstimmiger Chor ist, beschließt das Ganze würdig.

Die Oper steht sonach, als Kunstwerk betrachtet, riesengroß in der Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker da. Sein Ruhm, sein Einfluß auf Alles, was Kunst heißt, ist unvergänglich!

Kukuk Waldbruder.

Das nächtliche Abenteuer.

Mehrere junge Engländer kamen neulich von einem Diner, das, der englischen Sitte zufolge, bis in die Nacht hinein gedauert hatte. Das Wetter war fürchterlich. Die fröhlichen Gäste, sämmtlich zu Fuß, wanderten auf der Mitte der Straße fort, als sich das Geräusch eines Wagens vernehmen ließ. „Ist es ein Fiaker, den der Himmel uns sendet?“ fragten Alle, wie aus einem Munde. — „Ja, meine Herren, der bin ich zu meiner Strafe,“ antwortete der Kutscher, welcher mühsam seine abgezehrten Rosse in sorgfältigem Schritt erhielt und mit der Peitsche nachhalf. „Ich habe,“ fuhr er fort, „noch eine Ladung nicht weit von hier zu bringen, wollen Sie mich erwarten, so stehe ich den Rest der Nacht zu Dienste.“ — „Laßt doch sehen,“ sagte einer der Saufewinde, „wer es sich wohl sein läßt in dem Wagen, während wir seit einer Stunde unsere Füße anstrengen und Augenzeugen einer Sündflut sind. Vielleicht ist man so menschlich uns aufzunehmen.“ Hierauf ergriff die ungestüme Jugend die Zügel der Pferde, der Rédner öffnete die Thür des Wagens und steckte prüfend die Hand hinein. „Still, still!“ bedeutete er, „ich glaube, ich fühle Strohsäcke und Matratzen, ohne Zweifel ein geheimer Ausgug, den wir nicht stören, vielmehr schützen wollen vor dem Wucher der Kinder Israels; der Rossebändiger geht nur einige Schritte von hier, gut, da will ich ihm folgen und mich seiner versichern.“ Damit machte er den Wagenschlag wieder zu und ließ den Kutscher mit seinen Kleppern weiter fahren.

Der Fiaker hielt vor einer kleinen Pforte still, die den Eingang zu einer langen, dunkeln Allee bildete, in die unser Engländer, von den Wagenrädern gegen die Mauer gedrückt, zu flüchten gezwungen war. Der Kutscher, den die Dunkelheit verhinderte, ihn zu bemerken, stieg von seinem Sitze und öffnete den Wagenschlag. Ein Mensch sprang heraus, ein schweres Paquet auf seinen Schultern, das er in die Allee schleuderte und, den jungen Mann unsanft berührend, fortrollen ließ. Wer malt sich den Schreck des Letztern, als er in den vermeintlichen Meubeln nichts anderes, als todte, bald in leinene Lappen gewickelte, menschliche Körper erkannte, die um ihn herum aufgeschichtet wurden, ohne daß er es wagte, ein Wort zu reden! Bald erhielt er einen Tritt von dem Fuße eines Cadavers, bald glitt eine kalte Hand über sein Gesicht. Auf's Höchste geängstigt, kauerte er sich gegen die Mauer und machte sich so klein, wie möglich. Der Mensch, welcher aus dem Wagen gekom-

men war, hatte eine verſchloſſene Laterne, die er zuweilen öffnete, und womit er, nicht ahnend, daß noch ein lebendes Weſen in der Allee ſich befinde, glücklicherweiſe jedesmal nur die erſchreckliche Bürde prüfte, die er aus dem Wagen trug. Bei dem wiederkehrenden Schein der Laterne erkannte der Engländer die ihn umgebenden, traurigen Gegenſtände. Was den Gräuel noch vermehrte, war der Leichnam eines, wie es ſchien, eben erſt erwürgten Kindes. Das abſcheuliche Geſicht des Mörders trug zur Vollendung des Schreckenbildes bei; er hatte ganz das Anſehen eines Straßenräubers: ſein Auge war wild, ſeine Phyſiognomie verſtört. Aus der Taſche ſeines Ueberrocks blickten Dolche.

Der Kutſcher half ihm den Wagen entladen, und Beide ſcherzten über die Körper, die ſie in die Allee warfen. „Dieſe dicke Maſchine hier iſt faſt noch warm," ſagten ſie, „ihr mag das Sterben wohl ſauer geworden ſein." Der Engländer, welcher in dieſem Augenblicke von der andern Seite der Straße her die Stimmen ſeiner Freunde vernahm, erhob ein verzweifeltes Geſchrei, worauf Jene herbeieilten, die Pferde, welche die Paſſage hemmten, zur Seite ſchoben und in die Allee ſtürzten, wo ſie bei dem Anblicke des fürchterlichen Schauſpiels ſich entſetzten. „Ergreift dieſen verruchten Mörder!" rief der unter den Cadavern verſteckte, junge Mann, „bemächtigt Euch des Meuchelmörders, der hier ſeine Opfer verbergen will, und nehmt den elenden Kutſcher feſt, der ohne Zweifel ſeine Verbrechen getheilt hat!" Bei dieſen Worten faßten die jungen Leute die Männer beim Kragen. „Haben Sie Mitleid mit mir, meine Herren," flehte der vom Wagen geſtiegene Menſch, „ich will Ihnen die Wahrheit entdecken: ich bin ein armer Student der Chirurgie und habe dieſe Leichname ausgegraben, um ſie zu zergliedern; Sie wiſſen, wie ſchwer es hält, ſich todte Körper zu verſchaffen. Dieſer ehrliche Kutſcher hat mir geholfen. Sie ſehen, mein Vergehen iſt zu entſchuldigen, da ich nur die Ruhe der Todten ſtörte, um meine Kunſt den Lebenden zu weihen." — „Und die Dolche, die aus dem Rocke hervorblitzen?" — „Sind chirurgiſche Inſtrumente, die ich eben vom Meſſerſchmidt geholt habe." — Gelächter erſcholl hierauf von allen Seiten, und der Engländer, obgleich noch etwas angegriffen von der ausgeſtandenen Angſt, war doch froh, mit dem Schrecke davon gekommen zu ſein.

(P. C. d. D.)

Lückenbüßer.

Von

W. Achat.

— Die Affenliebe, welche ſonſt nur Eltern für ihre Kinder haben, hegen unſere Poeten auch für ihre literariſchen Kinder.

— Wer viel ſpricht, denkt um ſo weniger. Die Papageien bequemen ſich ſchwer zum Brüten.

---

* Die am höchſten fliegenden Dichter verliert man wie Adler aus den Augen.

Muſikaliſches A B C.

A.

Das A war einſt der große Ton;
Akkorde kannt' Allegri ſchon.

B.

Beethoven kam in Bonn zur Welt;
Den Bach man zu den Künſtlern zählt.

C.

Ein wahrhaft großer Componiſt
Luigi Cherubini iſt.

D.

D-dur iſt hoher Jubel-Klang;
Ich liebe den Diskant-Geſang.

E.

Der Einklang heißt unisono;
Etüden Mancher üben muß.

F.

Alvianus den Fagott erfand;
Ein Künſtler war Prinz Ferdinand.

G.

Das Grob-Gedact hat ſechzehn Fuß;
Vor Gluck Reſpekt man haben muß.

H.

Die Himmels-Harfen-Harmonie'n
Hat Händel ſammt den Melodie'n.

J.

Intonation verlangt man rein;
Ein Intervall iſt groß und klein.

K.

Im Kirchenſtyl ſchrieb Bernhard Klein;
Den Kontrapunkt ſtudire fein.

(Der Schluß folgt.)

Epigramme

von

W. Achat.

An den Candidaten X.

Die Mädchen mahnst Du oft am Kanzelpult
Zur Unschuld an.
Sie mahnen Dich nachher an Deine Schuld,
Du heil'ger Mann! —

Harpagon.

Euch Thoren gräbt der Arzt ein theures Grab.
Wohlfeiler bringt der Hunger mich hinab.

An den großen Dramatiker.

Was Du gewollt, ist Dir gelungen.
Man weinte sehr bei Deinem Stück.
Doch nicht des Helden Mißgeschick
Ist Jedem so ans Herz gedrungen;
O nein!
Allein
Dein Ungeschick.

Logogryph

Von

W. Achat.

Er sprach zu seiner Holden:
„Geliebte Dulcinee!
Nimm dieses Ringlein golden,
Worin: ein Wort mit w."

Sie nahm's aus seinen Händen
Und nahm die Hand zugleich.
Das Wort mit b, nicht enden
Will's nach so dummem Streich.

Doch wird es lange währen
Das süße Wörtchen? — Nein!
Nach wenig Monden hören
Wir ihn schon anders schrein:

„Ich Dummkopf, den umgarnte
Das Netz der bösen Fee!
Und so verständlich warnte
Mich doch das Wort mit w (eh)."

Auflösung der Charade in No. 23.

Liebreiz.

Neues unter der Sonne.

⁂ Man behauptet, das schönste Mädchen der Welt befinde sich im Harem des Königs von Persien, und ihr Liebreiz hätte noch kürzlich einen der schwarzen Haremswächter in eine unheilbare Melancholie versetzt, die ihm, da an Entführung der Schönen nicht zu denken gewesen ist, nach einiger Zeit das Leben gekostet hat. Die gehörte Seerin ist doch noch schöner!

Theater-Notizen.

⁂ Mad. Grabowsky, geb. von Wessel, ist bei der Hofbühne in Hanover engagirt und daselbst zuerst als Walpurgis und Toni aufgetreten. — Herr Hammermeister ist von dem Director der neuen deutschen Oper in Paris mit einem Jahrgehalte von 24,000 Fr. engagirt worden. — Marschners „Templer und die Jüdin" ist die erste deutsche Oper, welche zur Aufführung kommen soll. — Die große Oper in Paris wird Boieldieu's „Telemach" in Scene setzen. — „Die Günstlinge" von Mad. Birch-Pfeiffer haben in Hanover eine günstige Aufnahme gefunden. — Der bekannte Violin-Virtuos Molique bezaubert durch sein treffliches Spiel die Kunstfreunde Hanovers. — Dem. Hirschmann hat ihre Gastrollen in Hanover mit der Jungfrau von Orleans beschlossen. — Am 4. November ist zum ersten Male „Tasso's Tod," von Raupach, auf dem Kaiserl. Königl. Hofburgtheater in Wien mit Beifall gegeben worden. Herr Korn spielte den Tasso, Dem. Peche die Leonore und Herr Laroche den Ludovico. — Im Kaiserl. Königl. privileg. Theater an der Wien fand am 5. November die Darstellung des zweiten Theils von Lumpaci-Vagabundus: „Die Familien-Kuriosen, Zwirn und Leim, oder: Der Welt-untergangstag" Statt. Die Aufnahme war günstig. — Eben daselbst geht nächstens eine neue Zauberposse unter dem Titel: „Asmodi oder: Das böse Weib und der Satan" in Scene, welcher eine Sage des talentvollen Vogel zum Grunde liegt. — Im Leopoldstädter Theater wird fortwährend mit Beifall gegeben: „Der Schwur bei den Elementen, oder: Das Weib als Mann," komisches Original-Zauberspiel, von J. E. Gulden, Musik von Mitterer. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner.
Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 28. Donnerstag, 4. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Skizzen aus Spanien im Jahre 1834.

Der Mittelstand der Spanier lebt im Allgemeinen in der größten Erschlaffung und Trägheit; man merkt bei ihm wenig von dem politischen Sturm, der das Land durchtobte. Wer nur einigermaaßen wohlhabend ist, hat nur zwei Wünsche: Ruhe und Zigarren. Nur der Adel und die Geistlichkeit zeigen Thatkraft und Theilnahme an den bedeutungsvollen Ereignissen; die unteren Stände werden zwar zuweilen unruhig und rotten sich zusammen, doch dauern dergleichen Paroxysmen nicht lange. Die Debatten werden in manchen Provinzen auf den Landstraßen geführt, in den Bergschluchten, inmitten der Soldaten der Königin und den für Don Carlos fechtenden Guerilla's. Dagegen herrscht in Städten und Dörfern größtentheils tiefe Ruhe; man kümmert sich um den Ausgang des Krieges wenig oder gar nicht.

Johann Zumala-Carreguy ist eins jener Individuen, die nur durch Revolutionen der Dunkelheit entrissen werden, um eine bedeutende Rolle zu spielen. Er war 1820 Hauptmann in der Infanterie und damals der Constitution sehr zugethan. Während des kurzen, verhängnißvollen Feldzuges von 1823 wurde er von einer Guerilla-Partei der Glaubensarmee überfallen und nach Irun gebracht. Er entwich, kam nach Pampelona, wurde aber dort vor ein Kriegsgericht gestellt. Am Abend vor dem Tage, an welchem sein Urtheil gefällt werden sollte, gelang es ihm, abermals zu entfliehen. Er begab sich nun zur Glaubensarmee und trat sogleich als Oberst ein.

Seitdem blieb er bis 1831 im Dienste, und zwar unter dem persönlichen Schutze Ferdinands VII., der seiner Tapferkeit zu bedürfen glaubte. Nach Auflösung der königlichen Freiwilligen wurde er zum Militär-Secretair des Vicekönigs ernannt. Zumala Carreguy würde sich auch ohne Zweifel der Sache der Tochter seines königlichen Wohlthäters zugeneigt haben, wenn man ihn nicht vernachlässigt hätte. Sein Name befand sich aber nicht auf der Liste der Beförderungen und Ehrenbezeugungen, womit die Königin bei dem Antritte ihrer Regierung so verschwenderisch gewesen. Zumala-Carreguy ist ein Mann von Muth und Fähigkeiten; selbst seine Gegner können ihm seine militärischen Talente nicht streitig machen. Aber es fehlen ihm die ersten und nothwendigsten Eigenschaften eines Partei-Anführers: Enthusiasmus und Ueberzeugung. Gegenwärtig fesselt ihn Interesse an Don Carlos, Interesse kann ihn auch wieder von dem Prätendenten abwenden.

Rodil dagegen ist ein Mann von innerem Gehalte; er ist der Typus jener alten spanischen Race, von der man nur noch in der Geschichte Spuren findet. Während der Ereignisse, durch welche des Mutterlandes Macht in Süd-Amerika untergraben wurde, hat er Proben einer gewaltigen Thatkraft, einer unerschütterlichen Festigkeit und jener wohlüberlegten Grausamkeit der Stellvertreter von Cortes und Pizarro gegeben. 1814 war Rodil Oberstlieutenant und ging nach Süd-Amerika, um sich auszuzeichnen. Die heldenmüthige Vertheidigung der Festung Callao, bei Lima, wird ewig denkwürdig bleiben. Er hielt sich daselbst 18 Monate lang, während einer fast ununterbrochenen Beschießung und obgleich seine Mannschaft durch Hunger und Seuchen sehr vermindert worden. Als alle Hülfsmittel erschöpft waren, und er jede Hoffnung auf Entsatz aufgeben mußte, ließ er die Festung unterminiren, um sich lieber in die Luft zu sprengen als zu übergeben. Unter solchen Umständen erfuhr er, daß man in den beiden Infanterieregimentern von Buenos-Ayres den Entschluß gefaßt, dem Feinde den Platz zu überliefern.

Um die Häuptlinge dieser Verschwörung zu entdecken, ließ er beide Regimenter aufmarschiren, stellte sich vor die Front und sagte mit lauter Stimme, daß er jede Hoffnung auf äußern Beistand aufgegeben und Willens sei, sich und seine treuen Spanier unter den Trümmern der Festung zu begraben. „Was Euch Andere anbelangt," fügte er mit dem Ausdrucke nachlässiger Gutmüthigkeit hinzu, „Ihr seid Amerikaner und dient vielleicht gegen Euren Willen. Ich stelle es also Jedem frei, sich zu entfernen. Wer da

Sache des Königs verlassen will, stelle sich 20 Schritt vor der Front auf." Froh, so leichten Kaufs einer Gefahr zu entrinnen, sonderten sich ein Oberst, mehrere Offiziere, etwa 100 Unteroffiziere und Gemeine ab, und bildeten, der Aufforderung des Generals gemäß, eine dichte Colonne. Kaum war dies geschehen, so nahm Rodil ganz ruhig seine Cigarre aus dem Munde, trat einige Schritte bei Seite, und befahl den treugebliebenen Truppen, Feuer zu geben. An strengen Gehorsam gewöhnt, schlugen die Soldaten auf die Verschwörer an, die einen Augenblick später sich in ihrem Blute wälzten. Erst als Rodil sah, daß Spaniens Sache in Amerika ganz verloren war, unterzeichnete er eine ehrenvolle Uebergabe.

(Aus englischen Blättern.)

Der Nagel.

In einem kleinen Dorfe unweit des Schlachtfeldes von Waterloo, befindet sich ein armseliges Wirthshaus, von welchem behauptet wird, daß Napoleon während der denkwürdigen Schlacht einige Augenblicke der Ruhe darin gepflegt habe; wenigstens versichert der Eigenthümer desselben, daß der Kaiser, kurz nachdem er irriger Weise den Vortrab eines preußischen Corps für das von Grouchy gehalten, in das Gasthaus getreten sei und, den Schweiß von der Stirne wischend, seinen Hut mit der übeln Laune eines Menschen, der unglücklich im Spiele gewesen, an den Nagel gehängt habe. — Als das Schlachtfeld nur blutige Ueberreste darbot, als die Ueberwundenen von Europa trennte, strömten Menschen herbei, die historisch gewordenen Haideflächen und Hohlwege in Augenschein zu nehmen. Das Trauerbild wurde mit den verschiedenartigsten Gefühlen betrachtet. Manche schritten triumphirend über die entseelten Körper hinweg, Manche zeigten Gleichgültigkeit, Manche — und gewiß der größte Theil — Mitleid. Andere wieder, suchten speculirend nach Ehrenzeichen, womit viele der Gebliebenen geschmückt waren, und brachten sie in den Handel. Ein schottischer Schriftsteller hatte einen ganzen Vorrath gekauft. Unter den Neugierigen waren viele Engländer, die sich die verschiedenen Plätze zeigen ließen und nach den Details der Schlacht erkundigten. Hier war die Stelle, wo die Garde stand, dort warf die Cavallerie sich auf die Batterien, hier ging die Infanterie in das mörderische Feuer! — Zuletzt kamen die Schaulustigen nach dem erwähnten Wirthshause, dessen Bewohner sie schon erwartete. „Mylord!" sagte er zu einem Engländer, „sehen Sie hier diesen Nagel? nicht für hundert Guineen gebe ich seinen verrosteten Kopf weg!" Er erzählte hierauf die Geschichte von dem Hute Napoleons. Der Gentleman bot zweihundert, dreihundert Guineen, endlich trug er den kostbaren Talisman davon. Ein anderer Nagel kam in seine Stelle. Dem Lord folgte ein Baronet, diesem ein Bürger von der City u. s. w. Keiner verließ das Haus ohne einen Nagel, der nicht theurer bezahlt werden konnte, und wäre er von Gold gewesen. Der schlaue Gastwirth aber — machte sein Glück.

T—ch—n.

Historisches mit Bemerkungen.

Der Landgraf Philipp der Friedfertige von Hessen, geb. am 6. Februar 1402, gest. am 17. Januar 1458, einer der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, war als Knabe von so schwächlicher Körperconstitution, daß man es selbst vermied, ihm den nöthigen Elementar-Unterricht zu ertheilen. Er konnte weder schreiben noch lesen, aber er regierte so vortrefflich, beförderte in jener wild bewegten Zeit das Glück seiner Unterthanen so außerordentlich, daß er der allgemeinsten Hochachtung genoß, und von vielen Fürsten nach dem Tode Kaiser Albrecht's II. zum Nachfolger desselben erwählt ward. Der edle Philipp lehnte diese Würde ab, indem er sich mit dem Mangel wissenschaftlicher Bildung entschuldigte. — Es kann nicht schaden, wenn man sich in unsern Tagen solcher seltenen Beispiele recht lebhaft erinnert; man lernt wenigstens aus ihnen, daß Gelehrsamkeit und die Kunst zu regieren ganz verschiedene Eigenschaften sind.

In den hessischen Denkwürdigkeiten von Justi (Theil I. Seite 130 fg.) befindet sich eine detaillirte Angabe über die Besoldungen der Beamten im 16ten Jahrhundert, aus welcher hervorgeht, daß selbst höher gestellte Staatsdiener, abgesehen von dem größeren Werthe des Geldes in damaliger Zeit, äußerst geringe Besoldungen erhielten. So bekam der hessische Kanzler Stein, mit dessen Amte viel Arbeit und Mühseligkeit verknüpft war, jährlich 40 Gulden, Kost, Nagel und Eisen für 3 Pferde, 8 Ellen Tuch zur Hofkleidung, und außer Holz und Früchten 300 Heringe und 30 Stockfische. — Und was erhält jetzt ein Hofoder anderer Rath? Tausend Thaler und noch mehr und einen ganz großen Nagel, den er sich in der Regel, wenn er als Hofrath zum ersten Male ausgeht, in den Kopf fällt; er hat wenig zu thun, und macht jährlich zur Erholung eine Reise ins Seebad, wo er sich die Heringe und Stockfische selbst fangen kann. Seinen Namen schreibt er unleserlich, und wenn ihn Jemand sprechen will, wird er von dem Dienstmädchen mit den Worten abgewiesen: „Der Herr Hofrath sind jetzt nicht bei Wege!" — Später leidet solcher Herr am Bandwurm oder an Kreuzschmerzen, zieht sich von den Geschäften zurück, und widmet den Rest seiner Tage stillen Betrachtungen über seine Verdienste. Endlich stirbt er, und dann heißt es: „Der Herr Hofrath So und So ist mit dem belohnenden Bewußtsein der erfüllten Pflicht zu den Seeligen hinübergegangen!"

Lückenbüßer.

Von

W. Achat.

---

† Mädchen ſind eben ſo ſchüchtern und ſtumm, als Frauen geſchwätzig. Mit dem Gürtel wird ihnen auch die Zunge gelöſt.

---

† Man bemüht ſich, Lebensart zu lernen, und vergißt darüber ganz die Sterbensart.

---

† In England halten die Galgen-Candidaten vor der Execution eine Rede an's Volk. Bei uns fehlt's nicht an Candidaten-Reden, aber leider an der Execution. —

---

* Das Leben iſt ein Anagramm, welches uns der Himmel aufgiebt; als Jüngling buchſtabirt man vors, als Greis rückwärts.

— Man kann mit dem Gegenſtande ſeiner Liebe nur glücklich ſein, wenn man es nicht ohne ihn ſein kann.

---

* Es kommen täglich neue Gebräuche auf; wann kommt der der Zeit an die Reihe?

— Die Muſe der Tragödie hätte Hogarth vielleicht als Krebs mit Tänzerbeinen dargeſtellt?

Muſikaliſches A B C.

(Beſchluß.)

L.

Apollo eine Lyra hat;
Die Leierkaſten hab' ich ſatt.

M.

Muſik und Mozart lieb' ich ſehr,
Le diable iſt von Meyerbeer.

N.

Die Noten ſtellte Guido feſt;
Der Neukomm Haydn's Schüler eſt.

O.

Das Oratorium iſt ſchön;
Viel Leute in die Oper gehn.

P.

Die Partitur iſt dick und voll;
Die Pauke gut pauſiren ſoll.

Q.

Die Quinten quälen Manchen ſehr,
Querſtände ſind ein groß Malheur.

R.

Roſſini iſt ein Ton-Talent,
Rubini ſinget excellent.

S.

Das Singen iſt 'ne ſchöne Kunſt;
Die Sontag ſtand in hoher Gunſt.

T.

Die Dur-Tonart hat große Terz;
Von J. H. Truhn iſt dieſer Scherz.

U.

Umkehrung heißt auch Converſion;
Holbein erfand's Uranikon.

V.

G D A E ſtimmt Violin;
Spontini ſchuf die Veſtalin.

W.

Waldhörner blaſen ſtets C-dur;
Wolfram iſt Bürgermeiſter nur.

X.

Xänorphica die Taſtengeig'
Erfand ein Mann in Oeſterreich.

Y.

Auf X kommt gleich das Ypſilon;
Ypſilanthi-Walzer gab es ſchon.

Z.

Die Zauberflöte iſt bekannt;
Zuletzt ſei Zelter noch genannt.

Ghasele.

Ich pflückte jüngst am Wiesenbach Vergißmeinnicht,
Und sprach zu ihr: Kuschen, ach! vergiß mein nicht!
Fortteilend jetzt von stiller Flur zur Residenz
Nimm mit den Strauß, den ich Dir brach, Vergiß-
meinnicht.
Und schwänzelt dort in Assemblees ein Elegant
Dich geckenhaft, süß flüsternd nach: „Vergiß mein nicht!“
So überrön' in diesem Strauß mein kräftiges
Erinn'rungswort sein allzuschwach „Vergißmeinnicht!“
Und all' der Wind, den er gemacht, er rufe nur
Für mich die alte Flamme wach! „Vergißmeinnicht!“

W. T.

Auflösung der Logogryphs in No. 27.

Juwel. Jubel.

Neues unter der Sonne.

⁂. Ein englischer Lord kam vor vier Monaten mit seiner Familie in vier Wagen nach Cöthen, um sich der homöopathischen Cur des Dr. Hahnemann wegen eines Beinschadens, an dem er litt, zu bedienen. Ganz kürzlich ist er ungeheilt wieder abgereist.

⁂. Der Polizei-Commissair, welcher die Oberaufsicht in der Festung Ham hat, führt den Namen Charles Dix.

⁂. In Tereded in Ungarn hat ein Ehepaar sein achtzigjähriges Hochzeits-Jubiläum gefeiert. Der Mann ist 105, die Frau 99 Jahre alt.

Berlin.

Königstädter-Theater.

Am 23. November wurde zum Erstenmale gegeben: Das Königreich der Weiber, oder: die verkehrte Welt, Burleske mit Gesang in 2 Akten, aus dem Französischen des Desnoyer frei übertragen und mit bekannten Melodien versehen von F. Gener.

Die Idee zu diesem Stück ist für eine Burleske eine sehr glückliche zu nennen. Wir sehen eine Königin, ein vollständiges weibliches Ministerium, einen weiblichen General-Feld-Marschall u. s. w. und daneben ein Serail von Männern, welche nähen, sticken, stricken und sich die Cour machen lassen. Allerdings hat der komische Einfall, den diese Verkehrung macht, einen kleinen Beisschmack von Widerlichkeit, der aber nicht lange dauert, da schon zu Ende des ersten Aktes Anstalten gemacht werden, diese verkehrte Welt wieder zu verkehren, und den Männern ihre natürlichen Rechte zu vindiciren. Den Impuls zu dieser Katastrophe giebt Lilienblüh, ein Eingeborener des Landes, der von der Ministerin des Innern, Foressa, in einer Herzens-Angelegenheit schändlich verlassen, und darüber von seiner Mutter aus dem Hause gestoßen ist. Dieser höchst zarte und verschämte Jüngling, der in Herrn Beckmann einen vortrefflichen Darsteller findet, verbündet sich nun nach einigem Sträuben, mit dem Maler Rudolph Frey und dem Taschenspieler Anton Schneller, einem Paar Berlinern, welche per Luftballon in das weibliche Königreich gelegelt sind, zum Umsturz des Weiber-Regiments. Das Gelingen dieses Unternehmens und damit der Schluß des Stückes ist zwar etwas rasch herbeigeführt, wird aber theilweise durch die Neigung motivirt, welche die Königin zu dem Maler gleich bei seinem ersten Erscheinen gefaßt hat. Nicht minder wird auch der Taschenspieler Schneller (Herr Plock) in sehr ergötzliche Weise von dem weiblichen General mit Liebesanträgen bestürmt und gequält. — Im Ganzen ist der Stoff für seine Reichhaltigkeit etwas skizzenhaft ausgeführt, indeß wird dadurch eine bei solchen Stücken immer wünschenswerthe Kürze bewirkt, und es fehlt nicht an guten Einfällen. Die Melodien sind von dem Musik-Direct. Herrn Kugler passend gewählt, und die Rollen der Damen in guten Händen. Das Publikum spendete sehr vielen und lauten Beifall, und rief am Schluß Alle, und zuletzt auch Herrn Gener, womit es zugleich die Ueberzeugung des Recensenten aussprach, daß der Dank zur Hälfte dem Bearbeiter und zur Hälfte den Darstellern gebührt.

Theater-Notizen.

⁂. Berlin. Dem. Bauer trat bereits wieder als Pauline im „Testament des Onkels,“ als Gabriele und in mehreren Parthien auf, unser in No. 19 die Wettes über sie ausgesprochenes Urtheil bestätigend. Im Ganzen bleiben die Rollen ihre vorzüglichen, welche Gemüth erfordern. Achten Humor hat sie eben so wenig, wie Fräulein von Hagn und alle unsere jungen Schauspielerinnen. Das Naive, Schalkhafte hingegen gelingt der Dem. Bauer vortrefflich und ihr Engagement bleibt der Intendanz sehr zu rathen. Es wäre eben so gescheidt, diese liebenswürdige und wahre Künstlerin für unsere Bühne zu behalten, als unrecht war, Dem. Fournier weggehen zu lassen! — Sie sind auf die Donna Diana der Gastin gespannt. — Die Gebrüder Ganz, zwei bekannte und geschätzte Virtuosen haben ein sehr besuchtes Concert gegeben. — Unser braver Tenorist Herr Hoffmann ist von seiner Urlaubsreise zurückgekehrt. — Das neue Schauspiel von Raupach, „Coronna von Salazzo“ hat nicht besonders angesprochen. — Strauß hat Berlin verlassen. — Unsere geschätzte Künstlerin, Mad. Wolff, wird die Bühne, durch Krankheit verhindert, wahrscheinlich nicht wieder betreten. Ein bedeutender Verlust! — Unsere Bühnen haben noch keine Anstalten getroffen, für das „Schiller-Denkmal“ eine Vorstellung zu geben! Auch in andern Städten säumt man noch damit

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 29. Montag, 8. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., worauf daſſelbe durch alle Buchhandlungen und Poſtämter bezogen werden kann.

Frau Eheprocuratorin Cholera.

Die Glocke der Nicolaikirche zu Hamburg ſchlug vier Uhr und das Börſenpublikum zerſtreute ſich nach allen Richtungen, entweder, um ſich für gute Geſchäfte durch ein gutes Mittagsmahl zu belohnen, oder unglücklich ausgefallene Speculationen durch Auſtern und Caviar vergeſſen zu machen. Zwiſchen all den elegant gekleideten Söhnen Mercurs trieben ſich zierliche Vierländerinnen herum, Floras und Pomona's Gaben feil bietend, auch ſchöngeputzte Damen, welche hier gleichfalls ihre Blumen und Früchte an den Mann zu bringen hofften. Doch weder Erſtere, noch Letztere, fanden erwünſchten Abſatz; denn es war jene ſchreckensvolle Zeit, wo man Obſt und Liebe wie Gift floh, weil Erkältungen und Echauffements tödtlich werden konnten, jene bange Periode, wo man wie in einer Mördergrube lebte, weil die Parze Atropos incognito unter dem Namen Cholera den Oſten Europa's durchreiſte. Der Glaube an ihre Contagioſität war noch allgemein, und man traf in Hamburg die ſorgfältigſten Anſtalten, um das Einſchleppen dieſer furchtbaren Krankheit zu verhindern. Jeder ſuchte durch Gemüthsruhe und Körperbewegung ſeine Dispoſition dafür, wenn ſie käme, zu mindern, und ſo rannten denn auch heute die Menſchen, als ob die Feindin ihnen bereits auf der Ferſe ſei. Man mußte fürchten, umgerannt zu werden, und außer den zweifüßigen Gefahren hatte man ſich noch vor den unmenſchlichen in Acht zu nehmen, welche auf vier Füßen oder Rädern angezogen kamen.

Unbekümmert um all das Stoßen, Schreien und Drängen, ſtand vor einem Bilderladen ein junger Mann mit braunem Haar und gebräunten Wangen. Sein Blick war melancholiſch auf das Bild einer jungen Dame gerichtet, welches wehmüthige Erinnerungen in ihm zu wecken ſchien. Er hatte ſeine Rechte in den Buſen geſteckt, als ob er ſein ungeſtüm klopfendes Herz beruhigen wollte. Hand und Herz hielten in dieſer Nähe vielleicht ein empfindſames Zwiegeſpräch über den Jammer, den es giebt, wenn Beide nicht Eigenthum derſelben Perſon ſind. Aber dieſe Empfindſamkeit verwandelte ſich plötzlich in Empfindlichkeit, als der junge Mann von einem Vorübergehenden einen gewaltigen Rippenſtoß bekam. Er rügte mit Heftigkeit die beleidigende Störung, worauf der Andere ſich mürriſch umſah, dann große Augen machte, und nach langem Anſchauen ausrief: „Iſt's möglich, Julius? Du hier in Hamburg? Du, den ich längſt für todt hielt?“ —

Julius erkannte nun auch ſeinen Reiſegefährten und Schulkameraden Gottlieb wieder, umarmte ihn, ſo gut es das Gedränge zuließ, faßte ihn unter den Arm, und Beide gingen, von alten Zeiten plaudernd, die Straße entlang.

„Weißt Du noch, Gottlieb,“ ſagte Julius, „wie wir Beide in der Schule zu K. gleichſam die feindlichen Pole der Claſſe darſtellten? Wie ich Dich nie leiden konnte, weil Du beſtändig obenan ſaßeſt und ich unten?“

„Dafür,“ entgegnete Gottlieb, „warſt Du auch außerhalb der Schulſtunden deſto züchtiger.“

„Gewiß! ich theilte die Hiebe, die ich in der Schule erhielt, gewiſſenhaft wieder aus, ſobald wir ins Freie kamen, und Du haſt Prügel genug von mir bekommen.“

„Glaube nicht, daß ich Dir deshalb noch böſe bin. Prügel von Freundeshand ſchmecken in der Erinnerung ſüß wie Liebkoſungen.“

„Du biſt noch ſo gutmüthig, wie einſt. Nie gabſt Du die erhaltenen Schläge zurück; auch nannte man Dich nur den Haſen.“

„So wie Dich den Löwen. Jetzt hat der Haſe ſein (Waaren-) Lager hier in Hamburg. Ich habe als Kaufmann mein Glück gemacht, das brillante Geſchäft meines ſeligen Oheims iſt nun das meinige. Seit ſeinem Tode führe ich zwar mit der Wittwe ſeines Compagnons einen Prozeß, deſſen ungünſtiger Ausgang mich ruiniren könnte. Aber ich darf jetzt Victoria rufen, da ſie eingewilligt hat, die Sache nicht durch Advocaten ſchlichten zu laſſen, wobei immer eine Partei verliert und oft alle beide, ſondern durch Geiſtliche. Eben heute iſt unſere Verlobung.“

Julius gratulirte, vorausgesetzt, daß sie ihn nicht des Geldes wegen nehme, sondern aus Liebe.

„Daran zweifelst Du? Nun, Du wirst Dich selbst überzeugen, da Du mir das Vergnügen Deiner Gegenwart nicht versagen kannst. Die ganze Robinson von Hamburg ist gebeten. Es kostet freilich ein Heidengeld, die halbe Christenheit mit Mockturtlesuppe, Gänseleberpasteten und andern Delicatessen satt zu füttern. Aber ich hab' es ja und lasse mich's gern etwas kosten, damit die Stadt noch Jahre lang von meinem glänzenden Diner spreche. Es soll ein Teufelslärm werden."

„Wenn nur in der Ehe nicht dessen Echo sich einstellt," sagte Julius. „Aber ich danke für Deine gütige Einladung, weil ich zu stören fürchte." —

„Fürchte das nicht," antwortete Gottlieb, „mein Gartenhaus ist groß und gestattet einer zahlreichen Gesellschaft den zwanglosesten Aufenthalt. Auch kostet es mich 20,000 Mark, und in der Stadt hab' ich noch eins, das doppelt so viel werth ist. Das nimmt Dich Wunder? Nun freilich, nicht Jedem glückt es so. Wie steht es denn um Deine Besitzthümer? und in welche Laufbahn hast Du Dich seit unserer Trennung begeben?"

Julius erzählte nun, daß er Seeoffizier geworden sei und seit zehn Jahren bald hier bald dort zwischen Himmel und Wasser gelebt habe. Gottlieb zuckte die Achseln über den Abenteurer, der sein Glück leichtsinnigerweise auf etwas noch Beweglicheres gebaut habe, als Sand, und pries sich glücklich, sein Schäfchen auf dem Trocknen zu haben.

Unterdessen waren sie durch das Dammthor geschritten und wollten eben in die Allee einbiegen, welche zu Herrn Gottlieb's Garten führte, als sich ihnen der Doctor Dreibein zugesellte, eine dicke, kurzweilige Figur mit einem dürren, langweiligen Gesichte, welche dampfte und kauchte wie ein schwindsüchtiger Musengaul. „Guten Morgen, Doctor!" rief Gottlieb. „Wohin so eilig? Ihr rennt ja, daß Euch schier der Athem ausgeht. Seid Ihr etwa Homöopath geworden und denkt bei den Patienten, die Ihr eben besuchen wollt, Gleiches durch Gleiches zu curiren?"

Der Doctor Dreibein wurde jetzt noch athemloser, weil er den Gottlieb'schen Witz pflichtschuldigst aus vollem Halse belachen mußte. Als er endlich wieder zu sich gekommen war, begann er die Beschwerden seines Standes zu schildern, der ihn nöthige, vom Morgen bis zum Abend nach fremder Gesundheit umher zu traben, worüber er denn nicht selten der eignen auf dem Wege laufe. „Aber durch meine rastlosen Bemühungen thut auch heute dem größten Theil meiner Kunden kein Zahn mehr weh. Und nicht genug, daß ich mich als praktischer Arzt für die leidende Menschheit aufopfre, auch als Mitglied des Gesundheitsraths habe ich meine liebe Last. So komme ich eben vom Hafen her, in den ein Schiff von Danzig, „Fortuna" genannt, eingelaufen ist. Bedenken Sie, aus Danzig, wo die Cholera wüthet! Wir haben sogleich die strengsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, und Niemand darf vor Ablauf von sechs Wochen vom Schiffe an's Land." —

„Da habt Ihr ganz Recht gethan, Doctor! es wäre ja fürchterlich, wenn uns die Cholera" — das Entsetzen ließ Gottlieb nicht ausreden und Dreibein fuhr fort: „Jetzt bin ich so müde wie ein Hund, und eile nach Hause, um meine Frau zu umarmen, die vor zwei Stunden mit der Post von Bremen zurückgekommen ist. Zuvor muß ich aber noch in die Galanteriewaarenhandlung, um ihr einen neuen Fächer zu kaufen, da sie den alten unterwegs einem Reisegefährten anvertraut und nicht wieder erhalten hat. Ohne Fächer können nun einmal die Damen in keine Gesellschaft gehen, denn Sie müssen wissen, daß meine Frau sich keineswegs von der Reisemüdigkeit abhalten läßt, an Ihrem Mittagessen Theil zu nehmen. Sie sitzt gewiß schon an der Toilette. Aber wie stehen denn heute mit unserer Gesundheit, werthester Herr Gottlieb?" — Dieser hielt ihm stillschweigend sein Puls entgegen, und that, nachdem derselbe sondirt war, die gleiche Frage, worauf der Doctor bedenklich mit den Achseln zuckte. Dafür, daß er diese Zuckungen täglich wiederholte, wurde er mit 300 Mark jährlich honorirt, und man sage nicht, daß dies Geld unnütz weggeworfen wurde, denn der Patient befand sich ganz wohl dabei. Dreibein, der an Julius einen ähnlichen Kunden zu erhalten hoffte, rieth ihm auf's Freundlichste, Hamburg zu seinem künftigen Wohnort zu wählen, und Julius mußte den Eifer belächeln, womit ihm die Vorzüge einer Stadt aus einander gesetzt wurden, in welcher er den größten Theil seiner Jugend zugebracht hatte. Er beschloß, die medizinische Habsucht ein bischen zu strafen, und sagte nichts davon, daß er selbst jener Reisende sei, welcher den Fächer seiner Frau in Verwahrung bekam. Beim Mittagessen wollte er ihn der Dame selbst wieder zustellen, die gewiß nicht böse darüber war, daß diese Verspätung ihr zu einem neuen Fächer verhalf. —

Als die beiden Freunde in Gottlieb's Gartenhaus traten, fanden sie Alles mit Zubereitungen zum bevorstehenden Feste beschäftigt. Die Musiker, welche den Verlobungsschmaus mit einem Ohrenschmaus begleiten sollten, stimmten ihre Instrumente, und eine zahlreiche Dienerschaft rannte mit geheimnißvoll verdeckten Schüsseln hin und her. Auch kamen schon mehrere Wagen mit Gästen angerollt, deren Empfang des Hausherrn Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Julius, nun wieder sich selbst überlassen, wurde durch die Gallaanzüge der Fremden an seine Reisekleider erinnert, suchte einen Bedienten aufzutreiben, der sein Gepäck aus dem Posthofe herüberschaffe, und fand nach vielen fruchtlosen Gängen zuletzt einen solchen in der Person des Gärtners. Vielleicht wäre auch dieser vor lauter Geschäftigkeit gegen seine Bitten taub gewesen, wenn nicht ein Geldstück ein gar zu treffliches Hörrohr wäre. Julius gab ihm eine Karte, worauf sein Name stand, und ging in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, in den Garten-Anlagen spazieren. Er fand dieselben eben so läppisch und prahlhaft, wie ihren Besitzer, dessen närrischen Gelddünkel er um so mehr belächeln konnte, da sein Portefeuille Wechsel enthielt, welche Gottlieb's Reichthum um das Vierfache überstiegen. Vor zehn Jahren war Julius noch ein armer Teufel gewesen und ein dummer dazu. Denn als Mathilde, seine Geliebte, ihm einst auf dem Balle einen Tanz versagte und dennoch mit seinem besten Freunde tanzte, vergaß er sich so sehr

diesen seinen Freund zu fordern. Es kam zum Duell, Julius verwundete den Gegner tödtlich, ging sogleich auf ein segelfertiges Schiff, ward Offizier im englischen Seedienste und erwarb sich durch glückliche Unternehmungen ein bedeutendes Vermögen. Die frohe Nachricht, daß sein Freund genesen sei, wurde ihm durch die traurige getrübt, daß er Mathilden geheirathet. Aber dies Bündniß dauerte nicht lange. Julius vernahm vor einigen Monaten, Mathilde habe ihren Gatten vor zwei Jahren durch den Tod verloren, und da sie seinem Herzen immer noch theuer war, so reiste er mit neuer Hoffnung in die langentbehrte Heimath. Er glaubte durch eine zehnjährige Verbannung sein Vergehen hinreichend abgebüßt zu haben, weil aber dennoch zu fürchten blieb, sein Besuch werde von Mathilden nicht angenommen werden, so kam ihm Gottliebs Einladung recht erwünscht. Mathilde, zum mercantilischen Patrizierstande gehörig, fehlte in dieser Gesellschaft gewiß nicht. Er sollte sie wiedersehen, in wenig Augenblicken wiedersehen! Dieser Gedanke ergriff ihn mit solcher Gewalt, daß er zu zittern anfing, — er, der abgehärtete Seemann, welcher nicht gezittert hatte, als Aeolus unzählige Todessporen vor ihm aufthat, zitterte jetzt vor dem Momente, wo sich die Thür eines Gesellschaftszimmers öffnen würde, um ihn einem neuen Leben entgegen zu führen. Julius suchte sich zu beruhigen, oder wenigstens den Schein der Ruhe anzunehmen, um so mehr, da eben eine Dame sich der Laube näherte, worin er saß. Sein Herz schlug heftiger, als er die anmuthige Gestalt genauer ins Auge faßte. Kein Zweifel . . . sie war es . . . Mathilde, Gottliebs Verlobte! Den lästigen Gratulationen zu entgehen, hatte sie sich in die Stille des Gartens geflüchtet, kam trübe vor sich hinblickend, ganz nahe heran, ohne ihn zu bemerken, und wollte, da sie ihn sah, mit einer leichten Verbeugung zurückgehn, als ihr plötzlich die bekannten Züge auffielen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Unangenehmes, aber Wahres.

Für alle Diejenigen, welche bisher nicht zu glauben wagten, oder es vielmehr nicht öffentlich aussprechen wollten, daß ein als Gelehrter hochberühmter Mann auch zu Fabeleien und Abgeschmacktheiten herabsinken könne, muß es ein wahrhafter Kitzel sein, wenn sie lesen, wie sich der gefeierte Alterthumsforscher Angelo Mai zu Rom am 11. September d. J. in der **Accademia di Religione Cattolica** durch eine Rede, worin er die neueren Religionssekten mit den älteren verglich, blamirt, wir sagen, auf das fürchterlichste, blamirt hat. Nach einem langen Wischwasch ohne Logik erklärte er in dieser Rede, zur Freude aller anwesenden Römer, daß alle Religions-Ansichten nichts werth seien, und behauptete zuletzt, nur der katholische Glaube sei der einzige, mit dem sich ein anständiger Mann befassen müsse. — Abgesehen davon, daß man einen Glauben am besten dadurch lächerlich macht, wenn man ihn auf Kosten anderer Religions-Ansichten mit ungehäuflicher Unverschämtheit herausstreicht: so muß dieser Ausspruch des guten Angelo Mai um so mehr auffallen, da man gerade von ihm glauben konnte, daß er sich aus Liebe zum Alterthume in Pompeji, Stabiä oder Herculanum begraben, und hernach als wirklichen klassischen Menschen wieder an das Tageslicht bringen lassen würde. Seinen Bewunderern hat er wahrhaftig mit der famösen Rede keinen Gefallen gethan, und es möchte namentlich unter den deutschen Philologen Einige geben, die ihn vielleicht nicht einmal damit entschuldigen, daß er jetzt Vorsteher der Propaganda ist. Wir entschuldigen ihn damit, und freuen uns, daß ein so eingefleischter Alterthumsforscher wie Herr Angelo Mai, von dem immer noch das Gerücht geht, er habe einen so feinen kritischen Geruch, daß er einen alten Leder, selbst wenn er mehrere hundert Fuß tief unter barbarischer Erde verschüttet liegt, herauswittert, — daß solcher Mann das gute deutsche Sprichwort nicht vergessen hat: „den Baum, der mir Schatten giebt, muß ich begießen!“ — **Interdum dormitat bonus Homerus**; d. h. auf deutsch: Auch ein Gelehrter, zumal wenn er einen einträglichen Posten hat, verschmäht es nicht, diesem zu Gefallen von Zeit zu Zeit Einiges zu faseln! —

Unverbürgte Nachrichten.

** Einem Gerüchte zufolge macht Don Miguel in Italien jetzt große Fortschritte in den Studien. Er geht täglich mehrere Stunden umher und sucht Alterthümer. Seine Bemühungen sind von Erfolg gewesen; er hat jüngst eine Handschrift aufgefunden, welche über Gesetzgebung handelt, und deren bündiger Styl nicht bezweifeln läßt, daß sie vom Kaiser Nero verfaßt ist. Don Miguel ist mit der Herausgabe des Werkes beschäftigt, und denkt es später in Portugal, wenn es da schief geht, einzuführen.

** In Spanien hat eine vornehme Dame einen Knaben mit vier Händen geboren. Die Familie war außer sich über dies traurige Ereigniß, allein Don Carlos, der gerade an dem Orte war, hat die Betrübten getröstet, und ihnen die Versicherung gegeben: der Knabe zeige Anlagen und wenn er zum Manne herangereift sei, würde wahrscheinlich ein Finanzminister aus ihm werden.

** Ein französisches Blatt, welches sich über die politische Krisis in England lustig macht, meint am Schlusse seiner Bemerkungen, der Herzog von Wellington würde wohl nächstens nach Irrland abgehen, sich von dort nach Anhalt zum Frühstück begeben, und dann in Klagenfurt einem Concerte auf Blase-Instrumenten beiwohnen.

Lückenbüßer.

Von

W. Achat.

† Meidet jene Liebhaber, welche, sind sie der Geliebten fern, sie, und sind sie ihr nahe, sich vergessen. —

† Geld für Leihbibliotheken ist gleichsam geistige Fensterarze; nur schlimm, daß man dieselbe auch für blinde Fenster, durch welche kein Licht fällt, entrichten muß.

— Zu manchen weiblichen Herzen muß man den Weg mit Edelsteinen pflastern.

† Die Priester geboten den Menschen, die Blicke nach dem Himmel zu richten. Man sollte nicht sehen, was sie auf Erden thaten.

* Bei Gelegenheit schlechter Werke brachte der kritisirende Lessing gute hervor. Er peitschte poetisches Wasser, bis aus dem Schaum eine Venus empor stieg.

— Ich wollte, es nähme Jeder, bevor er ein Buch recensirte, was der Philosoph Carneades nahm, ehe er ein's schrieb: Nieswurz nämlich. —

— Eifrige Theatergänger sind gewöhnlich auch eifrige Partheigänger. —

Epigramme

von

W. Achat.

An einen Malcontenten.

Du solltest froh, statt traurig, sein,
Daß Niemand noch Dein Buch bespricht.
Die Welt verkennt Dich nicht! O nein!
Sie kennt zu Deinem Glück Dich nicht.

Der trauernde Wittwer.

Hier ruht der Schöpfung Meisterstück,
Die liebevollste Gattin, Arabelle.
Sie fuhr, den Himmel mir zurück
Zu lassen, selber in die Hölle.

Neues unter der Sonne.

*** Der berühmte Schriftsteller C. v. Wachsmann beklagt sich öffentlich darüber, daß das zur Frankf. O. P. A. Zeitung erscheinende „Conversations-Blatt" seine neue Novelle „Der Inquisitions-Palast zu Valladolid" nachgedruckt, bevor das Taschenbuch „Vergißmeinnicht," in welchem diese Novelle enthalten, von Leipzig aus versandt worden. Das Conversations-Blatt ist schon seit langer Zeit seines Nachdrucks wegen berüchtigt, kredit denselben aber fort und fort mit ausgezeichneter Unverschämtheit, und wird gewiß auch diese neue Rüge unberücksichtigt lassen. Wann werden einmal genügende Gesetze gegen den literarischen Diebstahl erscheinen!

*** Die spanischen Minister haben mit sehr bedeutenden Summen in England zwei Dampfschiffe gekauft, aber zwei verfaulte Wracks bekommen, die nicht See halten — so meldet der Messager. Daran ist sicher die Ministerial-Veränderung in London schuld.

Theater-Notizen.

*** Auf dem Théâtre français ist ein Drama von Anclet: „Lord Byron in Venedig" mißfällig aufgenommen. — In der italienischen Oper macht: „La prova d'un opera seria" Musik von Succo, viel Aufsehen. Kein Wunder, wenn eine Grisi, Finlodr, ein Lablache und Gamini mitwirken! — Auf dem Adelphi-Theater wird bei überfüllten Häusern der Brand des Parlamentshauses dargestellt. Die Ansicht ist von Lambeth-Side am Ufer der Themse genommen. Kein Unglück ohne Glück!

Verantwortlicher Redacteur: A. Glasbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 30. Dienstag, 9. December. 1834

Von dieſem Journale erſcheinen wöchentlich drei Nummern nebſt einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis iſt 2 Rthlr., worauf daſſelbe durch alle Buchhandlungen und Poſtämter bezogen werden kann.

Frau Eheprocuratorin Cholera.

(Fortſetzung und Schluß.)

Von nun an nimmt die Geſchichte eine ſo bekannte Wendung, daß ich ſie nur ſummariſch mittheilen mag. Man geſtand ſich gegenſeitig, daß man ſeit zehn Jahren nie aufgehört habe, ſich (ſollte wohl heißen, einander) zu lieben. Gleichwohl beſtand Mathilde auf augenblicklicher Trennung, weil ſeine Gegenwart auf ihre Zukunft ſtörend einwirke. Sie ſagte: nur um ihrem verwaiſten Sohne das durch Proceſſe gefährdete Vermögen zu retten, ſei ſie dieſe Verbindung mit Herrn Gottlieb eingegangen. Denn vor der Mutterliebe müſſe jede andre Liebe ſchweigen, und als Julius dieſe Sentenz nicht durchgehen laſſen, ſondern Alles mit ſeinem Nebenbuhler abmachen wollte, fragte ſie naiv: um wieder eine zehnjährige Trennung herbeizuführen? — Vergebens gelobte Julius, ihr nie durch ſeine Heftigkeit wieder Verdruß zu bereiten, vergebens beſchwur er ſie, ſeine ebenfalls nicht leere Hand ſtatt der Gottlieb'ſchen anzunehmen, — Mathilde war und blieb blind für ſeine Vorzüge und taub für ſeine Bitten. Zuletzt that er gereizt die Frage, ob ſie ihren Bräutigam denn etwa liebe, und als ſie es bejahend abermals auf ſeine ſchleunige Entfernung drang, verließ er ſie mit wildem Zähneknirſchen. „Und ſie ſoll dennoch meine Frau werden," brummte er draußen in den Bart, „oder ich müßte mich ſchlecht auf Kriegsliſten verſtehen." Wirklich durfte man in dieſem Artikel Einiges von ihm erwarten, da er als Seemann gewiß mehr als mancher Andere, verſchlagen war.

Eben fuhr ein Wagen vor mit dem Dreibein'ſchen Ehepaar, deſſen weibliche Hälfte Julius beim erſten Blick für ſeine Reiſegefährtin erkannte. Er zog ſich zurück, bis Beide in den Geſellſchafts-Saal getreten waren, und ließ dann den Doctor herausrufen. — „Sie können mir einen großen Gefallen erzeigen, Herr Doctor!"

„Mit Entzücken, mein Beſter!" antwortete dieſer ſeelenvergnügt, „befehlen Sie nur, und hier meine Hand darauf, daß Sie keine Fehlbitte thun ſollen."

„Da Sie im Hafen waren, ſo hat man Ihnen vermuthlich geſagt, daß ich mich, um der langweiligen Quarantaine zu entgehen, heimlich von der Fortuna habe ans Land ſetzen laſſen. Nun möchte ich Sie erſuchen, hiervon der Geſellſchaft nichts zu verrathen, weil es darin vielleicht Individuen giebt, die, weniger aufgeklärt, als wir Beide, dem alten Mährchen von der Contagioſität der Cholera noch Glauben ſchenken, wodurch denn die allgemeine Heiterkeit auf eine unangenehme Weiſe würde geſtört werden. Wollen Sie? —"

Aber der Doctor hatte nicht Zeit zur Antwort, er zog eiligſt ſeine dargebotene Rechte zurück, desinficirte ſie in der Geſchwindigkeit mit Chlorwaſſer, das er bei ſich führte, und ſuchte dem giftigen Anhauch des Fortunaritters durch ein vor Mund und Naſe gehaltenes Kräuterſäckchen zu entgehen. Dann lief er ſchnell in die Geſellſchaft zurück, welcher er mehr pantomimiſch, als mit der vom Schrecken gelähmten Zunge, die bevorſtehende Gefahr verkündete. Während man nun durch lange Fragen den Grund ſeiner Warnung herauszubringen ſuchte, eilte Julius zu der im Garten gebliebenen Mathilde, entſchuldigte ſeine neuerdings ausgebrochene Heftigkeit, verſprach, ſich in das Unabänderliche zu fügen, und bat um die einzige Gunſt, ſie zur Geſellſchaft führen zu dürfen. „Wenn Sie hübſch artig ſein wollen," — ſagte Mathilde mit verzeihendem Lächeln und reichte ihm die Hand.

Sie öffneten gerade die Thür des Saals, als man eben in Erfahrung gebracht hatte, es ſei ein Paſſagier von der der Cholera verdächtigen Fortuna im Hauſe. Dieſe Nachricht wirkte wie ein Donnerſchlag auf die ruhigen Gäſte, die jetzt allen Appetit verloren hatten, und ſo beſtürzt von ihren Sitzen aufſprangen, als ob die delicaten Zuckererbſen, womit ſie eben regalirt werden ſollten, explodirende Knallerbſen geweſen wären. „Die Cholera! die Cholera! geſchwind mit Eßig geräuchert! weh uns! ich fühle ſie ſchon!" — ſchrie Alles bunt durch einander, und wenn mehrere Damen zuviel Courage zu haben ſchienen, um vor

Schrecken bloß zu werden, so verdankten sie diesen Schein blos ihrer dicken Schminke.

„Himmel, da ist er selbst, der Unglückselige!“ rief jetzt Gottlieb, als Julius mit der reizenden Mathilde in den Saal trat, und alle Gäste eilten zu den Thüren. Da diese sich nicht nach außen öffneten, so dauerte es geraume Zeit, bevor man ins Freie gelangte, man stieß, man drängte sich ohne alle Galanterie und Höflichkeit. Blos Julius und Mathilde standen ruhig, und sahen dem seltsamen Treiben verwundert zu. „Sind wir denn abgeschiedene Geister, Gespenster?“ fragten sie sich, „oder haben Jene Geist und Besinnung verloren? Und jetzt schiebt man segar die Riegel vor und sperrt uns ein, als wären wir der Auswurf der Gesellschaft. Was hat das zu bedeuten?“— Julius sagte endlich Mathilden das Lösungswort all dieser Räthsel, es hieß: List und Liebe. Sie zürnte wohl anfangs ein wenig über das Aufsehen, das sie nun abermals in der ganzen Stadt machen mußte, aber die Kühnheit schien ihr doch nicht zu mißfallen, womit er Alles aufgeboten hatte, ihren Besitz zu erringen. Wie unangenehm stach dagegen Gottliebs Feigheit ab, welcher, nur um seine eigne werthe Person bekümmert, die Verlobte sorglos in einer von ihm für tödtlich gehaltenen Gefahr zurück ließ. Ja, sie hörte ihn draußen mit zitternder Stimme die ganze Dienerschaft zusammenrufen, damit alle Zugänge des Saals aufs kräftigste bewacht seien, und sie mußte, trotz ihrer verdrießlichen Lage, doch ein wenig lächeln über die Vorsicht, mit welcher ihr Bräutigam seinen Nebenbuhler bei ihr eingefperrt zu halten suchte.

In diesem Augenblicke sah man eine lange Stange zum Fenster hereinkommen, an deren Spitze ein Blatt Papier befestigt war. Der Doctor Dreibein hatte darauf die unverholene Nachricht geschrieben, daß die beiden Personen in ihrem jetzigen Aufenthalte Quarantaine halten müßten. Vor Ende der üblichen sechs Wochen komme Niemand heraus, doch solle es an Nahrungsmitteln des Leibes und Geistes, an Speisen und Büchern nicht fehlen, und was ihre delicate Situation betreffe, so verlasse sich Herr Gottlieb mit Zuversicht auf das bekannte Zartgefühl eines Offiziers. — —

Das war eine allerliebste Aussicht für Mathilden! Sechs Wochen lang das Zimmer hüten zu müssen, ist für eine junge Frau, die nicht Ursache hat, sich zu verstecken, ein schrecklicher Gedanke, welcher von seiner Bitterkeit nur wenig durch den Umstand verliert, daß ein hübscher junger Mann mit ihr zugleich auf dieser Folterbank sitzt. Welche Sechswöchnerin hatte je so große Langeweile empfunden, als ihr nun bevorstand! Und wie viele Stichelein mußte sie von der ganzen Stadt erwarten, deren scharfe Lästerzunge sich diesen Leckerbissen gewiß nicht entgehen ließ! „Sechs Wochen lang auf einem Zimmer — und mit ihrem frühern Anbeter — und Tag und Nacht — o abscheulich!“ so krächzte es Mathilden prophetisch in die Ohren, und sie goß in einer salbungsvollen Rede die ganze Schale ihres Zorns über Julius aus. Er aber blieb der trockne Spaßvogel von vorher und bemerkte, ihr geschehe ganz Recht. Da sie schon so manchen Mann seiner Freiheit beraubt habe, so nehme jetzt billigerweise die gesammte Männerwelt durch ihn Revanche. Er rathe ihr übrigens sehr zu Verdrießlichkeit, wenn diese etwas dazu beitragen könne, die Langeweile zu vertreiben. Nur möge sie erlauben, daß er bei Laune bleibe, weil die Zeit ihm ohnedies dreißend schnell vergehen werde. — Nachdem er sie so ein Weilchen mit Galanterien gegrämt hatte, verstieg er allmählig ins Sentimentale. Er schilderte die Lebensart, welche er mit seiner Gattin führen wolle, die Seligkeit, der über alles Geliebten eine glänzende Existenz zu bereiten. Das Bild war ein wenig geschmeichelt, aber es gefiel, und die Pinselstriche: Residenz, Equipage, Loge im Theater, Reisen thaten eine gute Wirkung. Amor umflatterte seine Beute in immer engern Kreisen; ihr sechswöchentliches Beisammensein glaubte Mathilde am besten dadurch rechtfertigen zu können, daß sie es zu einem ewigen machte, — kurz, sie reichte ihm, als er ihr zu Füßen fiel, die Hand, und nicht blos zum Aufstehen. —

Unterdessen kam der alte Gärtner mit einem schweren Mantelsack angeschleppt. „Woher?“ rief ihm sein Herr entgegen. — „Von der Post, wo ich eine Stunde habe warten müssen. Das macht aber, es waren noch viele andere Passagiere mit Herrn Julius gekommen, die auch ihr Gepäck haben wollten.“ — So kam er nicht zu Schiffe an? — „Nein, Herr, mit dem Postwagen von Bremen.“ — Dann hat er uns Alle belogen und betrogen. — In welcher Absicht aber? fragte der Doctor. — Um diese zu ergründen, eilten nun Alle, mit Vorsicht und Präservativen ausgerüstet, in den Saal zurück, und fanden Julius in der angenehmen Situation eines Knieenden. Gottliebs Eifersucht ward rege, und wer weiß, was dieser Othello noch verübt hätte, hielt ihn nicht zum Glück die Furcht vor dem Contagium zurück. Aus Mitleiden mit der allgemeinen Angst näherte sich Julius der Doctorin Dreibein, ihr, als unwiderleglichen Beweis seiner Gesundheit, ihren Fächer zu überreichen, und nun erhob sich auch Mathilde mit Würde, erklärte den Prozeß mit Gottlieb zu seinem Besten aufgeben zu wollen, wenn er an Herrn Julius seine Ansprüche auf sie abtrete, und was sollte der arme Gottlieb thun? — Er that das Vernünftigste, was sich thun ließ. „Ein magerer Vergleich,“ sprach er, „ist besser, als ein fetter Proceß; wie viel mehr ist dann einem mageren Proceß ein fetter Vergleich vorzuziehen! Nimm sie, Freund Julius!“

Und Alle gratulirten, und eilten dann jubelnd zu den unterbrochenen Tafelfreuden zurück.

W. Achat.

Historisches mit Bemerkungen.

Der Herzog Karl Eugen von Würtemberg, geboren am 11. Februar 1728, gestorben am 21. Oct. 1793, gelangte, nachdem er einige Zeit am Hofe des großen Friedrich von Preußen gelebt, in noch nicht vollendetem sechszehnten Lebensjahre zur Herrschaft. Das Volk empfing ihn mit lautem Jubel, denn er bestätigte mit seinem fürstlichen Worte die Verfassung des Landes, den durch die Reihe der Jahrhunderte

geheiligten Tübinger Vertrag, und zeigte sich anfangs in allen Dingen des Unterrichts würdig, den er am Hofe Friedrichs des Grossen genossen. Aber nur zu bald vergaß der Herzog dessen, so er gelobt, er handelte nach Willkühr, und verfuhr gegen seine Unterthanen mit einer solchen Ungerechtigkeit, daß sie sich an den Kaiser um Schutz und Hülfe wandten. Durch Joseph's II. Bemühungen versöhnte sich denn auch Karl Eugen durch den sogenannten Erbvergleich von 1770 mit seinem Volke. Er wurde milder, stellte alle eigenmächtigen Handlungen ab und erkannte sein früheres Unrecht auf eine Weise, die in der Geschichte ohne Beispiel ist. An seinem funfzigsten Geburtstage nämlich, am 11. Februar 1778, ließ er von allen Kanzeln des Landes seinem Volke verkündigen:

„Er sei ein Mensch, und deßhalb immer unter „dem Grade der Vollkommenheit. Es hätten „sich aus menschlicher Schwachheit, unzulänglicher „Kenntniß und anderen Umständen viele Ereig„nisse begeben, die nun nicht mehr eintreten wür„den. Ein solches freimüthiges Geständniß abzulegen, sei eine Pflicht, die besonders den „Gesalbten der Erde heilig sein müsse. „Er betrachte den heutigen Tag als den Anfang „der zweiten Periode seines Lebens. Die Zukunft „werde von nun an von ihm einzig zum Wohle „seiner Unterthanen verwendet werden. Jeder der„selben dürfe nun getrost leben, da er in seinem „Landesherrn stets einen sorgenden, treuen Vater „werde verehren können."

Diese Worte, die man mit goldenen Lettern in eherne Tafeln eingraben sollte, damit sie von Allen gelesen und immer wieder gelesen würden, die sich in einem ähnlichen Falle befinden, sind das schönste, das heiligste Vermächtniß Karl Eugen's; denn er hat treulich gehalten, was er versprochen, und sich dadurch bei seinem Volke ein Denkmal errichtet, das die Stürme unserer Zeit nicht erschüttern konnten.

Streifzüge

von

G. Reben.

1.

In der sonst trefflichen Sammlung von Idyllen des bekannten Dichters Franz Xaver Bronner, welche unter dem Titel „Luftfahrten ins Idyllenland" zuerst 1787, und neuerdings Aarau 1833 in einer zweiten Auflage erschienen, geht der Verfasser in seiner zarten Poeterei so weit, von einem Stich aus Fädchen von Küssen aller schönen Mädchen zu träumen. In der Idylle „der gelöste Zweifel" heißt es nämlich:

„Alle schöne Mädchen
Sind mir lieb, lieb, lieb!
Aus der Küsse Fädchen
Flechten sie ein Lied."

Wirklich die zarteste Zartheit und Naivetät, die mir bisher in Expectorationen über den Kuß vorgekommen, — aber doch etwas dünne!

2.

Der große Beethoven urtheilte einst über Rossini folgendermaßen: „Wenn ihm die Natur nicht verliehte, buhlerische Melodieen scheckweise in den Schooß geworfen, von dem, was er gelernt, würde er seinen Wanst höchstens mit Kartoffeln haben füttern können." —

Erlesenes.

Die Despotie hat keinen bessern Kunstgriff, als Sprachverwirrung und Halbbegriffe; ich halte also den Thurmbau zu Babel für ein Gaunerstückchen irgend eines Nimrod oder Samuel.

Wer von Freiheit und Gerechtigkeit kein besseres Ideal kennt, als ihm die Geschichte zeigt, ist sehr arm an Trost für die Menschheit.

Es ist nicht so gefährlich, zwanzig allgemeine Wahrheiten kühn zu sagen, als eine einzige Anwendung davon zu machen.

Wer mehr als gewöhnlichen Respekt verlangt, verdient auch den gewöhnlichen nicht.

Die anscheinende Liberalität ist die Quelle der schwersten Bedrückungen, so wie die wirkliche die beste Stütze der Gerechtigkeit ist.

Je niederträchtiger der Kriechling sich Macht erschlichen und erschachert hat, desto drückender übt er sie.

Es ist weit schwerer, die Wahrheit von seinen Freunden zu sagen, als von seinen Feinden, und es gehört vielleicht mehr reiner Muth dazu, den Fehler eines Freundes freimüthig zu rügen, als dem Dolch eines Feindes entgegen zu gehn.

Winter-Lieder.

Von

W. Adat.

3.

Als jüngst in Deine Locken
Der Schnee fiel dicht hinein,
Da dünkten mir die Flocken
Nur Lilien zu sein.

4.

Wie auch der Schnee sich aufgethürmt,
Ein Sonnenblick — er schmilzt ihn hin:
Wie auch der Gram ein Herz bestürmt,
Ein Liebesblick verscheuchet ihn.

5.

Alle Flocken, die jetzt fallen,
Gibt Gottes Hand uns hin:
Gebt nur Acht, ob nicht im Frühling
Weiße Rosen draus erblühn.

6.

Den Kopf gelehnt am Fenster-Rahmen,
Und Dein gedenkend, holdes Kind,
So seufz' ich leise Deinen Namen,
Und hauch' damit die Scheibe blind.
Und wie er aus der Brust gekommen,
So liebewarm, so sehnsuchtsheiß,
So hat der Winter ihn vernommen,
Und eingedrückt ins Fenster-Eis.

Logogryph.

Von

W. Adat.

Der Concertgeber an das Publikum.

Vierfylbig.

Aus jener Stadt,
Die Dir das Ganze nennt,
Komm' ich mit 2 und 3,
Dem Instrument.

Aus ihm lock' ich
Den Zauberklang hervor,
Dem 1 zweimal sogar
Erschließt sein Ohr.

Die Viert' ist — na,
Du triffst sie wohl sofort.
Entree-Billet sei Dir
Das Losungswort.

Neues unter der Sonne.

Berliner Hof-Theater.

Demoiselle Bauer als Donna Diana.

Keine Schauspielerin von Allen, die ich bis jetzt in dieser Parthie gesehen, hat mich so, wie Dem. Bauer befriedigt: selbst Madame Crelinger nicht, die freilich mehr als Jene ihre Auffassung des gegen die Liebe kämpfenden Weibes, mit vollendetere Meisterschaft, ohne ein Jota zu viel oder zu wenig, durchführet; bei der aber eben in der Auffassung der Fehler liegt. Sie giebt der Diana durchweg zu wenig Liebenswürdigkeit. Dem. Bauer hingegen ist verführerisch schön und reizend, vergißt nie die Fürstin, und malt den Kampf gegen das Princip ihres Lebens und gegen die Unempfindlichkeit Cäsars mit wohlthuenden, nicht zu starken Farben. Im letzten Akte schienen mir alle Darstellerinnen der Diana zu fehlen, indem sie, verführt durch die Worte der Dichtung Don Cäsar mehr aus Neid: den Stolzen von einer Andern besiegt zu sehen, als aus Liebe wählen — und das ist nicht ästhetisch. Wie groß muß die Liebe Diana's sein, die ohne Gegenliebe zu erwarten, Don Cäsar zum Gatten wählt! Bis zum letzten Akt kämpft Diana gegen ihr Herz, dann aber kämpft das Herz gegen Diana, und es wird die Aufgabe der Darstellerin, mehr Liebesschmerz als Eifer zu zeigen. In dieser Beziehung fehlte auch Dem. Bauer, obschon weniger als andere Künstlerinnen, die ich gesehen. Denke ich aber an ihre Toilette, (bekanntlich spielt diese bei eine bedeutende Rolle mit) so begreife ich nicht, wie wir gegen ein Mangel in der Darstellung auffallen konnte; denn die Gattin war in jeder Hülle so schön, so schön, daß zu Ende des letzten Aktes es recht lebhaft empfand: Caesar, aut nihil!

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 31. Donnerstag, 11. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Das erwachende Lied.

Eine lyrische Scene

von

H. Smidt.

Der Dichter.

Ich saß daheim, in meiner stillen Klause,
Und suche nun, nach langvergeßnem Warten,
Den grünen Wald und den erwachten Lenz. —
Ich find' ihn nicht — auch hier ist trübe Nacht;
Das Leben flieht, — wohin den Blick ich wende,
Starrt mir ein kalter Winterschlaf entgegen,
Der' ist die Flur, und öde ist das Herz! —

Die Flur.

Betrübe mich nicht! du scheuchst den Nebelschleier,
Der schützend mich dem rauhen Nord verbirgt. —
Hinweg mit dir und deinen todten Worten! —
Ich kann dich nicht mit stiller Pracht beglücken,
Und deinen Tritten keine Blumen streu'n.

Der Dichter.

Willst du den alten, treuen Freund nicht kennen?

Die Flur.

Einst kannt' ich dich, — wir waren beide jung,
Und dichteten begeistert und begeisternd;
Ich schrieb mit Blumen meine Dichtung dir,
Du tauschtest sie mir ab, und hülltest sie,
Daß sie der Mensch erkenne, in das Wort.
Die Blume welkte und der Ton verklang,
Der' ist die Flur, verstummt ist der Gesang! —

Der Dichter.

So ist so bald der Jugend Traum verklungen?
Verdorben ist der heitre Genius?
Verloren ist, was freudig ich gesungen,
In der Begeist'rung glühendem Erguß?
Und soll ich nun, was mühsam ich errungen,
Vernichten sehn vom kalten Todeskuß?
Dann, gütiger Himmel, mit dem Klang der Lieder,
Nimm auch dem Sänger sein Bewußtsein wieder.

Geisterstimmen von Oben.

Lieblich tönt durch das weite All',
Vom Throne des Urlichts ein Wiederhall! —
Auf zur Freude und Wonne,
Majestätische Sonne!
Weiche! verhüllende Nacht! —
Steige auf in Pracht!
Alles belebende göttliche Macht! —

Sonnenstrahl.

Hoch herab vom Himmelsplan,
Bau' ich mir die luft'ge Bahn!
Brünstliche Erde, ich grüße dich!
Wälder und Fluren empfanget mich! —

Das Lied (träumend).

Wie so bange träum' ich und schwer!
Rede wohl, aber ich töne nicht mehr! —

Der Wasserfall.

Große Eil, wohin ich seh!
Wilde Hast, wohin ich geh'! —
Rauschte auf und fühle mich frei,
Brach des Eises Hüll' entzwei! —
Vorwärts geht es, frisch und munter,
Donnernd stürz' ich mich hinunter,
Grüße dich freudig, du Abgrund schön,
Habe seit Monden dich nicht gesehn.

Die Knospe.

Es wogt und braust, ich muß hinaus!
Ade, ade! du finstres Haus! —

Wie ein besorgter, treuer Gemahl,
Küßte mich wach der Sonnenstrahl!
Eil, wie es lichtert, wie es lacht!
Das ist ein Morgen nach langer Nacht! —

Die Schwalbe.

Ueber mir Himmel, unter mir Meer!
Komme flatternd vom Süden her.
Wird allmählig im Norden laut;
Wo ist mein Nestlein, das ich gebaut? —
Dort am Gebälke hänget es frei! —
Wüßt' ich nur, wo mein Liebchen sei.

Das Lied (träumend).

Bin im gold'nen Kämmerlein,
Liege dort im festen Schrein, —
Ach, wie's draußen tönt und singt!
Wie es jubelt, wie es klingt!
Rauscht auf Flügeln stolz einher!
Ich nur athme bang und schwer. —

Der Dichter.

Will sich die Angst vom starren Herzen lösen?
Entsteigt mein Geist der langen, trüben Haft?
Ich bin nicht mehr, was ich vordem gewesen,
Ich athme auf in frischer Jugendkraft!
Des Geistes rasche Fittige entfalt' ich,
Ich schau umher mit voller Lebenslust,
Es drängt und wogt in mir so vielgestaltig,
Voll Selbstbewußtsein hebt sich stolz die Brust.

Die Lerche.

Unter mir die finstre Gruft!
Ueber mir die blaue Luft! —
Seh den stolzen Tempelbau,
Blumenteppich roth und blau;
Seh der Ströme Silberband,
Flattern durch das ganze Land. —

Die Blumen.

Lenzgeborne! —
Fremderkohrne! —
Duften mit und blühen fort,
Lustig und heiter an jedem Ort! —
Träumen im lieblichen Mondenschein,
Wiegen uns selbst in Schlummer ein,
Halten nicht viel auf lauten Gesang,
Daß wir duften, ist unser Dank!

Die Nachtigall.

In dem lieblichen, schattigen Hain,
Dringt durch die Zweige der Sternenschein,
Wem es im Volksgewühl nicht gefällt,
Komme unter dies Laubgezelt.
Heilige Dämmerung! Mondenlicht!
Jede Blüthe ein zartes Gedicht! —
Heiliger Töne Harmonie! —
Keine Sprache, nur Melodie!

Wanderndes Liebespaar.

Ohne Worte thut sich's kund!
Oeffne nicht den Rosenmund!
Lacht aus deinem Augenpaar,
Eine ganze Engelschaar! —
Deine Sorgen — sie sind mein! —
Meine Freuden — sie sind dein! —

Die Sterne.

Wir wandern fort nach ewigen Gesetzen,
Vom Urbeginn durch alle Ewigkeit!
Der höchsten Gottheit glanzgeschmückte Wächter,
Die Zeugen seiner Macht und Herrlichkeit! —
Was auf uns träufelt von dem Quell der Gnade,
Der sich ergießt vor seiner Allmacht Thron,
Das senden wir im Thau zur Erde nieder,
Zur Lust dem staubgebor'nen Erdensohn! —
Der wachet auf, geweckt vom Strahl der Sonne,
Und badet sich im Glanz der Himmelswonne! —

Das Lied (erwachend).

Ich bin erwacht!
Weit um mich her strahlt Leben! —
Entweiche Nacht!
Laß mich zum Lichte schweben! —

Der Dichter.

Wer ist der Knabe dort, mit lieblichem Gesicht?

Das Lied.

Ich bin das deutsche Lied! Kennst du mich nicht! —

Der Dichter.

Ich kenne dich! Willkommen, holder Knabe!
Komm, reiche mir vertrauungsvoll die Hand! —
Wir stiegen Beide ja aus einem Grabe,
Und sind seit langen Zeiten uns verwandt;
Drum werden wir auch ferner uns verstehen,
Und wollen immer mit einander gehen. —

Das Lied.

Ich folge dir! Doch mußt du selten schweigen,
Denn stille, fein und rasten kann ich nicht! —
Sieh dort der Elfen leicht geschürzten Reigen,
Wie rasch er sich gestaltet zum Gedicht! —

Kritiker (zum Dichter).

Horch, wie es tönt voll Lust von allen Zweigen,
Und wie melodisch selbst der Zephyr spricht! —
Ein ewig Lied! Denn Alle, die da klagen,

Daß es an würd'gen Stoffen schon gebricht,
Sind keine Dichter! — Was du vor dir siehst,
Du kannst es nicht in tausend Liedern sagen! —
Reich, unerschöpflich reich ist die Natur! —

Der Dichter.

Voran, mein Lied! Ich folge Deiner Spur! —

Epigramme

von

M. Achat.

Der Plagiarius.

Er will der Themis nur
Als Werkzeug dienen.
Sie stahlen's der Natur,
Er nimmt es ihnen.

Junger Ehemann an seine Gattin.

Einst war von Allen ganz allein
Ich Dir willkommen.
Jetzt scheinen's Alle Dir zu sein,
Mich ausgenommen.

An die Schriftstellerin S.

Novellen in den Tag hinein
Schreibst Du, nicht ohne List.
Damit wir nämlich Dir verzeihn,
Daß Du Antike bist.

Neues unter der Sonne.

*** Auf einem Hügel unweit Petersburg soll ein neues Observatorium gebaut werden, das an Größe und Umfang alle bis jetzt existirenden Gebäude der Art übertreffen soll.

*** In Buckingham werden zwei Kartoffeln gezeigt, deren eine 4, die andere 5½ Pfund wiegt. Sie sind Beide an einem Busche gewachsen. In Dadford hat man eine Kartoffel von 28 Zoll Länge gegraben.

*** Ein Engländer hat berechnet, daß ein Sous, zur Zeit der Geburt Christi auf Zinsen gegeben, in unsern Tagen bis auf 110,000,000 Livres in Geld herangewachsen sein würde.

*** In Lucken haben die Einwohner einen Israeliten zum Bürgermeister erwählt.

*** Pariser Blätter machen viel Aufhebens von einer Dem. Rau, Schülerin der Mad. Damoreau, welcher bei der neulichen Preisvertheilung im Conservatorium zu Paris der erste Preis zuerkannt worden ist. Man will nie eine schönere Stimme gehört haben. Dabei spielt die junge Sängerin meisterhaft die Guitarre, das Piano und die Harfe, und spricht die italienische, englische und spanische Sprache so fertig, wie die französische. Das Wunderkind zählt erst sechzehn Frühlinge. Wir wollen erwarten, welcher Graf oder Baron sie erobern wird.

*** In Yvetot in Frankreich ist vor Kurzem eine Feuersbrunst wegen Mangel an Wasser mit Aepfelwein gelöscht.

*** In Heilbronn hat der neue Wein schon seine Opfer gefunden. Ein Küblers-Geselle wettete, er wolle 16 halbe Maaß 1834r trinken, verlor aber die Wette, weil er nach dem 8ten halben Maaß durch den gährenden Most erstickte. — In Waldkirch trank Jemand 20 halbe Maaß Wein auf einen Satz, und zerplatzte bald nachher. Gott! da möchte man ja lieber den 3r — nur langsam trinken!

*** Den Verlust, welcher seit drei Monaten in Frankreich durch wüthende Orkane verursacht wurde, schätzt man über 2,000,000 Francs.

*** Ein Blechwaaren-Fabrikant in Nürnberg verfertigt Blechschuhe mit einem Lederüberzuge, wodurch sie das Ansehen von gewöhnlichen Schuhen gewinnen, und bei nasser Witterung sehr gute Dienste leisten.

*** In Paris läßt ein Bauernjunge ein Paar gezähmte Kröten von der größten Gattung sehen, die nach dem Takte eines Dudelsacks auf einem runden Tische Galoppe und Ecossaisen tanzen. (?)

*** Ein Knabe wird in Lussana gezeigt, der bei einem Alter von 12 Jahren schon eine Höhe von 6 Fuß 5½ Zoll erreicht hat.

*** Der Selbstmord wächst in Paris und vielen französischen Provinzialstädten fürchterlich. Die Aerzte haben dafür den Namen Autocheirie erfunden.

*** Die englischen Colonisten in Neuholland haben den Vorschlag gemacht, daß künftig die Frauen eben so wie die Männer an den Künsten und Gewerben Antheil nehmen dürfen, um sich, wenn sie ausübende Künstler und Meister geworden sind, mit einem Manne verheirathen zu können, welcher, wie gewöhnlich die Weiber, die Hauswirthschaft besorge, strickt, näht, kocht und die kleinen Kinder wartet. — So übel ist der Vorschlag nicht, und sollte auch bei uns zur

Aufführung gebracht werden. Es kamen dadurch viele Männer unter die Haube und den Pantoffel, die doch zu nichts Besserm dienen können!

Berliner Hof-Theater.

Herr Eichberger

erster Tenorist des Leipziger Stadttheaters, längst rühmlich bekannt, als einer der ausgezeichnetsten Tenoristen unserer Zeit, realisirte endlich den schon lange genährten Wunsch der Berliner Kunstfreunde, diesen bedeutenden Sänger kennen zu lernen. Er trat auf der königlichen Bühne als Nadori in Spohr's düster-melancholischen und sylisch-monotonen „Jessonda" auf, und erndtete, wie dies zu erwarten stand, den lautesten Beifall, obschon die Partie des Nadori Herrn Eichberger gerade nicht Gelegenheit genug darbot, seine vielseitige Gesangsbildung an den Tag zu legen und durch glänzende Coloraturen und andere Effecte einen lauttönenden Jubel zu veranlassen. In der Oper „Jessonda" vermögen nur Kenner den verdienten Applaus zu spenden. Dieser war lebhaft und gerecht. Allgemeinen Beifall erndtete Herr Eichberger bei seinem zweiten und letzten Auftreten als Fra Diavolo, wo er auch stürmisch hervorgerufen ward. Obgleich des Künstlers Stimme in der Schilderung sanfter Gefühle keinesweges des zarten Schmelzes entbehrt, welcher der Tenorstimme einen so eigenthümlichen Reiz verleiht, so eignet sich doch seine kräftige, in allen Tonregionen gleichmäßig ausgebildete Stimme am besten zur Schilderung leidenschaftlicher Momente, in denen die heftigeren Affecte dominiren. Jeder Moment seiner Darstellung trägt das Gepräge einer tieferen dramatischen Auffassung, jeder Ton erhält die nöthige Bedeutsamkeit, und nur eine oft plötzlich eintretende Monotonie und Steifheit im Spiele ist der einzige Mangel, der sich dem Künstler vorwerfen läßt, ein Mangel, der allerdings störend ist, den man aber in jetziger Zeit, wo solche Tenoristen, wie Herr Eichberger, selten sind, gern entschuldigt. Dagegen besitzt der Künstler den Vorzug, daß er seine wohllautenden Töne ohne alle Anstrengung in allen Tonregionen und in den verschiedenartigsten Abstufungen des Forte und Piano zu allen Combinationen in der Melodie und im Recitativ, dessen er vollkommen Meister ist, zu verwenden weiß. Sein Vortrag hat das gehörige Licht und den nöthigen Schatten bis in die feineren Nüancirungen, und ist sonach der wahre dramatische Vortrag, wie ich ihn von einem gründlich ausgebildeten, denkenden Sänger verlange. Der Uebergang aus der Bruststimme in die Fistel ist fast unmerklich und die letztere kräftig, rein und wohlausgebildet. — Ein solcher Tenorist fehlte bis jetzt der königlichen Bühne. Jetzt ist die Gelegenheit vorhanden, diese Lücke auszufüllen. Pix ist engagirt. Geschieht dasselbe mit Herrn Eichberger und wird die hülfreiche Stimme einer Sängerin ersten Ranges dazu gewonnen, so könnte sich die große Oper, auf solche Säulen gestützt, zu einer Vollendung emporschwingen, wie sie seit mehreren Jahren hier nicht gesehen ward. *)

G. Bergen.

Theater-Notizen.

.*. Berlin. Herr Carl Devrient hat seine Gastrollen bei der Königstädter Bühne nicht beendet, sondern ist in Folge eines Streites mit Herrn Cerf sogleich abgereist. — Herr Hauk, einer unserer trefflichsten Pianisten, ist plötzlich gestorben. — Fräulein von Hagn ist vor ihrer Urlaubsreise noch einmal in Raupach's neuestem Schauspiele „Corona von Saluzzo" aufgetreten, in welchem sie die schwierige Titelrolle vortrefflich, ja meisterhaft gab. Wir freuen uns immer, wenn wir einmal aus voller Ueberzeugung loben können, wo wir so oft tadeln müssen. —

.*. Auf dem Theater Bentadour haben die Proben zu den Vorstellungen deutscher Opern begonnen.

.*. Das Trauerspiel: „Catharina Howard, oder: Der Schlafrunk" von Alex. Dumas, metrisch für die deutsche Bühne bearbeitet von Ed. Jerrmann, hat in Hanover gefallen. —

.*. Der Schauspieler Swoboda in Wien hat einen mißglückten Versuch als Sänger gemacht.

.*. In Braunschweig wird gegenwärtig mit Beifall gegeben: Karl der Zweite, historisches Drama in 5 Akten, nach dem Englischen von Vogel. — Ebendaselbst ist die Novität: Das Leben eines Ehrgeizigen, Drama in 4 Akten, nebst einem Vorspiele: Das Haus des Arztes, in Scene gegangen.

.*. Holbeins Schauspiel: Das Alpenröslein, das Patent und der Shawl ist auf dem K. K. Theater in der Leopoldstadt zu Wien zum Erstenmale gegeben.

Herr Quandt, früher beim Königstädter Theater in Berlin, gastirt mit Glück in Wien.

.*. Das Trauerspiel: Manfred, von Lord Byron, ist auf dem Coventgarden-Theater in London aufgeführt worden.

.*. Der Violoncellist Griebel aus Berlin und der Flötist Heinemeyer aus Hanover haben kürzlich in Gemeinschaft ein Concert in Frankfurt a. M. gegeben. Ersterer geht von dort nach Holland.

*) Wie wir hören, ist Herr Eichberger bereits mit 3000 Thalern engagirt. Die Redaction.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 32. Montag, 15. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Eine wahre Begebenheit.

Der junge Baron von L... saß am Schreibtisch und notirte mit flüchtiger Feder die Abentheuer einer Reise, von welcher er vor einigen Tagen zurückgekommen war. Ein leises Klopfen an der Thür störte ihn in seiner Arbeit. Er rief unmuthig „herein," und vor ihm stand die wohlbekannte und wohlbekannte Köchin des Bürgermeisters, nach freundlicher Begrüßung einen gehorsamsten Empfehl von ihrer Herrschaft ausrichtend, und der Herr Assessor möchten derselben auf den Abend die Ehre seiner Gegenwart zu Theil werden lassen. „Kommen Sie doch ja, das ganze Städtchen ist geboten, und es wird hoch hergehen," setzte sie noch privatim hinzu, und lächelte einladend. — „Ich werde so frei sein," erwiederte der Angelächelte mechanisch und wollte, als die Störerin gegangen war, im Schreiben fortfahren. Aber die Invitation hatte seine Aufmerksamkeit vernichtet, er mußte die Feder niederlegen und dafür den Gedanken aufnehmen, daß er doch besser gethan hätte, die Einladung auf eine verbindliche Weise abzulehnen.

„Da werden mich nun die Herrn Philister wie ein Meerwunder angaffen, und sich von Allem, was ich gesehn und nicht gesehn habe, die Beschreibung ausbitten. Was aber das Schlimmste ist, ein Kleinstädter glaubt immer, man mache ihm etwas weiß, kein Verliebter kann ihn an Mißtrauen übertreffen, und so werden denn auch diese bei dem Alltäglichsten, was ich ihnen erzähle, Uebertreibung voraussetzen. Daher sind Reisebeschreiber, die mit ihren Erzählungen nicht ganz durchfallen wollen, genöthigt, Alles so sehr zu vergrößern, daß nach dem üblichen Uebertreibungsabzug noch genug übrig bleibt, um einiges Aufsehen zu erregen. Und auch ich werde das thun müssen."

Er zog die Klingel. Der Bediente erschien, und fragte mit seiner einfältigsten Miene nach des gnädigen Herrn Befehlen. „Du sollst mir meine Kleider reinigen, Sebastian. Sie sind noch ganz bestäubt von der Reise, und dann komm wieder, ich habe mit Dir zu reden."

Sebastian that, wie ihm geheißen worden. Er klopfte und bürstete diesmal in möglichster Eile, um desto früher zu erfahren, was sein Herr denn wohl mit ihm zu reden haben könne. Ein so herablassendes Wesen hatte er während der ganzen Reise an dem Baron nicht wahrgenommen, und die Neugierde trieb ihn schon nach wenigen Minuten, die gereinigten Kleider auf dem Arm, ins Zimmer zurück.

„Höre, Sebastian!" begann der Baron. „Ich bin heute zum Abendessen eingeladen. Da gehst Du mit mir, und bleibst so lange an der Thür stehen, bis man Dich hereinruft. Wirst Du dann gefragt, ob Dies oder Jenes, was ich erzählt habe, wahr sei, so mußt Du es so viel als möglich bekräftigen. Freilich wird Dir im Anfang das Lügen ein Bischen schwer fallen, ehrliche Seele; aber Du sollst es nicht umsonst gethan haben, und ich schenke Dir vorläufig diese noch fast ganz neuen Beinkleider als Schmerzensgeld für etwanige Gewissensbisse."

Wer war froher als Sebastian? „Mit tausend Freuden lüg' ich noch zehnmal so viel wie Sie, mein bester, gnädiger Herr Baron," rief er, und sprang jubelnd hinaus, um die kaffeebraunen Trophäen seiner künftigen Heldenthaten der ganzen Welt zu zeigen. „Laßt mich nur erst damit ein paar Mal vor Ehrsinnens Hause vorbeistolziren," prophezeite er im Kreise der Genossen, „so ist es für immer um ihre Sprödigkeit geschehen. Sie jagt alle die andern Freier zum Henker, und hält sich an mich. Und was den Preis betrifft, womit ich die schöne Hose bezahlen soll, so wird er's doch auch nicht zu arg machen, da er seinen Katechismus wohl eben so gut auswendig gelernt hat, als ich."

Der Abend kam und die beiden Alliirten machten sich auf den Weg zum Hause des Bürgermeisters. Der Baron trug einen geschmackvollen, etwas phantastischen Anzug, womit er die ganze versammelte Damenwelt zu bezaubern gedachte. Sebastian hatte zum Erstenmale die kaffeebraunen Beinkleider an, und war in seinen eignen Augen so schön wie ein Gott.

So glücklich wenigstens! würde Jeder gesagt haben, der gesehen hätte, wie er den ganzen Weg voll seliger Liebeshoffnungen nichts anders betrachtete, als seine untere Hälfte, wovon er sich den baldigen Gewinn einer Ehehälfte versprach.

Jetzt hatten sie das Ziel erreicht, und der Baron trat in den Saal, während Sebastian-Narziß vor der Thür Posto faßte.

Die ganze Gesellschaft war bereits versammelt, und hatte schon ein Weilchen mit Ungeduld des zögernden Gastes geharrt. „Ich bin doch neugierig, wie er uns gefallen wird," — sagte eine Dame zur andern, und „ich bin doch neugierig, wie ich ihm gefallen werde," sagte Jede zu sich selbst. Die Herren freuten sich auf die angenehme Unterhaltungsgabe des Vielgereisten, und Jeder sann sich Fragen aus, die er an ihn richten wollte. Endlich erschien er, und bald nach den ersten Begrüßungszeremonien entspann sich ein lebhaftes Gespräch über die Merkwürdigkeiten fremder Länder. Der Baron fing an, von seinen Abentheuern zu erzählen und die Damen „in schönem Kranz" stellten sich berchend um ihn herum.

Eine Zeitlang ging Alles gut, und man lauschte mit offnem Ohr und Munde. Doch allmählig wurde das klare Wasser der Wahrheit durch mehrere Unwahrscheinlichkeiten so sehr getrübt, daß einer der Anwesenden, welcher in Krähwinkel den Freigeist spielte, bescheidene Zweifel zu äußern begann. Der Baron machte ein vornehmes Gesicht, und fragte, ob sein Bediente die Ehre habe, ihm bekannt zu sein. Der Freigeist bejahte und sagte sarkastisch: „das Sprichwort: „„wie der Herr, so der Diener"" finde in demselben seine offenbare Widerlegung. Denn es gebe wohl keine treuherzigere Seele, als Sebastian, und er sei gewiß keiner Windbeutelei fähig. „Er steht eben draußen," bemerkte mit schadenfrohem Lächeln die Herrin des Hauses. Man rief ihn hinein, und Sebastian erschien mit kaffebraunen Beinkleidern und verwegenen Mienen. Man trug ihm den zweifelhaften Casus vor, und er bedachte sich keinen Augenblick, die Aussage des Barons mit den heiligsten Eiden zu bekräftigen. Der Freigeist zog sich beschämt zurück, und der Baron fuhr mit größerem Muthe fort, zu erzählen, das heißt zu windbeuteln. Er forderte jetzt am Schlusse jeder Gaskonade selbst seinen Diener auf, ihn, wenn er könne, Lügen zu strafen, und dieser schwur noch einige Mal Stein und Bein, er habe die lauterste Wahrheit gesagt. Als jedoch die Lügensumme immer höher anwuchs, und jede Lüge ihre Vorgängerin an Größe übertraf, da ward dem armen Sebastian ganz ängstlich zu Muthe. Ein Bischen neben der Wahrheit vorbeizuspaziren, ließ er sich gern gefallen, weil er eben dadurch das Vergnügen errang, in kaffebraunen Beinkleidern vor Christinens Hause vorbeizuspazieren. Aber den ganzen Abend in Einem Athem fortzulügen, das war zu arg, und konnte ihm die ewige Seligkeit kosten. Sebastian wurde in seinen Bestätigungen immer kleinlauter und zitterte an allen Gliedern, als sein Herr jetzt von neuem seigenthermaßen auf die Wahrheit Sturm lief: „Einst kamen wir an einen breiten Fluß, über welchen nirgends eine Brücke führte. Trotz des bösen Wetters, das meinen Muth auf die Probe zu stellen schien, verlangte ich, übergesetzt zu werden. Aber der Fährmann wollte es nicht wagen, weil der Wellenschlag zu gefährlich sei. Was geschieht? Während ich mich mit ihm herumzanke, kommt ein plötzlicher Windstoß, hebt unser ganzes Fuhrwerk sammt den vier Pferden in die Höhe und setzt Alles wohlbehalten an das entgegengesetzte Ufer. Nicht wahr, Sebastian!" —

Aber Sebastian schüttelte betrübt den Kopf, und sagte mit weinerlicher Stimme: „Nein, gnädiger Herr, jetzt wird's mir zu toll; mein Gewissen kann wohl eben so viel verdauen, als das eines andern Christen; allein Sie treiben es zu weit, und ehe ich eine solche Lüge als wahr bezeuge, geh' ich Ihnen lieber **auf der Stelle** Ihre Beinkleider zurück." Und gesagt, gethan. Mit heroischer Entsagungsmiene, selbst durch den Gedanken an Christinen nicht zurückgehalten, legte Sebastian Hand an seine Knöpfe, und würde der Gesellschaft das seltsamste Schauspiel bereitet haben, wenn man ihn nicht so schnell als möglich zur Thür hinausgewerfen hätte.

Es ist aber ein Jammer, daß heut zu Tage die **nackte Wahrheit** in keinem gebildeten Cirkel geduldet wird.

W. Achat.

Zeitungs-Artikel aus dem Krähwinkler Correspondenten.

Wie es verlautet, so hat unser wohlweise Magistrat beschlossen, den projektirten Bau eines Narrenhauses für die Stadt Krähwinkel vorläufig noch auszusetzen, und die Narren, wie bisher, im Rathhause unterzubringen. — Gestern ist der Antrag des Herrn Senators von X., daß nämlich die Rathsdiener statt der bisherigen grauen Kamaschen nunmehro schwarze tragen sollen, in öffentlicher Sitzung mit 30 Stimmen gegen 29 durchgegangen. — Da unter den Einwohnern unserer Stadt die Furcht vor Prozessen seit einigen Jahren so sehr überhand genommen hat, daß schon die mehrsten Controverssfälle durch Vergleiche geschlichtet werden, so hat **Magistratus** zu Gunsten der hiesigen zahlreichen Rechtsgelehrten eine Advokaten-Steuer ausgeschrieben. — Unser als Magnetiseur berühmter Arzt, Doktor B., welcher zugleich, wie bekannt, ein talentvoller Dichter ist, wird, statt des bisher gewöhnlichen Manipulirens, blos das Vorlesen seiner Gedichte anwenden, um seine Patienten in Schlaf zu bringen. Wegen der fast täglich sich mehrenden Fluth von Zeitschriften hat **Magistratus** befohlen, daß Jeder, der ein neues Journal herauszugeben will, zuvor ein Zeugniß produciren muß, daß er auf dem hiesigen oder einem auswärtigen Gymnasium wenigstens bis Quinta gekommen ist. — Bei der letzten Aufführung der Oper „viel Lärm um Nichts," ist durch die Gewalt der Tonmassen eine Wand des Opernhauses eingestürzt. — Die in unserm Nachbar-Staate grassirende Rindviehseuche ist nun leider auch bei uns ausgebrochen. Wie man vernimmt, so ist die Ansteckung durch einen

Beamten, welcher zum hiesigen Ochsenmarkte hier war, mit herübergebracht worden. — Von den Sträflingen unseres Zuchthauses sind zwei, welche ihre Strafzeit abgesessen haben, mit einer Barschrift eingekommen, worin sie um Erlaubniß zur Verlängerung ihres Aufenthalts in der Anstalt bitten. — Da kürzlich wieder zwei talentvolle junge Dichter verhungert sind, so hat Magistratus beschlossen, eine Armenspeisungs-Anstalt anzulegen. — Unser große Philosoph, Professer Z., hält jetzt Vorlesungen über die Kunst, über seinen eigenen Schatten zu springen. — Um das häufige Tollwerden der Hunde zu verhüten, dürfen die Currendeschüler nicht mehr auf den Straßen singen, auch keine Leierkasten sich hören lassen. —

Kosten.

Streifzüge

von

G. Reben.

3.

Die üppigsten, wollüstigsten Tänze sind bekanntlich der spanische Bolero, der Fandango und die portugiesische Fofa oder Chula, dieser lebhafte aber schlüpfrige Nationaltanz, wobei die Tänzer oft wahrhaft convulsivische Bewegungen machen. Alle diese Tänze sind züchtig gegen den afrikanischen Negertanz, der die Natur an Natürlichkeit überbietet. Diesen Tanz sieht man häufig in den Städten Brasiliens von den Sclaven und Sclavinnen aufführen, und die vornehmen Brasilianerinnen auf dem Balcon halten nicht einmal die Hand vor Augen! Sie lachen; aber nicht hinter dem Fächer. Freilich verbietet eine dunkle Hautfarbe das Erröthen — vielleicht auch zu früh gereifte Klugheit; denn diese dunkelfarbigen Schönen pflegen im zwölften oder dreizehnten Jahre schon zu heirathen, im dreizehnten oder vierzehnten sind sie Mütter, im achtundzwanzigsten — alte Weiber.

4.

Besoldete Klopffechter des „literarischen Viehstalles“ sind die Madame B. in W. und die Herren W. von L. und F. von R. Ein würdiges Trifolium! Derjenige Schriftsteller, der das Glück hat, in diese liebenswürdigen Hände zu fallen, wird gelobt, wenn er zur Fahne des Trifoliums geschworen; getadelt, wenn er nicht die Ehre hat, dem Trifolium bekannt zu sein, oder wenn er das Unglück gehabt, Mißfallen zu erregen. Ein sauberes, aristokratisches Trifolium!

5.

Der thätige und umsichtige Buchhändler Gottfried Basse in Quedlinburg, der fast täglich ein neues Werk aus seiner Bücherofficin hervorgehen läßt, hat abermals eine neue Auflage seines großartigen „Complimentirbuchs“ erscheinen lassen. Was läßt der Mann nicht Alles drucken! Ritterromane wie „Udo von Schreckenfels, oder: das wandernde Todtengerippe im Brautgemach,“ „Brömser von Rüdesheim,“ „Urach der Wilde,“ nebst Werken über die Mehl-, Sago- und Stärkebereitung, über Branntweinfabrikation, über Färberei, Oel-, Leders- und Pelzbereitung, über Federposen, über Filz- und Strohhüte, über Seife, Talg- und Wachslichte u. s. w. Man sieht hieraus, wie gemeinnützig Herrn Gottfried Basse's Wirksamkeit ist. Nächstens soll er auch ein Werk über „Nachdruck“ erscheinen lassen, auf welches wir das Publikum aufmerksam machen.

6.

Wie oft hat doch der Deutsche, selbst in unsern Zeiten, über die Mauth geschrieen, ohne zu bedenken, daß gerade das so vielfach getadelte Mauthwesen, d. h. wie es jetzt in einem großen Theile Deutschlands existirt, gerade ein bedeutender Hebel des deutschen Wohlstandes werden kann. Mag sich Dieser oder Jener noch so sehr tadelnd über dasselbe vernehmen lassen, so wird doch jeder Verständige einsehen, daß der Zoll jetzt durch Preußens großartige Politik eine Aegide für den deutschen Gewerbfleiß gegen das Ausland werden muß. Einem solchen Mauthwesen muß jeder Einsichtsvolle das Wort reden!

An den diesjährigen Winter.

Du alter Winter, schäme Dich,
Wie hast Du Dich verwandelt;
Und Deine starre Männlichkeit
Verkändelt und verhandelt!

Wo ist Dein blanker Schild von Eis,
Dein Köcher voller Schlossen,
Dein Harnisch, von der Sonnenglut
Machtlosem Pfeil beschossen!

Gebunden liegst Du, wie ein Kind,
Ohnmächtig in dem Grase;
Die schlauen Weste spielen Dir
Muthwillig auf der Nase;

Und zupfen Dir den grauen Bart —
Die ungezog'nen Bübchen —
Und freu'n Die Blumen auf den Kopf
Und schaden Dir ein Rübchen.

O rasse auf die alte Kraft
Und schüttle Deine Locken,
Und blase ihnen das Gesicht
Voll Eis und kalter Flocken.

Kosten.

Epigramme
von
W. Achat.

Dialog.

Wittwe.

Ein Phönix war mein alter, seel'ger Mann,
Wie es auf Erden keinen je gegeben!

Freier.

Dann tröste Dich, Du weißt, ein Phönix kann
Verjüngt aus seiner Asche sich erheben.

An .....

Eine Posse versprachest Du zwar, doch zeigt sich nun leider,
Daß Du dem Publikum blos einen Possen gespielt.

Neues unter der Sonne.

⁂ In Neu-Granada hat man einen Seidenwurm entdeckt, der viel größere Kokons als der gewöhnliche giebt. —

⁂ In Rußland leben 37,301,620 Menschen vom Ackerbaue. —

⁂ Das Geheimniß der holländischen Tabaks-Fabrikation ist aufgelöst und dessen Mittheilung bei J. Schumann in Berlin erschienen. —

Literatur.

⁂ Der Fürst Pückler-Muskau hat den beiden Theilen seines „Tutti frutti" noch drei Bände folgen lassen, die noch weniger interessant, als jene sind. Zum guten Schriftsteller fehlt dem Verfasser sehr viel, z. B. poetisches Gemüth, Phantasie, Humor. Er plaudert eigentlich nur mitunter recht geistreich, mitunter auch sehr trivial. Es ist liberal von der Preußischen Regierung, daß sie das Werk nicht verboten hat. —

⁂ Karl Müchler, der große Berliner, hat Anekdoten von Friedrich dem Großen herausgegeben, und dadurch einem längst gefühlten Bedürfnisse abgeholfen. Ich habe es immer gesagt: Karl Müchler ist ein großer Mann; wenn es nun die Leute noch nicht glauben wollen, „so lassen sie's bleiben!"

⁂ Ein hiesiger Fleischer hat sich vorgenommen, dem Herrn Stephani für sein Werk: Heinrich Heine und seine Zeit, gratis einen Schafskopf zu schicken. —

⁂ Das Berliner politische Wochenblatt erzählt uns neulich, daß die größte Ehre des Menschen darin bestehe, seinem Vorgesetzten und Herrn treu zu dienen. Diese neue Idee verdient Anerkennung; vier Groschen ist sie unter Brüdern werth. —

⁂ Dr. Schiff, als geistreicher Kritiker bekannt, tadelt im „Gesellschafter" Tieck's Novelle, „Die Vogelscheuche." Und das wohl mit Recht: sie ist langweilig und des berühmten Autors durchaus unwürdig. —

⁂ Die „Encyclopädie der deutschen Nationalliteratur," herausgegeben vom Prof. O. L. B. Wolff, ist jetzt in Berlin in mehreren Conditoreien und Kaffeehäusern zu finden, und macht viel Glück. Es ist in der That ein vortreffliches Unternehmen, und jedem Gebildeten zu empfehlen. —

⁂ Frankreich führt jährlich an 400,000 Bücher (Bände) nach England aus; England nach Frankreich nur 80,000. —

⁂ Der „Freimüthige" führt Heinrich Heine als seinen Mitarbeiter auf!! Wie ist es mit Börne, Herr Alexis. —

⁂ Dr. Wallheim's „Spanischer Pfeffer gegen deutsches Salz" ist in Preußen verboten worden. —.

⁂ Der in Berlin bei Natorff erscheinende „Historisch-geographische Atlas," herausgegeben von W. Fischer und Dr. Streit, hat bereits über 12,000 Abonnenten; ein Beweis für die Güte des Werkes. —

Theater.

⁂ Berlin. Nach den Gastrollen der Mad. Crelinger und ihrer Töchter werden wir Mad. Birch-Pfeiffer auf der Königstädter Bühne sehen. Sie wird zuerst in Maria Tudor auftreten. — Der Graf von Redern ist nach Hamburg zu seiner Braut gereist und bereits verheirathet. — Dem. Bauer trat auch als „Käthchen" auf. Einzelne Schönheiten in der Darstellung waren nicht zu verkennen, im Ganzen aber befriedigte sie nicht. Von hier geht die Künstlerin nach Hanover. — Im Publikum ist allgemeine Klage, daß beide Theater so wenig neue Lustspiele bringen!! — Immer Opern und immer Opern, und selten etwas Geschiedtes! —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 33. Dienstag, 16. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die Lüneburger Haide.

Von

Cäsar von Mihl.

In Celle war es Sonntag. Die Leute hatten die Straßen gekehrt, Sand vor die Thüren gestreut und ihre Bratenkleider angelegt, um damit vor unserm Herrgott zu paradiren. Das ist eine alte Mode, welche durch die ganze Welt geht, und seit undenklichen Zeiten existirt, denn David hatte auch schon am Tage des Herrn einen Leibrock, und trug doch gewiß in der Woche einen Ueberrock. Und weil nun in Celle und noch in andern Gegenden Europa's alles Alte gut und alles Gute alt ist, so machen die Cellenser jene Mode mit, wechseln ihre Hemden, putzen die Stiefeln so blank, daß sie sich selbst im Leder sehen, und gehen in die Kirche, um dem lieben Gott für die überstandene Woche zu danken. Ich spreche übrigens hier nur von den Bürgern, denn vom Adel so etwas zu sprechen, würde ich mich nicht unterstehen. Ich muß au contraire gestehen, daß der Adel, um sich zu unterscheiden, des Sonntags die Hemden nicht wechselt, und diesen Tag überhaupt für „schauderhaft langweilig!" hält. Der Bürger hingegen freut sich schon Sonnabends, daß er morgen eine Stunde länger schlafen, um neun Uhr dem Klange der Glocken folgen, Mittags seinen Gänsebraten essen, und Nachmittags eine halbe Stunde schlafen kann. Ist dies Geschäft auch vorüber, so zieht er seinen „Sonntagnachmittagsrock" an, geht wohlgemuth mit Frau, Kind und Hund ins Wirthshaus, und ist seelenvergnügt, wenn er des Abends heimkehren kann, ohne Schläge aufgeladen zu haben. Den Adligen ist der Sonntag schon deshalb sehr langweilig und unangenehm, weil das Volk an diesem Tage nichts thut, und sie folglich keinen Vorzug haben. Der Adlige thut nämlich sechs Tage hindurch gar nichts, und am siebenten ruht er aus, er hat also am Sonntage keine Zeit in die Kirche zu gehen, weil er des Alltags um zehn Uhr aufstehen und Convenienzvisiten abstatten muß. In Celle ist offenbar die Convenienz erfunden worden. Denn wo die Traube glüht, ist Fröhlichkeit; wo der Hopfen rankt, Gemüthlichkeit, aber der Sand schafft nichts als Sand, und gestreuter weißer Sand ist die Convenienz. Das wissen auch die Von-Herren recht gut, und bewahren sie wie ein rohes Ei, und sehen zu, daß sie ja nicht unter das gemeine Volk komme. Sie unterscheiden sich durch Alles, selbst durch die Sprache. So sagen sie z. B. nicht, wie alle guten, ehrlichen Hanoveraner: die Stute steht im Stalle, sondern sie sagen wie die guten ehrlichen Preußen u. s. w. „die Schwbte schteht im Schtalle." „Auf Ehre!" Das versteht sich von selbst; die Ehre ist nun einmal ausschließliches Prunk-Eigenthum der Adligen; hat wirklich ein Bürgerlicher Ehre, so bewahrt er sie in seiner Brust, und wirft sie nicht jedem Narren in's Gesicht. Heine hat in Nordernei einen solchen Vonmann kennen lernen, der einem Barometer ähnlicher sah, als einem Menschen: ich möchte meine fünfundzwanzig Ahnen darauf wetten, daß dieser Barometer aus Celle's Fabrik war, denn hier ist des stolzen Stromes dreifache Quelle. Es geht das Gerücht, daß nächstens ein adliger Kirchhof angelegt werden soll, denn untröstlich eilt die adlige Seele am Styx umher, und kann nicht übergesetzt werden, weil ein Wurm von seiner Leiche genascht haben soll, dessen Ahnen früher von einem Bürgerlichen fraßen. Shakespeare hat ja schon bewiesen, daß ein König durch die Gedärme eines Bettlers gehen kann, und ein König ist doch noch etwas, aber ein Adliger ist zuweilen gar nichts, stirbt er aber, so wird er ein Ahne, und es muß ihm doch unangenehm sein, daß so ein Zimmermanns- oder Schuster-Wurm an seinem wohlgebornen Körper knabbert. Doch ich langweile hier den Leser und mich von Adel und Wurm, und wollte doch eigentlich über die Lüneburger Haide sprechen. Doch das kommt jetzt. Frise, der Kutscher, tritt ein — nota bene durch die Thür in die Stube — und meint, sich am Kopf kratzend, wenn ich noch heute mit ihm nach Uelzen kommen wolle, so sei es hohe Zeit, daß wir führen, und wir fuhren. Die Rechnung betrug 2 Thaler, 11 Mariengroschen, 5 Pfennige. Ich schreibe dies nur für diejenigen Leser auf, die noch keine Reise gemacht haben, sondern die Welt blos

aus Cannabich's Geographie und andern Beschreibungen kennen gelernt haben, und die etwa glauben, das Reisen koste kein Geld. O ja, es kostet sehr viel Geld, und wenn auch die Herren Le Vaillant, Roß, Humboldt und Max von Neuwied nie von den Rechnungen erzählen, welche sie in den Hôtels am Cap der guten Hoffnung, am Nordpol, in Sibirien, Brasilien u. s. w. bezahlt haben, so muß man deshalb gar nicht glauben, daß diese Leute umsonst gereist sind, sondern man kann sich darauf verlassen, daß sie einen anständigen Beutel voll Geld mitgenommen hatten.

Ich trank den Rest des rothen Weines aus, und setzte mich in den Wagen. Frühe, der Kutscher, schwang die Peitsche, und forthin flogen die Rosse, als ob ich der Sonnengott wäre, und Licht in Hannover zu verbreiten hätte. Aber bald dachten Frühens Pferde: Eile mit Weile, denn das Straßenpflaster hörte auf, und mit einem Stoße vom letzten Steine geschnellt, fielen wir in des Sandes gelbliche Wogen.

Da ich nun hinreichend Zeit habe, so kann ich auch die Pflicht eines jeden neuen Reisebeschreibers erfüllen, und die Gesichter, Kleidungsstücke, Fußsäcke und Gewohnheiten meiner Mit-Passagiere mustern. Da aber nur eine Person mit mir im Wagen saß, und diese mich nicht viel interessirte, weil ich kein Schleichhändler war, so will ich's kurz machen. Es war nämlich ein königlich großbritannisch-hanoveranischer Steuer-Controleur, der sich nach Dannenburg — nicht etwa „Dannenboom," wie die Berliner sagen — auf die Grenze begab, um dort die Schmuggelei unter die Beine zu bringen. Dieser Steuermensch wußte Alles besser als ich, er konnte ganz deutlich das Gras wachsen hören, und hatte auch wahrscheinlich den Genius von mensa gelernt. Nichts war ihm recht; er schimpfte über den verfluchten Sand, und beklagte sich über die verdammte Reise, die ihm bevorstände. Nichts in der Welt ist mir angenehmer als Leute zu finden, die sich über Alles ärgern; da lache ich inwendig und denke: ihr seid äußerst dumm. Der Steuer-Controleur dachte auch, aber nicht wie unsereins, sondern laut, und — Gott behüte uns in Gnaden! — was kann ein Steuer-Controleur nicht Alles denken? Da hörte ich ganz deutlich: Zollverband, Menschenliebe, Grenzaufseher, Unbestechlichkeit, Landdragoner, Grobheit und sonst dergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

Antwort

auf das Schreiben eines hypochondrischen Reisenden aus der Residenz an seinen Freund in der Provinz.*)

Ihr Brief, Bester, hat mich um Vieles beruhigt; ich war sehr in Sorgen um Sie, mache mir aber jetzt gewissermaßen Vorwürfe, daß ich auch nur einen Augenblick den leichtsinnigen Glauben hegen konnte, Sie würden im Treiben der großen Welt der Vorsicht uneingedenk sein, welche Ihnen gleichsam angeboren ist. Daß man, von ungewöhnlichen Erscheinungen berührt, sich und seinen Namen vergessen kann, finde ich natürlich. O, man hat auch in der Provinz seine Leiden, wogegen ein schwaches Gedächtniß, die Furcht vor Schildwachen, sogenannte Hundeangst, bedrohliche Kronleuchter und die Besorgniß vor Spitzbubenanfallen gar nichts sind. Denken Sie nur, wie es mir neulich erging. Sie wissen, ich beschäftige mich mit einem Kommentare zum Buche des „Tobias" und studire jetzt die Naturgeschichte der Schwalben, um gründlich darzuthun, welcher Gattung diejenige Schwalbe angehört, durch deren natürliche Ausleerung Tobias seines Augenlichts beraubt ward. Die Zweifel, ob es eine Sumpf-, Rauch-, Thurm- oder Hausschwalbe gewesen, haben mich bisher kaum schlafen lassen. Sie werden sich erinnern, wie mir oft stundenlang über diese wichtige Materie disputirt, ohne zum Ziele zu gelangen. Für die Hausschwalbe (denn Tobias stak zur Zeit weder im Sumpf, noch hing er im Rauch, noch befand er sich auf einem Thurme) spricht die Vermuthung; um aber hinter die Wahrheit zu kommen (und was thut man nicht, um sich wissenschaftlich zu bereichern), faßte ich den Entschluß, an mir selbst den Versuch zu machen. Ich setzte mich daher gerade unter das Schwalbennest in meinem Hausflur (die Thür nach der Straße hatte ich gesperrt, um nicht gestört zu werden), richtete den Kopf in die Höhe, und blickte unverwandt nach dem Orte, von woher ich eine Lösung meiner Zweifel erwartete. Wohl eine Viertelstunde saß ich so, meine wissenschaftliche Angst stieg auf's Höchste: da regte sich eine junge Schwalbe, streckte das Gegentheil ihres Kopfes zum Neste heraus, und ließ mir das zukommen, dessen sie, in Folge eines unveränderlichen Naturgesetzes, nicht mehr bedurfte. Die Bewegungen meines Kopfes sollten das Herabfallende sicher an die Stelle bringen, wohin ich es haben wollte, allein trotz dieser Anstrengungen flog es (denken Sie sich, Bester!) — in den geöffneten Mund. Es fehlte wenig, so hätte ich das Erlebnte ausgespieen, aber meine Geistesgegenwart verhütete diesen Mißgriff. Ich erwog, daß ich von den Wirkungen, welche der bewußte Gegenstand auf die Zunge äußern würde, auf ähnliche am Auge schließen könnte, und deshalb behielt ich das Unangenehme eine lange Zeit im Munde, bis ein so heftiges Brennen erfolgte, daß ich mich seiner entledigen mußte. Bester, ich kann mit Recht sagen, ich habe einen bittern Kelch gekostet, denn bis diesen Augenblick konnte ich von Schmerzen wenig genießen, noch weniger schlafen; meine Zunge schwoll gewaltig an, jedoch alle diese Qualen haben mich wissenschaftlich erheitert, weil ich nun mit größerer Bestimmtheit denn andere Ausleger des „Tobias" behaupten kann, daß eine Hausschwalbe die Blindheit desselben herbeigeführt. Wenn Sie mir rathen, den ganzen Vorfall, versteht sich latino sermone, in einer Anmerkung mitzutheilen, so werde ich es schon um deswegen thun, damit ich die ausgestandenen Schmerzen recht auskosten, und Worte, wie cruciare, angere etc. dazu wählen kann. Besonders

*) Siehe No. 17 dieser Zeitschrift!

scheint mir „cruciare“ geeignet, um die Martern, welche ich der Wissenschaft wegen erdulde, kurz, aber schrecklich darzustellen. — Sie glauben nicht, wie es dem sündigen Menschen schmeichelt, wenn man ihn für einen Märtyrer hält. — Aber noch Eins! Sie haben gar nicht mehr daran gedacht, mir Ihre Ansichten wegen der Dedication mitzutheilen. Dem diesigen Superintendenten bin ich, wie Sie wissen, verpflichtet, und da er, trotz seines heiligen Berufs, sich von Zeit zu Zeit so weit herabläßt, irdische Geldgeschäfte mit besonderer Vorliebe zu machen: so dürfte ihm die Dedication seines Buches so angenehm sein wie die meines „Tobias.“ Erinnern Sie sich nur gefälligst, wie Tobiä Söhnlein in Geldgeschäften gen Meden reist! — Wahrhaftig, ein herrlicher Gedanke! Und wenn ich nun noch in der Dedication fein darauf anspiele, wie er, der zwar Superintendent, aber kein Philosoph sei, nur 10 Prozent Zinsen nimmt (einzelne Schafe aus seiner Heerde flüstern manchmal von 15), während Pomponius Atticus, der berühmte Philosoph und Freund des Cicero von den Thessaliern 60 Prozent nahm: so glaube ich in der That eine schickliche Gelegenheit zu haben, über die Humanität der modernen Welt im Allgemeinen Einiges zu sagen.

Schreiben Sie mir recht bald etwas über die Merkwürdigkeiten der Residenz. Sind viel Antiquare dort? Ist die öffentliche Bibliothek von Bedeutung? Enthält sie viel Codices und Handschriften? Schreiben Sie ja darüber; Nachrichten dieser Art entzücken mich. Leben Sie wohl, Bester, und gedenken Sie

Ihres

F.

Streifzüge

von

G. Reben.

7.

Die Polen und die Brasilianer haben beide neuerlich revoltirt, sich aber Beide gerade bei dieser Gelegenheit mit einem unauslöschlichen Makel befleckt. Beide Nationen verlangten mehr als die schmucklose Freiheit. Beide strebten in ihrem eigennützigen Dünkel danach, ihrem Glanz durch den Contrast der Sclaverei zu heben, diesem Glanze einen schändenden Reiz zu verleihen. — Auf dem polnischen Reichstage kam die Freilassung der Bauern, die doch die Freiheit mit erkämpft hatten, zur Sprache. Allein der Antrag fiel durch! — Die Brasilianer revoltirten ebenfalls, und behielten nichtsdestoweniger ihre Sclaven. — Das sind die heiligsten Rechte der Menschheit! Was soll der Mensch von solchem Egoismus der Freiheit denken? Polen und Brasilianer! diesen Schandfleck verlöscht nicht die Zeit eines Jahrtausends!

Unverbürgte Nachrichten.

** Der Vice-König von Aegypten trägt jetzt Kleider von englischem Gesundheits-Flanell, ungarische Stiefeln, und wäscht sich mit Marseiller Seife. Er befindet sich ganz wohl dabei, und sein Leibarzt hat ihm, um jeder Hinfälligkeit vorzubeugen, angerathen, zum zweiten Frühstücke abwechselnd pommersche Gänsebrust und astrachaner Caviar zu essen und eine Flasche baiersches Bier zu trinken. — Es ist kaum zu begreifen, wie die europäische Cultur um sich greift! —

** In einer kleinen Stadt Cataloniens starb neulich ein Geistlicher eines plötzlichen Todes. Man schritt zur Obduction, und fand in seinem Magen eine Abschrift der neuen spanischen Verfassung. Aus der genaueren Untersuchung seines inneren Organismus ging hervor, daß er diese Speise nicht verdauen konnte. Sonst war er sehr fett und hatte nur ein kleines Herz. —

** In Marocco erscheint jetzt ein politisches Journal, das immer mit einem Räthsel anfängt und auch damit aufhört. Der Raum zwischen beiden ist gewöhnlich leer. Dem Kaiser gefällt die Tendenz des Blattes so außerordentlich, daß er es zum Lesebuch für die Schulen bestimmen lassen will.

** In der Umgegend von Athen ist ein versteinerter Nachtwächter, eben im Begriffe, das Horn an den Mund zu setzen, ausgegraben worden. Man vermuthet, daß er aus dem Jahre 405 v. Ch. Geb. herrühre, in welchem der Spartaner Lysander Athen einnahm. Zwei deutsche Philologen streiten sich heftig darüber, ob der besagte Nachtwächter die zehnte oder eilfte Stunde abblasen wollte. Ein Engländer hat aus der Miene des Versteinerten den Schluß gezogen, er wollte Feuerlärm machen.

** Ein angesehener Spanier soll in der Nähe von Ravenna die unquittirten Rechnungen gefunden haben, welche Julius Cäsar vor seinem Abgange aus Rom in die Provinz Gallien eigentlich hätte bezahlen sollen, später aber zu entrichten vergessen hat. — Die Rechnungen sind in klassischem Latein geschrieben, und der glückliche Finder, ein sehr unterrichteter Mann, wird sie jetzt herausgeben und als Schulbuch in Spanien einführen lassen. Man glaubt, das Werk werde dem Chef eines großen Handlungshauses dedicirt werden.

Winter-Lieder.

7.

Zitternd — hoch vor Kälte,
Bekenn' ich Dir mein Herz;
Du ſiehſt mich an und lächelſt
Und meinſt, es ſei nur Scherz.

Du ſiehſt mich an und lächelſt,
Das giebt mir wenig Troſt;
Da ſchaudre ich zuſammen
Vor Lieb' und ach! vor — Froſt.

Und weine kalte Thränen
Vor heißem Liebesweh:
Sie rinnen mir vom Auge.
Geblendet von — dem Schnee.

8.

Viel ſchweigende Gedanken
Umringen mich im Chor.
Und ziehen ſtumm und heimlich
In meines Herzens Thor.

Da halt' ich ſie verſchloſſen
Und liebevoll bewahrt,
Wie Keime, die ein Gärtner
Im Winter aufgeſpart.

Doch kommt der Frühling wieder,
Dann öffne ich ihr Haus,
Und ſieh, es ſproßt aus jedem
Ein muntres Lied heraus.

Koſten.

Auflöſung des Logogryphs in Nr. 30.

Barcellona.

Neues unter der Sonne.

Berliner Hof-Theater.

Spontini's „Weſtalin."

Leſſing ſprach einſt über Leiſewitz's klaſſiſches Drama „Julius von Tarent," welches bekanntlich das einzige Werk des Dichters iſt. „Er hat nur ein Werk geſchaffen, aber es iſt ein Löwe," war des großen Dramaturgen Urtheil. — Wenn Spontini's Gegner nur die „Weſtalin" als eine „gute" Spontiniſche Oper paſſiren laſſen wollen, ſo müſſen ſie, wollen ſie anders Anſpruch auf geſunde und gründliche Beurtheilungskraft machen, ähnliche Gedanken über die genannte Tonſchöpfung hegen. „Cortez" und „Olympia" ſind übrigens auch Werke, deren ſich keiner der jetzigen beſſern — ja, ich ſage es aus voller Ueberzeugung — beſten Tondichter zu ſchämen haben würde. Das angeführte Drama „Julius von Tarent" documentirt im Vergleich zur „Weſtalin" hinlänglich, daß die Productionskraft eines großen Mannes nach Erzeugung eines vorzüglichen Werkes ſichtlich ermatten kann. Nur die geiſtloſe Schwachköpfigkeit konnte in ihrer erträumten Unfehlbarkeit die „Weſtalin" Spontini abſprechen. Jene Kritik (?!) bezeugte in dieſem Gewäſche urkundlich und mit Inſiegel, daß ſie weder des Meiſters eigenthümliche Schreibart, noch ſeine Art zu inſtrumentiren und Behandlungsweiſe des Recitativs, worin er in gegenwärtiger Zeit rieſengroß daſteht, — denn man zeige mir einen unter den jetzigen Tondichtern, der ein Recitativ, wie Spontini, zu produciren vermöchte! — auch nur im Geringſten zu beurtheilen im Stande iſt. Eine gewiſſe Gattung vierfüßiger Thiere ließ ſich einſt in der Fabel beikommen, den Mond mit kritiſchen Blicken zu betrachten und ſeinen Lauf neidiſch ſtören zu wollen. Das waren große Kritiker! —

Die „Weſtalin" reihet ſich in der Kunſtgeſchichte den Opern „Idomeneo," den beiden „Iphigenien," „Armida," „Axur" würdig an, und von den neuern Tondichtern dürfte im heroiſchen Style nur der Freiherr von Poißl es wagen, mit Spontini in die Schranken zu treten. Der Sieg würde jedoch nicht lange zweifelhaft bleiben. Kein Componiſt der letzten drei Decennien hat den Charakter des untergegangenen Römerthums mit ſo markiger Kraft dargeſtellt, als Spontini. Er hat ſich hierin einen eignen Styl geſchaffen, welcher von demjenigen aller übrigen Componiſten gänzlich verſchieden iſt. In ſeiner „Weſtalin" herrſcht überall Treue der Charakterſchilderung, überall die tiefſte Innigkeit der Empfindung, die Glut der Leidenſchaftlichkeit contraſtirt in künſtleriſcher Vollendung mit der Schilderung des zarteſten Gefühls und des Componiſten Phantaſie erlahmt nur an zwei Orten. Aber auch hier um ſo ſichtbarer. Ich meine, das Allegro der Ouverture und der größte Theil der Ballettmuſik des erſten Actes. In der Letztern muß geſtrichen werden, ſoll der erſte Act an Einförmigkeit verlieren.

(Der Schluß folgt.)

Literariſche Anzeige.

Die Poſaune,

redigirt
von
Georg Harrys.

Vierter Jahrgang.

Wöchentlich erſcheinen drei Nummern in gr. 4. excl. der Beilagen, auf feinem Druckpapier. Der Preis für den Jahrgang iſt 4 Thlr. 16 gGr. Conv. Münze, wofür dieſes Journal durch alle ſolliden Buchhandlungen und resp. Poſtämter zu beziehen iſt. Wir bitten, die Beſtellungen für das nächſte Jahr baldmöglichſt an uns gelangen zu laſſen.

Leipzig, im November 1834.

Literariſches Muſeum.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 34. Donnerstag, 18. December. 1834

Von dieſem Journale erſcheinen wöchentlich drei Nummern nebſt einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis iſt 2 Rthlr., worüber daſſelbe durch alle Buchhandlungen und Poſtämter bezogen werden kann.

Die Lüneburger Haide.

Von

Cäſar von Nihil.

(Fortſetzung.)

Die Feldmarken der Stadt Celle waren zu Ende; durch einen Schlagbaum fuhren wir aus dem Sande in die Haide. Der Conducteur ſeufzte, ich aber freute mich wie ein Kind, mein geliebtes Vaterland nach langen Jahren wieder zu ſehen. O Lüneburger Haide, mein Vaterland, mein Alles! Man hat mir viel erzählt von den arabiſchen Wüſten und von der Mark Brandenburg — aber keine von allen ſolchen Beſchreibungen konnte Dich aus meinem Herzen und aus meinem Kopfe verdrängen, Haide von Lüneburg! Wäre ich ein Oſſian, Dich würdig zu beſingen! Hätte ich ein Cooper'ſches, ein Scott'ſches Talent, ich würde dichten Tag und Nacht, Deine Reize auf die Nachwelt zu bringen! So aber kann das erſte beſte Erdbeben Dich aus der Geographie reißen, und vergeſſen biſt Du dann, innig geliebte Haide von Lüneburg, mit allem Deinen Zauber und allen Deinen Reizen, und in den Annalen der Wüſten wird man Deiner, geliebtes Vaterland, eben ſo flüchtig erwähnen, wie die Leiſtungen verſtorbener Minen!

Ein franzöſiſcher Reiſender erzählt von dieſer Haide: „on trouve en Allemagne dans les landes de Luneburg un peuple sauvage, nommé Heidschuckis.“ Ein neuer Beweis, wie viel auf die Franzoſen zu geben iſt, wenn ſie auf Geographie zu ſprechen kommen. So behauptete erſt kürzlich der Temps: der Harz trenne Böhmen von Sachſen, und die Waaren würden von Hamburg nach Magdeburg entweder auf dem Fluß Elbe oder auf dem Fluſſe Aze fortgeſchafft. Ein ſolcher franzöſiſcher Geograph hält nun die Schafe, welche in der Lüneburger Haide gedeihen, und den Namen Haidſchucken führen, für die Einwohner — und doch muß jeder Unparteiiſche eingeſtehen, daß der ſchönſte Menſchenſchlag in dieſer Haide wächſt. Um ein Muſter abzugeben, würde ich mich als Probeblatt abdrucken laſſen, wäre ein ſolcher Druck nicht mit zu vielen Schwierigkeiten verbunden. Ich meſſe nämlich ſechs Fuß zwei Zoll nach Calenberg, und da folglich mein Conterfei zu viel Platz einnehmen möchte, wenn die Cenſur nicht etwa meine Füße ſtriche, ſo werde ich lieber meine Adreſſe unten beifügen, und bin dann beim Setzer zu erfragen. Namentlich bitte ich die geehrten Leſerinnen, die doch einem Manne ſelten trauen, ſich von meiner proportionirlichen Geſtalt und meiner anmuthigen Viſage zu überzeugen, und nach mir die ganze Race der Haide von Lüneburg zu beurtheilen. Zu bemerken iſt dabei, daß ich derweilen noch unverheirathet bin, und daß ſich aus meiner Beſchauung leicht ein intereſſanter Roman entſpinnen könnte, deſſen Skizzen ich ſpäter meinem Freunde Glaßbrenner mit der Bitte überſenden würde, ſie zu einer humoriſtiſchen Erzählung zu verwenden, welche den Titel: „die Haidſchucken als Ehe-Prokuratoren“ führen müßte.

Doch — ich bin ganz aus der Lüneburger Haide herausgekommen, verlaſſe alſo flugs meine ſchöne Leſerin, und komme auf eine faſt eben ſo ſchöne Dirne, auf ein

Röslein, Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Haiden.

Dieſes Röslein hieß nämlich Anne-Kathrine. Wollte ich ſie Euch beſchreiben, ſo würden Euch beide Augen übergehen, und Ihr müßtet es bedauern, daß ſie nicht die Heldin eines Trommlin'ſchen dreibändigen Romans iſt. Aber das geht nicht; die Anne-Kathrine gibt ſich nicht dazu her! Denn erſtens müßte ſie wahrſcheinlich Bankleiter anziehen, und das thut ſie nicht, und zweitens bekäme ſie ihren „Hinnerk!“ (Heinrich) nicht, und einen Andern wird ſie nie heirathen. Wollte ich nun recht intereſſant werden, ſo erzählte ich, wie alle ſentimentalen Schriftſteller, meine Jugendliebe mit Anne-Kathrine, und ſagte das Alles recht hübſch, wie ſie mir immer Vergißmeinnicht gepflückt, und mir ein Sträußchen ins Knopfloch geſteckt, und mich dabei groß angeſehen hat, als wüßte ſie ſich ſelbſt nicht zu

erklären, warum sie das immer thue. Aber das laß ich hübsch bleiben; ja, ich verschweige sogar, daß es des Krügers Tochter ist, daß sie jetzt wunderhübsch geworden und zehn Männer für Einen kriegen kann, weil sie keine Beinkleider trägt und auch keine tragen wird, und wenn sich Herr Trommlig auf den Kopf stellt. Denn mein Vater war Pastor im Dorfe, war ein braver ernster Mann, hielt auf strenge Sittlichkeit und Ordnung im Dorfe, prügelte mich in Folge dessen zuweilen sehr stark aus, zog seine Bienen und predigte alle Sonntage äußerst Vieles über Dieses und Jenes, was ich jetzt Alles vergessen habe. Er ist gestorben, und ich nahm den letzten Strauß Vergißmeinnicht von Ann-Kathrinen, und pflanzte ihn auf sein Grab, und begoß ihn mit heißen Thränen. Und am andern Morgen nahm ich meinen Wanderstab, drückte Ann-Kathrinen noch einmal die Hand, trocknete mir die Augen, drehte mich noch einmal um, und nickte wehmüthig mit dem Kopfe, und dann wanderte ich nach einer großen Stadt und kam nach Secunda.

So beginnen fast alle diese Geschichten. Später macht nun der liebende Junge ein halb Dutzend Lieder à la **Heine**, kehrt als Mann oder wenigstens als reifer Jüngling in sein Vaterdorf zurück, kann die Zeit nicht erwarten, bis ihm der Thurm mit dem goldenen Knopf entgegenblinkt, schimpft auf den Hundertrab der Pferde, und bietet dem Kutscher einen ganzen Thaler Trinkgeld, wenn er die Peitsche besser gebrauchen würde. Endlich erreicht er das Thor. Er springt zum Wagen hinaus, damit er eher dort sei, erreicht das Häuschen der Geliebten, klopft dreimal mit dem messingenen Klöppel: es nahen Tritte, dieselben Tritte wie früher, er spürt ihre Nähe, er hört ihren Athemzug, der Riegel flirrt, die Thür geht auf, und vor ihm steht seine Geliebte, einen Knaben an der Hand und außerdem noch gesegneten Leibes. — Sie erkennt ihn nicht. Er ergreift ihre Hand, läßt Thränen fließen und spricht mit düstern Blicken: Kennst Du mich nicht mehr, und hast mir doch ewige Treue geschworen? Sie sieht ihn noch einmal an, lispelt leise: „ich bin verheirathet," und fällt ihm betäubt in die Arme. „Verheirathet?" — Ja! — „So werde ich heut Abend bei Euch essen; was gibt es?" — Eierkuchen und grünen Salat. — „**Bon!**" Er ist nämlich auch schon verheirathet, hat das Bischen Jugendliebe verrauscht, und denkt: na! Abendbrod kannst Du wohl noch einmal bei ihr essen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Hamburger Waisen-Anstalten.

Als im Jahre 1604 das alte Waisenhaus baufälligkeitshalber abgetragen wurde, und das neue Gebäude dieser Stiftung, in der Admiralitäts-Straße belegen, erbaut worden war, zählte das Institut mehrere hundert Pfleglinge, die Alle auf das Sorgfältigste gehalten wurden. Ueberhaupt diente die Einrichtung desselben mehreren Städten Deutschlands zum Muster, und ein zu jener Zeit in Hamburg befindlich gewesener Fürst soll bei dem Anblick der (blau gekleideten) Waisenknaben, mit Thränen in den Augen, ausgerufen haben: „Gott segne Hamburg um dieser blauen Garde willen!" — . Auch fehlte es diesem Institute in keinem Jahrhundert an milden Gaben, so daß jetzt das Gebäude desselben, das zu wiederholten Malen, und namentlich in den Jahren 1627, 1679 und endlich 1815, erweitert und verbessert ward, jetzt eines der schönsten öffentlichen Gebäude der Stadt ist. Es darf nicht unterlassen werden, mitzutheilen, wie zu Ende des 17. Jahrhunderts ein würdiger Bürger, Jost Overbeck, um dem leider damals so sehr überhand nehmenden Kindermord abzuhelfen, baare funfzigtausend Mark an das Waisenhaus schenkte, und verfügte, daß für die Zinsen dieser Summe eine Maschine (Torno) in der Mauer angebracht würde, in welche ungekannt und ungenannt außereheliche Kinder gelegt werden könnten, um im Waisenhause Pflege und Obdach zu erlangen. Obwohl nun dies Vermächtniß dermaßen gemißbraucht ward, daß man sogar vier- bis fünfjährige Kinder, um sich derselben unnatürlicherweise zu entäußern, in den Torno legte, und dadurch der Anstalt eine schwere Last auferlegt wurde, setzte der brave Overbeck in seinem Testamente doch noch einhunderttausend Mark für dieses Institut aus. Allein weder Capital noch Zinsen reichten hin, dem Frevel des Mißbrauchs wirksam zu begegnen. Zu wiederholten Malen, in den Jahren 1710 und 1715 erließ der Rath besondere Mandate, jedoch vergebens, so daß um diese Zeit die Maschine weggenommen werden mußte.

H. S.

Streifzüge

von

G. Reben.

8.

Der Adel, sagt Hegel treffend, ist ein Concert von Vorzügen ohne alle Realität.

9.

Unter den Edelleuten, welche sich in der Tonkunst durch Adel hoher künstlerischer Empfindung berühmt machten, sind die ausgezeichnetsten: van Beethoven, von Gluck, von Dalberg, von Dittersdorf, von Weber, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, von Seyfried, von Poißl. Ein gewisser Herr Adolph von Lehmann hat sich's dagegen in seinen „ungeheuren" Tonschöpfungen als höchste Norm vorgeschrieben, durchaus gar kein Gefühl, keine Empfindung, keine Origi-

nalität zu verrathen. Die Sache an und für sich ist originell, aber Herr von Lehmann's Tonschöpfungen durchaus nicht.

Unverbürgte Nachrichten.

** Der Kaiser von China hat alle abschlägige Antworten, welche er während seiner Regierung erlassen, gesammelt und herausgegeben. Sie sind in 6 Folianten in Peking unter dem Titel: „Strafübungen" erschienen, und allen Chinesen gewidmet. Die Vignette ist ein leeres Blatt, das mit vieler Kunst gearbeitet ist und ganz natürlich aussieht. —

** In Cairo wurde neulich ein Lustspiel gegeben, das die Aegyptier besonders deshalb zum Lachen erregte, weil darin neun syrische Kaufleute vorkommen, welche zusammen nur ein Paar Beinkleider besaßen. Der Vice-König hat dem Verfasser für die gelungene Charakteristik Syriens einen werthvollen Brillantring versprochen.

** In der Nähe des alten Memphis in Mittel-Aegypten fand man neulich ein Stück Rindfleisch in versteinertem Zustande, welches ein französischer Archäologe für einen Schmorbraten aus der Zeit der Pharaonen ausgab. Ein Engländer, welcher sich dieses Denkmal der Vorzeit auch ansah, behauptete dagegen, es sei simples **Boeuf à la mode**, und ohne Zweifel von einem französischen Gelehrten bei Gelegenheit der Expedition nach Aegypten aus Angst vergessen worden. Zwei Deutsche wollen eine lange Brühe darüber schreiben. —

Lückenbüßer.

Von

W. Achat.

† Das Beste vom Leben ist der Tod, und das Beste am Tode das Leben.

† Weder grund- noch erfolglos saget, von der Lebens-Bühne abtretend, wie die Römer von der brettern: **valete et plaudite!**

† Von allen Scheerereien des Lebens befreit uns endlich die Scheere der Atropos.

† Das Leben ist eine Reise zum Tode. Die Menschen läuten sich mit ihren Schellenkappen zu Grabe.

— Die Augensprache ist eben so beredt wie die gewöhnliche, weil man dabei mit zwei Zungen redet.

— Vielleicht nennen die Franzosen satyrisch das Wetter temps, weil so Viele ihre Zeit tödten, indem sie von ihm reden.

— Die Rose des Stillschweigens gehört zu den am schnellsten verblühenden.

Der Dom.

Ich war in einem Dome,
Der war so groß und schön,
Wie ich ihn nicht in Straßburg
Und nicht in Cölln gesehn.

Viel hundert grüne Säulen
Die ragen drin empor,
Und viele tausend Sänger
Die singen laut im Chor.

Ein Flüstern und ein Säuseln
Geht durch des Domes Raum,
So süß und schmeichelnd linde,
Wie holder Kindheit Traum.

Oft klingt auch eine Orgel
Und braust so mächtig stark,
Daß selbst des Domes Säulen
Erzittern bis ins Mark.

Ein unsichtbarer Priester
Der predigt Tag und Nacht,
Von Gottes Wunderwerken,
Von seiner Güt' und Macht.

Und was das allerschönste
An diesem Dome ist:
Ein Jeder kann drin beten,
Türk', Jude oder Christ.

Kosta.

Neues unter der Sonne.

.*. Am 11. November d. J. schlug der Blitz zu Neapel in die Wohnung eines Polizei-Commissairs ein, ohne Schaden anzurichten. — Ei der Blitz! Wahrscheinlich hatte er Furcht, arretirt zu werden.

.*. Trotz der gelinden Witterung kündigt der Hof-Mechanikus und gerühmte Optikus Herr J. Amuel in Berlin „Harmonische Pracht-Schlitten-Geläute“ an. Von einem gewissen Winter ist es sehr unrecht, daß er diese Ankündigung gar nicht berücksichtigt. Uebrigens sollen diese Geläute die wunderbare Eigenschaft haben, daß sie Jedem sein Lieblingslied vorlauten; wenigstens wird erzählt, daß die Schellen neulich einem Banquier, als er Probe läutete, das bekannte Nationallied: „Es ist ein Jude ins Wasser gefallen“ — vordimmelten.

Berliner Hof-Theater.

Spontini's „Vestalin.“

(Fortsetzung und Schluß.)

Ueberdem ist es ein geschichtliches Factum, daß die alten Römer bei Triumphen, welche sie ihren siegreichen Imperatoren und Consuln zugestanden, nicht üppige Tänze von Weibern, sondern Waffenspiele von Männern aufführen ließen, die also hier mit größerm Rechte zu erwarten sind, als einzelne — sit venia verbo — Gliederverrenkungen. Ob hierin Schönheit, antik-plastische Schönheit zu suchen ist, überlasse ich competentern Richtern zur Beurtheilung. —

Die Ouverture beginnt bekanntlich mit einem Andante, welches in der ergreifendsten, tiefsinnigsten Akkordenfolge summarisch den Charakter der Oper treffend andeutet. Dies Andante ist ein Meisterwerk, wie alle Kunstrichter zugestehen. Aber wie sehr contrastirt mit demselben das Allegro! Hier zeigt sich die italienische Kunstbildung. Das ganze Allegro ist eine angenehme, süße Melodie mit etwas Begleitung ohne Charakteristik, ohne alle Motivirung und Durchführung eines Hauptgedankens. Dazu kommt die zu häufige Wiederholung einer Figur, die sich an einzelnen Stellen zu einem Crescendo von beinahe 20 Takten Länge ausdehnt. Somach stehen in der Ouverture die erhabensten, genialsten Gedanken neben leichter nichts sagender italischer Figuration. Dieser Fehler ist aber ein nationeller, ein in Spontini's Kunstbildung begründeter, den er als Italiener zu verantworten hat. Um so rühmlicher ist es für ihn, daß sich in der Oper selbst nicht eine einzige Stelle findet, wo er dem italischen Gelüste den Zügel schießen läßt.

Bei der heutigen Aufführung der Oper sang Herr Wurda vom Großherzogl. Theater zu Strelitz die Partie des Licinius. Seine Stimme hat nur Klang und Kraft in der Tiefe. Seine Höhe ist gellend in den Coloraturen, vermag aber keine starken Contraste hervorzubringen. Seine Aussprache ist deutlich und rein. Sein Vortrag des Recitativs ist matt und farblos. Dagegen singt er rein und sicher. Von einer höhern dramatischen Bedeutsamkeit im Gesange so wie im Spiele scheint Herr Wurda keine Ahnung zu haben, daher sein Auftreten nur wenig Eindruck machte. — Dem. Stephan (Julia) detonirte an einzelnen Stellen sehr, sang aber andere rein, sicher und mit tragischer Wahrheit. Der Grund ihres Detonirens dürfte in einer Schwäche der Gesangorgane zu suchen sein, die nur durch ein längeres Enthalten von Allem, was Gesang heißt, geheilt werden könnte. Geschieht dies nicht, so ist die Stimme unrettbar verloren, da jeder zu große Reiz den zarten Organen unheilbares Verderben bringt. — Dem. Lehmann (Oberpriestalin) sang einzelne Momente ausgezeichnet, in andern dagegen erlahmte entweder ihre Kraft, oder sie faßte die Momente nicht recht auf. Rühmliche Erwähnung verdient noch Herr Zschiesche als Oberpriester. —

Alt und Tenor waren in den Chören bisweilen nicht so rein, als es erforderlich ist. Der Sopran sang in einzelnen Chören zu schwach, so daß man kaum die Oberstimme vernahm. —

Die Saiteninstrumente, namentlich die Violinen, Violen und Cello's verstärkten bisweilen das Sforzando dergestalt, daß der so gewaltsam herausgepreßte Ton oft einen widrigen Eindruck hervorbrachte. Herr Spontini mag das vielleicht so wollen. Schön, ästhetisch schön ist ein so übermäßig scharf markirtes sforzando nicht zu nennen.

G. Bergen.

Literarische Anzeige.

Der Komet

herausgegeben

von

C. Herloßsohn

wird auch im folgenden Jahre fortgesetzt. Wöchentlich erscheinen, inclusive des Literaturblattes und der Zeitung sechs Nummern, nebst einer außerordentlichen Gratisbeilage.

Der Luftballon

Ein Blatt für Herz, Geist, Kopf und Magen.

Man abonnirt in allen löblichen Post-Aemtern und Buchhandlungen. Der Preis dieses, des sechsten Jahrganges ist 10 Thlr. oder 18 Fl.

Leipzig, im December 1834.

F. A. Leo.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 35. Montag, 22. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter beziehen werden kann.

Briefe Edmund's an Laura.

Von

Glaßbrenner.

I.

Lassen Sie mich unsere Correspondenz beginnen, theure Laura, und bleiben Sie mir nie eine Antwort schuldig. Auf diese Weise bin ich ein Anfänger gegen Sie und lasse Ihnen das letzte Wort; mehr können Sie weder von einem gegenwärtigen Schreiber, noch von einem künftigen Ehemanne verlangen.

Noch immer zittert der Abschiedskuß auf meinen Lippen; noch immer fühle ich den süßen Thau, den ich, ein bunter Schmetterling, aber leider kein Geldfalter, von Ihrem Rosenmündchen naschte, als ich schon mit einem Fuße den Postwagen bestiegen hatte. Es war der Scheidekuß des Lebens, denn ohne Sie giebt es kein Leben. Noch einmal sagten mir Ihre schönen Augen, feucht von einer liebewarmen Thräne, welche Sie dem Sterbenden weinten, ein „Gott sei mit Dir!" und doch blieben Sie zurück, und der Leichenwagen rollte so schnell über die fühllosen Steine der Residenz, als ob er selbst vom Kirchhofe zurückkehre.

Außer mir saßen noch drei Leichname in der schwarzen Schnellpost. Mein Gegenüber war ein Philister, sein Nebenmann war ein Philister, und mir zur Seite saß ein Philister. Wir waren kaum eine halbe Meile gefahren, so wußte ich, wes Geistes Kinder sie waren. Um nicht vor langer Weile noch einmal zu sterben, kam ich auf den Einfall, mich verrückt zu stellen. Sie wissen, Laura, daß ich ein bedeutendes Talent dazu habe, denn ich sage jedem Menschen die Wahrheit, und gehe lieber mit einem gescheidten Manne um, dessen abgetragener Rock kein Federchen mehr festhalten kann, als mit Leuten, denen der liebe Gott, als er sie in die Welt setzte, statt des Verstandes, Vatermörder und Manchetten gab.

Auf der ersten Station sprach ich also kein Wort, sondern schlug, sobald meine Reisegefährten etwas Dummes gesagt hatten, ein schallendes Gelächter auf, war dann plötzlich wieder ganz ruhig, und stierte mit einem ernsten Gesichte vor mir hin. So oft ich dies Manöver machte, rissen die drei Philister ihre Augen so weit auf, daß kein Kalb mit ihnen rivalisiren konnte, sahen sich gegenseitig mit fragenden Mienen an, und drückten ihre Verwunderung durch ein leises Kopfschütteln aus. Sie mochten aber ihre Köpfe schütteln, so viel sie wollten, sie kriegten nichts heraus — nämlich aus mir, denn ich that, als ob ich ihr Befremden nicht bemerke, und spielte meine Rolle so meisterhaft, daß Sie mich sicher noch einmal geküßt hätten, Laura, da Sie gerechterweise annehmen konnten, die Liebe zu Ihnen habe mir den Kopf verdreht. Endlich gab mein Vichsavich den andern Beiden einen Wink, schnitt eine pfiffige Miene, kramte seine Schnupftabaksdose hervor, und hielt sie mir mit den Worten hin: „ist Ihnen gefällig, mein Herr?"

„Ja!" antwortete ich, nahm ihm die Dose aus der Hand, und streckte sie in meine Tasche.

Sie haben gewiß schon viel dumme Gesichter gesehen, liebe Laura, denn Sie wohnen in der Residenz und müssen die ästhetischen Thee's besuchen, aber von dem Gesichte, welches mein Vichsavich in diesem Augenblicke präsentirte, können Sie sich dennoch keine Vorstellung machen. Nehmen Sie sich einen Kürbis, höhlen Sie ihn ganz aus, schneiden Sie zwei große Augen, eine kleine Nase und einen Mund, dreimal so groß, wie der Ihrige, hinein, setzen Sie ihm dann eine Perrücke auf, deren herabfallende Haare fast die ganze Stirn bedecken, und Sie haben eine ziemlich klare Anschauung von der äußern und innern Beschaffenheit meines desenfremdeten Reisegefährten. Eine volle Minute lang konnte er keinen Laut von sich geben, dann sah er wieder die beiden andern Philister fragend an, und als diese die Achsel zuckten, schüttelte er wieder seinen Kürbis. Nachdem er nun noch fünf Minuten über diesen unerwarteten Vorfall nachgedacht hatte, schien ihm endlich ein Gedanke aufzublitzen, auf welche Weise es anzufangen sei, sich wieder in den Besitz seiner Dose zu bringen. Er machte eine pfiffige Miene, hielt mir die leere Hand hin und sagte

mich ganz bescheiden: „Sie schnupfen wohl nicht aus fremden Dosen?“ „Nein!“ antwortete ich, und gab ihm die Hand, als ob er mir die seinige geboten hätte, „aber es ist mir lieb, eine neue Bekanntschaft gemacht zu haben.“

„Bei dieser Gelegenheit,“ fuhr ich fort, bevor sich noch mein Viehsavieh von seinem neuen Schrecken erholt hatte, „wird es Ihnen vielleicht angenehm sein, meine Herren, wenn Sie in Erfahrung bringen, daß Sie die Ehre haben mit Demjenigen zu reisen, dem Sie den Genuß des Tabacks zu verdanken haben. Ich heiße Jean Nicot, und bin französischer Gesandter am portugiesischen Hofe. Gleich nach der höchst anständigen Revolution von 1830, eine Revolution, die äußerst schön durchgeführt wurde, und deshalb Nachahmung erweckte, kam ich . . . .“

„Revolution!“ unterbrach mich mein Nebenmann, und sprang auf, „wie so? Leben wir nicht glücklich?“

„Belieben Sie Ihren Mund zu halten,“ antwortete ich, und ließ mich nicht stören. „Also nach dieser Revolution kehrte ich nach meinem Hofe zurück, um meinen neuen Regenten zu begrüßen, und überreichte bei dieser Gelegenheit jenen Schnupftaback zuerst der Königin, Madame Ludwig Philippen, welche so gnädig war, höchst eigenhändig davon zu schnupfen und höchst eigennäsig nachher zu niesen. Seit dieser Zeit ist der Taback in Europa bekannt geworden, und folglich verdiene ich dafür Ihren Dank, meine Herren!“

„Lächerlich!“ sagte der Mann in der andern Ecke, „ich habe schon lange vor jener scheußlichen Revolution, die an allem unserm Unglück schuld ist, den Ermeler geschnupft!“

Jetzt faßte mein Gegenüber wieder einen genialen Gedanken, winkte den Andern mit den Augen, sich ruhig zu verhalten, und sagte zu mir in einem ernsten Tone: „Herr Gesandter! wir wollen hier länger unser Incognito nicht vor diesen Herren behalten. Sie wissen, daß ich Ludwig Philipp bin. Ich befehle Ihnen, mir meine Dose wiederzugeben.“

Ueber diesen Kniff kam mir ein solches Lachen an, daß ich die Zähne zusammenbeißen mußte, um nicht herauszuplatzen. Ich riß die Mütze vom Kopfe, stürzte mich dem Monarchen zu Füßen, öffnete die Dose, stopfte ihm eine ungeheure Prise in die Nase, that dann, als ob ich plötzlich aus meinem Wahnsinn erwache, setzte mich wieder zurück und schloß die Augen. — Nennen Sie mich immerhin einen Thoren, liebe Laura. Sie wissen, daß mich Langeweile tödtet, und daß es in der ganzen Welt keine langweiligeren Menschen gibt als Dumme und Philister. Warum sollte ich also nicht Alles hervorsuchen, was mir die Zeit vertreiben kann, warum nicht das in einem höhern Grade spielen, was wir mehr oder minder Alle sind: den Narren. Auch liebte ich Sie ja, Laura; hatte vielleicht den letzten Kuß von Ihnen bekommen, und in meiner Brust tobte ein Schmerz, den ich zu unterdrücken suchte. — — — Diese Gedankenstriche bedeuten eine Pause, welche ich eben gehalten. So oft ich Ihren Namen schreibe, Laura, tönt ein wehmüthiger Accord in meinem Herzen, immer enger und enger preßt sich die Brust zusammen; ich mußte das Fenster öffnen und hinaufschauen nach dem flammenden Sternenhimmel und dem traulichen Monde, bessere sanfte Strahlen auch in Ihrem Kämmerchen lauschen, wenn Sie vielleicht die Lilienhändchen falten, und für mein Wohl und für unsere Liebe beten. Ich betete auch, Laura, denn ich blickte voll heiliger Bewunderung nach den Sternen hinauf, und eine Thräne fiel mir über die Wange. Es spricht aus den Sternen etwas Unbegreifliches, das eine stille Sehnsucht erweckt, eine Sehnsucht, ihnen näher zu sein. Wie süßer Thau träufelt ihr flimmernder Strahl auf uns hernieder, küßt die Herzensblume und flüstert ihr leise die Himmelsmelodieen in das Innerste des Kelches, und die heiligen Gefühle erwachen alle, und hüllen unser ganzes Sein in einen Zauber von Ahnungen und Hoffnungen. Und die Sterne dort oben scheinen uns immer freundlicher, und zuletzt glauben wir, es seien die Augen der hinübergeschiedenen Seelen, die uns liebevoll anschauen, und uns sagen wollen, wie dort oben Alles und Alles Liebe und Schönheit sei, und wir nicht trauern möchten über ihren Verlust, sondern ruhig weiter wandeln bis zum Grabe, aus dem sie uns hinaufholen werden, damit auch wir mit zwei funkelnden Sternen auf unsere Lieben herniederschauen können. Mir däuchte in diesem Augenblicke, Sie wären todt, Laura, aber Sie liebten mich noch, denn zwei Sterne flimmerten viel feuriger und glühender auf mich herab, als alle die anderen, und diese Sterne waren Ihre Augen.

Da sehen Sie wieder, was ich zusammenschreibe; kein Anfang, kein Ende und keine Folge, wie es grade Kopf und Herz diktirt, so schreibe ich's nieder; und daß beide zuweilen dumme Streiche begehen, brauche ich Ihnen nicht zu sagen, denn Sie lieben mich. Sie lieben mich, Laura; diese Gewißheit ist der warme Frühlingshauch, der dann und wann über meinem dürftigen Grabe weht, und alle Keime der Hoffnung aufsprießen läßt. Zuweilen will mir mein Schmerz weiß machen, es sei besser in einer kleinen Stadt zu leben; man gewöhne sich an die paar Gesichter und brauche nicht alle Tage neue Affen zu sehen. Aber die Residenz bleibt doch die Residenz der Abwechslung, und das ewige Einerlei hat der Teufel erfunden, damit die Selbstmorde nicht aus der Mode kommen. Haben Sie keine Angst, Laura; ich bin keinen Schuß Pulver werth — fragen Sie nur die Polizei; will ich mir einmal das Leben nehmen, so stürze ich mich in meine Gedichte, oder hänge mich an ein anderes Mädchen als an Sie.

Im zweiten Briefe sollen Sie leisen Aufschluß über meine Reise erhalten. Gute Nacht, Laura!

Ihr

Edmund.

Neues Conversations-Lexicon

von

Glasbrenner.

A, der erste Buchstabe des deutschen Abc, der sich aber gefallen lassen muß, bald vorn, bald hinten,

bald in der Mitte zu ſtehen. Er hat nicht mehr Rechte, als jeder andere Buchſtabe, und iſt doch der Erſte. —

Aas, ein Futter für große Raubvögel. Man könnte in ſo fern die Prozeſſe das Aas der menſchlichen Harmonie nennen.

Abbitte, ſiehe: Gewalt.

Abdication, eine freiwillige That, bei der oft Viele nicht wiſſen, warum ſie freiwillig ſein mußte.

Abel, der erſte Menſch, welcher durch einen andern ſchnell ermordet wurde.

Abendzeitung, ſiehe: Langeweile.

Abenteuer, etwas, das gefährliche Menſchen ſuchen, intereſſante finden.

Aber, ein Lieblingswort der Diplomaten, Zweifler und Weiber, die nur mit ihm Zugeſtändniſſe geben.

Aberglaube, eine freie Ueberſetzung des Wortes: Dummheit.

Abfall, findet nur dann Statt, wenn eine Maſſe locker geworden, oder ein zu ſtarker Druck gegen dieſelbe wirkte.

Abgang, lieben die ſchlechten Schauſpieler bei ihren Darſtellungen, und das Publikum bei den ſchlechten Schauſpielern.

Abgötterei, eine Liebe, die einen falſchen Weg einſchlägt.

Abkunft, iſt ein Grund, auf dem Leute ihr Glück bauen, die keinen andern Grund finden können.

Ablaß der Sünden konnte man vor Zeiten für Geld haben, und jetzt — auch.

Abſcheu muß man mehr vor dem Verbrechen haben, als vor dem Verbrecher.

Abſchnitte machen die Schriftſteller, den Schnitt die Buchhändler.

Abſicht, die, liegt bei den Handlungen guter Menſchen offen, bei denen der Weltklugen verſteckt, und bei ſchlechten Menſchen in der Offenheit verſteckt.

Abt. In der Etymologie des Wortes liegt eine angenehme Anſpielung auf dieſen Vorſteher eines Kloſters. Es kommt aus dem Hebräiſchen her, von Abban: Vater.

Abwechſelung, ein großer Reiz im Leben der Männer, namentlich der Damen. — Die beſte Abwechſelung der Studenten iſt die, wenn ein Wechſel dem andern folgt.

Abzehrung, gewöhnlich eine Krankheit ſolcher Menſchen, die Schulden bei ihrem Körper gemacht haben.

Accidentien, haben die Beamten um ſo mehr, je weniger Gehalt ſie haben.

Acciſe, ſiehe: Abgaben.

Accord, ein, iſt z. B. in jeder Hinſicht: ohne. —

Accoucheur, eine männliche Hebamme, die ihren Collegen Arbeit zuführt.

Ach! die gebräuchlichſte Interjection in der Liebe, welche in der Ehe anders betont wird.

Achſel, iſt das, was uns die ſchlechten Dichter ſtatt des Herzens bewegen.

Acht, ſiehe: Neun.

Achtung! fordern beim Exerciren die Offiziere von den Gemeinen.

Act, eine Eintheilung, welcher ſich viele Bühnendichter bedienen, um zu zeigen, daß Handlung in ihren Stücken iſt.

Acten, beſchriebene Papiere, welche wie alle anderen aus Lumpen gefertigt ſind, und Manchen das Hemde vom Leibe herunterziehen.

(Fortſetzung folgt.)

Lückenbüßer.

Von

W. Achat.

---

† Ach, das Jawort klingt ſo ſüß, als wenn der Schlüſſel zum Paradieſe herumgedreht würde. — Später merkt man freilich, daß es nur zum Schließen, nicht zum Oeffnen war. —

— Mancher wird ſchon wieder Kind, wenn er noch Kind iſt. —

---

* Der Dumme hat am meiſten Glück im Spiel. Die Augen der Würfel ſind eben ſo blind, wie die der Fortuna.

---

† Es ſollte auch Hof-Chriſten geben, wie es Hof-Juden giebt.

---

* Amare heißt lieben und — bitter. —

— Die Ruthen des Schickſals concentriren, wie auf Salinen, die Salzlauge der Sattre.

---

* An die Großen. Fehler hat Jeder; doch ſollen wir die ewigen nicht bemerken, ſo ſeid Sonnen, und blendet uns durch euren Glanz für eure Flecken!

---

* Die Religion iſt ein Funke des ewigen göttlichen Feuers, der in das Herz des Menſchen fiel. Aber ach! wie oft dient der Funke blos zur Entzündung der Scheiterhaufen für Ketzer, und wie Viele verdienten nach Chriſtus weniger Chriſten, als Kreuzträger zu heißen.

Aſſemblee.

Ich war in einer Geſellſchaft
Von Damen und von Herrn,
Davon trug Manche ein Sträußchen,
Und Mancher gar einen Stern.

Sie ſprachen klug zuſammen
Von Oper und Concert,
Und kritiſirten Beide
Wie ich's noch nie gehört.

Dann kamen die lieben Bekannten
All' noch der Reihe dran,
Und Jedem, auch dem Beſten,
Sie hingen ihm etwas an.

Sie übten ſie die Zungen,
Und tranken dazu Thee,
Und wenn ich mich recht entſinne,
So nannten ſie's Aſſemblee.

Roſen.

Charade.

Von

W. Adam.

Dreifoldig.

Erſte rückwärts und dann vorwärts nennt Dir einen deutſchen Kaiſer:
In der Zweiten und der Dritten ſtellt ſich dar ein griech'ſcher Weiſer,
Und das Ganze in der Bibel als der Gottes Allmacht Preiſer.

Neues unter der Sonne.

*** Die Königlichen Hoflieferanten Herren Gebrüder Müller in Berlin empfehlen ihre Theekeſſel als etwas Ausgezeichnetes. — Ein ausgezeichneter Theekeſſel iſt ſehr ſelten!

*** Fr. J. W. Schmitz hat das Geheimniß der Farben verrathen. „Verſchlingung, oder Einfangung der Wärme von einem Körper, der fälter als die Atmoſphäre iſt, erzeigt die weiße Farbe, Wärme-Ausſtrömung eines Körpers dagegen, die blaue. Gleichzeitige Ein- und Ausſtrömung der Wärme veranlaßt das Entſtehen der gelben Farbe. Stehende Fülle der Wärme beurkundet ſich durch Grün. Roth iſt die langſame, aber gleichmäßige Ausſtrömung und Einfangung der Wärme. Schwarz iſt die vollendete Auflöſung. Das harte Blau ſpiegelt die Fülle der Wärme: das harte Weiß die Wärmeleere, oder Kälte."

*** In einem Dorfe, nahe bei London, lebt eine alte Frau, die ſich einbildet, eine Henne zu ſein. Sie ſitzt faſt den ganzen Tag über auf drei holländiſchen Käſen in einem großen Waſchkorbe und erwartet die Brut. — Bei der möchte ich nicht zahn im Korbe ſein!

*** In einem ſchwediſchen Kupferbergwerke fand man neulich den Leichnam eines jungen Mannes, den das Vitriolwaſſer und die Alcalien zu Stein gemacht hatten. Eine alte Frau, welche ihn ſah, erkannte ſogleich ihren Bräutigam in ihm, der vor funfzig Jahren verſchwunden war. Sie war ganz verſteinert, als ſie ihn erblickte.

Theater.

*** Berlin. Auf der Königſtädter Bühne hat eine Poſſe, „Drei Frauen auf einmal," aus dem Franzöſiſchen, von A. Cosmar, namentlich durch Beckmann's gutes Spiel, gefallen. — Mad. Birch-Pfeiffer iſt als Marie Tudor aufgetreten, und hat entſchiedenes Glück gemacht. Wir werden die Künſtlerin in einem Zwanzigſtel ihrer Jeder „Peter von Szapar" ſehen und dann Näheres über ſie berichten. — Auf derſelben Bühne wurde eine neue Oper von Ricci, „Der neue Figaro," gegeben. Sind alle die italieniſchen Opern, welche Herr Cerf im Laufe der Meſſe gekauft, nicht beſſer, ſo wird er ſeine Rechnung dabei nicht finden. — Neulich wurden im Königlichen Schauſpielhauſe „Die Quälgeiſter" außerordentlich ſchlecht gegeben. Herr Krüger (Fürſt) ſchien krank zu ſein, Herr Grüſemann (Linden) ſeine Rolle aber ſchlafend zu ſpielen, und Herrn Hartmann müſſen wir darauf aufmerkſam machen, daß in Anwerenkungen weder Komik, noch Schmerz liegt. Zu loben waren Dem. Bauer und die Herren Gern und Müller. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 36. Dienstag, 23. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 1 Rthlr., welche daselbst durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Briefe Edmund's an Laura.

Von

Glasbrenner.

II.

A b c d e f g h i k l m n o p q r s t u v w x y z . . . . . hierin liegt die Ursache, liebe Laura, warum ich die Residenz verlassen mußte. Sie dürfen nur die Buchstaben ein wenig verschieben, diesen und jenen vor und hinter diesen und jenen setzen, und Sie wissen, warum Sie vielleicht auf immer Ihren Edmund verloren haben. Dabei bedenken Sie aber ja, daß ich Schriftsteller bin, zuweilen ein oder auch zwei Wörtchen gegen den Dieners-Despotismus habe fallen lassen, und namentlich, daß ich nicht kriechen, schmeicheln und noch andere Pudel-Kunststückchen kann, daß ich auch kein Frömmler, mit einem Worte, daß ich ein Mensch, also weder Hund noch Schaf bin. Das Unerträglichste war meinen Feinden aber, daß aus jedem meiner Worte die innigste Liebe zu unserm Regenten sprach, daß ich mit eben so spitzen Worten, mit welchen ich die Knechte-Menschen verfolgte, gegen die Schwindler schrieb, welche die Frucht brechen wollen, bevor sie reif geworden: so konnte man mir weiter nichts thun, als mich Unschädlichen — gewiß gegen den Willen des liebevollen und erhabenen Monarchen — mit Spionen zu verfolgen, die mir jedes unschuldige Scherzwort aus dem Munde stahlen, und es, mit Gift und Eifer dreimal unterstrichen, weiter beförderten. Da haben Sie nun, meine Laura, die Auflösung des Buchstaben-Räthsels. Es wäre doch schade, wenn Sie sich Ihr Köpfchen daran zerbrochen hätten, Ihr Köpfchen mit den süßen, liebeduftenden Veilchenaugen, mit den Wangen wie Morgenroth, mit den Lippen wie schwellende Rosenknospen — kurz ein Köpfchen, mit dessen Beschreibung uns der unsterbliche Clauren so oft gelangweilt hat.

Ich komme nun zu den drei Philistern zurück. Als sie glaubten, ich sei eingeschlafen, erhob sich unter ihnen folgendes Gespräch:

Viehsavieh. Er ist eingeschlafen. Was sagen Sie zu diesem Menschen?

Nebenmann. Er ist wahnsinnig, das ist richtig. Bedenken Sie nur das wilde Auflachen, und dann die Geschichte mit dem Schnupftabak, den er in Europa eingeführt haben will.

Dritter Philister. Lächerlich! Ich schnupfe schon über acht Jahre von Ermeler.

Viehsavieh. Ich bin nur froh, daß ich meine Dose wieder habe. Was meinen Sie, Herr Gevatter, war der Einfall mit Ludwig Philipp nicht gut?

Dritter Philister. Sehr gut! Ich wußte zuerst gar nicht, was Sie damit sagen wollten; ich glaubte schon, Sie wären auch verrückt geworden. Wie kommt es aber, daß Sie mit dem Wahnsinn so gut Bescheid wissen?

Viehsavieh. Wissen Sie denn nicht, daß ich meinen Aeltesten Medizin studiren lasse? Der bringt mir dann und wann etwas bei. Uebrigens kostet mir der Junge auch jährlich an 800 Thaler.

Nebenmann. Aber sagen Sie mir, meine Herren, wie ist es möglich, daß die Postbeamten Einen fahren lassen, der wahnsinnig ist.

Dritter Philister. Wie so? Lächerlich! Tadeln Sie doch keine Beamten! Es ist doch immer besser, als daß sie ihn zu Fuß laufen lassen, denn so könnte er sehr viel Unheil anrichten.

Nebenmann. Das ist wahr. Aber habe ich deshalb mein Geld bezahlt, daß man mich mit einem Narren in eine Kategorie stellt?

Dritter Philister. Lächerlich! Sie haben ja ihr Geld bezahlt, damit Sie fahren können; den Narren haben Sie ganz umsonst.

Viehsavieh. Streiten Sie sich nicht, meine Herren, sondern überlegen Sie vielmehr mit mir, auf welche Weise wir uns den verrückten Menschen vom Halse schaffen.

Nebenmann. Ja, das weiß ich nicht. Sie haben ja sonst immer Ideen, warum haben Sie jetzt keine?

Dritter Philister (zum Viehfavieh). Ja, geben Sie doch etwas an! Ihr Sohn studirt ja Medizin.

Nebenmann. Weg muß er, das ist keine Frage! Denn wenn dem Menschen einfällt, sich z. B. für Sand zu halten, so . . . . . .

Dritter Philister (ihn unterbrechend). Ach, wie wird es denn dem Menschen einfallen, sich für Sand zu halten, lächerlich!

Nebenmann. Gar nichts Lächerliches dabei! Sie sind lächerlich! Lassen Sie Einen doch ausreden! Wenn es dem Menschen nun einfällt, sich für Sand zu halten, so glaubt er am Ende, ich wäre Kotzebue, und bringt mich um!

Viehfavieh. Mißlich ist allerdings die Sache, obgleich ich mir nicht denken kann, daß er Sie für Kotzebue halten wird. Haben Sie denn vorher vielleicht ein paar Witze gemacht?

Nebenmann. Nun eben! Das fährt mir manchmal so heraus, ohne daß ich an die Folgen denke. Kann man denn aber auch immer wissen, wenn man ein paar Witze macht, daß Einer im Wagen ist, der sich vielleicht für Sand halten kann.

Dritter Philister. Ach Gott, Sie sind viel zu ängstlich! Er wird sich nicht für Sand halten.

Nebenmann. Na, na! Er sprach schon vorher von der französischen Revolution.

Dritter Philister. Und dann hat er ja auch keinen Dolch.

Nebenmann. Ei, was Dolch! Solch ein verrückter Mensch, der fragt viel darnach, wenn er Einen todtstechen will.

Dritter Philister. Na, wenn er Sie übrigens todt stechen will, so braucht er Sie weder für Kotzebue, noch sich für Sand zu halten, sondern kann das so thun.

Nebenmann. Ja, das ist wahr.

Viehfavieh. Meine Herren, ich habe eine Idee. Wir wollen bei der nächsten Station dem Posthalter rund heraus erklären, daß wir mit diesem verrückten Menschen keine Minute länger zusammen sein wollen.

Jetzt bewegte ich mich ein wenig; augenblicklich verstummten meine Reisegefährten, und sahen wahrscheinlich mit innerer Unruhe meinem Erwachen entgegen. Ich that, als quäle mich ein unangenehmer Traum, riß endlich die Augen auf, und sah mich befremdend um. Fünf Minuten lang ergötzte ich mich an ihrer Erwartung, dann aber redete ich sie an. „Meine Herren!“ sagte ich, „ich traue es Ihren erleuchteten Köpfen zu, daß sie in meinem Benehmen vor meinem Schlafe etwas Sonderbares bemerkt haben werden, und ich halte es sonach für meine Pflicht, Ihnen hierüber genügende Aufklärung zu geben. Ich habe nämlich das Schicksal, im jedem Monat vier Stunden an einer kleinen Zerrüttung meines Verstandes zu leiden; ist diese Zeit aber vorüber, so überfällt mich ein Schlaf, und erwache ich aus diesem, so ist mein Verstand wieder so klar und so hell, wie der Ihrige. Daß dies nicht viel sagen will, werden Sie selbst einsehen. Wäre ein Fünfter in diesem Wagen gewesen, wer weiß, ob er es bemerkt haben würde, daß ich der Einzige unter Ihnen bin, der von solcher Krankheit befallen wurde. Im Grunde genommen, meine sehr ehrenwerthen Herren, ist es ja auch viel besser, selbst zu wissen, daß man in jedem Monate vier Stunden hindurch an einer bemerkbaren Schwäche des Verstandes leidet, als zerknirschend an einer solchen Schwäche zu leiden, und selbst keine Ahnung davon zu haben. Da Sie sich nun in dem Falle befinden, — Zeugen der physischen Erholung meines Geistes gewesen zu sein, so bitte ich Sie, genau auf den Inhalt meiner gegenwärtigen Rede zu achten, und sich selbst zu überzeugen, daß diese Krisis während meines Schlafes vorübergegangen, und mein Geist mit rothen Wangen, lustig und wohlgemuth, wieder durch das Leben hüpft. Betrachte ich Ihre Physiognomien, meine Herren, so freue ich mich unendlich, Sie meine Reisegefährten nennen zu können, denn da ich ein Maler bin, und mich gerade jetzt mit Viehstücken in Niederländischer Manier beschäftige, so kann es mir nur von Vortheil sein, einige neue Andeutungen und Züge von Ihnen zu erhalten, da schon aus Ihren Physiognomieen ein gewisser Geist hervorleuchtet, der offenbar tief in der Natur dieser Viehstücke eingedrungen ist. Die Physiognomie, meine ehrenwerthen Herren, ist das Spiegelbild der Seele, und es ist sonach ein großes Glück für Sie, daß Sie im Besitze einer Physiognomie sind. Betrachte ich z. B. die Ihrige, mein Herr, der Sie die Ehre haben, mir gegenüber zu sitzen, so drängt sich mir ein Lachen auf, das ich unmöglich unterdrücken kann.“ — Hier lachte ich nicht nur über das Gesicht meines Viehfavieh's, sondern über die merkwürdig albernen Augen, mit denen mich alle Drei ansahen, immer noch im Zweifel, ob mein Wahnsinn nur eine andere Wendung genommen, oder ob ich vernünftig sei. — „Sie haben nämlich,“ fuhr ich fort, „eine frappante Aehnlichkeit mit einem Menschen, bemerken Sie wohl, daß ich hier einem betone, nicht Menschen, den ich vor drei Jahren in Lappland kennen lernte, und der mir wegen seiner Dummheit ungemein viel Spaß machte. Sie entschuldigen meine Frage: sind Sie nicht ein Lichtzieher!“

„Wie so?“ antwortete er, und sah mich groß an. „Lächerlich!“ rief der dritte Philister, „der und ein Lichtzieher! Sie kommen aus der Residenz, und kennen den Modehändler Löffelmann nicht, dessen Laden nicht weit vom Gasthofe zum falschen Ende ist? Unter allen Damen ist er ja wie ein bunter Hund bekannt; sie nennen ihn immer den kleinen auftrumpfenden Schacherer!“

(Der Schluß folgt.)

Streifzüge

von

G. Reben.

10.

Luther wurde oft von den zahlreichen Zweigen des uralten gräflich Mansfeldischen Geschlechts ersucht, Familienstreitigkeiten zu schlichten und die stolzen Grafen unterwarfen sich gern den Ausſprüchen des großen Kirchenreformators, der ihr geborner Unterthan war. Einſt ward er auch in einer ſolchen Angelegenheit von Wittenberg auf Schloß Mansfeld beſchieden. Bei ſeiner Ankunft daſelbſt führte man ihn in den ſogenannten goldenen Saal, eines der größten Prachtgemächer des alten Schloſſes. Von den Stufen der Treppe herab floß ihm der Wein entgegen, und deutete ihm ſchon vorher genugſam an, in welcher Stimmung er die Herrn Grafen finden werde. — „Ihr Herren dünget gut. Darnach wird denn Gras wachſen.“ Mit dieſen Worten redete Luther die verſammelten Grafen an. Heutzutage ſehen von dem prachtvollen goldenen Saale nur noch die vier Wänden, ein rohender Zeuge der Vergänglichkeit aller Maſſelt, und von ihnen eingeſchloſſen grünt üppig eine Wieſe. Conſequente Anhänglichkeit der Grafen von Mansfeld an das öſterreichiſche Kaiſerhaus, fortwährende Erbtheilungen und üppige Verſchwendungsſucht, beſonders Saufgelage, von denen noch die ſchönſten gut erhaltenen Felſenkeller des alten Schloſſes Zeugniß geben, ruinirten ein altes mannhaftes Geſchlecht, das ſchon zu den Zeiten des mächtigen ſächſiſchen Kaiſerhauſes in Deutſchland großes Anſehen beſaß.

11.

Es iſt intereſſant, die Lieblingsbeſchäftigungen großer und berühmter Menſchen in ihren Mußeſtunden kennen zu lernen. Schon die alten Klaſſiker haben uns einzelne hiehergehörige Züge aus dem Alterthume aufbewahrt.

Alexander der Große las die Ilias, ſoff ſich voll, und beging in dieſem Zuſtande Thaten, die er bei nüchternem Geiſte ſehr bereute. Sokrates ſoll ein Freund der griechiſchen Liebe geweſen ſein. Hannibal, der gewaltige Carthager, träumte ſelbſt in ſeinen Mußeſtunden von ſeiner den Römern geſchworenen Rache, die nur mit ſeinem Leben endigte. Publius Scipio Africanus liebte die Fiſcherei, Marius Saufgelage und Balgereien, wo er ſeine Körperkraft geltend machen konnte. Sulla trieb die Wolluſt bis zur Ueberſättigung, und verſchuldete ſo ſeinen grauenvollen Tod. Cäſar duftete als Jüngling von Salben, und war in der zierlichſten Toga der berüchtigſte Zierbengel und Schuldenmacher Roms. Als der Erdkreis beſiegt zu ſeinen Füßen lag, beſchrieb er geiſtreich und in muſterhafter Sprache ſeine Feldzüge. Auguſtus war in allen Angelegenheiten ein Schauſpieler. „Klatſcht in die Hände, meine Freunde, meine Rolle iſt geendigt,“ rief er, als er im Sterben begriffen war. Attila war von der Mordgier ſo beſeſſen, daß er in ſeinen Mußeſtunden gefangene Männer und Weiber eigenhändig mordete. Karl Martell liebte das Ballſpiel. Karl der Große übte ſeine kräftigen Hände vorgeſchriebene Buchſtaben nachzumalen, um ſchreiben zu lernen. Dſchingis-Chan ließ zu ſeiner Ergötzung Tauſende von Schädeln erſchlagener Feinde pyramidenförmig vor ſich aufthürmen, und konnte dies gräßliche Schauſpiel ſtundenlang betrachten. Die Hohenſtaufen, beſonders Friedrich I. und II. Konrad und Konradin liebten und beförderten Künſte und Wiſſenſchaften, und ſind ſelbſt als Dichter für ihre Zeit von Bedeutung. Luther war ein Freund von „Wein, Weib und Geſang.“ Guſtav Adolf ſpielte gern Schach und verſchiedene Kartenſpiele. Wallenſtein liebte die Aſtrologie, Heinrich IV. von Frankreich ſchöne Mädchen und zwar wo möglich Alle, Cromwell die Einſamkeit, weil er alles Lebendige fürchtete, und Eliſabeth von England, die „jungfräuliche Königin“ ſchöne Männer, denen ſie oft ohne Verdienſt, nach Verhältniß ihrer Qualificationen zum Spielzeuge in ihrer launiſchen Hand, die höchſten Staatsämter verlieh. Friedrich der Große blies die Flöte und liebte die franzöſiſche Sprache und Literatur, während er die deutſche Sprache verachtete. Auch machten ihm ſeine Hunde viel Vergnügen. Napoleon unterhielt ſich gern mit Künſtlern aller Art. War er ſehr aufgelegt, ſo neckte er oft muthwillig ſeine nächſten Umgebungen. Beethoven liebte die freie Natur, las Klopſtock, Göthe und einzelne dichteriſche Schriften. Mozart ſpielte mit ſeiner Frau Billard, rechnete (er war einer der ausgezeichnetſten Arithmetiker ſeiner Zeit) und trank. Spinoza, der ſchärfſte Denker aller Zeiten, ſtellte zu ſeinem Vergnügen philoſophiſche Forſchungen an. Um ſein Leben zu friſten, ſchliff er Brillengläſer. Schiller ſpielte gern Karten, liebte Freundſchaft und den Umgang mit Freunden, in deren Geſellſchaft er mancher Champagnerflaſche den Hals brach; Göthe dagegen vernehme Geſellſchaften, wo das Wörtchen „von,“ ſeine Orden, ſein Stand als Miniſter, und ſeine Würde als Dichterfürſt keinen in friſchem Andenken bleiben mußten. Merkwürdig iſt es, daß ſich bei ihm hier das Gemüth gänzlich verläugnete, während es in ſeinen Liedern namentlich ſo reichlich hervorquillt. Faſt ſollte man glauben, daß es nur in einer gewiſſen Periode ſeines Lebens vorhanden geweſen ſei.

Ermunterung.

Nun laß das dumpfe Zagen,
Die ſtumme Herzensqual!
Es kommt in ſchlimmen Tagen
Der Mut doch ein Mal.

E-faße nur recht freudig
Und ſtark die Gegenwart,
Und füge Dich geſchmeidig
In das, was rauh und hart.

Und jede wunde Stelle,
Die noch in Deiner Bruſt,
Die netze mit dem Quelle
Von friſcher Lebensluſt.

Sieh hin! auf Gräbern ſproſſen
Der Blumen roth und blau:
So ſei's bei Dir beſchloſſen,
So hoffe und vertrau'!

K.

Epigramme

von

W. Achat.

Ketzer-Meinung.

Zwar die Kirche behauptet: „Der Sacramente ſind ſieben;"
Aber ich glaube: nur zwei. Ehe und Buße ſind ein's.

An Marulla.

Weil er curiren nicht kann die chroniſche Krankheit, das Alter,
Scheint Dir ein Pinſel dein Arzt. Freilich, denn Schminke curirt's.

Neues unter der Sonne.

Berlin.

.*. Als neulich im Königl. Schauſpielhauſe „Wallenſtein" gegeben wurde, den bekanntlich Raupach mit ſeiner Feder verbeſſert hat, gerieth Jemand beim Nachhauſegehen in Eifer, und declamirte auf offener Straße Folgendes:

„Ich habe alſo nun den Wallenſtein von Raupach geſehen. Schiller, göttlicher Sänger! ein Dichter, der nicht zu Deiner Höhe hinauf ſehen kann, hat es gewagt, Scenen und Figuren aus Deinem unſterblichen Werke zu ſtreichen, die übrigen Scenen durch einander zu werfen, und eigene Worte hineinzuflicken! Ich wußte nicht, ob ich wachte oder träumte, als ich den Wallenſtein hörte, den ich ſo oft in glühender Verehrung ſeines erhabenen Schöpfers geleſen hatte; ich wollte mich wieder ergötzen an den Scenen und Worten des Unerreichbaren, und ſtatt deſſen ſtörte mir der Zorn die Wangen roth, und ich knirſchte mit den Zähnen über ſolche frevelhafte Verſtümmelung des Heiligthums einer ganzen Nation!"

Der Mann hatte ſehr Unrecht, und ſchien im Schein zu leiden; ſonſt hätte er wohl Das nicht ausgeſprochen. Raupach hat den Wallenſtein verbeſſert, denn er hat ihn für die Bühne zugeſchnitten, hier und dort mehrere ſchlechte Scenen und Worte geſtrichen, und dagegen einige viel geiſtreichere von ſeiner in ganz Europa anerkannten Feder hineingelegt. Am meiſten verdient meiner Meinung nach aber die unſäglich Direction Dank, welche den guten Einfall hatte, aus dem dramatiſchen Werk ſchmackhafter zu machen, das allerdings unendlich viel Schönheiten hat, aber nicht mit Bühnenkenntniß gearbeitet war. Und der unſterbliche Raupach iſt der Mann, der Bühnenkenntniß hat! Alſo: Dank ihm und Dank unſerer äußerſt umſichtigen Direction!

250 Th.

.*. Die wir hören, ſoll in einem hieſigen Puppentheater, dirigirt von Richter, nächſtens Schillers „Kabale und Liebe" gegeben werden, d. h. mit Fortlaſſung des Präſidenten und des Secretair Würm, weil dieſe zu ſchlechte Menſchen ſind, und die Andern in dieſem Trauerſpiele muſikaliſch behandelt.

Z.

.*. Ein Reiſender, welcher kürzlich Schweden beſucht hat, erzählt Folgendes: „Die hübſchen, ſchwediſchen Landmädchen ſind gegen Einheimiſche und Fremde äußerſt zuvorkommend. Sie benehmen ſich gegen die Männer auf eine Weiſe, daß man glauben möchte, bei dem verdorbenſten Volke auf Erden ſich zu befinden. Aber ihres Betragens Urſache iſt ganz einfach folgende: man bedient ſich ihrer überall, aus Mangel an jungen Männern, die andere beſchwerlichere Arbeiten zu beſorgen haben, als Briefträger, Boten, Poſtillone und Aufwärterinnen in Gaſthöfen, Kaffeehäuſern und Bädern. — Man kommt z. B. um Mitternacht auf einer Station an. Ein junges, blondes Mädchen mit dem hübſcheſten Geſichte, leicht gekleidet, ſchirrt die Pferde an, nimmt neben uns auf dem Sitze Platz, ergreift die Zügel, ſetzt ihr Geſpann in Trott und jagt mit uns davon."

Theater.

.*. Cooper's Roman, „Der Bravo," iſt für die Bühne bearbeitet und auf dem Drurylane-Theater mit großer Pracht gegeben worden.

.*. Strauß hat in Leipzig und Dresden geſpielt und in beiden Städten viel Geld gemacht. —

.*. Die Frau des berühmten Eyohr, eine vortreffliche Harfeniſtin, iſt in Kaſſel geſtorben.

Verantwortlicher Redacteur: L. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 37. Donnerstag, 25. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., wofür dasselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Der größte Windbeutel in Leipzig.*)

Die Begierde der Menschen, z. B. einen Kometen zu sehen, oder ein versteinertes Butterbrod, oder einen höchst seltsamen Affen- und Hundetanz, oder eine Krönungsceremonie, oder die erste Verunglückung eines Dampfwagens zwischen Leipzig und Dresden, oder einen größten Ochsen, oder eine ungeheure Dummheit, oder endlich gar sich selbst (wenn sie sich das Merkwürdigste scheinen) — ist bekanntlich sehr groß — größer aber ist dennoch die Leidenschaft der Sterblichen, ja nichts mag dem unbezähmbaren Drange der Schaulust gleich kommen, wenn es gilt, einen ihres Gleichen zu sehen, der in seiner Art den sogenannten Triumph der Unmöglichkeit erringt. — Ist nicht schon deshalb die Unterhaltung allein von einem solchen Subject, das gewissermaßen als Chimborasso oder Wallfisch seiner Kaste dasteht, dem Einzelwesen die geliebteste, erhebendste Beschäftigung? — Spricht nicht so z. B. ein —scher Doctor der Philosophie, ex absentia (d. h., obgleich auch körperlich abwesend, dennoch) promovirt, oder gar der Dr. der Philosophie B..... in Hamburg, welchem dieser Titel wider sein Wissen, wenn auch nicht Willen, überraschungsweise von Freunden zum Geburtstage geschenkt worden, — von dem Dr. Francia, dem Beherrscher Paraguay's, mit kitzelndem Behagen und stolzem Selbstgefühle, eben darum, weil dieser doch auch ein Doctor ist? Spricht nicht auf gleiche Weise Herr Benjamin Kaim vielleicht sehr gern gerade von dem seligen Herrn Minister von Goethe, als fürstlichem Dutzbruder, Ordensträger ꝛc., weil dieser als Dichter sich solches errang, und er, Herr Kaim, doch auch einer, wenn gleich nicht ist, oder sein könnte, sondern nur zu sein behauptet? — Endlich, geräth nicht der lumpigste Schacherjude in Extase und wird, so zu sagen, auf Augenblicke zum Narren (was ohne Zweifel der sicherste Beweis höchsten Selbstgefühls), wenn er zu reden kommt vom großen — Rothschild — weil dieser doch von Allen der größte Jude, und weil er es fühlt, daß, sie mögen nun Beide, der Eine so hoch steigen, als die Papierpreise, der Andere so tief sinken, als die Lumpenpreise es wollen, sie dennoch immer Beide Juden bleiben? — Und, frage ich nun zuletzt, kann es mithin Jemand Wunder nehmen, daß am Sonntage, als am 4. October anni currentis, eine so beispiellos allgemeine Bewegung unter den Leipzigern Statt fand, ein solches, ans Fabelhafte grenzende Laufen, Rennen und Drängen nach dem Orte des Schauens hin, ein solches sich Aussetzen dem Zutodegedrücktwerden, — wenn nicht dort zu sehen gewesen wäre — der größte Windbeutel, den je Leipzig gesehen, oder hervorgebracht? — Ja, es war ein Leipziger Windbeutel, denn, was man auch sage, z. B., daß doch das Seidenzeug dazu von Dresden gekommen (was kriegen wir nicht alles für Zeug von Dresden, he?), oder ꝛc. ꝛc., das Wesentlichste an diesem — Luftballon, wie ihn die Bescheidenheit nennt, — der innere windige Kern, der dünne Spiritus in ihm, der Wind, — das war, wer vermag es zu leugnen? — Leipziger, in Leipzig gewonnener Wind. — Wo hätte man auch anderwärts schnell so viel Wind herbekommen sollen? — Nun sind zwar in Leipzig, wo es eine Universität giebt, und viele gelehrte Gesellschaften, und die größten Meßspeculationen, und über 500 Schneider mit allen ihren Schneidergesellen, und Buchhändler mit ihren Buchhändleranzeigen — schon Windbeuteleien aller Art zu Tage gefördert worden, die ihres Gleichen suchen, allein ein solcher kolossaler Windbeutel, wie der, wovon hier die Rede, war doch den Leipzigern noch nicht vor Augen gekommen, und so geschah es denn, daß am Nachmittage genannten Tages die ganze Bewohnerschaft Leipzigs, die nur Beine hatte zum Laufen und Augen zum Sehen, und Beides zum Gesehenwerden, auf dem Blachfelde vor dem Petersthore zu sehen war im innigsten, intimsten Drängen, schwitzend, keuchend, Staub aufregend zu Hauf, sich beellenbogend und Hühneraugen tretend — und das Alles — um einen Windbeutel zu sehen — freilich

*) F. von U. — heißt der Verfasser dieses Artikels.

Der Redacteur.

den größten. Wie man Tausende von Narren wiederum durch einen Narren kirren kann, wenn er nur der größte von Allen, so auch Tausende von Windbeuteln durch einen zweiten, der sie abermals insgesammt übertrifft. — Freilich leistete auch dieser Windbeutel etwas sehr Seltenes, denn, wenn ein Leipziger (nämlich Windbeutel) sich bei allen Anstrengungen doch selten über das Gewöhnliche erhebt, so schwang sich doch dieser großartige Windbeutel durchaus ganz über alles Gewöhnliche empor, und zu gleicher Zeit über alle Leipziger mit einander. — Auch an Damen fehlte es bei diesem Schauspiele nicht, auch sie waren zu Tausenden da, geschah es nun aus rein geistigem, oder mehr si — si — si — (entschuldigen Sie, Leser, ich mußte eben niesen!) sinnlichem Interesse. Zwar bleibt noch etwas nicht Unbemerkenswerthes zu erwähnen, was wohl den Forschungssinn selbst zarterer Wesen so stacheln konnte, daß sie alles Andere außer Augen ließen, alle Gefahren für Putz und Persönlichkeit, nur den Windbeutel nicht. Denn, wie oft es auch schon in Leipzig vorgekommen sein mag, daß eine Dame sich an einen Windbeutel hängte, und dieser sich alsbald über Hals und Kopf mit ihr ins Loch stürzte, — hier ereignete sich das Unerhörte und Anstaunenswerthe, daß ein Windbeutel die Dame, welche sich an ihn gehängt hatte, die Dame seines Herzens, oder vielmehr seines Windes, die, welche mit Vertrauen und häufenen Seilen zugleich, faß an ihm hing, — mit sich emporhob — hoch — „bis an die Sterne weit!“ — Nein, so weit hatte es hier bis jetzt noch keine Dame mit ihrem Windbeutel gebracht; — darum klatschten auch alle anwesenden, als Solches vor ihren sichtlichen Augen sich zutrug, wie außer sich, in die schönen Hände, und stoteten: „das ist ceenzig! o, das ist ceenzig!“ — Wenn aber sonst in Leipzig ein Windbeutel sich auf- und davon machte, ein solcher etwa, von dem man stets geglaubt, er säße recht in der Wolle, wo es jedoch nachher offenbar ward, daß es nur in der Dinte gewesen, so hatte er stets gute Gründe, nichts mehr von sich hören zu lassen und keine Kunde von seinem ferneren Dasein zu geben. — Wie anders mit diesem angenehmen großen Windbeutel!! — Fortwährend noch, als er schon im Entstehen begriffen, schickte er von seinem erhabenen Standpunkte aus Briefe mit freundlichen Grüßen an die Hinterbliebenen hinunter, und sie freuten sich deß, und doch hatten sie ebenfalls nur das Nachsehen davon, freilich ein anderes. — Womit er aber zuletzt völlig alle Herzen (die für so etwas Gefühl haben) gewann, wodurch er den unumstößlichsten Beweis gab, daß er in der That ein ächter Windbeutel, dies war, daß auch er endlich, nachdem er lange genug in den Wolken geschwebt, und, als größter Schwindler, den Leuten ungeheuer die Köpfe hatte schwindeln gemacht, — wieder ganz tief sank, — bis in, bis auf den Boden, wollt' ich sagen. —

X. v. U.

Streifzüge

von

G. Röben.

12.

Die Novelle ist gegenwärtig die Modeform, in welcher sich der größte Theil der Schriftstellerwelt bewegt. Alles schreibt Novellen, Alles zwängt seine poetischen und philosophischen Floskeln in das modische Käfchen, welches auf allen Toilettentischchen der elegenten Welt gefunden wird. Die Novelle ist in der Schriftstellerwelt der Dampfwagen auf Schnellbahnen mit der schweren Fracht aller möglichen Ansichten und der heterogensten Theorieen belastet, um diese rasch nach allen Richtungen der Welt zu verfahren. In der Novelle findet sich nicht selten der unhaltbarste Stoff im Glanze und in der Appetitlichkeit der Mode, oft aber auch trefflicher Inhalt, der an und für sich gerade zu geboten in seiner Nacktheit von der Mehrzahl verschmähet werden würde, hätte ihn nicht der Dichter in das niedliche, sinnige und bilderreiche Schächtelchen gepackt. Die speculative Philosophie erscheint in eleganter Toilette duftend von Eau de mille fleurs, ein Sträußchen poetischer Blumen als Empfehlung vorhaltend, um sich so Eingang in die Salons der schönen Welt zu bahnen. Die Metaphysik galoppirt nach der neuesten Mode im Gebiete der Poesie umher, und scheint den ganzen Ernst ihrer Betrachtung, die Tiefe ihrer Speculationen zu Grabe geläutet zu haben. Die Poesie dagegen trägt sich oft wie eine liederliche Dirne, schnallt Sporen und Säbel um, setzt neckisch eine Professorsperrücke oder den Doctorhut auf, und erscheint oft im diplomatischen Gewande, um sogar im befflabigen Exterieur bei Hofe, bei Ministern und Diplomaten Eingang zu finden. Eine solche Amalgamirung der Philosophie mit der Poesie, zu denen sich oft mit ernstem Schritte sogar die Politik gesellt, findet sich nicht etwa blos in Deutschland, sondern auch in der Literatur Frankreichs und Englands. Diese Richtung scheint sich wie zahllose flüchtige Atome über die ganze civilisirte Welt verbreitet zu haben. Indessen wird die Zeit wohl kommen, wo dieses Mixtum compositum sich wieder entknäueln wird, wo Wissenschaft, Kunst und das kriechende Ungeheuer Politik sich sondern und wohlthuend in ihren natürlichen Grenzen wieder bewegen werden. Dann wird sich der Leser aus den Irrgängen und Windungen des verführerischen Zauberparts wieder ins Freie hinausgeführt sehen, auf dem Höhepunkte, wo sich die belle vüe in reizender, lachender, blumenreicher Landschaft vor seinen entzückten Blicken in endloser Ferne bis zu dem umwölkten Gipfel der Kunst erstreckt. Dies nur wird die Versöhnung des denkenden Lesers mit der Novelle zu Stande bringen.

13.

Lord Byron pflegte öfters zu ſagen: „es gebe kein ſpaßhafteres und arrigeres Völkchen unter dem Monde, als die Schriftſteller, Dichter, Recenſenten und Künſtler, und man ſage ja nicht, daß blos die Weiber zu kokettiren verſtänden,“ ein Ausſpruch, der ſich auf viele Producte der neueſten Literatur und Kunſt anwenden läße. Faſt täglich tauchen Erzeugniſſe in Menge an dem Horizonte der Literatur und Kunſt auf, deren Tendenz nur dahin geht, den Beifall der großen Menge zu erringen, unbekümmert, ob der wahrhaft Gebildete dieſen ephemeren Modeartikeln auch nur einen Blick des Beifalls ſchenken werde. Daher aber auch ihr ſchnelles, ſpurloſes Verſchwinden. Mit um ſo geſpannterer Aufmerkſamkeit betrachtet dagegen der Mann von Geiſt und Gemüth Erzeugniſſe — wenn auch angehender Schriftſteller und Künſtler, denen der Schöpfer nach ſeinen Kräften auf ihrer Lebensreiſe irgend eine Empfehlung mitgegeben hat. Sei es auch nur eine freie Stirn, welche keck und harmlos den rauhen Weg dahin ſchreitet im Bewußtſein, der Kunſt und Wiſſenſchaft auch nur etwas genützt zu haben; ſei es auch nur die zarte, aber um deſto tiefere Empfindung eines jugendlichen Gemüths; ſei es auch nur die heiße Thräne der erſten, innigen Liebe, welche ſehnſuchtsvoll mit „des ſinkenden Tages Goldgewölken“ dahinfließt. Aber leider! zeigt ſich in unſerer durch politiſche Zerrbilder vielerlei Art verunſtalteten Zeit ſelten ein poetiſcher Silberblick, der, von unſern proſaiſchen Zeitgenoſſen nicht nach Verdienſt gewürdigt und gepflegt, bald ohne wohlthätigen Einfluß wieder verſchwindet.

Frühling im Winter.

Die Sonne ſchien ſo freundlich draus,
Ich macht' das Fenſter auf,
Und ſah hinüber nach Lieschens Haus;
Ein Storch ſaß ſchon darauf.
Wie Lieschens Odem ſanft und mild,
Umweht mich Frühlingsluft;
Die Lerche ſchmettert im Gefild,
Im Wald der Kuckuk ruft.

Es war ein Traum — ich bin erwacht.
Das Fenſter iſt bemalt
Mit eis'ger Blumen kalter Pracht,
Und keine Sonne ſtrahlt.
Und im Kamine praſſelt ſchon
Das Feuer hell empor;
Doch mir im Herzen klingt ein Ton
Vom künft'gen Frühlings-Chor.

J. H. Truhn.

Logogryph.

Sechs Zeichen trennen Dich von allen Sünden;
Vorn eins hinweg wird, wenn die Sinne ſchwinden.
Noch eins fort, ſei Du es nie im Guten;
Noch eins, ſo läßt es manchen König bluten.

W. A.

Auflöſung der Charade in No. 35.

Tobias.

Neues unter der Sonne.

Berlin.

.*. Rellſtab gibt, vom 1. Januar 1835 an, eine Wochenſchrift unter dem Titel „Berlin“ heraus, und will in derſelben alle Kunſt- und Luſt-Erſcheinungen unſerer Reſidenz beſprechen. Die Probenummer, welche der Voſſiſchen Zeitung beigegeben, verſpricht viel Gutes — der Name Rellſtab bürgt ohnedies dafür — und da die Verlagshandlung, Duncker und Humblot, eine der bedeutendſten Berlins iſt und keine Opfer ſcheuen wird, dem neuen Unternehmen auf die Beine zu helfen, ſo hoffen wir die neue Wochenſchrift hier recht bald verbreitet zu ſehen. Es tritt mit Rellſtab wieder ein redlicher und rechtlicher Journaliſt in Berlin auf, und jene Tagesſchmierer, die literariſch betteln, ſtehlen und morden, werden ſich, ſo Gott will, nicht mehr lange in unſern Mauren halten können!

.*. Unter den hieſigen Weihnachts-Ausſtellungen zeichnen ſich folgende aus: die der Gebrüder Gropius im Diorama, der Feen-Saal des Kunſtgärtner Fauſt, der Thier-Ball des Conditor Fuchs, Sachetti's topographiſches Kunſt-Cabinet und die Einweihung der Alexander-Säule, das Dampfſchiff Iſchora, Mägdeſprung und Wernigerode, vier treffliche Gemälde, bei dem Kunſthändler G. Eduard Müller.

.*. Wie es verlautet, wird Herr Cerf mit einer Vorſtellung zum Beſten des Schiller-Denkmals hier den Anfang machen. Beſtätigt ſich dieſes Gerücht, ſo rufen wir Hrn. Cerf ein Bravo zu, und überlaſſen es der Direction der königlichen Bühnen, ſich alles Mögliche zu denken, was wir empfinden werden, wenn die Königſtädter Bühne ihr mit einem guten Beiſpiele vorangeht.

Berliner Hof-Theater.

.*. Am 17. Dec. brachte dieſe Bühne etwas Neues — und da ich ein Liebhaber von ſeltenen Naturerſcheinungen bin, ſo ging ich hinein. Es wurde gegeben: „Damen und

Husaren," Lustspiel in 3 Abtheilungen nach dem Polnischen des Grafen Fredro, von Zimmermann. Das Stück ist in Both's Bühnenrepertoir gedruckt, ergo nichts Besonderes, ergo von unserm Prüfungs-Comité angenommen. Unser Prüfungs-Comité hat einen ganz eigenen Geschmack, um den ihn so leicht Niemand beneiden dürfte: es ist so ein Geschmack zwischen gar keinem Geschmack und einem sehr schlechten. Das Repertoir dieser Bühne verführt einen höchst selten, Geld auszugeben, wenn man sich aber einmal durch Ankündigung eines neuen Stückes verleiten ließ, so hat man gewöhnlich sein Geld weggeworfen, und muß Unsinn sehen. Ein Lustspiel aus dem Polnischen! es klingt schon so traurig, so unbegreiflich, so ironisch, so wie eine contradictio in adjecto. Und so war es denn auch: zwei Liebende, die ihre Liebe heimlich halten, damit das Stück gespielt werden kann, und die zuletzt gar keinen Widerspruch finden; drei alte Katzen, die sehr viel plappern und sich Hunde halten; ein gutmüthiger Major, ein derber Rittmeister, ein sentimentaler Lieutenant, drei Kammer-Kätzchen der Stuben-Katzen, eine Mehlsuppen-Geliebte, zwei fast-komische Bediente, gar kein Witz, eine halbe Situation, ein abgenutztes Sprichwort, ein Bischen Subordination und starke Gemeinheiten: das sind die Ingredienzien zu diesem Damen- und Husaren-Sallat, an dem ich mir den Magen so verdorben hatte, daß es nur einer frohen Gesellschaft gelingen konnte, mich wieder zu restauriren.

Das sogenannte Lustspiel misslel übrigens gänzlich, und wäre sicher schon vor seinem Ende mit Füßen getreten worden, hätte nicht die treffliche Komik unseres Garn die empörten Gemüther beruhigt. G.

Theater-Notizen.

.*. Im Kärnthnerther-Theater wird Himmels liebliche Oper „Fanchon" neu einstudirt. — Kreutzer's „Nachtlager von Granada" ist in Prag mit einem Beifalls-Erdbeben gegeben worden. — Holtei's gehen von Wien nach Breslau. — In Triest sind zwei neuere Opern von Donizetti gegeben worden, nämlich: „Parisina" und „Torquato Tasso" und zwei von Bellini „Beatrice" und „Norma." Nur die letztere Oper fand allgemeinen Beifall. — Paganini will in Mailand ein Concert für die Armen geben, wird aber immer krank, sobald es angesetzt ist. Die Wohlthätigkeit scheint gegen seine Natur zu sein. — Raupach's „Corona von Salazzo" ist im Hofburgtheater gegeben. — Es sind in kurzer Zeit mehrere Zauberpossen in Wien durchgefallen. Die Aufklärung greift schrecklich um sich! Neulich wurde daselbst bei einem Musikfeste die Beethovensche Ouverture zu „Egmont" executirt! — Auch „Götz von Berlichingen" ist gegeben. — Der Schauspieler Dessoir, ein Jude, hat seinen Contract mit der Direction des leipziger Theaters gebrochen, und sich mit Hinterlassung mehrerer pecuniären Andenken entfernt. — Der Schauspieler „Herr Eb. Jerrmann, zieht gegen den Dr. Arnold los und meckert, derselbe 15 Thlr. für gedrucktes Lob nimmt. Die Sache ist an und für sich erfreulich, wenn nur mehrere Schauspieler diesem Beispiele folgen wollten! In Berlin leben aber mehrere Schmierer, die viel billiger sind als jener Dr. Arnold — und als Herr Eb. Jerrmann dort war nur einigen Winkelblättern übertrieben gelobhudelt wurde, zählte man sich sehr Vieles im Publikum. — Hr. Dr. Arnold mag ein — sein, wie es viele gibt (wir erwarten übrigens seine Vertheidigung); Herr Eb. Jerrmann hätte aber sicher bis in den Himmel von jedem — loben lassen, es sei der Welt zu sagen, daß er ein — sei; denn Herr Eb. Jerrmann ist ein höchst arroganter Mensch und kann wie die meisten Schauspieler, keinen Tadel vertragen. Die Theater-Chronik verdient übrigens Lob wegen ihrer Vorsätze, dem Recensenten-Unfug mit aller Macht entgegen zu treten. Ueberhaupt wird die Chronik jetzt etwas gut redigirt, wie sie von Herrn von Alvensleben schlecht geführt wurde. — Mad. Pichl ist in Hamburg engagirt. — Herr Director Miller hat jetzt das Theater in Göthen übernommen. — Saphir wird noch eine Vorlesung zum Besten geben. Die Wiener Theater-Zeitung nennt ihn den ersten humoristischen Schriftsteller Deutschlands; soll wohl heißen: witzigen? —

An den Herrn Corrector dieser Zeitschrift.

Daß Sie zuweilen kleine Fehler übersehen, habe ich Ihrem biedern Charakter gutgeschrieben; allein in den letzteren Nummern geht doch Ihre Nachsicht zu weit, und ich muß Sie bitten, etwas strenger auf die Schrift zu sehen. So steht z. B. unter den Zibetversen in Nr. 23 und 24 gar kein Name, obschon im Manuscripte „Gl." deutlich zu lesen war. Schämen Sie sich nicht, meinen Namen unter meine Arbeiten zu setzen: so schlecht sind sie nicht. Ich gebe mir wenigstens Mühe und lasse keinen Unsinn stehen. Die in Nr. 25 beginnenden „Winter-Lieder" sind von Kosten, und nicht, wie sie es wollen, von W. Achat. Summa cuiquo! Im „Musikalischen Abc" heißt es bei A nicht: groß er, sondern erster Ton, welches zuweilen ein Unterschied ist; denn nicht Alles, was den ersten Rang einnimmt, ist groß: Sie sind vielleicht erster Corrector. In meiner Erzählung: „Der Sarg im Wirthshause," haben Sie auch wahrscheinlich beim Corrigiren zu viel an's Wirthshaus gedacht; lieber wäre es mir, Sie hätten den Sarg im Auge gehabt, um zu wissen, daß man oft durch solchen Druckfehler-Unsinn den Beifall des Publikums tödtet. Haben Sie also die Güte, Herr Corrector, und sein Sie künftig Corrector!

Glasbrenner.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glasbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.

In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 38. Montag, 29. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., worüber daselbe durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

„Was die Sterne wirklich sind!"

Eine höchst nothwendige Expectoration.

Welche Hypothesen sind nicht schon über diesen Gegenstand zu Tage gefördert worden! Aber, frage ich, haben sie denn, auch im geringsten nur, genügt? — Gehe doch einmal Jemand hinaus in die Sternennacht, und schaue diese leuchtenden Punkte dort eben, deren Anblick ihm so unerklärlich das Herz bewegt, recht aufmerksam und anhaltend an, und sage dann zu sich: die Astronomen behaupten, dies seien ebenfalls Weltkörper wie unsre Erde, todte, gefühllose Klumpen, — Andre meinen, der liebe Gott mache diese glänzenden Dingerchen sich und uns zum Spaß aus den alten Vollmonden, weil er doch nicht wisse, was er sonst mit selbigen anfangen solle, — noch Andere glauben, es seien dies die Köpfe der goldenen Nägel, womit oben das blaue Tapetengewölbe des Firmaments an den sogenannten Himmel angenagelt sei, ja ein gewisser Friedrich, von welchem in einer Tieck'schen Novelle gesprochen wird, soll sogar behauptet haben, es könnten dies nichts Anderes als die gelben Schutzpfropfen sein, womit die Sohlen der Engel beschlagen wären — wird sich, mag sich, kann sich, frage ich nun sehr laut, der denkende Sternbeschauer durch alle solche Antworten auch nur einigermaßen beruhigt oder gar befriedigt fühlen? — „Nein," lautet die Antwort, „nein." — „Aber was sind sie denn?" — Die Sterne sind — man erstaune nicht, noch nicht, höchstens, wenn ich erst zu Ende bin, wo ein Erstaunen mir gewissermaßen sogar lieb sein wird — die Sterne sind — so sei es denn nunmehr ausgesprochen, und die Welt um eine Wahrheit reicher — sind — Seufzer, — ja, nicht anders — und zwar die Seufzer der verschiedenartigsten erdgebornen Geschöpfe, wodurch sich selbige in ihren besten und schlimmsten Stunden Luft machen, und ihre resp. Herzen erleichtern. — Für diese meine Behauptung aber, dafür, daß dem so und nicht anders sei, spricht viel, sehr viel, mehr eigentlich, als ich nöthig hätte, um zu überzeugen, da keiner meiner Vorgänger einen solchen Reichthum von Beweisen für seinen Satz aufzustellen vermag, als sie mir zur Hand sind.

Was giebt es wohl von Allem, das die Erde zu bieten vermöchte, Geistigeres, Seelenvolleres, Zarteres und zugleich Ergreifenderes, Flüchtigeres und zugleich Fesselnderes, Einfühligeres und zugleich Beredteres, als einen Seufzer, als diese Seele einer Seele? — Giebt es eine schönere Antwort auf eine hienieden ausgesprochene Frage? — Wenn die Zunge stockt, wenn die Sprache erlischt, wenn der Mund schweigt, wenn selbst das Auge seine Blicke versagt, wenn nur noch das innerste Herz unhörbar spricht, — was vernimmst du, o Mensch? — einen Seufzer. — Und er, das schönste Kind, was der himmelentsprossene Geist mit der Erde zeugt, sollte vergehen, verwehen, ins Nichts dahin fließen? — Nein, es geschieht nicht; hinauf streben diese Luftgeister zum Himmel, von dem sie entstammen, von dem sie im huldvollsten Augenblicke dem armen Sterblichen geschenkt wurden, auf daß, wenn auch Alles ihm genommen, er nicht ganz allein sei und verlassen, sondern noch einen habe, der Kunde gebe von dem, was tief verborgen seine Seele erfüllt. — Aus warmer Menschenbrust hervorgestoßen ins kalte Dasein können sie nicht lange hier unten verweilen, sondern enteilen alsbald hinauf zum Himmel, dem sie angehören. — Es sind die Seufzer das Beste, das Schönste und wenigstens das Wahrste, mithin das Göttlichste, wodurch der Geist sein thätiges Dasein beurkundet. Sie sind gleichsam, was beim Suppentopf die Fettblasen sind, die durch die ihn umdrängende Hitze entwickelt, nach oben steigen, und dort erglänzen, sie sind, so zu sagen, die Fettblasen der Seele, die ebenfalls nach oben steigen, und dort, nachdem sie sich in etwas gesammelt, streben, und je nachdem die Verhältnisse waren, unter denen sie hier unten ans Licht traten, ihre Farbe, ihr Licht gewinnen. — Wen vermag es Wunder zu nehmen, daß die sogenannten Sterne glänzen, oder, wenn man will, leuchten? — Werden nicht die meisten Seufzer eben in gluthvollen Augenblicken geboren, entstehen sie nicht meistens, wenn den Menschen gerade recht heiß zugesetzt wird, und ist es nicht ganz einfach, daß sie von dieser Gluth, von diesem Feuer er-

was beibehalten, und damit nachher figuriren? — Und wie verſchieden iſt nicht dieſer Schein, und wie leicht läßt ſich auf dieſe Weiſe ſolche Verſchiedenheit deuten! Es iſt ſo einfach, ſo erklärlich, daß es wirklich lächerlich iſt, nämlich, daß vor mir noch keiner auf dieſe Löſung des Problems gekommen. — Aber ſo iſt die Welt:

„Jahrhunderte kommen und gehen,
Geſchlechter ſteigen ins Grab,
Doch Niemand ahnt es und träumt es,
Bis ich es gefunden hab'."

Giebt es doch ſelbſt Seufzer genug, die hienieden ſchon nichts als Schein ſind, und wie kann man ſich wundern, daß ſie nun dort oben ebenfalls ſcheinen! — Gehe man nun doch noch einmal hinaus, und ſchaue die ſogenannten Sterne an. — Da giebt es welche, die haben einen ganz blaſſen, kümmerlichen Schein —; das ſind diejenigen Seufzer, die hienieden gar nicht beachtet wurden oder verſtanden, und das ſind ſehr unglückliche Seufzer, und es iſt natürlich, daß ſie nicht viel Licht haben, denn bei ihnen heißt es: **oleum et operam perdidi.** — Wiederum giebt es andere, die haben ſo ein gelblich grünes Licht, — das ſind die Seufzer von Gelbſchnäbeln und überhaupt andern ſolchen Leuten, die noch etwas grün ſind. Wiederum ſind andere, die glänzen ſo dunkelroth, wie eine Kupfernaſe oder ein vors Licht gehaltener Burgundertropfen, und das ſind auch nichts anders als die *Säufzer*, welche dem Burgunder und verwandten Geiſtern ihr Daſein verdanken. — Durch einen Seufzer, pflegt man zu ſagen, wird Einem ein Stein vom Herzen genommen; was hindert mich, zu glauben, daß die bisweilen aus den Sternen fallenden ſogenannten Meteorſteine eben jene vom Herzen genommenen Steine ſind? Man kann es einem ſolchen Seufzer nicht verargen, daß er ſich in jenen hohen Regionen nicht ewig mit ſothanen Klumpen herumſchleppt, ſondern bei ſich ſagt: „wir wollen dieſen dunkeln Punkt doch lieber fallen laſſen," — obgleich es unſerer Naturphiloſophen wegen nicht nöthig wäre, ſintemalen die ohnedies noch Steine genug haben, woran ſie ſich vergebens die Köpfe zerſtoßen. — Warum heißen aber gewiſſe Sterne *Fixſterne*? — Nichts einfacher als das: — weil es die Seufzer von ſolchen Menſchen ſind, die *fixe* Ideen haben. Und was iſt denn die *Milchſtraße*? — Ich könnte vielleicht darauf erwiedern: Ein Conglomerat von den Seufzern aller Köchinnen, denen einmal die Milch übergelaufen, oder, wenn Sie lieber wollen, übergekocht iſt — und die *Wandelſterne*? — ſolche Seufzer, die Einem entfahren, wenn man ausrufen muß: „Gott, wie hat ſich *der* Menſch umgewandelt!" — und die *Schwanz*ſterne, die *Irr*ſterne, — die Seufzer der Pferde, welchen die Schwänze abgehackt wurden, um ſie zu engliſiren, wobei man ſich aber doch *irrt*, wenn man meint, ſie ſeien *ſo* nun ſchöner als mit den früheren langen Schwänzen — und die *Nebel*ſterne — die Seufzer von denen, welche eigentlich *benebelt* waren, obgleich ſie ſich nur für begeiſtert hielten — und die Sternſchnuppen endlich, die Seufzer unterge-ordneteren Ranges, vorübergehend, wie ihr Motiv, die von ſolchen Perſonen, welche den *Schnuppen* haben, herrühren, wobei jedesmal, wenn der Seufzervater ſich ſchneuzt, auch ſein Erzeugniß, ſein Seufzer, ſein Stern ſich ſchneuzt, — ja, was könnte ich der Art nicht noch Alles ſagen! — Aber ich ſage nichts mehr, ich überlaſſe es Anderen, nachdem ich den Impuls gegeben, nachdem ich das Factum dargereicht, die weiteren Erklärungen zu machen, ſich total darüber auszulaſſen und zu *erſchöpfen*, und ich ſage nur noch, daß, als geſtern Abend nach langen vergeblichen Bemühungen meinerſeits, eine Antwort zu erlangen, meine ewig geliebte Liſette einen tiefen — *Seufzer* von ſich gab, ich unwillkührlich entzückt ausrief: „Mit dieſem Seufzer iſt mir doch von allen der ſchönſte Stern aufgegangen!" — und daß ich nun, weil ich dieſem Seufzer nicht ſein Recht widerfahren laſſen durfte, weil ich dieſen Stern bis jetzt noch nicht erreichen konnte, hier plötzlich ſchließe, mit einem Seufzer — der — unausſprechlich iſt.

X. v. U.

Streifzüge

von

G. Reben.

14.

Das kleine Weimar beſitzt, wenn man den Berichten zahlreicher Zeitſchriften und namentlich der Leipziger muſikaliſchen Zeitungen glaubt, ein Inſtitutum klaſſiſcher Opernecomponiſten. *Hummel*, *Lobe*, *Götze*! Es iſt merkwürdig, daß die Opern dieſer in vielfacher Hinſicht achtbaren und verdienſtvollen Männer laut Weimariſchen Berichten aufgezeichnet, *klaſſiſch* ſind. Werden ſie aber anderwärts aufgeführt, ſo wird dies von Kunſtrichtern nicht zugeſtanden. Sollte wohl *Goethe* mit ſeiner Unfehlbarkeit auch auf dieſen Theil der Kunſt eingewirkt haben? Laut Briefwechſel mit *Zelter* kann man dies faſt mit Gewißheit annehmen.

15.

Unlängſt hatte ich die Ehre in einem Concerte hinter einer vornehmen Dame zu ſitzen. Eine beſternte Militairperſon nahete ſich ihr in einer Pauſe und fragte, wie ſich die Gnädige befinde. „Sehr wohl," war die Antwort. „Indeſſen muß ich Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich mich noch immer nicht ſo recht wieder an das Stadtleben gewöhnen kann. Ich kann die ländlichen Vergnügungen mit ihren tauſendfachen Reizen nicht ſo leicht vergeſſen. Selbſt die kleinſten Beſchäftigungen machten mir Vergnügen. So führten

ich an jedem Morgen das Federvieh und die Hühner. Sie glauben gar nicht, wie viel Vergnügen mir dies bereitete." — Und diese Dame, die so fein zwischen Federvieh und Hühnern distinguirte, klopfte beständig während einer Beethovenschen Simphonie mit dem Fuße den Takt, nickte sachverständig mit dem Kopfe, und beklatschte jeden einzelnen Satz des Meisterwerkes. Ob sie wohl den hundertsten Theil des Gefühles geahndet hat, welches der große Meister in diesen Tönen andeutete? Ueberhaupt kommt mir das Beklatschen eines Beethovenschen Tonstücks vor wie eine Schwarz auf Weiß documentirte Renommisterei und — salva venia — Dummheit.

16.

Chelard, der Componist des „Macbeth" ruht auf seinen Lorbeeren, die aber, leider! bereits im Verwelken begriffen sind. Will er sie wieder anfrischen, und sie dauernder grünen lassen, so muß er bald ein Werk schreiben, welches besser, origineller ist, als die genannte Oper. Fast scheint es mir, als ob Chelard zu denjenigen Geistern gehöre, die nach Erzeugung eines Werkes kraftlos zusammensinken, obschon der Herr Hof-Capellmeister Chelard gegen ein solches Urtheil, das jüngst ein Münchener Referent in der Leipziger allgemeinen musikalischen Zeitung über ihn fällte, heftig protestirte. Der beste Protest dagegen ist das Schaffen und nicht das Raisonniren, hinter welchem sich nur die Kraftlosigkeit verbergen will. Anlage ist Chelard nicht abzusprechen. Auch will er etwas Originelles schaffen. Jedoch ist es noch nicht in ihm klar geworden, welcher Schule er sich anschließen soll, der französischen oder der deutschen. Ob hier Mangel an Urtheil oder an schöpferischer Kraft dies Schwanken herbeigeführt, wird die Folge lehren. Seine Opern-Musik trägt den Charakter des Modernen an sich, hauptsächlich aber der Charlatanerie, der Effekthascherei und des Wiederkäuens. Bei dem Gebrauche des Massen verliert Chelard seine Besonnenheit, dadurch der Mangel an Einheit in seinen Werken. Einzelne gelungene Momente erscheinen nur wie zierliche Ornamente an einem weiten Gebäude ohne Symmetrie.

Begräbniß.

Nicht in dumpfer Zelle,
Nicht hinter Kalk und Stein,
Nicht in dem Gewölbe
Will ich begraben sein.

Begrabt mich einst im Freien,
Im schönen grünen Wald,
Wo munterer Vöglein Singen
Von allen Zweigen schallt;

Wo mir die Wipfel rauschen
Ein Grablied lind und leis'
Und streun auf mein Gebeine
Viel Blüthen roth und weiß;

Wo mir die Abendsonne
Mit Rosen kränzt mein Grab;
Und wo aus Veilchen-Augen
Die Thränen thaun herab.

Die Hirsche und die Rehe
Besuchen dann den Ort,
Wohin aus frommer Scheue
Kein Jäger trägt den Mord.

Wenn dann der letzte Frühling
Die jungen Knospen sprengt,
Dann hab' auch ich vom Grabe
Den Rasen weggedrängt.

Und schaue freudig ahnend
Empor zum ew'gen Licht,
Und jubelnd singt die Seele
Dem Herrn ein Lobgedicht.

Kosten.

Neues unter der Sonne.

**. Das himmlische Reich, China, ist größer als das irdische, Europa. Es enthält 188,150 geographische Quadratmeilen und 367 Millionen Einwohner.

**. In Jamaica kommen jetzt die Bibeln Tonnenweise an.

**. Eduard Duller sagt in seinen „Erholungsstunden" bei Beurtheilung der Saphir'schen „Dummen Briefe" Folgendes: „Saphir steht gerade doppelt so tief unter Heine (d. h. nicht unter dem Dichter Heine, — denn in Saphir ist keine Ader von Poesie) als Heine unter Börne, denn mit ½ Unrecht und ½ Recht so vielfach verkezerten. In Börne ist viel Wahrheit und viel Affectation, in Heine ist mehr Affectation als Wahrheit, in Saphir ist gar keine Wahrheit. Börne ist der tragische Narr, zuweilen denkt man bei ihm an den erhabenen Gevatter Lear's; Heine hat viel von der Natur eines Mayeur an sich, er putzt sich eben so gern wie dieser, ist manchmal sogar manierlich; Saphir ist der — Polichinell." — Dieses Urtheil ist kurz, geistreich und sehr treffend.

**. Auf dem Mississippi gibt es schwimmende Theater; die Bühnen sind auf großen Fahrzeugen erbaut und werden von Stadt zu Stadt fortgeschifft. In Europa werden zwar gleiche Institute auf Sand gebaut, gehen aber öfter unter als jene.

Königstädter Theater.

Madame Birch-Pfeiffer.

Am 15. December wurde zum Erstenmale gegeben: „Peter von Szapar," großes Schauspiel in 5 Akten, von Ch. Birch-Pfeiffer, in dessen Darstellung die Verfasserin selbst mitwirkte. Ich hatte längst die Ueberzeugung gewonnen, daß Mad. Birch-Pfeiffer, mögen ihre Feinde sie auch mit den grellsten Farben des Neides malen, eine geistreiche Frau, eine talentvolle Schriftstellerin und vortreffliche Schauspielerin ist. Die Philister saßen zu Hause am warmen Ofen, kauten sich an den Nägeln, kratzten sich den Kopf und schrieben dann: „Wenn wir dürften die Wahrheit sprechen, könnten wir uns wohl erlauben, mit der Meinung hervorzutreten, daß Mad. Birch-Pfeiffer eine Dame ist, und daß sie als solche ihren natürlichen Werth verlieren möchte, sobald sie schriftstellert." O, ihr Weiber, ihr pimplichen Weiber, setzt euch doch die Haube auf, bindet die Schürze vor, geht in die Küche, kocht Grütze, stopft euch den Magen voll, setzt dann den Nasenklemmer auf, nehmt das Gesangbuch vor und singt mit eurer Katzenstimme ein frommes Lied von Geduld und wieder Geduld und noch ein bischen Geduld, bis eure Schafseelen erbaut sind! Haltet aber eure Mäuler, wenn ein Weib, kühn und mit flammenden Augen, wie die Jungfrau von Orleans, aus den Reihen der Weiber tritt, ihren Heerd und ihre Heerde verläßt und muthig ihrem Genius folgt, der die Strümpfe zerreißt, die Kochlöffel und die Töpfe zerschlägt, seine Heldin von den Banden der Schürze und der Häuslichkeit befreit und sie in das freie Götterreich der Phantasie und der Kunst führt. Nur jene Weiber sind widerlich, die in Mannskleidern gehen und immer noch Strümpfe stopfen: Schriftstellerinnen, die uns ewig von Mondscheinliebe und saffrangrüngelbblaukatzenjämmerlicher Empfindung vorwinseln, die immer so süß fühlen, wie ein Junge, der Syrup vom Finger leckt, die sich bei Nebendingen stundenlang aufhalten und über Hauptsachen leise hinweggehen, die, mit einem Worte, nicht männlich, sondern weibisch fühlen! So ist aber Mad. Birch-Pfeiffer nicht, sondern: Mad. Birch-Pfeiffer ist ein Schriftsteller. —

Früher schon in ihren dramatischen Producten, und jetzt in ihren mimischen Leistungen habe ich gesehen, was ihr fehlt. Es ist etwas, das sehr, sehr wenige Menschen besitzen, Gemüth. Wo sie rühren will, bedarf sie forcirter Mittel, die freilich der Uneingeweihte, verführt durch ihre Kunst, nicht für solche, sondern für Wahrheit hält, die aber Demjenigen, der längst den Schleier der Coulissen-Illusion zerrissen hat, störend sind, und sein Herz eher unangenehm, als angenehm berühren. Im Uebrigen zeugt ihr Spiel von einer so ausgezeichneten Künstlerin, wie sie der Ruf nannte, und gleicht in vieler Hinsicht dem der Mad. Crelinger.

Das oben benannte Schauspiel halte ich für eins der schwächsten Producte der Mad. Birch-Pfeiffer, wenn es nicht das schwächste ist. Mit einer nicht zu verkennenden Flüchtigkeit hat die Verfasserin einen Stoff zu fünf Akten ausgesponnen, mit dem eigentlich nur drei Acte nothdürftig bekleidet werden konnten, wollte man nicht überall Gelegenheit geben, Blößen zu entdecken. So ist z. B. die erste Abtheilung nichts als Exposition, und Mad. Birch-Pfeiffer hat sich eigends eine, zur Handlung total überflüssige Person, Maria von Trentschin, geschaffen, um Jemand zur Hand zu haben, dem sie erzählen kann, wie die Sachen stehen, welche sich jetzt entwickeln werden. Das Loosen mit dem Zweige, die Gefangennehmung der fünfzig Türken und noch manches Andere wirkt beinahe komisch, und soll man Vieles nicht unwahrscheinlich nennen, so hat Mad. Birch-Pfeiffer diesmal dem guten, geduldigen Zufalle eine zu große Rolle gegeben. Was soll ferner die Liebe Zelma's zu Szapar, „ohne ihn kann ich nicht leben!" die später ganz erloschen scheint? Das heißt zu stark aus dem Leben greifen. Der Aesthetik nach hätte diese untergehen müssen, nicht aber ihr Vater; — dann aber wäre das Stück freilich kein Schauspiel geworden, und der Peter von Szapar, — den Mad. Birch-Pfeiffer, beiläufig gesagt, sehr arrogant gezeichnet hat, — hätte auch draufgehen müssen. Der Charakter der Helena, dieses muthigen, liebenden Weibes, ist am besten durchgeführt; die anderen haben alle ihre Schwächen. Die Darstellung war, — wie dies bei ernsten Stücken auf dieser Bühne immer der Fall ist, — so gemischt von gut und miserabel, daß ich gar kein Epitheton dafür zu erfinden wußte, als etwa: miserabel gut. Mad. Birch-Pfeiffer verdiente den fortwährenden Applaus, der ihr zu Theil wurde; ebenso Herr Genée, der seine, so nahe an's Lächerliche streifende Rolle, wahrhaft künstlerisch durchführte. Herr Laddey ist für Partieen, wie Szapar, hat man Nachsicht mit seinem Organe, wie geschaffen, desto weniger Mad. Laddey zu solchen sentimentalen, wie die der Maria. Dem. Bernier scheint sich jetzt endlich zu bessern, und ihren unleidlichen Pathos ablegen zu wollen. Herr Schwanfelder und Herr Tannhof genügten, aber die Herren Meixner, Pohl u. s. w. Ach! — Und das Ensemble: Ach! —

G.

Brieftasche. An H. G. in B. St. eile mit Eile! — An E. J. in B. Ich bitte um Antwort! — An M. in Br. dito! — Von Ed. Duller aus L. Einverstanden. — Von Fr. v. S. Gram ꝛc. ——, ist kein u. s. w. — Von v. K. in Berlin Manuscript. Für Dergleichen muß ich sehr, äußerst sehr danken! Pro primo ist es nicht meine Ansicht, und — was viel mehr sagen will — wer sich einmal die Finger verbrannt hat, nimmt sich vor dem Feuer in Acht. — An B. u. R. in L. Bitte, nicht zu vergessen. — Von R. in Berlin. Gegen die drei Berliner Tagesschmierer nehme ich keine Sylbe mehr auf; ich will mein Blatt nicht mit Namen beschmutzen, die an den Schandpfahl gehören! — An St. ist erst R. in L. Ist besorgt. —

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Das

Brennglas.

Eine humoristische Zeitschrift.

№ 39. Dienstag, 30. December. 1834

Von diesem Journale erscheinen wöchentlich drei Nummern nebst einem Literaturblatte. Der vierteljährliche Pränumerations-Preis ist 2 Rthlr., welche daselbst durch alle Buchhandlungen und Postämter bezogen werden kann.

Die Lüneburger Haide.

Von

Cäsar von Nihil.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Eierkuchen und grüner Salat ist ein schönes Essen," meinte der Steuer-Controleur, und sah mich mit einer Thorschreiberinmiene an, weil ich die letzten Worte sehr laut gedacht hatte. Ich drehte den Kopf zu ihm hin, und sagte: ein sehr schönes Essen; besonders, wenn er mit Butter gebraten ist. „Erlauben Sie!" erwiederte er, „der mit Speck gebratene verdient offenbar den Vorzug."

So stritten wir uns noch eine lange Weile über den Eierkuchen in genere, mit besonderer Berücksichtigung auf Speck und Butter, und ehe wir's uns versahen, sprang der Wagen über zwei Dutzend großer Steine hinweg. Nach einer andern Lesart war dies ein Straßenpflaster, und zwar das in Eschede. Der Steuer-Controleur fühlte nach, ob ihm nicht eine königlich-hannöversche Rippe entzwei gebrochen wäre, und als er sich überzeugt hatte, daß er noch ganz war, folgte er meinem Beispiele, und stieg aus dem Wagen. „Wie weit ist es noch bis nach Uelzen?" fragte er den uns entgegeneilenden Hausknecht, und wollte schier über die schreckliche Geographie verzweifeln, als dieser ein paar Worte von fünf Meilen fallen ließ.

„Und haben wir denn auf der ganzen Tour keine Station mehr?" rief er zitternd.

„O ja!" antwortete der Knecht des Hauses. „Mitten in der Haide liegt noch ein Dorf, das heißt . . . ."

Lohne heißt es, du himmlischer Sclave! Lohne, mein Geburtsort, mein Vaterland!

Lohne, Lohne, Lohne schön,
Löhn'lein auf der Halden!

So heißt der glückliche Ort, der mich producirt hat, und keine sieben Städte brauchen sich, nun es heraus ist, um meine Geburt zu streiten; zehn Commentare werden weniger zu meinen Werken geschrieben, und neben dem Backofen hinter des Predigers Haus in Lohne wird mir ein Denkmal errichtet werden. Ganz bestimmt dicht neben dem Backofen, nämlich: im Fall mir eins errichtet werden soll. — Die Sehnsucht läßt mich nicht länger mit der Feder durch mein vaterländisches Paradies fahren; ich anticipire ein bedeutendes Stück Weges, und führe den Leser bald in das traulichе Haide-Dorf ein, woselbst der große Cäsar von Nihil das Licht der Welt erblickte, oder, wie man auch sagen kann, geboren wurde.

Es ist Sommer. Hell glänzt die Sonne am Himmel und keine Wolke, kein Wölkchen unterbricht die ruhige Bläue des Aethers. Rosaroth schimmert die Fläche, so weit das Auge reicht, denn das Haidekraut blüht; hier und dort blickt einsam ein schwärmerischer Wachholderstrauch und eine melancholische Birke hervor, und durch den rothen Blüthenwald schlängelt sich dunkelgrün, mit gelben Sandstreifen malerisch durchwoben, die Landstraße. Den äußersten Horizont beschließen Föhrenkämpe, deren finsteres Grün eine wunderschöne Einfassung der Haide bildet. Rosaroth und Grün! So schuf der Schöpfer die Königin der Blumen, die Rose, gab ihr den süßen Duft, aber auch den verletzenden Stachel, damit die frevelnde Hand ihre Strafe finde. Die Lüneburger Haide ist die Königin der Ebenen, rosaroth und grün, — auch ihr fehlt es an Stacheln nicht — und hat erst der gute Geschmack seinen Sieg über die Welt gefeiert, so wird man die Berge mit ihrer Qual und Plage, die Gewässer mit ihrer Unsicherheit verachten; man wird einsehen, daß Ebenen die einzig schönen Fernen der poetischen Natur sind, und man wird vor der Haide von Lüneburg in den Staub niedersinken und ausrufen: „Lüneburger! wir bewundern Dir, obgleich wir bei Berlin zu Hause sind!"

Seht, welch ein schmuckloses, bescheidenes Gebäude sich dort in der Ferne erhebt: es ist ein Schafstall. Verlassen von aller menschlichen Gesellschaft steht er da, unbekümmert, und offen für Jedermann, der Schutz gegen die Nacht und das Unwetter sucht.

Sorgles treibt dort der nomadiſirende Hirt ſeine Haidſchnucken, immer langſam und immer weiter: er weiß ja, daß er Abends an irgend einem Orte einen Stall für ſeine Zöglinge findet. Halb ſchlafend geht er, und ganz ſchlafend ſitzt er zuweilen, der getreue Philax hält die Haidſchnucken in Ordnung, und Abends ruht er aus von der Laſt des Tages und ſchläft im Stalle, mitten unter den Thieren der Wolle und der Dummheit. So lebt er ſtill und harmlos, wie mancher Diener des Herrn; kaut Tabak und ſieht zuweilen nach dem Wetter. Arkadiſcher Schäfer, er beneidet dich nicht! Denn kehrt er nach acht oder vierzehn Tagen in ſeine Hütte zurück, ſo empfängt ihn freundlich ſeine Liesa, und jauchzend ſpringt der ſchmutzige, blondhaarige Bube an ſeinen fettgetränkten Schmierſtiefeln in die Höhe.

Ich hatte mich in die Wagenecke gedrückt, machte die Augen halb zu und dachte an Ann-Kathrinen. Der Wagen rollte flüchtig über den glatten, blanken Haidegrund, und kein Stoß ſchreckte mich aus meinen Träumereien. Der Steuer-Controleur ſchnarchte wie ein Contrabaß; ſein zollfreies Haupt ſank immer mehr dem Centralpunkte der Erde zu und erreicht nickend die größte Tiefe, dann aber fährt es plötzlich in die Höhe und legt ſich behaglich in das weiche Wagenkiſſen zurück. Ich ſteckte den Kopf aus dem Fenſter: da hinten guckten ein paar Strohdächer unter alten Eichenhäuptern hervor; mein Herz pochte gewaltig und eine fingerdicke Thräne rollte mir über die Wange: es war Lohne. Nach acht Jahren ſah ich meinen Geburtsort wieder; dort war ſchon ein grüner Platz, wo ich mit den andern Jungen Blindekuh ſpielte; hier ſchlugen wir Ball; da liegt der zerbrochene Schleifſtein noch, und rechts ſteht der hohle Eichenbaum, in den ich mich immer verſteckte, um die Ann-Kathrine mit einem „Guten Morgen!“ zu überraſchen. Vor dem Kruge ſtiegen wir aus. Hier am Brunnen hatte ich ihr oft einen Kuß gegeben, wenn ſie mir das Sträußchen brachte; dort am Backofen war unſer Schloß, da war ich immer der König drin, wenn nicht gebacken wurde, und ſie war eine ſchöne Prinzeſſin, die ich heirathete; aber Alles in der größten Unſchuld.

Ich ging in den Krug hinein, trat in die große Gaſtſtube, und fand dort eine junge Frau mit einem Säugling an der Bruſt. Der Leſer muß nicht etwa glauben, Ann-Kathrine habe den Krüger geheirathet, und ſie wäre es, die mit ihrem Kinde in der Ecke des Zimmers auf einem Lehnſtuhle ſaß. Gott bewahre! Ann-Kathrine iſt mir ſicher treu geblieben, und wird große Tropfen vor Freude vergießen, wenn ſie mich wiederſieht, und mich im ſchwarzen Sammetmanchester-Rock und in der Brille erkennt. Nach der kurzen Begrüßung näherte ich mich der jungen Frau, und fragte ſie, um ein Geſpräch anzuknüpfen, wie alt der Kleine ſei, den ſie an der Bruſt hatte. Da wandte ſich der Säugling von der Mutter ab, glotzte mich groß an und ſagte mit kräftiger Stimme: vier Jahr! Dann ſprang er vom Schooß herunter, ging nach dem Speiſeſchranke, und nahm ſich ein großes Stück Wurſt heraus, das er mit jugendlichem Appetite verzehrte. So lange werden die Kinder der Lüneburger Haide geflugt, und wer's nicht glauben will, der überzeuge ſich und reiſe durch mein liebliches Vaterland.

„Sind Sie aus Lohne?“ fragte ich.

„Nein, ich bin die Geſche, des Müllers Tochter aus Eſchede.“

„Aber Sie ſind hier im Dorfe bekannt?“

„O ja!“

„Sagen Sie, was macht denn die Ann-Kathrine, des Schulzen Tochter?“

„Die Ann-Kathrine?“ fragte ſie verwundert. „I, wiſſen Sie denn das nicht? Die iſt ja vor zwei Jahren mit einem Handlungsdiener aus Hamburg durchgegangen!“

„Nach Hamburg?“ wiederholte ich.

„Ja!“

„Ah, das iſt auch 'ne hübſche Gegend!“

Später beſuchte ich meines Vaters Grab, weinte da die Regenſintfluth naß, fuhr dann mit dem Steuer-Controleur weiter, bei dem trocknen Kruge vorbei, wo man Alles genießen kann, was man ſich mitbringt, und kam Abends ſpät in Uelzen bei dem Herrn de Jager an.

So ſieht's in der Lüneburger Haide aus.

Streifzüge

von

G. Reben.

17.

Der geniale Satyriker Liskow, unſer Swift, ſchrieb eine beißende Satyre gegen die ſchlechten Scribenten, deren „Vertrefflichkeit und Nothwendigkeit“ er in der feinſten Ironie darthut. Ein ſchlechter Scribent iſt nach ihm derjenige, in deſſen Schriften weder „Vernunft, noch Ordnung, noch Sittlichkeit“ herrſchen. Hiernach würde er auch heutigen Tags noch gegen zahlreiche Scribenten zu Felde zu ziehen haben. Bei dem Mangel der Vernunft beweiſt er, „daß die Vernunft zu nichts führe, da Alles ohne Vernunft geſchehe, daß es ein Kunſtſtück iſt, ein Buch ohne Vernunft zu ſchreiben, und daß die Vernunft, weil ſie zur Selbſterkenntniß antreibe, von der Zufriedenheit mit ſich ganz ablenke; denn die Selbſterkenntniß führe zur Einſicht der eigenen Fehler, dieſe aber zur Unzufriedenheit mit ſich. Die ſchlechten Scribenten ſtreben aber nicht nach dieſer Erkenntniß; ſie ſind alſo mit ſich zufrieden und folglich im höchſten Grade glücklich.“ — Hiernach giebt es in Berlin einige ſehr glückliche Menſchen. — Die Nothwendigkeit der elenden Scribenten beweiſt er dadurch, daß er ſagt, „ſie ſeien die Einzigen, welche den Buchhandlungen und Druckereien Nahrung bieten. Denn von den 3, oder 4 guten Büchern, die alle Jahre in Deutſchland mit vieler Mühe zu Tage gefördert werden, könnten unmöglich alle Buchhändler und Drucker beſtehen, ſondern nur von den tauſend und abermal tauſend ſchlechten. Hieraus ſei klar, daß die elenden

Schriften die nützlichsten Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft seien. Daher müßten sie von allen Fürsten beschützt, von den guten Schriftstellern aber deshalb sehr geachtet werden, weil sie (die elenden Scribenten) jenen Gelegenheit böten, über die schlechten Werke Witze zu machen."

Gute Lehren.

Die Mädchen sollen also sein wie Oblaten, Geheimnisse bewahren, und nicht wie Oblaten, in der Leute Mäuler kommen. Die Mädchen sollen sein wie ein Besuchzimmer, immer aufgeräumt, und wiederum nicht wie ein Besuchzimmer, sie sollen nicht für jeden Fremden zugänglich sein. Die Mädchen sollen sein wie ein Luftballon, sich gen Himmel erheben, und wiederum nicht wie ein Luftballon, der nicht zu lenken ist. Die Mädchen sollen sein wie die Sonne, so freundlich und warm, und wiederum nicht wie die Sonne, sie sollen keine Flecken haben. Die Mädchen sollen sein wie der Mond, sich nicht von der Erde verlieren, und wiederum nicht wie der Mond, der fast alle Tage von der rechten Bahn abweicht. Die Mädchen sollen sein wie Schlüssel, und Sachen von Werth vor Dieben bewahren, und wiederum nicht wie Schlüssel, sie sollen keinen Bart haben. Die Mädchen sollen sein wie Melonen, anlockend durch schöne, abgerundete Formen, und wiederum nicht wie Melonen, deren Inneres ungenießbar ist. Die Mädchen sollen sein wie die Harfen, nicht einsaitig, und wiederum nicht wie die Harfen, leicht zu verstimmen. Die Mädchen sollen sein wie Spinnengewebe, Blut stillen, und wiederum nicht wie Spinnengewebe, zum Fangen geschickt. Die Mädchen sollen sein wie manche Pferde, viele Künste verstehen, und wiederum nicht wie manche Pferde, sie sollen kein Hufeisen verloren haben. Die Mädchen sollen sein wie Grasfrösche, die sich im Sommer auf dem Lande aufhalten, und wiederum nicht wie die Grasfrösche, welche im Winter ins Wasser gehen. Die Mädchen sollen sein wie Edelsteine, die Jeder hochschätzt und in Ehren hält, und wiederum nicht wie Edelsteine, die dem Meistbietenden zufallen. Die Mädchen sollen sein wie die Wahrheit, ungeschminkt, und wiederum nicht wie die Wahrheit, sie sollen sich nicht unverhüllt zeigen.

— Die Männer sollen sein wie Adam, es darf für sie nur ein einziges Weib existiren, und wiederum nicht wie Adam, der sich von diesem Weibe zur Sünde verleiten ließ. Die Männer sollen sein wie der Invalide von Spindler, so interessant und unterhaltend, und wiederum nicht wie der Invalide, sie dürfen nicht aus mehreren Theilen bestehen. Die Männer sollen sein wie Sand, so fein, und wiederum nicht wie Sand, auf den man nicht bauen kann. Die Männer sollen sein wie Weinfässer, Geist enthalten und wiederum nicht wie Weinfässer, welche, wenn sie liegen, voll sind. Die Männer sollen sein wie Bären, sich nicht an Todten vergreifen, und wiederum nicht wie Bären, sie sollen nicht auf der Bärenhaut liegen. Die Männer sollen sein wie Kornähren, einen Bart haben, und wiederum nicht wie Kornähren, sie dürfen nicht jeden Flegel auf sich losdreschen lassen. Die Männer sollen sein wie die Erde, welche niemals stille steht, und wiederum nicht wie die Erde, die sich mit Füßen treten läßt. Die Männer sollen sein wie Tauben, ohne Falsch, und wiederum nicht wie Tauben, sich nicht rupfen lassen. Die Männer sollen sein wie die Eule, Begleiter der Minerva, und wiederum nicht wie die Eule, auf den Raub ausgehen. Die Männer sollen sein wie Flügel, vor Königen und Kaisern aufrecht stehen, und wiederum nicht wie Flügel, worauf man spielen kann. Die Schriftsteller unter ihnen sollen sein wie Clauren, so viel gelesen, und wiederum nicht wie Clauren, so wenig des Lesens werth. Die Dichter sollen sein wie die Nacht, erquickend und voll Sterne, und wiederum nicht wie die Nacht, dunkel und schlafbringend. Die Richter sollen sein wie die Hölle, nur die Bösen bestrafen, und wiederum nicht wie die Hölle, den Teufel in sich haben. Die Advocaten sollen sein wie das Rad, das Verbrechern die gebührende Strafe zuerkennt, und wiederum nicht wie ein Rad, sie sollen nicht geschmiert zu werden brauchen. Die Gastwirthe sollen sein wie Messer, nicht ungeschliffen, und wiederum nicht wie Messer, sie sollen nicht schneiden. Die Weinschenke sollen sein wie Birken, für böse Gäste Ruthen bereit halten, und wiederum nicht wie Birken, sie dürfen keinen nachgemachten Champagner liefern. Doch ich will mich kurz fassen: die Männer sollen sein, wie sie nicht sind, und sie sollen nicht sein wie sie sind. — Seid Ihr nun zufrieden, liebe Mädchen? —

W. Achat.

Die zwei Fräulein.

Auf einem hohen Berge
Da steht ein altes Schloß,
Darinnen hausen zwei Fräulein
Mit ihrem Diener-Troß.

Die Eine, das ist die Eule,
Die hat ein finster Gesicht!
Hat gar eine spitze Nase,
Und scheut das Tageslicht.

Die Andre, das ist die Dohle,
Die trägt ein pechschwarz Kleid,
Und leidet immerwährend
An böser Heiserkeit.

Und wenn die zwei zusammen
Anstimmen ihr Abendlied,
Dann graufts davon dem Wanderer,
Der spät vorüberzieht.

Kosem.

Auflösung des Logogryphs in No. 37.

Ablaß.

Neues unter der Sonne.

Beethoven.

Auf den Wolken sitzt er sinnend,
Und es greift seine Hand
In die ungeheuren Saiten,
Zwischen Stürmen ausgespannt.

Ludwig.

Ich weiß es nicht genau, ob Beethoven den 16. oder den 17. December, ob er 1770 oder 1772 geboren wurde, aber davon bin ich und viele andere Leute überzeugt, daß er der größte deutsche Instrumentalcomponist und überhaupt einer der größten und genialsten Tonkünstler ist, die bis jetzt gelebt haben. Es ist mir übrigens auch ziemlich gleichgültig an welchem Tage dieser Kunstheros geboren ward, und wie sich die Kinder auf das Weihnachtsfest freuen, anderthümmert ob Christus an diesem Tage geboren oder nicht, ebenso freue ich mich auf den Geburtstag Beethovens, denn ich weiß, daß Herr Möser seine getreuen Kunstkünder an diesem Tage mit einigen Diamanten aus der Zauberkrone des wunderbaren Geburtstagskindes beschenkt. Und diese Diamanten strahlen mir auch, und darum freue ich mich. Es ist bis jetzt eine sehr kritische Frage, ob Deutschland hinsichts der Literatur höher stehe, als England; und in der Musik ist es entschieden, daß Italien Nr. 1, Holland Nr. 2 und Deutschland Nr. 3 ist, wenigstens hat sich diese Rangordnung früher also gestellt, und in neuerer Zeit rivalisirt die französische Schule so kräftig mit unserer deutschen, daß man noch nicht recht weiß, auf welche Seite sich der Lorbeer neigen wird.

In der Musik allein kann es keine Nation wagen, sich mit uns messen zu wollen; auch ist es undenkbar, daß die gigantische Höhe, welche die deutsche Tonkunst erreicht hat, jemals übertroffen werden sollte.

Sebastian Bach, Händel, Gluck, Mozart, Haydn und Beethoven sind die sechs Grundsäulen, auf denen die deutsche Musik für ewige Zeiten in höchster Majestät thront. Aber auch nur ein Deutscher ist im Stande, diese Musik zu begreifen und zu bewundern, und wenn Ludwig Tieck, der jetzt in seiner Novelle, „das alte Buch," selbst gesagt hat, daß er der einzige und letzte Dichter in Deutschland ist, im Phantasus einmal behauptet: Allegri, Palästrina und Pergolese ständen höher als Mozart, Haydn und Beethoven, so ist daß eine Behauptung, die Herr Tieck lieber nicht hätte behaupten sollen, denn er beweist dadurch, daß er die Meisterwerke der größten Tonkünstler aller Zeiten gar nicht verstanden hat. Es ist aber jetzt Mode geworden, daß man die Perioden, in welchen die Kunst noch in der Kindheit, lag, höher stellt als die, wo sie zur höchsten Mannesstärke und Schönheit erwachsen ist. Seit einigen Jahren, namentlich in Berlin, wird in vielen musikalischen Familien die Bachsche Musik für das Höchste und Schönste gehalten, und man singt und spielt so viele Fugen, daß es ein wahrer Jammer ist; und die Leute, die fortwährend diese Musik singen, bedenken gar nicht, daß ihre Lungen dabei eine sehr angreifende Rolle spielen müssen. In Kurzem, und davon bin ich fest überzeugt, wird es in Berlin eine Art Schwindsucht geben, die man die „Bach'sche Schwindsucht" nennen wird. An diesem Unglück ist aber Niemand Schuld als Zelter und Herr Mendelsohn-Bartholdy. Zelter ist todt, kann nichts mehr gut machen. Aber Herr Mendelsohn in Düsseldorf, und es wäre menschenfreundlich von ihm, wenn er auftäude und spräche: „Meine Herren und Damen, es thut mir leid, daß ich Ihnen weißgemacht habe, S. Bach sei der größte Componist; ich wollte nur sehen, ob Sie glauben würden, und nun, da ich aus Ihren ganz neuen Lungen das Zutrauen erkenne, daß Sie mir geschenkt haben, nun thut es mir leid und ich bekenne, daß Sprüchwort: quäle nie ein Thier zum Scherz u. s. w. fühle mich daher bewegt zu erklären, daß Seb. Bach der größte Fugen- und Perückenmacher aller Zeiten gewesen ist, daß seine Musik aber eigentlich gar keine Musik und am wenigsten zum Singen taugt. Damit Sie, meine vieltheuern Kunstjünger und rinnen, aber keinen Mangel an Noten haben mögen, so empfehle ich Ihnen fortan die Werke Mendelsohns und Meyerbeer's. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Ihre werthen Lungen ruinirt habe." Auf diese Weise wäre die Sache gut gemacht, und Mendelsohn hätte sich um das Leben vieler berliner Dilettanten ein medizinisches Verdienst erworben.

Ich bin aber ganz von der Fährte, d. h. von Beethoven abgekommen. Um wieder anzuknüpfen, will ich die Stücke anführen, die Herr Möser bei der Geburtstagsfeier am 17. December aufführen ließ. Das Concert wurde eröffnet mit einer Ouverture aus C dur (zur Weihe des Hauses). Dieß ist eins von den letzten Werken Beethovens, und die Wachtaner, von denen ich eben gesprochen, halten es gewiß für eins der besten, vielleicht für das Beste, denn es ist beinahe durchaus fugirt. Der große Geist Beethovens blitzt darin aber nur sehr selten hervor, und ich halte diese Ouverture, als ein Werk Beethovens, nur für mittelmäßig. Hierauf spielte Herr Taubert das schöne, noch in Mozart'schen Formen bewegende Klavierconcert in C moll. Wer Beethovens Klavierwerke von Mendelsohn hat spielen hören, dem wird dieses Concert schon besser gefallen haben, als an diesem Abend. Herr Bader trat auf und sang „Herz mein Herz" mit seinem bekannten innigen Vortrage. Ich ärgerte mich wieder sehr, daß ich nicht die Stimme habe, die Bader vor zwanzig Jahren gehabt haben muß. Den Beschluß machte die überaus herrliche vierte Sinfonie in B dur. Ich finde es immer sächerlich, wenn sich die Leute streiten, welche die schönste Sinfonie von Beethoven sei, denn mir ist immer diejenige die liebste, die ich eben höre, aber so viel ist doch gewiß, daß die in B dur die reinste in der Form ist. Die Capelle bewährte ihren alten Ruhm, und das Auditorium erkannte es dankbar. Am selbigen Abend trank ich mit mehreren Freunden in französischem Wein (was eigentlich unrecht war) auf das Andenken des unsterblichen Ludwig van Beethoven, und war sehr vergnügt*). —s.

*) Sehr! Sie taumelten sogar vor Vergnügen. D. Red.

Verantwortlicher Redacteur: A. Glaßbrenner. Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLFF**, in Jena.

№ 1. . Freitag, 3. October **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzeneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Vorwort.

Nur in wenigen Zeilen sollen hier dem Leser die festen und bestimmten Grundsätze dargelegt werden, welche bei der Abfassung und Leitung unseres Literaturblattes als Richtschnur aufgestellt sind. — Ohne uns in schöne Redensarten zu verlieren und mit wohlgesetzten Worten, wie es nur zu üblich ist, zu beweisen, daß unser Unternehmen ein höchst nothwendiges, zeitgemäßes und wichtiges sei, daß das deutsche Vaterland sich dazu Glück wünschen könne u. s. w. u. s. w., entwickeln wir lieber so kurz wie möglich, was uns veranlaßt habe, den Schwarm der kritischen Zeitungen um eine zu vermehren.

Die schönste Frucht unserer sturmbewegten Zeiten ist die allgemeine Verbreitung wissenschaftlicher Bildung und die rege Verbindung des Geistes derselben mit dem Leben. Der Gedanke erringt die Herrschaft fast überall, frei wird er geweckt, frei genährt, frei mitgetheilt, Jedem gleichviel weß Standes und Glaubens zugänglich, wenn er ihn zu fassen, sich seiner zu erfreuen vermag. Der Gedanke ist der wahre constitutionelle Herrscher der Welt, und alle wahrhaft geistig Durchgebildeten seine getreuen Stände.

Deßhalb wird und muß aller Kastengeist aus der Wissenschaft auf ruhige besonnene Weise verbannt werden. — Sie ist kein Privilegium mehr, sie darf es nicht mehr sein; wer sich ihr widmet, ist ein Diener der Wahrheit, und die Wahrheit ist vom Leben unzertrennlich; auf die Wahrheit haben alle Menschen gleiches Recht, schon aus dem einfachen Grunde, daß sie Menschen sind, gleich vor Gott und vor dem Gesetz als Menschen, nur bürgerlich unterschieden durch die Ordnung des Staates, dem sie angehören, geistig durch den Grad ihrer Fähigkeiten und der Ausbildung derselben.

Für die Wahrheit und deren Verbreitung zu streben in seinem Kreise, nach seiner Kraft, ist die Pflicht eines Jeden. —

Nirgends aber ward von jeher mehr dagegen gesündigt als in der literärischen Welt; nirgends waltete der Egoismus mehr vor und wirkte nachtheiliger auf die reine Gestaltung des geistigen Wirkens ein als eben hier. — Wie es in anderen Ländern dabei herging, das können wir, die wir zu entfernt stehen, nicht beurtheilen, aber in Deutschland haben Eigennutz, Dünkel, Cotterieen und Befangenheit, meist sich unredlicher Mittel bedienend, von jeher leider arg gewüthet, klug verkappt vor den Blicken der Menge, diese um so leichter täuschend. Wem es vergönnt war, hier mit gesundem Auge hinter die Coulissen zu schauen, der muß erstaunen über das Gewebe von Unredlichkeiten, an welchem Eitelkeit und Egoismus der Gelehrten und Schriftsteller, Neid und Eigennutz der Buchhändler gemeinschaftlich arbeiteten.

Es ist damit in der neuesten Zeit eher schlimmer als besser geworden, vorzüglich durch den Umstand, daß die Zahl derer, welche sich berufen glaubten, als Schriftsteller vor der Menge aufzutreten und von dem Erwerbe ihrer Feder ganz oder theilweise zu leben, sich fast unglaublich vermehrte. Diese Alle streben eifrig nach Ruhm, nicht aber aus uneigennütziger Liebe zu demselben, denn der Ruhm ist jetzt ein Capital wie jeder andere geltende Besitz und muß eben so gut seine Procente an baarem Gelde tragen. Es ist jetzt leicht, den Werth von Jemandes Ruhmcapital zu berechnen nach dem, was ihm jährlich seine Feder an buchhändlerischem Honorar einträgt. —

Dadurch haben die Buchhändler einen Einfluß gewonnen, der sich im Ganzen bisher nur schädlich für die Gesundheit unserer Literatur gestaltete. Sie sind es, die das baare Geld, das Vertriebscapital in Händen haben und als gute Kaufleute alles Geistige nur als Waare betrachten, deren Werth man durch künstliche Börsenoperationen kann steigen oder fallen machen. Mich wundert, daß noch kein Buchhändler darauf gekommen ist, geistige Courszettel drucken zu lassen und Namen berühmter Manner als Wechselplätze, ihre Schriften als Wechsel nach einem bestimmten Course anzugeben. — Redactoren kritischer Zeitschriften sind schon mehrere der Herren, und eine bekannte Buchhandlung gibt gewissermaßen schon lange dergleichen Courszettel aus; Papier, das sie nicht ausbietet, und wenn es von dem solidesten Hause wäre, wird bei und von ihr meistentheils schlecht notirt. —

Schlimm ist endlich noch der Umstand, daß so viele unserer jüngern Mitbrüder, wenn sie Nichts gelernt haben, um ihr Leben zu fristen, in buchhändlerischen Sold treten und so gut oder so schlecht, wie es geht, schrei-

ben, was diese Herren wünschen oder brauchen. — Früher wurden solche Gesellen Soldaten oder Schauspieler, später Demagogen, jetzt, da ihnen weiter Nichts übrig bleibt, Schriftsteller, vorzüglich Journalisten.

Die Grundsätze nun, die uns bei diesem Literaturblatte leiten, sind folgende:

1) Entschiedene Opposition gegen alle geheimen Umtriebe, alles litterärische Cliquen- und Cotteriewesen.
2) Strengste Wahrheit und Unparteilichkeit nach entschiedener Ueberzeugung. —
3) Milde und Ruhe des Urtheils.
4) Jeder einzelne Verfasser unterzeichnet seinen Beitrag; wo dies nicht der Fall ist, und entweder gar keine oder eine pseudonyme Unterschrift Statt findet, ist der verantwortliche Redacteur als Verfasser zu betrachten und stets bereit, alles Gesagte als seine eigene Aeußerung zu vertreten.
5) Das Neueste in der deutschen Literatur, insofern als es jeden gebildeten Deutschen interessiren kann, vorzüglich aus dem Gebiete der Poesie, Geschichte, Beredsamkeit, Pädagogik u. s. f. wird stets kurz nach seinem Erscheinen angezeigt werden. —
6) Die Beurtheilungen wissenschaftlicher politischer Schriften sind nicht ausgeschlossen, wohl aber alles Politisiren und Kannegießern, dem sich jetzt so Mancher hingibt und das zu Nichts führt als zur Verwirrung und Verirrung der Gemüther.
7) Jede litterärische Unrechtlichkeit, welche zu unserer Kenntniß kommt, soll mit wenigen Worten angezeigt und verbreitet werden. —
8) Unser Literaturblatt erscheint zwar als Begleiter des Brennglases, ist aber streng von demselben getrennt.

Eine Gesellschaft wissenschaftlich gebildeter Männer hat sich mit dem Unterzeichneten vereinigt, um den hier angegebenen Grundsätzen zufolge nach ihren besten Kräften gewissenhaft der guten Sache zu nützen. — Die Art und Weise, welche sie dabei zu beobachten gedenken, ist aus dem Folgenden zu ersehen. — Wer Beruf fühlt, sich ihnen anzuschließen, ist dazu freundlich eingeladen und wird gebeten, seine Beiträge an Herrn Buchhändler Georg Wigand in Leipzig abgeben zu lassen, für den

verantwortlichen Redacteur

Prof. Dr. O. L. B. Wolff in Jena.

Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. 8 Berlin, 1834, Duncker und Humblot. — Drei Theile; mit Rahels Bildniß.

Ein merkwürdiges Buch, das schon bei seinem ersten Erscheinen große Theilnahme erregte, und dessen zweite sehr vermehrte Auflage hier in drei Bänden vor uns liegt, der Menge für ihr Geld preis gegeben. — Es bildete nämlich zuerst nur einen, für Freunde bestimmten Band und ward verschenkt; gewisse Blätter, die Alles zu greifen bemüht sind, was von Berlin kommt und vorzüglich von einer gewissen dortigen Gesellschaft, gaben mit Zustimmung des Herausgebers, Hrn. Varnhagen, Auszüge, und so ward das Ganze, die Neugier reizend, bald öffentlich und allgemein. — Volksstimme, Gottesstimme! dachte Hr. V. und besorgte nun diese Edition in drei Theilen, die man für eben so viel Thaler kaufen kann. Sie liegt zu näherer Betrachtung vor uns. —

Das Buch enthält Briefe, Bruchstücke aus Tagebüchern, mündliche Aeußerungen u. s. w., kurz insofern, als sich die Vergangenheit auf diese Weise starr machen läßt. Das ganze vergangene Leben einer großartigen, verstandesscharfen, geistreichen Frau, der Madame Friederike Varnhagen, geborenen Rahel Levi, später Robert genannt. Es ist Alles wirklich in dem Buche, wirklich geschrieben, geschehen und gedacht, nicht von Anderen gemacht oder verbessert, höchstens das Letztere durch Auslassungen. — Das Buch ist also kein Buch, sondern ein Mensch; man darf also über dasselbe nicht urtheilen wie über ein Buch, sondern muß darüber urtheilen wie über einen Menschen, und zwar einen außergewöhnlichen, (das ist Rahel wirklich, aber nicht so außerordentlich, wie Viele sie ausschreien) den man kennen gelernt hat und nun zu ergründen strebt. Das klingt wie eine besondere Wahrheit, ist aber eine sehr gewöhnliche, von der jedenfalls ausgegangen werden muß.

Wir, die Menge nämlich in Deutschland, nicht ihre Freunde, nicht ihrer Freunde Freunde und deren Nachbeter, werden natürlich zuerst darüber ins Klare zu kommen suchen, ob jene hinterlassenen Briefe Auszüge, Aphorismen u. s. w. es wirklich verdienten, gesammelt zu werden und wenn auch gesammelt, denn dabei können Rücksichten des Herzens eintreten, die uns Nichts angehen, ob sie wichtig genug waren, gedruckt und zum öffentlichen Verkaufe ausgestellt zu werden? Daraus entspringt noch eine zweite Frage, mit der wir uns später beschäftigen wollen, die aber für jetzt nicht hierher gehört. Ich will daher in den folgenden Zeilen versuchen, redlich und gewissenhaft diese Frage zu lösen, wenn auch nur für diejenigen, die sich nicht an ein Buch von drei Bänden wagen mögen, ohne vorher zu wissen, was es ihnen wirklich bietet, und die bei so manchem Wunderlichen, das sie von Enthusiasten darüber hören mußten, froh sind, einmal eine möglichst unbesangene Stimme zu vernehmen.

Geben wir also auf das gewöhnliche Leben zurück. — Was werden wir fordern von einer Frau, deren Bekanntschaft und zwar nähere Bekanntschaft in guten, ja in unsern besten Stunden wir machen sollen — und in unsern besten Stunden fortsetzen. — Doch gewiß, außergewöhnliche gute Eigenschaften, und zuerst und vor Allem rein weibliche. — Hat Rahel die?

Hat sie Sittlichkeit, Weiblichkeit, Grazie? Die erstere gewiß, es wäre Blasphemie, das nicht anerkennen zu wollen; eine schöne, tiefe, charakterfeste, probehaltige Sittlichkeit; großartig in einer kleinen engen Welt über der ganzen weiten Welt stehend, eine schöne männliche Sittlichkeit. Das versteht sich aber von selbst, daß ein reichbegabter Mensch die haben muß, er bestöhle ja sonst die Gottheit und zwar in der Dummheit um sein eigenes Vermögen. — Weiblichkeit? Nicht sehr, sie ist zu sehr Mann, ich glaube überhaupt, die Natur vergriff sich, wollte eigentlich einen Mann aus ihr bilden, nahm den Urstoff dazu, ward gestört und vergaß, was sie wollte; es wurde also ein Weib. — Zum Zeugen rufe ich Thl. I. S. 188. Weiblichkeit muß überhaupt dem Weibe angeboren werden, wie Muth dem Manne; man kann sie sich nicht geben, man muß sie haben, und deßhalb darf man Niemanden sehr tadeln bei dem man sie vermißt; er kann nur halb oder drei Viertel dafür. — Grazie? — Wohl nicht. — Sie weiß das auch recht gut und gesteht es ein Thl. III. S. 397. und beweist es selbst Th. III. S. 397. mit wenigen Worten, die sind aber jedes ein Document. Der Kürze wegen kann ichs anführen. Sie schreibt an Ernestine Robert: „Ich bitte Sie, Ernesta, kommen Sie! erfreuen Sie mich; machen Sie mir Ehre! Singen Sie schön wie gestern, ich habe Blut geleckt, ich muß mehr haben. Parole d'honneur!" — Das Blutlecken, kann man sich eine grazienlosere Aeußerung denken? Wenn also diese Hauptreize einer Frau, die hier sich durch ein Buch repräsentirt, fehlen, so lassen sich mit Recht bedeutende Vorzüge fordern, welche jene Mängel, wenn auch nicht ersetzen, doch in Vergessenheit bringen. — Und diese sind, streng genommen, nicht vorhanden, denn Rahel spricht und schreibt über Alles, Alles ohne Ausnahme, was ihr in den Weg tritt, und dies stets nur von subjectivem Standpunkte aus, nur insofern als es auf sie eingewirkt hat, zwar mit großer Freiheit der Aeußerung, aber nicht mit eben solcher Freiheit der Gesinnung, denn ihr geistiges Leben spinnt sich unter gewaltigen Beschränkungen fort; sie ist nämlich, und kann nie vergessen, daß sie das ist, 1) eine Preußin, 2) eine Berlinerin, so in der Art nämlich, daß wie gewöhnlich: Preuße bedeutet besser, mehr als alle übrigen Deutschen, und Berliner: mehr als alle übrigen Preußen. 3) eine getaufte Jüdin. 4) eine Art von mystischer Christin. 5) eine blinde Anbeterin Goethe's, der ihr poetischer Heiland ist. — Da kann sie nun freilich nicht dafür, daß sie das Alles ist, und Niemanden gebührt es, sie deßhalb zu tadeln, denn jeder Mensch hat Recht, zu sein, was er ist, vorausgesetzt, er ist es mit voller Ueberzeugung, aber alle diese Beschaffenheiten sind doch zu negativ, um als Schirm und Schild der Herausgabe ihrer Lettres, pensées und maximes auf die Dauer halten zu können. — Daß ferner aus allen diesen Dingen ein, wenn auch unbewußtes, horrendes Selbstgefühl entspringe, das man im gewöhnlichen Leben schlechthin Eitelkeit zu nennen pflegt, ist gar nicht zu leugnen und zu verkennen. Eine alltägliche, plumpe Eitelkeit ist es freilich nicht, da es ihr an gemeiner Selbstgefälligkeit fehlt, aber Eitelkeit bleibt es immer und zwar eine solche, die mit den Jahren wächst und aus Nebendingen Hauptsachen macht in wundersicher Befangenheit. Sie durchläuft darin gewisse Stadien, wie eigentlich Jeder; zu Anfange jugendlich, nur in Paradoxen es erscheinen lassend; später mehr entschieden urtheilend, und um ihren Urtheil Halt zu geben, zu kleinen frauenzimmerlichen Kunstgriffen ihre Zuflucht nehmend, zuletzt in gewöhnlichem städtischem Leben auf ihr Zimmer beschränkt, in dem sie in ewiger Unruhe die Hauptperson ist, sich für das Wichtigste haltend und nur von sich redend. So wird Jedem, an den ein Brief abgefaßt wird, zum Eingange ihre ganze Krankheitsgeschichte so en detail erzählt, daß der arme Leser diese nothgedrungen auswendig lernen muß, denn er bekommt sie gar zu oft. Spricht sie endlich zuletzt auch von anderen Personen, so geschieht es doch nur dialektisch, indem die Rede von ihr unzertrennlich neben der Rede von jenem her wandelt. — Die Spitze jener Selbstaefühlsrichtung wird aber in folgender mündlichen Aeußerung erreicht, von der es und ordentlich schmerzt, daß die tief geschcidte Frau sich selbst so verkennen wollte, ähnlich gewissen Adeligen, die da glauben, sie müßten doch bessere Menschen sein als alle anderen Menschen, weil Gott sie auf Erden adelig hätte lassen geboren werden. — Jene Aeußerung darf als ein Document hier nicht fehlen, ob wir gleich uns vorgenommen haben, keine Auszüge mitzutheilen, um die Neugier nicht abzustumpfen und so dem Absatz und Verschleiß des Buches hinderlich zu sein; sie lautet: (Th. I. S. 43) „Merkwürdig sind auch die folgenden Worte, die ich gleich am 2. März unmittelbar und genau, wie sie von Rahel gesprochen waren, mir aufschreiben mußte: „Welche Geschichte! — rief sie mit tiefer Bewegung aus, — eine aus Aegypten und Palästina Geflüchtete, bin ich hier, und finde Hilfe, Liebe und Pflege von Euch. Dir, lieber August, war ich zugesandt durch diese Führung Gottes, und Du mir. Mit erhabenem Entzücken denke ich an diesen meinen Ursprung und diesen ganzen Zusammenhang des Geschickes, durch welches die ältesten Erinnerungen des Menschengeschlechtes mit der neuesten Lage der Dinge, die weitesten Zeit- und Raumfernen verbunden sind. Was so lange Zeit meines Lebens mir die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück war, eine Jüdin geboren zu sein, um keinen Preis möcht' ich das jetzt missen." Ferner, weiter unten: „Und darauf sagte sie unter vielen Thränen, Lieber August, mein Herz ist im Innersten erquickt; ich habe an Jesus gedacht und über sein Leiden geweint; ich habe gefühlt, zum erstenmal es so gefühlt, daß er mein Bruder ist." — Dergleichen kann man doch höchstens nur mit Krankheitsschwäche entschuldigen. — Strenger darf man sich darüber nicht aussprechen, wie überhaupt über Bücher im Buche nicht, denn man müßte persönlich werden, und das wäre unzart, obwohl Herr Varnhagen Einem durch den öffentlichen Verkauf des Buches, durch den er alle darin vorkommenden Personlichkeiten öffentlich macht, vollkommenes Recht dazu gibt. Es steht Alles echt aus an dem Buche, und doch ist so viel Unechtes darin. So die Vergötterung einiger darin vorkommenden Personen, von denen die Welt viel Menschliches weiß, was auf keinen

Fall Rahel konnte unbekannt geblieben sein; freilich sind fast alle Leute, die in den drei Bänden vorkommen, äußerlich hochgestellte Personen. — Deßhalb setzte sich Rahel vornehm ignorirend über Manches hinweg. —

Wo steckt denn nun der eigentliche Werth des Buches? — Wir haben es schon gesagt, in vielen, wenn auch nicht immer richtigen und in der Probe bestehenden genialen und großartigen Aeußerungen eines merkwürdigen weiblichen Wesens, um desto merkwürdiger, da dasselbe von Natur aus kritisch gebildet und keineswegs poetisch productiv war. — Das eigentlich Originelle dabei ist das jüdische Element an und in Rahel, und das kennen die Wenigsten — daher hat das Buch so großes Aufsehen gemacht und so wunderliche Theilnahme gewonnen. — Aber Rahel ist keineswegs die einzige, und wer sich in den Verhältnissen sähe und es über sich vermöchte, Briefe und Aeußerungen anderer geistig hochstehender Jüdinnen zu sammeln, der würde vielleicht ein Buch liefern können, vor dem das der Rahel erbliche wie der Mond vor der Sonne, voll jener orientalischen Gluth der Empfindungen, des Geistes und des Verstandes, gemildert durch deutsche Häuslichkeit, Weiblichkeit und Erziehung, aber immer bewundernswürdig schön, anregend zu wahrer Andacht, womit der Schöpfer Solches in einen menschlichen Geist legte, denn Gott ist am Meisten im Menschengeiste zu bewundern.

Zum Schluß noch eine Frage, auf die wir oben leise hindeuteten. Muß es nicht ein zarteres, besonders weibliches Gemüth verletzen, zu sehen, wie ein Mann das innerste Wesen seiner Gattin der Menge preis gibt? Rahel würde vielleicht Nichts dagegen haben, aber es gibt doch Gott Lob noch viele Frauen, die so innerlich und geistig schön sind, daß es sie verwunden muß, und die vor Schreck erstarren würden bei dem leisesten Gedanken, es könne ihnen mit ihrem Heiligsten und Liebsten ein Gleiches geschehen.

Das Resultat der ganzen Lectüre ist endlich: Hr. Varnhagen hatte eine merkwürdige, geistreiche, großartige Frau, aber er wußte sie doch nicht zu würdigen, sonst hätte er schwerlich diese Sachen drucken lassen. — Für ihre Freunde, ihre echten Freunde, solche nämlich, die Rahel verstanden, mit ihr fühlten u. s. w., that es nicht nöthig, die brauchten es nicht — und für Andere, für die mußte sie ihrem Gatten zu heilig, zu originell und zu gut sein. — Kluge werden ein Theilchen von ihrem Werth und seine (Hrn. V's.) ganze Befangenheit menschlicher Schwäche daraus lesen — und die Klugen haben stets Recht, wenn auch nur subjectiv. —

Krites.

Rüge.

Im Junihefte von Rheinwald's Repertorium 1834 Nr. 18. findet sich eine Kritik der zweiten Auflage des bekannten dogmatischen Repertoriums, Hutterus redivivus, welche mit folgenden Worten beginnt:

„Im Jahre 1828 erschienen, nun zum zweiten Male aufgelegt, verdankt dieses Repertorium seine weite Verbreitung einmal seinem Inhalte, dessen passender Auswahl und bequemer Ordnung, wodurch das Verdienst des ungenannten Verfassers ist, sodann aber auch seinem Formate, das für jede Tasche gerecht, den Transport in Prüfungslocale erleichtert, worüber manche Consistorien und Prüfungscommissionen Erfahrung haben, was wohl der berechnenden Speculation des Verlegers zuzuschreiben ist."

Das heißt doch mit plumper Bosheit auf eine gemeine und wohlfeile Weise ehrenwerthe Männer begeifern. — Obiges Buch ist nämlich in einem Octavformat gedruckt, das eher groß als klein zu nennen ist. Es verdankt seine Verbreitung ferner dem Umstande, daß höchst angesehene theologische Lehrer, wie z. B. Ullmann und Tholuck in Halle, Pelt in Greifswalde u. s. w., dasselbe bei ihren Vorlesungen als Handbuch zu Grunde legen. — Aus der Behauptung des Recensenten müßte man endlich deduciren, daß die Mehrzahl der jungen Theologen bei den Prüfungen auf Betrug ausgehe, was doch nicht wohl anzunehmen ist; Einzelne verschaffen aber einem Buche keine weite Verbreitung. Schließlich lag gewiß dem wackeren, redlichen Buchhändler Leich ein solcher Gedanke ferner als dem Recensenten, der vielleicht Andere hinter dem Ofen sucht, weil er selbst dahinter steckt. —

Pfui über die Gemeinheit! Wie konnte nur Prof. Rheinwald dergleichen gehässigen Insinuationen in seinem Journal eine Stelle einräumen? das ist wirklich unbegreiflich! —

Justus.

Literarische Miscelle.

Wir freuen uns, dem deutschen Publikum anzeigen zu können, daß ein Kernwerk des Auslandes, ein historisches, unparteiisches Werk ersten Ranges über den größten Mann unser's Jahrhunderts aufhören wird, den Deutschen fremd zu sein. Wir meinen William Hazlitt's Leben Napoleon Buonaparte's, welches der rühmlichst bekannte Publicist Sporschil in das Deutsche übersetzt und mit kritischen sowohl, als erläuternden Anmerkungen versehen hat. Ueber Napoleon und seine beiden brittischen Biographen, Walter Scott und William Hazlitt hat sich das Grab für immer geschlossen; aber ein großer Unterschied waltet zwischen diesen beiden Schriftstellern ob. Als Walter Scott aus Reichthum in Armuth gerieth, machte er seine Feder zur Lohnfeder und schrieb eine Geschichte Napoleon's im Sinne eines — Castlereagh, eines Bathurst, eines Hudson Lowe! Hazlitt, welcher in den Stand gesetzt wurde, sich nicht nur die nöthigen Urkunden zu verschaffen, sondern auch mit denjenigen Personen sich zu unterreden, die am Besten im Stande waren, ihm selbst über verborgene Dinge Auskunft zu geben, ist das Gegenstück jener Schriftsteller, auf welche es Geld und Gnadenbezeigungen aller Art regnete, um das Andenken Napoleon's zu schwärzen, und er hat sich nur da als seinen strengen Beurtheiler bewiesen, wo der stolze Imperator ohne politische Nothwendigkeit des Volkes ewige Rechte kränkte. Wir hoffen, dieses Werk werde in Deutschland gewisse Fabrikarbeiten verdrängen.

Verleger: Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLFF**, in Jena.

№ 2. Freitag, 10. October **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzeneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Italien, wie es ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai. Leipzig, Otto Wigand'sche Verlags-Expedition. 2 Bande. 8. 3 Thaler.

Wer mit ruhiger Besonnenheit das Treiben der Enthusiasten betrachtet, der erkennt bald, daß es ein verderbliches ist, daß sie statt der heiligen Flamme ein qualmendes Flackerfeuer unterhalten, und wendet sich ab, um nicht an dem Rauche zu ersticken. Die Erfahrung lehrt überdies, daß die Enthusiasten am Leichtesten abgekühlt werden, und daß ihre Ueberspannung in Erschlaffung übergeht. Der Enthusiasmus verbreitet sich nach tausend Richtungen. So ist die enthusiastische Vorliebe für Italien eine Krankheit, welche die ganze Welt angesteckt hat. Die Ursach dieser Krankheit muß in unserer Erziehung gesucht werden. Wir wachsen mit den Klassikern auf, das jugendliche Gemüth wird mit Bildern aus der griechischen und römischen Heldenzeit erfüllt, der Boden, auf dem jene Thaten sich ereigneten, flößt uns Interesse ein, und es entsteht schon früh der Wunsch in uns, ihn kennen zu lernen. Tritt der Knabe ins Jünglingsalter, und beginnt bei erwachenden Gefühlen die Einbildungskraft ihr farbiges Spiel mit ihm, so lockt ihn nicht bloß der klassische Boden, sondern es reizen ihn auch die phantastischen Schilderungen unserer Dichter und die Darstellungen der Maler, Italien zu besuchen. Der Jüngling erwägt freilich nicht, daß Maler und Dichter, wie überhaupt alle Künstler, ein Ideal zu schaffen streben; er glaubt Wahrheit zu vernehmen. Der Süden erscheint ihm nun als das Paradies der Erde, und seine Sehnsucht mehrt sich. Vielen wird diese Sehnsucht nie gestillt; sie müssen im Vaterlande bleiben und schweigen hier in ihrem Ideal. Denen aber, die das Land ihrer Wünsche zu sehen bekommen, zeigt sich nur zu bald die rauhe Wirklichkeit. Der holde Traum ihrer Jugend verschwindet; doch weil er ihnen theuer geworden, oder weil sie sich der Enttäuschung schämen, suchen sie die frühere süße Täuschung wenigstens bei Andern zu erhalten.

Auch Referent gehört zu den Enttäuschten. Er ist ausübender Künstler und hat drei volle Jahre in Italien verlebt. Während des ersten Jahres glaubte er es dort nicht aushalten zu können, nachher hat er sich in die Weise des Landes, wiewohl sehr schwer, gefunden. Hierin liegt sein Glaubensbekenntniß über Italien, und er versichert hiermit, daß er unzählige fremde Künstler dort kennt, die ganz wie er denken und nur vermöge unabwendbarer Verhältnisse die Pein des dortigen Aufenthalts ertragen. Er verdankt diesem Lande in Beziehung auf seine Kunst allerdings Mancherlei; kann aber nicht zugeben, daß er seiner Bildung wegen nothwendig nach Italien hatte gehn müssen, da er, wie er sich später überzeugt hat, in Frankreich und Deutschland eben so vollständige Studien hätte machen können. Nur Architekten ist der Besuch Italiens als unerläßlich zu empfehlen. Ihm war vollständig klar geworden, daß sich die Landschaften Italiens mit denen des übrigen Europa an Schönheit nicht vergleichen lassen, und daß es sich nicht der Mühe verlohne, deßhalb Italien zu besuchen (ungeachtet er sogar ein halbes Jahr in Sicilien gelebt!); er hat sich überzeugt, daß die Antiquitäten Italiens zum großen Theil Novitäten sind (er könnte sogar die Anstalten bezeichnen, in denen klassischer Moder fabricirt wird), und es war daher in ihm der Gedanke entstanden, ein Werk über Italien zu schreiben, um endlich einmal der abgöttischen Verehrung dieses goldenen Kalbes ein Ende zu machen. Allein er wußte auch, daß ein Wahn nie lange besteht, und daß die Wahrheit früher oder später von selbst ans Tageslicht tritt, und so wandte er seine ganze Kraft der geliebten Kunst zu. Wohl aber blieb es ihm interessant, die verschiedenen Ansichten der aus Italien zurückkommenden Reisenden zu hören. Zuweilen traf es sich, daß Personen, die anscheinend ganz entzückt zurückkehrten, wenn Referent sie unter vier Augen auf ihr Gewissen befragte, offen gestanden, daß Italien wirklich ein elendes Land sei. Er könnte hier hochgefeierte Namen anführen und dadurch den Glauben an Italien gewaltig erschüttern! Doch wozu, da die hier besprochene Schrift dies ohne Indiscretion vollkommen thut.

Mit welchem Interesse er nach dem Angeführten das Werk des Herrn Gustav Nicolai gelesen hat, mag der Leser sich denken. Das Buch ist ihm aus der Seele geschrieben, und er kann es sich nicht versagen, dem Verfasser öffentlich zu danken und ihm die Wahrheit seiner Anführungen zu bezeugen.

Kein Werk über Italien ist mit einer solchen Klarheit und Deutlichkeit verfaßt als das vorliegende, keine andere Reisebeschreibung gibt dem Leser ein so anschauliches Bild dieses Landes. Man hat dem Ver-

fasser bereits vorgeworfen, daß er zu kurze Zeit in Italien geweilt habe, um sich ein Urtheil über das Land erlauben zu können; allein mit Unrecht, da er es während eines zweimonatlichen Zeitraums in allen Richtungen durchkreuzte und also im Gegentheil einen schnellen Ueberblick gewinnen mußte. Anders wäre es freilich, wenn Hr. G. Nicolai so lange nur an einem Orte Italiens gelebt hätte und nun über das ganze Land urtheilen wollte. Er hat übrigens in dieser kurzen Zeit Bemerkungen gemacht, die sich dem Referenten erst nach einem längern Aufenthalt in Italien aufgedrungen haben; ein Beweis, daß dem Verfasser eine scharfe Beobachtungsgabe zu Gebote steht. Auch Hr. N. ist in Italien enttäuscht worden, wie Tausende vor ihm. Er glaubte ein Paradies zu finden und fand Gegenden, die sich an Schönheit mit den deutschen gar nicht messen können, ein Land ohne Wiesenschmuck, ohne Wälder, ohne Palmen- und Orangenhaine. Die Lebendigkeit seiner Auffassung und seiner Darstellung ist bewundernswerth; er malt die italienischen Gegenden zum ersten Male, wie sie sind; denn wirklich gewährt ein nackter, grasloser Boden, den Schilffelder und dürre Hügel mit verdorrten Weidenbäumen bedecken, das treffendste Bild einer italienischen Gegend, da Mais wie Schilf, und der Oelbaum wie eine graue verdorrte Weide aussehn und beide überall in ganz Italien angetroffen werden. Wenn dies Jemand liest, der bloß das nördliche Italien, den Comersee, den Lago maggiore, Mailand und Genua gesehen, so wird er den Referenten sowohl, wie Herrn Nicolai der Unwahrheit beschuldigen; allein auch darin hat der Verfasser Recht, daß Italien erst mit Florenz beginnt, und daß derjenige Reisende, der nicht weiter als bis Genua gekommen ist, sich gar kein Urtheil über Italien anmaßen darf.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutscher Musenalmanach für das Jahr 1835. Herausgegeben von A. von Chamisso und G. Schwab. Sechster Jahrgang. Mit G. Schwab's Bildniß. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. —

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenns von allen Zweigen schallt.
Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt!
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Uhland.

Das muß auch unser Wahlspruch sein bei der Anzeige dieses Almanachs. Die Lust an der lyrischen Poesie, in der doch die Deutschen fast alle andern Nationen übertreffen, war seit dem Befreiungskriege immer mehr und mehr erloschen, und wenn auch einzelnen Dichtern dankbar und theilnehmend gefolgt wurde, so verhallten doch die Lieder der Meisten spurlos, höchstens der Menge bleibend, wenn sich eine glückliche Composition mit ihnen verband. Was daher gethan wird, um die Neigung und Theilnahme an unserer Lyrik wieder anzufachen, ist von der Nation mit großer Erkenntlichkeit zu betrachten und kann von ihr nicht genug befördert werden. Herzlicher Dank sei daher der Verlagshandlung abgestattet, die gewiß kein Opfer scheut, und doch ohne Zweifel bei der Lauheit der Masse ein nicht geringes Opfer bringt, um den Almanach würdig auszustatten.

An der Spitze prangt des warm und tief fühlenden Gustav Schwab freundliches Bildniß, von dem wackeren L. Barth meisterhaft gestochen. — Sechs und funfzig deutsche Dichter haben Beiträge geliefert; darunter sind Arndt, Chamisso, Eichendorff, Lenau, Schwab, Uhland die bedeutendsten; manches Andere gehört, wie das denn nicht anders sein kann, zum Mittelgut. Lassen wir Einzelnes vor dem Auge des Lesers vorüberziehen: Alles zu besprechen wäre eben so überflüssig als thöricht. —

Uhland hat nur eine Gabe gebracht, aber sie ist auch die Krone und möge hier folgen; sie spricht ja tausend Mal besser selbst, als auch der gewandteste Berichterstatter darüber zu reden vermöchte:

Die Bidossoabrücke.

Auf der Bidossoabrücke
Steht ein Heiliger, altergrau;
Segnet rechts die spanischen Berge,
Segnet links den fränkischen Gau.
Wohl bedarfs an dieser Stelle
Milden Trostes himmelher,
Wo so Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidossoabrücke
Spielt ein zauberhaft Gesicht:
Wo der Eine Schatten siehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Rosen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem ist das Elend fostter,
Jedem glänzt sein Vaterland.

Friedlich rauscht die Bidossoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang,
Und am Abend steigt hernieder
Eine Schaar zum Flußgestad,
Unstät, mit zerrißner Zehne,
Blut bethäufelt ihren Pfad.

Auf der Bidossoabrücke
Lehnen sie die Büchse bei,
Binden sich die frischen Wunden,
Zählen, wer noch übrig sei?
Lange harren sie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächset nicht;
Einmal wirbelt noch die Trommel,
Und ein alter Kriegsmann spricht:

„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erſten Male wandelt
Dieſen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum erſten Male ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern',
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſtgen Stern.

Der von vorgen Freiheits-Kämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt;
Heute, da wir alle binten,
Mina, bliebſt du unberührt!
Ganz und heil iſt uns der Retter,
Noch verbürgt iſt Spaniens Glück;
Schreiten wir getroſt hinüber,
Einſt noch kehren wir zurück!"

Mina roſtet ſich auf vom Steine,
Müde ſaß er dort und ſtill,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo die Sonne ſinken will:
Seine Hand, zur Bruſt gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Pyrenäenbrücke
Brachen alte Wunden auf.

L. Uhland.

Ihm zunächſt gebührt der Preis A. von Chamiſſo wegen ſeines Gedichtes: „Die alte Waſchfrau," in dem er gezeigt hat, was ein echter Dichter ſelbſt mit dem ſchlechteſten Stoffe zu leiſten vermag. Aber Poeſie und Leben ſind bei Chamiſſo unzertrennlich, ſie ſind beide bei ihm Reſultate ſeiner ernſten, großartigen, felſenfeſten Geſinnung, und deßhalb ſteht, was er ſpendet, ſo hoch im Werth. — Von ſeinen übrigen Beiträgen hat uns Vetter Anſelmo am Wenigſten angeſprochen; es iſt der alte, bekannte, in ſpaniſchen und italieniſchen Novellen öfter erzählte, auch bereits deutſch von A. v. Langbein behandelte Inhalt, in welchem ein Unbankbarer durch übernatürliche Mittel faſt augenblicklich überführt wird. — Uns ſcheint, als wähle v. Ch. ſolche Sujets, um ſich dabei ſelbſt an ſeiner Meiſterherrſchaft über Form und Sprache ſpielend zu erfreuen; ihm mag daher die Wahl gleichgültiger ſein als uns, denn uns ſind ſeine Gedichte mehr als ein bloßer Zeitvertreib. Die alte Waſchfrau dürfen wir aber dem Leſer durchaus nicht vorenthalten.

Die alte Waſchfrau.

Du ſiehſt geſchäftig bei dem Linnen
Die Alte dort im weißen Haar,
Die rüſtigſte der Wäſcherinnen
Im ſechs und ſiebenzigſten Jahr.
So hat ſie ſtets mit ſaurem Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegeſſen,
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemeſſen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und ſich vermählt;
Sie hat des Weibes Loos getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt;
Sie hat drei Kinder ihm geboren;
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaus' und Hoffnung nicht verloren.

Da galts die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Muth,
Sie zog ſie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung ſind ihr Gut.
Zu ſuchen ihren Unterhalt,
Entließ ſie ſegnend ihre Lieben;
So ſtand ſie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Muth geblieben.

Sie hat geſpart und hat geſonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn geſponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hats gewebt zu Leinewand;
Die Scheere brauchte ſie, die Nadel,
Und nähte ſich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde ſonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, ſie ſchätzt es,
Bewahrts im Schrein, am Ehrenplatz;
Es iſt ihr Erſtes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr erſparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh ſich einzuprägen,
Dann legt ſies wohlgefällig fort,
Bis ſie darin zur Ruh' ſie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, dieſem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen ſollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte ſo gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Luſt
An meinem Sterbehemde haben.

A. von Chamiſſo.

Auf Chamiſſo folgt nach unſerem Gefühl Joſeph von Eichendorff, der ſinnige, bei Weitem nicht genug anerkannte Dichter, welcher der ganzen Natur Lieder zu entlocken weiß; ich habe nicht leicht einen Sänger gefunden, der wahrer iſt; ein lebendiger, ſtets friſcher Quell, klar bis auf den Grund und doch tief, ſein Rauſchen eigenthümlich und doch ſo allgemein verſtändlich. Es ſind Thränen des Schmerzes um ein liebes Kind, die er uns diesmal gibt, aber in ihnen ſpiegelt ſich ſein liebes, treues, blaues Auge (Eichendorff hat gewiß blaue Augen) wieder. Hören wir, was er ſingt; es wird gewiß manch trübes Elternherz erheben und rühren.

Auf den Tod meines Kindes.

Von fern die Uhren ſchlagen,
Es iſt ſchon tiefe Nacht,
Die Lampe brennt ſo düſter,
Drin Bettlein iſt gemacht.

Die Winde nur noch gehen
Wehklagend um das Haus,

Wir sitzen einsam drinne
Und lauschen oft hinaus.

Es ist, als müßtest leise
Du klopfen an die Thür,
Du hätt'st dich nur verirret,
Und kämst nun müd zurück.

Wir armen, armen Thoren!
Wir irren ja im Graus
Des Dunkels noch verloren —
Du fandest längst nach Haus.

Die Welt treibt fort ihr Wesen,
Die Leute kommen und gehn,
Als wärst du nie gewesen,
Als wäre Nichts geschehn.

Wie sehn' ich mich aufs Neue
Hinaus in Wald und Flur!
Ob ich mich gräm', mich freue,
Du bleibst mir treu, Natur.

Da klagt vor tiefem Sehnen
Schluchzend die Nachtigall,
Es schimmern rings von Thränen
Die Blumen überall.

Und über alle Gipfel
Und Blüthenthäler zieht
Durch stillen Waldes Wipfel
Ein heimlich Klagelied.

Da spür' ichs recht im Herzen,
Daß du's, Herr, draußen bist —
Du weißts, wie mir von Schmerzen
Mein Herz zerrissen ist!

J. von Eichendorff.

Höchst ausgezeichnet sind ferner Lenau's „Scenen aus Faust," voll würdiger Behandlung, voll Gluth und Reichthum der Phantasie, wie überhaupt Lenau einer unserer bedeutendsten jüngeren Dichter ist. Leider verbietet uns die Beschränkung des Raums, ein Ganzes von ihm mitzutheilen, und ein Bruchstück zu geben, wäre Versündigung an Dichter und Gedicht. So haben neben ihm Treffliches gespendet: K. Barth, Grüneisen, F. Mosen (ein echter Musensohn, dem es aber noch immer nicht gelingen will, zünftig zu werden), G. Pfizer, G. Schwab (in bekannter trefflicher Weise), W. Wackernagel. Es muß genügen, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken. — Rückert hat uns diesmal nicht sonderlich behagt; sein Tändeln ist nicht reizend genug und doch zu sehr Spiel; wir sprechen hier indessen bloß eine Meinung aus und kein Urtheil. La Motte Fouqué tritt in alter Manier mit einem einzigen Liede hervor, wie eine Geistererscheinung, diesmal, wie leider in letzter Zeit öfter, nominis umbra (Schatten seines Namens), er selbst. — Auch des gefeierten Karl Mayer's Beitrag hat uns nicht angesprochen; wo steckt z. B. da die Poesie?

Morgens.

Das Windgeheul, der Wellenbraus,
Die Sorg' um Weib und Kind zu Haus,
Die haben diese lange Nacht
Zu drei mich um den Schlaf gebracht.

oder:

Alpenruhe.

Ach dieser Alpen hohe Ruh',
Wie staunt mein Herz vom See ihr zu.

Nicht ohne Einwirkung ist das Wesen der romantischen französischen Poesie auf Mehrere geblieben, so z. B. auf einen Herrn Ferdinand Freiligrath, der offenbar Victor Hugo in den Orientales, aber sehr unbeholfen, nachahmt. Glücklicher ist der Freiherr von Gaudy in dieser Weise. — Der gewandte Verskünstler Streckfuß liefert Gnomen in antiker Form, aber zum Erstaunen schlechte Verse, wie z. B.

– v v – v v – v v – v v –
Kannst du dem Herzen gebieten: dies liebe — dies hasse
v – v
— so viel auch u. s. w.

ferner:

– v v – v v – v v – v v –
Kannst du dem Geiste gebieten: dies glaube? Nur das,
v v – v
was dir wahr ist, u. s. w.

und:

– v v – v v – v v – –
Was gibt dem Menschen den Werth? Die Gesinnung,
– v v – v
welche des Willens u. s. w.

Man vergleiche einmal Wolfgang Menzel's köstliche Distichen damit: „Bilder aus der Schweiz," wie z. B. gleich das Erste:

Im Jura.

Auf der Gysulaflur hochragenden, sonnebeglänzten
Zacken in Mittagsgluth lag ich oft selig allein.
Stille ringsum, es schwieg das leiseste Lüftchen, ich hörte
Nicht der Lawinen Sturz, schienen die Alpen auch nah,
Hörte Nichts als nur der Fittiche weichliches Rauschen,
Wenn ein Apollo sanft küßte den andern im Flug.

Schmerzlich haben wir in der Menge der Beisteuernden von Holtei und Stieglitz vermißt; man mag an dem Rufe dieser Männer zupfen, wie man will, echte Dichter sind sie doch. —

Von den übrigen Beiträgen läßt sich eben nicht viel sagen, wir übergeben sie daher, um diesen einfachen Bericht nicht zu sehr auszudehnen. Nicht zu läugnen ist, daß der diesjährige Musenalmanach, wie immer, auch manche nüchterne Reimerei enthalte; das geht nun einmal nicht anders. — Eins ist uns aber noch mehr aufgefallen: der wunderliche trübsinnige Lebensüberdruß, der in so vielen einzelnen Liedern und Gedichten, vorzüglich jüngerer Poeten, vorherrscht und vielleicht nur als etwas Modisches affectirt wird, denn, daß er gemacht sei, sieht man ihm auf den ersten Blick an. —

Verleger: Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 3. Freitag, 17. October. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Italien, wie es wirklich ist. Bericht über eine merkwürdige Reise in den hesperischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen. Von Gustav Nicolai. Leipzig, Otto Wigand'sche Verlags-Expedition. 2 Bde. 8.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Verfasser glaubte ferner, seine Verehrung für das klassische Alterthum werde sich beim Anschauen der Ruinen und antiken Kunstsachen in Italien noch erhöhen, und er sah sich mit Betrübniß auch hierin getäuscht, da sein tiefdringender Blick nur zu bald den Betrug entdeckte, und unter den antiken Kunstüberbleibseln ihm zu viel werthloses Machwerk vorgezeigt wurde. Er sagt in dieser Beziehung Th. I. S. 200.

„Von Marmor und Kostbarkeiten (es ist die Rede „vom Kolisæum) kann man gegenwärtig nichts mehr „wahrnehmen, überall erblickt man nur die gewaltigen „Quadern von Tuffstein. Hier und da sind Ausbes„serungen angebracht, ganze Bogen neu gebaut, und „wenn es so fort geht, wird man in Jahrhunderten „ein neues Kolisæum an der Stelle des alten zeigen. „Wenn dergleichen Ausbesserungen schon seit einem „Jahrtausend Statt fanden, was ist denn wohl schon „jetzt vom alten Kolisæum noch übrig??" —

Ferner Th. I. S. 218. „Wir haben nunmehr „zwei vorzügliche Alterthümersammlungen Italiens, „eine in Florenz, eine andere hier in Rom gesehen. „Auch in dieser Beziehung findet sich meine Erwar„tung betrogen. Es mag natürlich sein und den An„forderungen der Pietät entsprechen, dasjenige aufzu„bewahren und in Ehren zu halten, was von den „Vorfahren herrührt; allein man sollte dabei doch mit „einiger Auswahl zu Werke gehen, namentlich, wenn „es sich von Gegenständen der Kunst handelt. Man„chen einigen guten Bildwerken sieht man die elen„desten, frazenhaftesten Versuche und nichtssagende „Trümmer aufgestellt; enthusiastische Archäologen und „befangene Künstler vergöttern indessen Alles, was die „italienischen Antikensammlungen aufbewahren, und „oft wird für das Werk eines großen Meisters er„klärt, was von einem Stümper herrührt. Wenn „aber werden die Menschen endlich klug werden? „Können sie sich denn nicht vorstellen, daß es auch „im Alterthum schlechte und gute Künstler gegeben „hat? — Man denke sich nur, daß irgend eine civili„sirte Stadt der Gegenwart unterginge, und nach ei„nem Jahrtausend wohl erhalten wieder ausgegraben „würde, wie viel mittelmäßige Produkte der Kunst „und Industrie würden neben den bessern ans Tages„licht gefördert werden! Allein die Archäologen wür„den dann überall Wunder schreien, und mit lautem „Entzücken in den greben Basrelief eines alten Ofens „aus gebranntem Thon, gefertigt von der Hand eines „unwissenden Töpfergesellen, oder in einer schlechten „Gypsfigur, die ein italienischer Herumtreiber für „wenige Groschen angefertigt, treffliche Werke der „Kunst erkennen. Die Alterthumskrämerei ist eine „beklagenswerthe Manie!"

Und endlich Th. I. S. 240. „Vom Torre di „mezza via, einem bloßen Alberge, 2 Meilen von „Rom, ging's allmälig die Höhe nach Albano hinauf. „Links vor der Stadt steht eine alte Ruine am Wege, „das Grabmal des Asikanius genannt. Albano, in „dessen Nähe das alte Alba longa gelegen haben soll, „ist ein ziemlich freundliches Städtchen. Beim Her„aufahren aus demselben sahen wir die Ueberbleibsel „eines alten Mausoleums, welches das Grabmal der „Kuriatier sein soll. Auf einem viereckigen Mauers„werk erheben sich vier kegelförmige, niedrige, oben „abgestumpfte Säulen. Allein diese kegelförmigen „Aufsätze und ein Theil des Fundaments waren so „eben nicht etwa blos reparirt, sondern ganz neu „erbaut worden, und noch sahen wir das „Baugerüste! In wenig Jahren werden diese „neuen Mauern schwarz sein und alt aussehen; jeder „gläubige Archäolog, jeder das klassische Alterthum „verehrende Reisende wird dann in frommer Begeiste„rung dies Werk anstaunen und es für eine ehrwür„dige Ruine halten. Der Italiener weiß, daß die „Fremden ganz arg nach den Ruinen sind. Sie las„chen über diese Manie, und zeigen für gutes klin„gendes Geld soviel Ruinen, als man haben will. „Wer mag ihnen verargen, daß sie künstliche Ruinen „schaffen, bringt's ihnen nur Geld? — Hätte ich „doch dies Grabmal der Kuriatier nie gesehen! Jetzt „ist auch mein Glaube an die Ruinen erschüttert, „und was mir kürzlich dunkel ahnte, daß man die „Architektur derselben in ihrer gegenwärtigen Gestalt

„keineswegs verbürgen könne, ist jetzt in mir zur un„umstößlichen Gewißheit geworden."

Der Verfasser sah Herkulanum und Pompeji. Seine Beschreibung von Pompeji ist meisterhaft. Die alte wieder ausgegrabene Stadt steht deutlich vor den Augen des Lesers. Er führt denselben durch alle Straßen, in alle Häuser. Auch das neugefundne große Mosaikbild „die Schlacht von Platea" wird so genau beschrieben, daß man es zu sehen glaubt. Nicolai's Styl hat eine unwiderstehliche Lebendigkeit und ein hinreißendes Feuer. Allein auch in Pompeji fühlt sich der Verfasser enttäuscht. Der Riesenkoloß des klassischen Alterthums schrumpft hier zum Popanz zusammen. Der Verfasser hat Recht. Es ist nicht gut, der Vergangenheit ihre Hülle zu entreißen. Wer nicht glauben will, der gehe hin und schaue! Nicht ohne Lächeln hat Referent die Kupfer des vor Kurzem in der Baumgärtner'schen Buchhandlung erschienenen Werkes „Pompeji" insbesondre die Gesammtübersicht dieser Stadt betrachtet. Man erblickt in derselben sogar noch Kuppeln und Bildsäulen auf den Häusern. Von All' dem ist keine Spur in dem Trümmerhaufen vorhanden. Es ist dort wirklich Alles ganz anders, als man es beschreibt. Alles ist dort nichtssagend und unbedeutend.

Die Bemerkungen des Verfassers über das klassische Alterthum und seine Ansichten als Kunstgelehrter sehen durch ihre Neuheit zuweilen in Erstaunen. Auch seine Beiträge zur Charakteristik des Volkes sind höchst interessant. Unübertrefflich ist er, wo er den Pöbel und das Bettlervolk in seiner auch dem Referenten unvergeßlichen Scheußlichkeit darstellt, mit größter Objectivität sind seine Camerieri, Gastwirthe, Cicerone, Gendarmerie, Postilione, Mauthbeamten u. dergl. geschildert. Man befindet sich, so lange man dies merkwürdige Buch liest, mitten in Italien. Die drei Ciceroni Bulgarin (der Venetianer), Mossion, (der Römer) und C'est-à-dire (der Neapolitaner), sind wahre Repräsentanten ihrer in Italien so ausgebreiteten Zunft.

Die in Italien herrschende Sitte, das Handwerk auf den Straßen zu betreiben, hat den Sinn des Verfassers für Reinlichkeit und Ordnung verletzt. Er hat abermals Recht; denn unbestritten ist es ekelhaft für den Fußgänger, wenn er sich auf dem Trottoir durch übelriechende Handwerker so wie durch den Schmutz, den ihre Thätigkeit hervorbringt, winden muß. Allerdings giebt es Menschen, die auch am Koth Gefallen finden, und so kann es nicht auffallen, daß ein Recensent (im Freimüthigen) diese von Herrn Nicolai getadelte Sitte angenehm und ergötzlich gefunden hat. Wenn dieser Recensent aber anführt, daß das Arbeiten im Freien daher komme, weil der Italiener überhaupt im Freien lebe; so befindet er sich im Irrthum, da im Gegentheil die Italiener, mit Ausnahme der Handwerker, nur des Abends aus ihren Löchern hervorkriechen, und den Tag über in der Kühle ihrer Steinwohnungen faullenzen.

Derselbe Recensent schwebt noch in einem andern Irrthum. H. G. Nicolai erklärt, und wir müssen seine Angabe bestätigen, daß das weibliche Geschlecht Italiens im Allgemeinen häßlich sei. Der Recensent versichert in Venedig, Verona und Mantua eine Unzahl schöner Mädchen gesehn zu haben. Auch Referent hat in Mantua und in Mailand, überhaupt aber in der Lombardei manches hübsche Mädchen wahrgenommen; allein das beweist für Italien gar nichts. Wir erinnern uns während unsers achtzehnmonatlichen Aufenthalts in Rom nur zwei hübsche Gesichter gesehn, sonst aber, südlicher als Morlend, während unserer dreijährigen Verbannung in Italien nirgend weibliche Schönheit angetroffen zu haben. In diesem Augenblick liegt uns ein Schreiben eines jungen Künstlers vor, der sich seit einem Jahre in Rom befindet. Der Brief ist mit Klagen über den langweiligen Aufenthalt in Italien angefüllt, über das junge Mann hat sich ebenfalls in allen Erwartungen betrogen gefunden und sagt unter andern: „die Häßlichkeit der römischen „Weiber ist auffallend. Ich bin nun 11 Monate in „Rom; aber noch habe ich weder hier, noch in Al„bano ein hübsches Mädchen gesehn." — Wenn doch Maler und Bildhauer dies beachten, und ihre Modelle im lieben Vaterlande suchen wollten! Referent vermeinte neun Monat in Rom, bevor es ihm gelang, ein Modell aufzutreiben, und bei diesem waren es doch nur die leiblichen Formen, nicht die Gesichtszüge, die er brauchen konnte. Macht der Maler und Bildhauer seine Studien einmal in Italien, dann bleibt ihm freilich nichts übrig, als mit einer italienischen Schönheit, in Ermangelung einer bessern, vorlieb zu nehmen.

Wer übrigens dem Verfasser verwerfen wollte, daß er nur die Schattenseite Italiens enthüllt hätte, würde ihm großes Unrecht thun. Das Werk trägt auch für den, der Italien nicht kennt, das Gepräge der Wahrheit an sich, weil H. G. N. mit so tiefem Gefühl und mit so strenger Unparteilichkeit auch die Lichtseite Italiens geschildert hat. Das für alles Schöne so tief empfängliche Gemüth des Berichterstatters liegt wie ein reiner Spiegel vor dem Auge des Lesers, man gewinnt den Verfasser von ganzer Seele lieb, und fühlt, daß es nicht an ihm gelegen haben kann, wenn er sich in Italien betrogen fand. Nirgend wohl tritt seine Individualität deutlicher hervor, als Thl. I. S. 237 wo er ausruft:

„Welch ein trübseliges Land ist dies Italien!
„Bis jetzt haben wir fast nur rezlose, öde Felder,
„Wüsten, Kloaken, Ruinen und schmutzige Höhlen ge„sehen, und jetzt sollen wir nun einen Landstrich durch„eilen, in welchem der Pesthauch der Vernichtung *)
„weht, und das Mordmesser des Räubers blinkt.
„Mein theures, zurückgesetztes deutsches Vaterland,
„wie bist du doch so schön, so reizend, so gesund!
„Du bist das Abbild einer holden, mütterlichen Frau,
„Germania! Zürne nicht über Deine entarteten Kin„der, die das freundliche, farbige Haus mit der grü„nen Flur, welches Du ihnen öffnest, verlassen, um
„sich in der Schmutzhöhle der Barbarei Italia zu ent„nerven! Zürne ihnen nicht, denn sie sind verlockt
„und verführt von denen, die sie mit falscher Schil„derung betrogen, von denen, die entweder in ihrer
„Ueberspannung mit befangenem Auge sahen, oder

*) Die aria cattiva.

„die hämisch und schadenfroh die Unwahrheit berichteten, um Andere zu gleichem Geldverlust und zu gleicher Enttäuschung zu führen!“ —

Dennoch schildert der Verfasser mit glänzender Beredtsamkeit, mit frommer Freude, treffend und schön den Anblick von Triest, die Aussicht vom Markusthurm, die Metropole zu Florenz, die Peterskirche, die Solfatara, die Besuvreise, die Ansicht von Mola di Gaeta im Mondschein, die Erleuchtung der Peterskuppel, die Logen und Zimmer Rafaels, die Gegend von Carrara, Genua, den Dom zu Mailand, Isola bella und die Fahrt auf dem Lago maggiore! Diejenigen, welche Italien vergöttern, werden diese reizenden Schilderungen mit Entzücken lesen. Auch Referent hat sich daran erquickt; leider muß er aber dem Verfasser beypflichten, daß alle diese Herrlichkeiten die Qualen und Enttäuschungen nicht aufwägen, welche im Uebrigen mit einer Reise in die hesperischen Gefilde verbunden sind.

Außerdem enthält das Buch noch eine Menge köstlicher Bilder, jedes einzelne von Meisterhand gezeichnet, oft wild romantisch, oft humoristisch, oft klassisch. Jeder Leser, selbst der Gelehrte und der Romanleser, wird dabei seine Ausbeute finden. Es gehören hierher: die humoristische nächtliche Gondelfahrt in Venedig (I. 72.), die Beschreibung der Schauerkerker daselbst (I. 79.), die Beschreibung der Gegend von Florenz (I. 140.), die Mortarspieler (I. 157.), die Betrügereyen zu Aquapendente (I. 166.), die freylich sehr herabstimmende aber treue Schilderung des Innern von Rom (I. 180.), die Apostrophen an die Bettler, die Beschreibung der pontinischen Sümpfe (I. 248.), das Mittagsmahl zu Capua, eine treffliche Humoreske (I. 270.), Neapels Straßenleben, eine klassische Schilderung (Th. I. 308.), die Beschreibung des Zimmers der Priapäen, für Lüsterne (II. 104.), die Pantomime der Knaben (II. 100.), die Tarantella, bei welcher der bagete Cicerone C'est-à-dire eine überaus komische Figur bildet (II. 106.), die ganz neuen und originellen Mittheilungen über italienisches Fuhrwerk, die Episode von der kühnen Hengstbändigerin (II. 127.), die höchst interessante Beschreibung von Tivoli, wobey der Leser manches Neue aber nicht sehr Erfreuliche erfahren wird (II. 146.), der Besuch in der antiken Taverne zu Ponte-molle bei Rom (II. 171.), die Schilderung der Bäder zu Pisa, auch dem Referenten neu und unangenehm überraschend, (II. 196.), die romantische Schilderung des Meersturms zu Livorno, (II. 208.), das spaßhafte Abenteuer in Carrara, bei welchem der Verfasser mit seinen Reisegefährten auf arge Weise mystificirt und seine Hoffnung eine hübsche Italienerin zu sehn wieder schmählich vereitelt wird (II. 221.), die Affaire mit dem Kommandanten zu Sarzana (II. 225.), und selbst die treffliche Beschreibung eines Lustschiffs, (II. 250.), für Viele gewiß neu und anziehend.

Wie belehrend sind ferner seine Erörterungen über Herkulanum und Pompeji, über das Museum zu Neapel, seine Kunstbetrachtungen und die hier und da eingestreuten historischen Bemerkungen, welche von großer Belesenheit zeugen. Wir halten dafür, daß ein geistvolleres Werk über Italien kürzlich nicht erschienen sey.

Hätte der Verfasser nur seine Klagen über die ihm und seinen Reisegefährten hinsichtlich der Landschaft, der Ruinen und der Antike in Italien gewordene Enttäuschung mit der ihm eigenthümlichen Beredtsamkeit laut werden lassen, so würde er schon dadurch Tausende von dem Besuche der besperischen Gefilde abgeschreckt haben. Allein wäre es das bloß, wodurch Italien den Enthusiasmus abkühlt! — Zu dieser Enttäuschung, zu dem Seelenschmerz, den sie hervorbringt, gesellt sich noch die tägliche, ja selbst stündliche Wiederkehr materieller Qualen durch Unflath aller Art, Milliarden von Flöhen und Wanzen, durch den Zwiebelgeruch der Menschen, durch die widerlichen Nahrungsmittel, (die der Verfasser sehr richtig mit dem Fraße der Hottentotten vergleicht) und durch die Zudringlichkeit und das wüthende Geschrei ganzer Schaaren von Bettlern; — mit dieser Pein verbindet sich endlich noch unablässiger Aerger über die Brutalität und Betrügerey des Volks, über den Hohn, womit es den Fremden behandelt und ihn preßt, über die freie Scheererey mit den Pässen, und über die selbst von den Behörden angeordneten, unmäßigen Geldforderungen, die man an den Fremden macht. Doch glauben wir allerdings, daß sich dem Verfasser, weil er zu schnell gereist, das Unangenehme zu sehr gehäuft hat. —

Referent hat von den Recensionen, die bis jetzt über das Buch erschienen sind, eine Menge gelesen. Er war neugierig, ob irgend Jemand wagen würde, den Verfasser der Unwahrheit zu beschuldigen, und würde, wenn man dies gethan hätte, mit seiner ganzen Namensunterschrift und unter Nennung vieler als Reisende, Naturforscher und als Künstler berühmter Männer, mit denen er die Ehre hat bekannt zu seyn, und die seine und des Verfassers Ansicht theilen, gegen einen solchen Recensenten auftreten seyn. Allein vor der Donnerstimme, mit welcher H. Ch. Nicolai die Wahrheit gepredigt hat, muß der Irrthum verstummen. Im Gegentheil haben selbst tadelnde Recensionen bereits anerkannt, daß der Verfasser überall die Wahrheit gesagt habe, und daß Italien wirklich so sey, wie er es schildert. Selbst der partheyische Berichterstatter, der in den Blättern für literarische Unterhaltung den Verfasser auf eine so empörende Weise angreift, hat nicht gewagt, denselben der Unwahrheit zu zeihen, worauf es doch in den Augen des Publikums allein ankommen konnte; vielmehr hat er sich, weil er nicht zu widerlegen im Stande ist, darauf beschränkt, oberflächlich zu tadeln und zu verlästern. Habeat sibi. —

H. Nicolai erscheint uns als ein Märtyrer der Wahrheit. Er möge sich damit trösten, daß die Wahrheit nur schwer gegen den Wahn ankämpft. Sein Werk aber darf in der Bibliothek keines gebildeten Mannes fehlen. Es wird eine Zeit kommen, in welcher er gesiegt hat, und dann wird man sein Werk allgemein als ein klassisches anerkennen.

R.

Anmerkung der Redaction. — Bei den vielen Widersprüchen und dem heftigen einseitigen Tadel, welche von mehreren Seiten Herrn Nicolai's geschätztes und geistreiches Werk, oft ohne wirkliche Kenntniß der Sache, und ohne ein auf Autopsie gegründetes Urtheil, anzugreifen für gut fanden, konnte der obige Bericht, obgleich er eigentlich nicht von einem künftigen Recensenten herrührt, wohl aber das Urtheil eines mitarbeitenden und strengredlichen Mannes enthält, der als ausübender Künstler, gewiß Gelegenheit hatte, Italien nach allen Richtungen kennen zu lernen, dem größeren Publikum nicht anders als höchst willkommen sein. — Wir zögerten daher auch nicht, ihm sogleich einen Platz in unserem Blatte einzuräumen, und denselben wörtlich abdrucken zu lassen, mit Ausnahme einer einzigen Stelle, bei welcher der Verfasser von seinem Eifer über die ungründliche und eben nicht von feiner Bildung und Humanität zeugende Recension des Nicolai'schen Werkes in den Blättern für literärische Unterhaltung, zu weit fortgerissen wurde, denn man thut ja weit besser, dergleichen vornehm absprechende Gesellen, wie sie sich seit längerer Zeit in den Bl. f. lit. Unterh. spreizen, sammt ihren einseitigen, nur zu oft aus unedeln Motiven herrührenden Berichten völlig zu ignoriren, als sich mit ihnen aufführlich zu beschäftigen. Die Tendenz dieses Blattes ist, dergleichen Umtriebe aufzudecken, und in ihrer ganzen Nacktheit hinzustellen, alles Weitere aber vom Uebel.

Erwin von Steinbach. Ein Roman in drei Theilen. Hamburg, Friedrich Perthes. 1834.

Der Verfasser (oder vielleicht richtiger die Verfasserin) dieses Werkes sagt in der Vorrede:

„Im Spiegel des Mittelalters und seiner hochstehenden Baukunst die gegenwärtige Zeit in ihrem Geiste und Sinne — und wieder im Spiegel unserer Zeit die Strebungen des Mittelalters in Werk und Glaube anzuschauen — gleichwie von einer langen Flußbrücke, welche zwei Stadttheile verbindet, wo duftige Morgennebel bald den einen, bald den andern verdecken, und helle Sonnenblicke uns überraschende Beleuchtungen gewähren: — das war die Absicht dieser romantischen Darstellungen. — Man verlange daher nicht, die geschichtliche Wahrheit eines historischen Romans, noch weniger die genaue technische Entwickelung der deutschen Kirchenbaukunst." —

Das verlangten wir auch nicht, sondern nur was der Verfasser weiterhin verspricht — Geist und Leben. — Darunter verstanden wir nämlich, daß er Geist und Leben jener Zeit, und dieser Zeit, nach ihren Aeußerungen aufzufassen verstanden. —

Vorher bemerken wir noch, daß Erwin von Steinbach, der erste Baumeister des Straßburger Münsters, achtundzwanzig Jahre an diesem Werk arbeitete, und nach Einigen 1318 nach Anderen erst 1335, jedenfalls in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung.

Dieser Erwin von Steinbach ist der Held unseres Romans.

Wir begannen mit großer Aufmerksamkeit zu lesen. Im ersten Kapitel spricht der gute Erwin sentimental und gelehrt, wie ein altkluger Primaner, auch fanden wir mehrere Fehler gegen die deutsche Satzbildung. Wir lasen aber dennoch weiter und begleiteten den guten Mann in ein Wirthshaus zu Cöln, wo Einige rauchten, ein Anderer ein Zeitungsblatt las, und ein junger Landschaftsmaler sich zu ihm gesellte, der sich anbot, mit ihm nach Schweden zu reisen. —

Da legten wir still das Buch weg, und meinten, wir könnten doch unsere Zeit besser gebrauchen. Der freundliche Leser entschuldige daher, wenn wir weiter nichts über den Roman „Erwin von Steinbach," (dessen dritter Theil noch nicht versendet ist,) zu berichten wissen.

Wer noch Lust findet, sich damit bekannt zu machen, nun dem steht es ja frei, sich darein zu vertiefen. An sentimentalen und rührenden Reden fehlt es dem Opus nicht. —

Vinder.

Bei Georg Wigand in Leipzig ist erschienen:

Magikon,

oder

die vorzüglichsten Zauberkünste

der berühmtesten Taschenspieler

Penetti, Philadelphia, Enslin und Eckartshausen.

Eine auserwählte Sammlung überraschender und sehr leicht auszuführender chemischer- galvanischer- magnetischer- mechanischer- optischer- symphatetischer- arithmetischer und Kartenkunststücke. Eine Enthüllung der Zauberkräfte und eine deutliche Anweisung sich jene Fertigkeit und Geschicklichkeit anzueignen, die hier angeführten Kunststücke selbst auszuführen, um dadurch eine Gesellschaft auf das Angenehmste zu unterhalten.

Dritte Auflage. 8. 1835. broch. 12 Gr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 4. Freitag, 24. October. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Ueber Saphir's ganzes Wesen und Wirken, bei Gelegenheit seines neuesten Buches:

Dumme Briefe, Bilder und Chargen, Expressen, Literatur und Humorals-Briefe von M. G. Saphir. — München G. Jaquet, 1834.

Eine Sammlung vermischter Aufsätze, gewissermaßen ein Souvenir des armen Saphir, der jetzt nach mancherlei Ereignissen, wieder in sein Vaterland zurückgekehrt ist, und das Beste das er hat, Freunden und Feinden als Andenken zurücklässt. Uns scheint wenigstens dies Büchlein das beste, das er je herausgegeben; er jagt weder den Münchnern zu Gefallen nach Münchner noch den Berlinern zu Liebe nach Berliner Witz darin, es klingt vielmehr eine weit tiefere Saite an, eine echt menschliche, der Schmerz, sich getäuscht zu sehn und zu fühlen, wie viel Zeit und andere gute Dinge er unnützer Weise einem falschen Gotzen geopfert habe.

Sein Schicksal ist wirklich hart; er zog vor zehn Jahren aus wie David, um seines Vaters Eselinnen (ein anständiges Einkommen und einen Wirkungskreis der ihm zusagte) zu finden, und kehrt nun wieder heim, statt eines königreiches einen leeren Titel mitbringend. Er hat von Anfang an mit Gemeinheit kämpfen müssen, wie ein Arzt mit der Cholera, hin und wieder gelang es ihm, sie zu bezwingen, aber sie war einmal epidemisch: ein Specificum fand er nicht, erlitt im Gegentheil selbst mit unter Anfälle dieser Krankheit, was sehr zu entschuldigen ist, denn der Stoff ist zu fein, und der stärkste Mensch hat auch wohl eine Disposition im Körper, die ihn zur Ansteckung geneigt macht. Obendrein mußte er stets die Verhältnisse besiegen, mußte für den Körper, sorgen, ehe er den Geist pflegen durfte, mußte schreiben, um zu leben, und lebte nicht, um zu schreiben. — Das war ein Fluch, der auf ihm lastete und den er selbst in seinen besten Stunden nicht abzuschütteln vermochte; er war froh, wenn er gerade nicht daran zu denken nöthig hatte, sondern ihn auf Augenblicke vergessen konnte. Wäre Saphir in die Welt getreten, unterstützt von pecuniären Hülfsquellen wie Heine und Börne, er würde, davon bin ich fest überzeugt, in mehr als einer Hinsicht bedeutender geworden sein als diese, wenn er auch gleich nur Talent hat, Heine dagegen Genie. So aber mußte er vor Allem darauf sinnen, der Menge zu gefallen, damit die Menge seine Schriften kaufte, und er zu leben hatte, das heißt gut zu leben, denn dessen bedurfte er; der Witz muß fetten Boden haben, um zu gedeihen und Blüthen zu treiben, und so zwang ihn denn die Nothwendigkeit, ein Pactum mit dem Teufel zu schließen, und sich an die Alltäglichkeit als die Directeur des menus plaisirs zu vermiethen. Ein Schwarm von jüngeren, übermüthigen, faden Gesellen sammelte sich um ihn, unter denen Saphir selbst übermüthig werden mußte, denn er war wie Saul, eines Kopfes höher denn Alle.

Berlin war das einzige Terrain für ihn, auf dem er sich wohl befinden konnte, weil Berlin sich gewissermaßen selbst überlebt hat und dort die Form mehr gilt als der Geist, die Form ist aber ein eben so guter Alliirter des Witzes, als der Geist. Saphir hat das später auch sehr wohl eingesehen, und es macht einen höchst trüben Eindruck, wenn man ihn S. 100 des vorliegenden Büchleins sagen hört. „Ich bin mein Lebtag nicht so dumm gewesen als in diesen acht Tagen, selbst damals nicht, als ich von Berlin nach München ging." — Das war es ja eben. Es gab eine Zeit, wo Saphir eine Macht war, die in Berlin ihre Residenz hatte, und ihre Arme weit hinaus erstreckte; jene glorreichen Tage, in denen die dreißem Böhmendichter sich gegen ihn verschworen, und er sie wie Friedrich II. die Franzosen bei Roßbach, mit einem einzigen Angriffe vollkommen schlug. Hätte er damals seinen Sieg zu benutzen verstanden, hätte er seine zusammengelaufenen Partheigänger entlassen und sich mit gewichtigeren Waffen versehen, mit Ernst, Wissen und Gründlichkeit, wobei immer sein angeborener glücklicher Witz als Major Domus eines ganzen Hofhaltes sein getreuester Diener bleiben konnte, so stände er jetzt noch fest und sicher in Berlin und die deutschen Reichstruppen der dreizehn Verbündeten vermöchten kein Haar auf seinem Haupte zu krümmen, denn sie nahmen schon damals zu unedeln Mitteln ihre Zuflucht, alliirten sich mit Histrionen, die ihn hätzten wie die Pest, und trugen Epigramme mit sich herum, die L. Robert gemacht haben sollte, die sie aber nicht den Muth besaßen drucken zu lassen, sondern heimlich in ihren Etiquen verlasen und deren ganze

Pointe darauf hinaus lief, S. habe Prügel bekommen oder müßte wenigstens Prügel bekommen.

Saphir begriff aber seine Stellung und deren Vortheile ganz und gar nicht, er sah nicht ein, daß er jetzt bei ernstlichem Streben mit außerordentlichem Nutzen auf die Geschmacksrichtung von Berlin hätte wirken können, denn damals war er reich an geistiger Gesundheit. Er wurde noch eitler als er schon von Natur war, der leichte Sieg berauschte ihn und er bedachte nicht, daß er noch einen weit schwereren Kampf jetzt kämpfen müsse, um sich nun auch allgemeine Achtung zu erwerben, denn diese wird dem privilegirten Spaßmacher, und vielmehr war in der Realität Saphir noch immer nicht, selten zu Theil. Dazu kam, daß er sich bürgerlich nicht zu stellen wußte, was ebenfalls höchst nothwendig war. — Der Uebermuth drückte ihn allnächtlich wie ein Alp. — Da erschien plötzlich der Buchhändler Frankh mit glänzenden Versprechungen; Saphir träumte von einer goldenen Zeit, wo er ein Reich des Witzes in München gestiftet haben und alleiniger Herrscher desselben sein würde, sein altes Besitzthum in Berlin durch getreue Statthalter und gelegentliche Besuchsreisen regierend. Er ging also nach der Baiernhauptstadt. Seine Residenz ist jedoch dem Ausländer so ungünstig als eben diese, denn es dauert so lange ehe er sie, ehe sie ihn versteht lernt. So lange Alles noch neu war, Saphir den Münchnern und diese wiederum ihm, ließ es sich vortrefflich an. Leider dauerte es nicht lange. Zuerst wurde Frankh und mit ihm die Geldmittel ungerein, Saphirs äußere Lage also precair. Das war schon schlimm, eine Menge von Feinden mußte er gegen sich erwecken, Solches führte sein Beruf einmal mit sich, und vor diesen konnte sein Witz allein ihn nicht schützen, denn sie nahmen zu plumpen Kabalen und zu Handgreiflichkeiten ihre Zuflucht, er hatte nicht mehr Bühnenrichter, sondern Bühnenprügeln zu Gegnern — der Kampf wurde unedel — Saphir sank unter den Streichen seiner Antagonisten und — ward aus München verbannt. —

Er rettete sich für's Erste nach Paris, das seit einigen Jahren der Zufluchtsort aller bankrotten deutschen Journalisten geworden ist, — doch konnte er, der deutsche Wanling, sich auf französischem Boden nicht heimisch fühlen — ein wunderlicher Widerspruch trieb ihn nach München zurück, eine Art von dépit amoureux — er war so inconsequent, sich auf's Bitten zu legen, wo er charakterfest hätte trotzen müssen — es half, und man ertheilte ihm in Gnaden die Erlaubniß, wieder zurückkehren zu dürfen.

Jetzt beginnt seine schlimmste und schwächste Zeit; der Werth seiner Oppositionspapiere sank entsetzlich, denn man traute ihm seinen Feuds mehr zu, um sie im Fall der Noth decken zu können. — Er griff nun zu allerlei realistischen Mitteln, ward Protestant, Hoftheater-Intendanzrath u. s. w. — es half ihm aber nichts; Adam war herunter gekommen und Unser Einer geworden und galt nun natürlich nichts als Adam mehr.

Kurz, er sah am Ende selbst ein, daß seine Rolle ausgespielt sei und er nicht einmal mit gutem Gewissen ein Plaudite eires rufen könne; er schüttelte daher den Staub von seinen Füßen und pilgerte in seine Heimath zurück.

Immer bleibt aber Saphir's ganzes Erscheinen und Wirken ein höchst merkwürdiges Zeichen unserer Zeit.

Ehe wir zu seiner letzten Leistung, der vor uns liegenden nämlich, übergehen, wollen wir ihn kurz als Schriftsteller zu charakterisiren suchen, denn es ist uns als hielten wir ihm gewissermaßen seine Leichenrede und als werde sein Name in den deutschen Zeitblättern nur noch als der eines Verschollenen genannt werden. — Sein vorzüglichstes Talent ist die Elasticität seines Geistes, daher faßt Niemand so gut den Ton des Tages auf wie er. Zu diesem Talent gesellt sich sein geübter Witz; er hat diese ihm angeborene Naturgabe vortrefflich, wie einen Jagdhund von echter Race dressirt, der ihm Alles apportiren muß, was er haben will. Zugleich besitzt er große Herrschaft über die Sprache, aber sie ist ihm nicht mehr die geliebte Gattin seines Talentes, er behandelt sie leichtfertig und nachlässig wie dessen Concubine, die er zum Ueberdruß hat, nur, wenn er mit ihr glänzen will, putzt er sie auf, und da er Geschmack besitzt, so gelingt ihm das mitunter vortrefflich. An Wärme und Gefühl mangelt es ihm nicht, aber sie haben keine Macht über ihn, weil er ein geistiger Verschwender ist; dagegen fehlt es ihm gänzlich an Tiefe; so wie er selbst, so bewegen sich auch alle seine Leistungen nur auf der Oberfläche des Lebens. Daran mag wohl sein Schicksal Schuld sein; er hat nie genug Ruhe gehabt, um hinab zu dringen bis auf den Grund des Meeres und dort den Pulsschlag der Erde zu belauschen. Er wußte zu wohl, daß ihn der Strom zu leicht ergreifen konnte und in die Vergessenheit reißen, wenn er nicht gewandt und von der Sonne begleitet mit demselben fortschwamm. Edler Phantasie, eingeborener, ererbter ist er sich ebenfalls nicht; was in seinen Schriften so erscheint, ist nur angelernter theatralischer Schmuck, den man heute zu Tage bei unseren guten Schulen und Lehrbüchern wohlfeil haben kann; Flittergaase, der über Nacht verschießt und verbleicht. Eine hübsche Beobachtungsgabe, ein glücklicher Blick, und trotz dem, daß er stets auf der Wasjagd sich befindet, viele Bonhommie, sind endlich lobenswerthe Eigenschaften dieses, seine Gegner mögen sagen, was sie wollen, immer höchst talentvollen und in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Mannes.

Das vorliegende Buch, trotz vielen Mängeln doch eine seiner gehaltvollsten Gaben, kann vollkommen als eine Saphir'sche Musterkarte betrachtet werden, denn Proben seiner sämmtlichen Mängel finden sich in demselben. So z. B. geht mitunter die Vernachlässigung der Sprache so weit, daß er sich arge grammatikalische Schnitzer, die unmöglich Druckfehler sein können, zu Schulden kommen läßt wie z. B. S. 21. „Aber, mein Freund, das Schicksal hat die Sonntag an Saphir und Saphir an die Sonntag gerächt.“ S. 27. „Man wird mit Bergen bekannt, wie mit Menschen und gewöhnt sich an ihnen.“ S. 177.

Gewiß sie wird wohl kommen
Zu beten auf mein Grab.

So hat er auch oft Gelegenheit, in dem Aufsatze das aristokratische Herz französische Redensarten anzubringen, deren fast keine fehlerlos ist, z. B. S. 98. **Point de sartilege rien que delinesse;** ferner je prent le royaliste dans la main droite, je le fait passer à la main gauche. — **Messieurs,** point des praeparations u. s. w. lauter Beweise seiner Flüchtigkeit mindestens. Der Inhalt des Buches ist dagegen im Ganzen interessant, die dummen Briefe schildern geistreich vorzüglich den verstorbenen Censor Granow in Berlin und sind theils von Neuberghausen bei München, theils vom Gefängniß aus datirt, sie würden noch bedeutender sein, wenn es ihrem Verfasser nicht gefallen hätte in Nachahmung Heine's sentimental zu kokettiren. — Der folgende Abschnitt, Bilder und Chargen betitelt, ist dagegen ganz in dem alten Styl der Schnellpost gehalten, voll guter und glücklicher Einfälle und Späße aber wie es scheint nicht ohne directe Persönlichkeiten, was jedenfalls Tadel verdient, und selbst dem gereizten und wir glauben es gern, vielfach gekränkten Manne nicht verziehen werden kann. Das ist ja eben die Ursache, weshalb die Satyre nie bei uns gedeihen kann; unsere Satyriker werden gleich Pasquillanten und weil das den Plebs ergötzt, so enthalten sich die Besseren sogleich alles Antheils. — Es folgt nun eine Reihe von Liedern in Heine'scher Manier, (wir wollen nämlich die Literatur- und die Humeralbriefe zusammenfassen in der Beurtheilung, um bei ihnen etwas länger zu verweilen) unter dem Titel Cypressen, deren Dedication wiederum einen Sprachschniger enthält, sie lautet nämlich „An Caroline, der ewig unvergeßlichen, schmerzlich geliebten." — Im Ganzen ist der Heine'sche Ton, der äußere nämlich, recht gut getroffen, wie leicht das aber sei, beweisen ja die vielen Nachahmungen der Dichterlinge, mit denen wir seit geraumer Zeit überschwemmt wurden. Saphir hätte, wollte er einmal nachahmen, bei seinem biegsamen Talent, sich wohl an etwas Bedeutenderem versuchen können. — Diese Lieder sind größtentheils flüchtig und incorrect, und trotz dem doch gesucht und gezirt. Die Leidenschaft darf allerdings wüst werden, in ihrer höchsten Potenz aber zu beweisen, daß sie wirklich so gesteigert sei, ist dabei die schwerste Aufgabe für den Dichter, und gelingt ihm das nicht, so erscheint alles Uebrige nur gemacht, nie wahr, nie wirklich empfunden. — Durch das plötzliche Umstürzen des Klimax, wenn man eben dessen Schluß erwartet, wirkt Heine so bedeutend, denn er zerreißt die Spannung, zu der er den Leser zwang, plötzlich gewaltsam. Andere wollen ihm das nachmachen und werden trivial, wie z. B. Saphir in Folgendem:

Meine Augen sind wie Bettler,
Sie betteln stets um Thränen;
Betteln bei dem Schmerze,
Betteln bei dem Sehnen.

Mein Schmerz, mein Sehnen sind Reiche
Sie geben und gewähren;
Sie geben meinen Augen
Noch immer neue Zähren.

Doch heiß brennt das Almosen
Wie jede Gab' auf Erden,
Drum werden meine Augen
Bald blinde Bettler werden.

Unerträglich ist endlich, wie er Sprache und Vers nachlässig in diesen Liedern behandelt; eine Ungenirtheit, die zur Ungezogenheit wird.

Weit glücklicher und bedeutender sind dagegen die Literatur- und die Humeralbriefe (ein verzwickter Titel). In den ersteren spricht er über Heine und Börne auf eine geistreiche und einsichtsvolle Weise. Man sieht, daß er sich vorzugsweise mit diesen Männern beschäftigt hat, und ihr innerstes Wesen zu ergründen strebt. Vorzüglich richtig ist sein Urtheil über Heine's affectirte, ungeschliffene Unsittlichkeit in dessen letztem Buche „der Salon." Bei Beiden untersucht er streng die Quelle, aus der ihre Schriften fließen, und beweist, was ihm große Ehre macht, warm und eindringlich, daß ihm das ethische Princip überall als das Erste und Höchste gelte. Man muß lebhaft wünschen, daß er sich mehr mit solchen Gegenständen beschäftigen möge, hier könnte er gewiß, wenn er sich concentrirte, Bedeutendes liefern.

Wie geistreich und wahr ist nicht z. B. folgende Stelle S. 115: „Die meisten neuen politisch-humoristischen Schriftsteller halten sich oder möchten gern gehalten sein für schicksalsvertraute Beter der Zeit, die ihr vorauseilen, um ihr Lager abzustecken und Quartier zu bestellen, aber sie sind im Grunde gerade das Gegentheil, sie sind Nachzügler und Hinterherläufer der Zeit; wenn diese aufgebrochen und fortgezogen ist, dann ziehen sie plündernd und sengend in strebertenrischen Cabriolets nach, und knallen mit ihren Federbüchsen hier und da einen einzelnen Flüchtling der Zeit nieder, durchstöbern das Zeitschlachtfeld und ziehen dem bereits schon Todten noch mit Siegesgeschrei das letzte Hemd aus. Mit dem humoristischen Salz wollen sie die Zeit füttern oder fangen, und erinnern an Kinder, welche sagen, man braucht, um Schwalben zu fangen, ihnen blos Salz auf den Schwanz zu schütten. Salz thut der Gegenwart wohl Noth, der literarischen Gegenwart nämlich, um sie vor Fäulniß zu bewahren, aber der politischen Gegenwart mit ihren wunden Tricolor-Streimen ist Salz Gift, ätzendes Gift. Es giebt nichts Widerlicheres, als das äußerste Bestreben der jetzigen Schriftsteller, ihre geistige Leerheit mit Politik zu plombiren und um die nackte Schreibseele einen revolutionairen Purpurmantel zu werfen."

Die Humeralbriefe schildern vorzüglich den Charakter Münchens und enthalten ebenfalls manche treffende Bemerkung, doch stehen sie an Werth den ebengenannten unbedingt nach.

Das ganze, vom Verleger sehr hübsch ausgestattete Buch verdient jedenfalls empfohlen und gelesen zu werden. — Wir verweilten vielleicht über die Gebühr bei ihm und seinem Verfasser, aber es ist eine Haupttendenz dieser Blätter, die Erscheinungen der Zeit im möglichst reinsten Lichte zu zeigen, und deshalb mußten wir bei dem literarischen Komeeten Saphir, der seine unregelmäßige, sichtbare Bahn für's

Erste an unserem Horizonte vollendet hat, aufmerksamer und länger verweilen, als wir es sonst gethan haben würden. W.

L. Tiecks Novellenkranz für 1835. Berlin bei Reimer.

Sieben Kupferstiche, Scenen aus „Prinz Zerbine, oder die Reise nach dem guten Geschmack," desselben Dichters; nach Zeichnungen von Joseph Führich, darstellend, begleiten dieses Mal den stets willkommenen Almanach, dessen äußere Ausstattung höchst gefällig ist. Leider waren die Abdrücke in unserem Exemplare nicht sonderlich; hoffentlich wird das nicht allgemein der Fall sein. —

Der Inhalt macht, wie im vorigen Jahr, eine einzige Novelle, und zwar einer ganz neuen Gattung aus. — Es ist eine Märchen-Novelle, wie sie der Dichter benennt, in fünf Aufzüge und eine Reihe von Scenen zerfallend sammt, Prolog und Epilog. — Tiecks ganze, große Liebenswürdigkeit, mit Allem, was ihr eigenthümlich ist, der angenehmen Darstellungsweise, dem köstlichen Humor, der glänzenden Ironie, lächeln uns aus jeder Seite an, vielfach verschönt, durch eine überaus anmuthige Dichtung, die uns auf die ergötzlichste Weise in das Reich der Elfen versetzt, und jene luftigen, zarten Wesen gar freundlich in eine neckische und aus höherem Gesichtspunkte betrachtete, eigentlich ärgerliche Gegenwart eingreifen läßt. Kurz der diesmalige Kranz besteht eigentlich nur aus einer schönen, reichen Centifolie, der wir mit täppischer Hand den Duft rauben würden, wollten wir ihren Inhalt kurz und trocken hier erzählen. — Nur von den Dornen, die ihr, als einer echten hunderttblättrigen Rose nicht fehlen dürfen, sei uns vergönnt, Weniges zu sprechen. —

Der Dichter hat gewissermaßen mit dieser Gabe einen Kreis geschlossen, und steht mit ihr an derselben Stelle, wo er vor einer Reihe von Jahren ausging. — Er verjüngt jetzt gebahnter, behaglicher, denn damals, wo er seinen gestiefelten Kater, den Prinzen Zerbine, die verkehrte Welt, und so weiter aussandte als kecke Boten seines Strebens, aber er ist noch eben so reich, eben so frisch wie in jener goldenen Jugendzeit. Etwas haushälterischer ist er allerdings geworden, damals beschenkte er uns freigebig mit Goldstücken, jetzt spendet er allerdings dieselbe Summe, aber er kennt den Cours besser, und giebt sie uns in Silbergeld. — Für uns durchaus kein Verlust, als daß wir etwa, bei dem Empfangen und Zählen, etwas mehr Zeit gebrauchen.

Die Märchen-Novelle führt den Namen, die Vogelscheuche. — Diese von gebranntem Leder verfertigte Vogelscheuche, wird durch allerlei wunderliche Combinationen gewissermaßen ein Mensch, der in einer anderen Stadt auftritt, sich Herrn von Lebebrinna nennt, eine ästhetische Gesellschaft „die Lederner" genannt, deren Schutzpatron Sankt Gottsched ist, stiftet und von derselben unterstützt, belletristische und kritische Zeitschriften heraus giebt u. s. w. — Was der Dichter damit meint, braucht wohl nicht gesagt zu werden, er lebt ja schon geraume Zeit in Elbflorenz, und man kann ihm wahrhaftig nicht verargen, wenn er am Ende die Geduld verloren hat. Sieht und liest man nun aber, wie liebenswürdig Tieck sich in solchen kritischen Momenten benimmt, wie sein feine Polemik bleibt, wie gerecht er selber anerkennt, was wirklich Anerkennung verdient, so fühlt man sich getrieben, die tiefste geistige Referenz zu machen, die man je vor einem begabten Menschen aus innerster Seele gemacht hat.

Ein Magister Ubique schließt sich als eine Hauptperson dem Lebebrinna an. Dieser Name ist, glaube ich keine neue Erfindung des Dichters; ich müßte mich sehr irren, oder ich las schon irgendwo in Goethe's Briefwechsel, eine bekannte stachellose kritische Schmeißfliege, die ihren D — für Honig hält und Alles damit beschmiert, um es selbstgefällig wieder abzulecken, so benannt. — Wer kennt nicht diesen Magister Ubique mit seiner wirklich stupenden Gelehrsamkeit, dem das Lauen so zu anderer Natur geworden ist, wie einem wachsamen Hunde das Bellen; er führt ja bei jeder Gelegenheit in die Höhe und — lobt. — Wunderbar treffend ist er hier gezeichnet, so ad divum gelang noch nie ein Portrait. — Freilich wird die Secte der Ledernen, deren Fewer allerdings in — Enzisheim ist, die sich aber über den ganzen Erdball verbreitet, entsetzlich darüber zürnen und es als Impietät verschreien, daß der Dichter diesen hochbelobten Magister Ubique, der sich jetzt in hohem Alter befindet, zum zweiten Male wieder geißelt, — indessen Magister Ubique war vor dreißig Jahren eben so lob- und schreabselig als jetzt, — und da er sogar schlimmer geworden ist, sehe ich nicht ein, was den Dichter bewegen sollte, nachsichtiger zu sein.

Es gruppiren sich noch allerlei Lederne um den Herrn von Lebebrinna; so z. B. der Poet Ulf, wenn wir nicht irren, der wohlbekannte Dichter und Tragöde, zu dem wir trotz seiner Süßlichkeit — doch wir dürfen uns nicht gestatten den Schleier zu lüften. —

Kurz, es ist eine ergötzliche, in jetziger toller, krankhafter Zeit, höchst erfreuliche kerngesunde Gabe, für die wir dem Dichter aus ganzer Seele danken. —

Unsere Anzeige derselben soll durchaus weiter nichts sein, als eine dringende Aufforderung an den Leser, sich je eher je lieber den großen Genuß zu verschaffen, den uns die „Vogelscheuche" gewährete. Wir leben nämlich des guten Glaubens, daß keiner unserer Leser ein Mitglied der Gesellschaft der Ledernen sei. — Für Solche ist ein Wegweiser da.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 5. Freitag, 31. October. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Die Belagerung Mastrichts. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, von J. B. Hauch, Professor an der Akademie zu Sorde. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1834.

Herr Hauch ist ein dänischer Dichter, der nach dem Vorbilde Baggesen's und Oehlenschlägers auch nach dem Ruhme strebt, zugleich ein deutscher Dichter zu sein, und daher, ohne Weiteres, sein in einer ihm fremden Sprache verfaßtes Trauerspiel mit einer Dedication an Ludwig Tieck, der ihn einmal freundlich bei sich aufgenommen hat, in die Welt schickt. Baggesen und Oehlenschläger thaten dergleichen freilich nie, ohne sich wegen der kleinen Verstöße gegen deutsche Rede und Grammatik, die ihnen entschlüpft sein mochten, und wie jedem Ausländer entschlüpfen mußten, bei dem Leser zu entschuldigen, auch vergaß man über der reichen Spende, die sie darzubringen pflegten, dergleichen Kleinigkeiten gern, denn ihre Gaben waren stets ein Gewinn für unsere Literatur. Wenn nun aber Herr Hauch, dem noch sehr viel fehlt, um ein Dichter, und noch dazu ein dramatischer Dichter zu sein, uns so ohne Weiteres seine Poesie voll grammatischer Schnitzer darbringt, so muß man wenigstens dem sonst doch sehr kundigen Verleger zürnen, daß er nicht einen tüchtigen Corrector anstellte, der jene Fehler auszumerzen verstand. — Wir wollen das gleich von vorn herein thun, um später bei der näheren Betrachtung der poetischen Leistung des Herrn Hauch, nicht mehr davon gestört zu werden. — Hier also Einiges aber des Weitern nicht Alles, zum Beweise:

S. 14. Nein das Gefängniß zwingt Gedanken nicht,
Und auf die kahlen Wände hängt die Kühnheit
Den Kranz der Hoffnung auf.

S. 53. Ist es denn nicht genug
Daß hundert Schleuder nach der Festung zielen.

S. 79. Hab' ich mir selbst den Entwurf ausgedacht,
Kann ich für ihn auch handeln selbst.

Erstlich ein falscher Vers, denn so weit deutsche Zunge reicht, ist Entwurf und nicht Entwurf üblich, dann vollkommen dänische Construction, „Kann ich auch für ihn handeln selbst," soll heißen, kann ich ihn auch selbst ausführen.

S. 85. Ach Mutter, Mutter, wer doch mit sein könnte.

S. 111. Ach, all' mein Weh, die Bitterkeit des Herzens
Hat sich gesammelt in das Wort Oranien.

S. 153. Alles
Was Achtung und Erkenntniß schenken kann
soll heißen Erkenntlichkeit.

Das ist gerade ein halbes Dutzend und des Beweises genug, obwohl wir leicht einige Dutzend voll machen könnten. Da es ferner Fehler sind, die jeder Tertianer einer guten Schule zu finden weiß, so würden wir unsere Leser beleidigen, wollten wir sie weiter erörtern. Arg ist es aber doch, daß uns dergleichen geboten wird; wir Deutschen sind leider zu gutmüthig und schwach und nehmen Alles willig an, was uns das Ausland aufdringt, andere Nationen wissen die Vermessenheit eines Fremden, ein Werk in ihrer Sprache zu schreiben und drucken zu lassen, gebührender zu bestrafen, falls es nicht ganz vortrefflich ist.

Wir würden jedoch, wie wir bereits bemerkten, solche Fehler gern übersehen, wenn diese Selbstnationalisirung des dänischen Poeten uns auf andere Weise entschädigte, und seine Geisteserzeugnisse von der Art wären, daß sie unsere Literatur wirklich bereicherten. das wird aber, nach dem Vorliegenden zu urtheilen, schwerlich der Fall sein, denn Alles, was wir mit Recht von einer guten Tragödie fordern können, vermissen wir hier schmerzlich und das Ganze läuft am Ende auf dialogisirte Floskeln und Redensarten hinaus; weder consequente Wahrheit der Charaktere, noch Oekonomie des Plans und Nothwendigkeit der Situationen, wie sie aus einer gut motivirten Handlung von selbst entspringen müssen, sind in demselben zu finden. Dazu ist die Diction alltäglich, sind die Bilder nicht treffend und fast immer gesucht. Der Leser möge sich jedoch selbst in den Stand gesetzt sehn, zu urtheilen, inwiefern unsere Behauptungen richtig seien.

Zuvor aber einige Verse aus der Widmung an Tieck:

Nach einer langen Reise
Kam ich einmal zu Dir.
Dann schenktest mit Vertrauen
Du Deine Freundschaft mir.

Und zeigtest mich dem Volke,
So fremd, und doch verwandt,
Mit jedem ernsten Streben
Und kühnem Spiel bekannt.

Deß edle Bildung locket

(Wessen? Tiecks, des Volks, des Strebens oder des Spiels?)

Die Geister her mit Lust,
Wie Blut, das nach dem Herzen
Bewegt sich in der Brust.

Darum konnt' in der Ferne
Ich Dich vergessen nicht,
Und weihe Dir mein freies
Und edelstes Gedicht, u. s. w.

Was mag Tieck wohl gemeint haben, als er diese zur Hälfte flachen, zur Hälfte etwas unverständlichen Reimzeilen las?

Das Trauerspiel selbst schildert nun, wie sein Titel besagt, die Belagerung Mastrichts (in dem bekannten Freiheitskriege der Niederländer mit den Spaniern unter Philipp II.) — Es beginnt im spanischen Lager bei Lüttich; van Alfen, Obrist im Heere, unterhält sich mit anderen Offizieren, in etwas gröblicher Weise, wie sie sich schwerlich in der Wirklichkeit finden mag; er giebt ihnen zu verstehen, daß er holländisch gesinnt sei, und erfährt nebenbei von einem der Hauptleute, daß seine Jugendgeliebte Clara Marnix in's Kloster gegangen sei. Diese ganze Mittheilung nebst den daraus entspringenden Bemerkungen der Umstehenden, wird höchst originell und charakteristisch auf folgende Art dem Leser und Zuschauer vorgeführt:

Alfen zum Offizier.

Ihr seid von Mastricht, sagt Ihr?

Der Offizier.

Ja, das bin ich.

Alfen.

Und wart da wohnhaft.

Der Offizier.

Zwanzig Jahr, Herr Obrist.

Alfen.

O hört! (Führt ihn bei Seite)

Der Offizier.

Habt Ihr denn etwas auf dem Herzen?

Alfen.

Nur eine Kleinigkeit, wenn man's vergleicht
Mit diesem Kampf der wildempörten Völker,
Denn es betrifft ein stilles Mädchen nur
In jener Stadt.

Der Offizier.

Wie heißt sie?

Alfen.

Clara Marnix.

Der Offizier.

Nun, liebt Ihr die, muß ich Euch sehr beklagen
Denn sie ist jetzt im Kloster.

Alfen.

In der That.
— Ich will's gestehn, ich hab' sie einst geliebt.
Vergebt! es war nur eine Jugendthorheit, —
Die ich vergessen längst.

Mendoza.

Was giebt's, van Alfen?
Ihr wechselt Farbe, wie ein krankes Mädchen,
In deren Herzen jener Schütze Amor
Den Haken seines Pfeils zurückließ.

Der Offiziere.

Herr!
Ihr seid ein Schütze selbst, und habt den Fleck
Getroffen in der Scheibe seines Herzens.

Mendoza.

Bist Du verliebt?

Alfen.

Nein in der That, mein Herr.

Fabio.

Und wenn es wär', so schäm' Dich nicht dabei
Denn was Du bist, das sind wir schon gewesen.

Nun muß man noch dazu wissen, daß van Alfen eben erst im Lager angekommen ist, und die Herrn, mit denen er sich unterhält, kaum kennt, es kommt zuletzt zu ernstlichen Händeln mit Mansfeld, welche aber durch die Dazwischenkunft des Oberfeldherrn, Prinzen von Parma, unterbrochen werden. Van Alfen ist dessen Günstling, erklärt ihm aber, er sei ein Protestant und wolle für Mastricht gegen ihn kämpfen. Der Prinz läßt ihn ruhig gehn, sieht ihm nach und sagt:

Geh nur! Hast einen treuen Freund verloren.

Nach einem kurzen Stillschweigen.

Ich hasse diese wildbewegte Zeit,
Wo Niemand folgen will, und Jeder herrschen,
Wo keine Ehrfurcht mehr im Herzen wohnt,
Wo die Begierde nach dem Höchsten greift,
Und wo die Selbstsucht, ohne Maß und Ziel,
Sich selbst und ihre Träume nur vergöttert

und geht ab, ein ganz scharmanter Prinz, ein wahres Muster von einem Prinzen. —

Die Scene ändert sich; das Stück spielt in Mastricht weiter. Zuerst eine Bürgerscene in einem Wirthshause, eine Copie der bekannten Bürgerscenen in Goethe's Egmont, aber eine sehr schwache. — Jene sind so bedeutend durch die großartige und glückliche poetische Localisirung, die den Geist der Zeit mit wenigen Zügen getreu darstellt; daran ist hier nicht zu denken, und das Stück könnte eben so gut in Minden (Preußisch oder Hannöverisch M. gleichviel) Marienburg, Mölln, kurz in jeder Stadt, die mit einem M. anfängt, spielen wie in Mastricht. — Es macht sich freilich auch ein Schneider breit unter diesen Bürgern,

aber der vortreffliche Goethe'sche Jetter, der sein Vater ist, müßte sich seiner als eines Wechselbalges schämen. In den folgenden Scenen beginnt nun bereits die Belagerung; van Alfen ist glücklich in Maestricht angekommen und bei seinen Landsleuten in Dienste getreten. Die Bürger machen sich wieder breit, protestantische Geistliche kommen dazu und predigen auf der Straße, es herrscht überhaupt einige Confusion und endlich wird beschlossen, das Kloster des St. Servatius in der Stadt zu verwüsten. Van Alfen nimmt es jedoch in Schutz und vertreibt den Pöbel. — Das Innere der Klosterkirche wird jetzt sichtbar und man hört vom Chore herab, folgendes Lied, dessen Beurtheilung wir dem geneigten Leser überlassen wollen:

Ist in den finstern Zeiten
Erloschen der alte Glanz! (?)
Habt Ihr für heiligen Glauben
Den Sinn verloren ganz! (?)

Sind alle Lichter erloschen,
Die brannten hier zuvor! (?)
Sind alle die Kehlen verstummet,
Die sangen in diesem Chor! (?)

Die Andacht und die Treue
Sind jetzt nur Kinderspott.
Wer seinen König verachtet,
Verachtet auch bald den Gott. (Welchen Gott?)

Die Spinne kriecht an der Kirchenwand
Und webt den Schleier breit,
Doch tief im Grabe schlummert,
Der Glaube der alten Zeit.

(Ein Gegensatz, der gerade umgekehrt sein müßte, um zu passen.)

Ich war die letzte Schwester,
Und mußte verlassen stehn.
Bald will ich die Thüre verschließen
Und zu den Andern gehn.

Bald wird die Stunde kommen
Dann schweben leis' heran
Aus den versunk'nen Gräbern,
Die Schwestern Hand in Hand.

Sie gehn in langen Gewändern,
In einer vergess'nen Tracht,
Und tragen dazu den Hochzeitkranz,
Der blüht gar frisch in der Nacht.

Sie singen alte Gesänge,
Die jetzo vergessen sind,
Ihre Züge sind wie ein Brieflein,
Verblichen in Regen und Wind.

Das mächtige Kreuz bewegt sich
Sie folgen im langen Tanz,
Und voran gleitet ein schwarzer Sarg
Darauf liegt ein Jungfrau'nkranz.

Vor dem Gekreuzigten beugen sich
Die bleichen Bilder im Chor,
Dann sieht man die letzte Fackel
Erlöschen im Kirchenthor.

Zu kurz ich das Lied nicht, dafür kann man aber auch mit Recht sagen: Chanson, que me veux-tu! Schwester Euphemia (Clara Marnix) die ganz allein im Kloster ist, und der man es daher nicht verdenken kann, wenn sie sich die Zeit mit Singen vertreibt, hat es demgemäß gesungen, und knüpft jetzt eine lange Unterredung mit van Alfen an, die etwas sehr sentimental ausfällt, und in der einige Verwirrung herrscht, bis sie am Ende sich trennen, wie s.. gekommen sind. Euphemia hält nur noch einen Monolog, der sich folgendermaßen endigt:

— — Ha vielleicht
Wenn er gefallen, wenn der Sieg sich naht,
Wenn in die Stadt die Spanier schon gedrungen,
Dann muß ich untergehn — vielleicht mit Schande.

(Sie ist aber eine Nonne und die Spanier sind ihre guten Freunde.)

Mit Schande! — Nein! Vergieb, o hohe Jungfrau,
Die Angst der Schwachen! Nie verläßt Du den,
Der seine Zuversicht auf Dich gesetzt.
So will ich bleiben, wie ich es beschlossen,
Und jeden Tag Dein Bild mit Kränzen schmücken,
Und Lichter zünden am Altar des Herrn.
Das ist ja Pflicht. Dann mag mich Alles treffen,
Was mein Erlöser über mich verhängt.

Damit schließt der Akt, und wir haben zwei Aufzüge glücklich hinter uns. Der dritte beginnt wieder mit Kampf und Bürgerscenen, die, wenn auch nicht überflüssig, doch viel zu lang sind. Die Gegend verwandelt sich in den Wall am Hootether, und nun wird weitläuftig eine Episode angesponnen, von der man anfangs nicht recht weiß, was sie soll, und die auch später durchaus nicht mit Nothwendigkeit in die Handlung eingreift. Es erscheinen nämlich zwei neue Personen, Isabella, die Gattin, und Carlos, das Söhnchen Manzano's, des Kriegsbaumeisters und Befehlshabers der Artillerie in Maestricht. Die Mutter sucht Sicherheit für ihren Knaben, und ihr Gemahl antwortet:

Auf meiner Spur
Wirst Du die Sicherheit jetzt selten finden,
Doch hoff' ich, die Gefahr sei heut vorüber.

worauf sie entgegnet:

Wie könnt Ihr diesen Abend Euch erwürgen!
Die gold'nen Wolken schwimmen gegen West,
Und dehnen sich wie fliegende Gewänder
Am Horizonte hin. Ich glaube fast
Das Meer zu sehn am Untergang der Sonne,
Wo goldne Fische spielen in der Gluth.
O, wären wir zwei Fische doch wie sie,
Und tauchten still in die verborg'nen Wellen,
Wo Friede wohnt, und kein entfernter Mörder
Nach Deinem kleinen Haupt die Kugel sendet.

Das ist allerdings sehr naiv, aber noch naiver folgende Stelle aus der Unterredung zwischen Vater und Sohne

chen, nachdem die Mama in das Zelt (ein Zelt auf dem Walle einer belagerten Stadt, nebenbei zu bemerken) gegangen ist;

Carlos.

Was soll die Mutter
Und Carlos thun, wenn Du gestorben bist?

Manzano.

Das weiß ich selber nicht, mein liebes Kind. —

Der Knabe begiebt sich dann auch in das Zelt, und wird dort von einer Kugel getödtet; darüber bekommt man denn höchst sentimentale Reden von der Mama zu hören, die nun plötzlich gut spanisch und katholisch wird, und beschließt, den Prinzen von Oranien umzubringen, was ihr jedoch mißlingt, worauf sie sich dann mit einem Dolche tödtet. —

Aber genug. — Kaum könnten wir es verantworten, wollten wir den Leser noch länger mit dem Detail der Fabel langweilen. Nachdem der Prinz von Oranien wieder angelangt und wieder gegangen ist, und die Belagerten zur Tapferkeit ermahnt hat, nachdem die Bürger jeden Augenblick gekommen sind, um schlechte Späße zu machen, und sich dann wieder entfernten haben, nachdem ferner sämmtliche Soldaten auf dem Posten eingeschlafen sind, und in einem kritischen Momente van Alven und Euphemia sich ausführlich erinnert haben, wie sie als Kinder Blindekuh mit einander spielten, dringt der Feind in die Stadt, und van Alven und Manzano sprengen sich mit dem Arsenal in die Luft. Euphemia aber stirbt aus heiler Haut in der Klosterkirche.

Wer ist nun der eigentliche Held des Stückes? Ich weiß es nicht, sie sind Alle Helden, die darin auftreten, suche sich Jeder den heraus, der ihm am Besten mundet. — Was hat — doch wozu noch fragen — ich weiß kein jener Hauptfragen, die man bei einem Trauerspiel mit Gründen thun kann, genügend zu beantworten. — Nur das Eine weiß ich, das ganze Stück wimmelt von Reminiscenzen und Nachahmungen aus Goethe's, Schiller's, Tieck's und Heine's Poesieen, denen der Verfasser mitunter abgeguckt hat, wie sie sich räuspern und spucken, doch auch dies auf eine sehr beschränkte und oberflächliche Weise. — Man sieht, er hat wohl eine entfernte Ahnung, aber keinen Begriff von dem, was ein Trauerspiel fordert, und sollte lieber davon bleiben. — Das Ganze ist, gerade heraus gesagt, ein Exercitium eines dänischen Schülers in deutscher Sprache. Schade um die schöne typographische Ausstattung. —

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal von Carl Friedrich Göschel. Schleusingen, Verlag von Conrad Glaser. 1834. Erster Band XII. 214. S. Zweiter B. 251.

Die Zahl der Schriften über Göthe, seine Lebens-, Denk- und Handlungsweise, so wie die zum nähern und bessern Verständniß seiner Schriften wächst zu einer eignen bändereichen Sammlung an, und seine Biographen und Commentatoren tragen wahrhaftig nicht die Schuld, wenn wir den großen Dichter nicht durch und durch von innen und außen, nach allen Richtungen hin, nach allen Lebenszuständen kennen und verstehen lernen, doch ist die Bemerkung erfreulich, daß die Mehrzahl dieser Schriften interessant, ja geistvoll genannt werden, und daß man wohl aus jeder etwas lernen kann. So sind es auch geistvolle Paraphrasen Göthescher Dichtungen, fragmentarisch aus Werken des Meisters entnommene Schilderungen, die der Verfasser mit seinen Ansichten umkleidet, schmückt, es sind Bilder der Meisterhand, die hier ihre oft überraschende, meist erfreuliche, stets sinnige Deutung gefunden haben. Man sieht gar wohl, daß das Wort, womit die Vorrede schließt: „Ein Urtheil setzt ein Verständniß mit seinem Gegenstand voraus: aber ohne die Liebe, welche sich mit ganzer Seele in den Andern versetzt, ist kein Verständniß möglich" — dem Verfasser zum leitenden Sterne wurde. Es ist ihm ein recht inniges Verständniß des Dichters durch die liebevollste Anschauung aufgegangen, und die Bilder, die er nun selbstschaffend entwerfen, sind nicht todte Copien, seelenlose Beschreibungen, es sind wieder Originale, die nächst der Liebe, der sie ihr Entstehen danken, von philosophischem Geist, von Kenntniß und Gedankenreichthum zeugen. Ganz besonders fühlte sich Ref. vielleicht auch nur, weil er dafür eine ihm inne wohnende besondere Liebe mitbrachte, von den Abtheilungen: Hans Sachsens poetische Sendung, Faust und Mephistopheles, das neue Reich, und: Aus den Briefen des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***, im ersten Theile, und von den Skizzen aus Göthe's Leben, und Rino und Löwe im zweiten Theile angezogen.

Was überraschend auf den Leser wirkt, ist etwas, was man bei Schilderungen Göthescher Dichts- und Denkweise nicht suchen und vermuthen wird, nämlich eine durch das ganze Werk sich ziehende Hinleitung auf christlich religiösen Sinn, den der Verfasser in vielen Stellen Göthe's herausgefunden hat, und mit einer frommen Miene darbietet, die auf manchen Gegner Göthe's, der nur aus darauf bezüglichen Gründen Gegner ist, versöhnend einwirken wird, und den großen Dichter auch in dieser Beziehung mit einer neuen Glorie schmückt. Und wir achten dies in einer dem höhern Frieden, der nur aus ächter Religiösität quillt, nicht eben nachstrebenden Zeit für kein geringes Verdienst, und halten es für ein wahrhaft edles Bestreben, die Schatten mildern zu wollen, während Andere sich mühten, solche aufzufinden und hervorzuheben.

B.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 6. Freitag, 7. November. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit. Von Maximin. Jos. Stephani. Halle 1834.

Es konnte und durfte nicht ausbleiben, daß sich eine heftige Opposition gegen eine poetische Schule gestaltete, welche ein Kind der Zeit, schon von vorn herein zerstörend gegen sich selbst verfuhr, indem sie die unfruchtbare in beständigem Zwiespalt lebende und gegen sich selbst eifernde Politik in das Gebiet der Muse hinüberzog, deren Princip, mag sie auch noch so sehr als Priesterin des Höchsten mit dem Schlechten und Gemeinen zürnen, noch so eifrig und bestimmt ihren Haß gegen die Sünde aussprechen, immerdar ein vermittelndes und versöhnendes bleiben soll und muß. — Freilich darf man auf der anderen Seite nicht verkennen, daß das Schwanken und die Zerrissenheit der Uebergangsperiode, in welcher wir leben, zu tief wurzeln und zu weit verbreitet sind, um nicht die Poesie zu ihrem Organe machen zu wollen, und daß das her jene, mit außerordentlichen Talenten begabte Männer, welche diese neue Schule entweder gründeten oder sich später an die Spitze derselben stellten, durchaus selbst an der Krankheit der Zeit leiden, und auf die von ihnen eingeschlagene Weise, eine für sie und Andere heilbringende Krisis herbeizuführen streben; aber man kann auch bei der ruhigsten Prüfung nur mit Mühe zu einem festen Urtheil gelangen, da es in Momenten wie diese, wo sich das äußere Leben so eng mit dem inneren verbindet, wo der Sieg nicht bloß geistige, sondern auch zeitliche Vortheile mit sich führt, schwer ja fast unmöglich wird zu entscheiden, wo die Wahrheit ende und die Lüge beginne. — Betrachtet man die Leistungen Heine's, Borne's, Laube's, und ihrer vielen Anhänger genauer, so wird man sich nicht läugnen können, daß die Grundidee ihres Strebens, fast und zu allen Zeiten eine lobenswerthe sei, insofern als ihnen nämlich das Alte, Bestehende, tadelnswerth, schädlich, selbst gefährlich erscheint, und sie Neues, Besseres an dessen Stelle zu bringen trachten. — Dagegen läßt sich durchaus nichts einwenden, denn ein solches Streben wird ursprünglich von einem Naturgesetze bedingt, das sich durch die ganze Schöpfung verzweigt, dem des Fortschreitens zum Höheren, Besseren; wenn daher auch jene Männer irren in dem, was sie für das Einzige, was Noth thut, halten, so wäre es ungerecht, sie verdammen zu wollen, denn welcher Richter darf den Irrthum verdammen und bestrafen wollen, das kann nicht einmal die Gottheit selbst, obwohl sie ewig im Lichte wandelt. Es kommt dem Prüfenden daher nur zu, nach zwei Dingen hier zu forschen, um am Ende, wie der Apostel lehrt, das Beste zu behalten.

Diese beiden Dinge sprechen sich am deutlichsten in zwei Fragen aus: 1) Handeln und schreiben jene Männer wirklich in reiner Ueberzeugung, oder werden sie vom Egoismus und allen den tausend anderen Triebfedern der Sünde geleitet; 2) Sind die Mittel, deren sie sich zur Erreichung ihres Zweckes bedienen, sittlich und erlaubt, edel und des Zweckes würdig?

Ich will hier weder die erste noch die zweite Frage zu beantworten suchen, denn meiner Meinung nach kann das einzig nur die Zeit, die unbestechliche, unerbittliche Richterin allein genügend thun, zweitens habe ich hier weder über Heine, Börne, Laube insbesondere zu reden, sondern nur über eine Oppositionsschrift, die sich ihnen entschieden und heftig gegenüberstellt, und sie vom sittlichen Standpunkte aus zu beurtheilen — und zu vernichten strebt.

Jeder Opposition soll der Mitlebende dankbar entgegen kommen, denn er gewinnt durch sie, mag er bekehrt oder in seinem alten Glauben befestigt werden, belehrt wird er immer, durch sie oder durch sich selbst, gleichviel, und Belehrung ist stets reiner Gewinn. Mit großem Interesse nahm ich daher das vorliegende Buch in die Hand, völlig passiv gestimmt, des festen Willens, das dort Gegebene rein in mir aufzunehmen, und auf mich wirken zu lassen, begierig des Resultates, das sich entwickeln würde. Ich erkenne selbst am Teufel sein Gutes, seine Geschicklichkeit nämlich und lasse es ihm willig; um wie viel mehr war ich also, der ich weder zur Fahne der in dieser Schrift angefeindeten Männer gehöre, noch auf der anderen Seite ihr hohes Talent, ihre geistige Gewandtheit die Fülle ihrer wenn auch nicht immer probehaltigen Ideen, verleugne oder gering schätze, bereit, dem Verfasser mit Ueberlegung zu folgen, und seinen Gedanken, die die höchsten Interessen unserer Zeit berühren, ruhig nachzugehen — aber, ich habe das Buch mit Ekel zu Ende gelesen, und entrüstet in den Winkel gewor-

sen. — Es ist eine Schülerarbeit, in der das wenige Gute fremdes Eigenthum und keineswegs neu, voll sich spreizenden Dünkels, voll Egoismus, Eitelkeit, Seichtigkeit und Gemeinheit. —

Das ist ein hartes, schroffes Urtheil, *) wird der Leser ausrufen; aber ich kann mir nicht helfen; die redlich Gesinnten müssen in unserer Zeit fest zusammen halten, und nicht dulden, daß sich, selbst bei den heftigsten Kämpfen, Gemeinheit und Gewissenlosigkeit auf dem Forum breit machen dürfen, und die Rednerbühne besteigen, um das Volk, die wankelmüthige Menge anzureizen und zu verführen. — Der Verfasser schildert Heine, Börne, Menzel, Laube, Wienbarg u. s. w., und in ihnen unsere Zeit und das Streben Vieler; er widerlegt aber nicht, er schildert nur und verdächtigt, echt jesuitisch, lästert und höhnt, wo ruhige Entwickelung, Darstellung und Belehrung, mit ethischen wissenschaftlichen Gründen unterstützt, gegeben werden mußten und von dem Leser mit Recht gefordert werden konnten.

Zum Belege meiner Behauptung will ich einige Stellen aus der Schrift mittheilen; ich werde nicht solche wählen, die aus dem Zusammenhange gerissen erscheinen könnten, sondern nur solche, die unabhängig für sich bestehen, und sie mit kurzen Bemerkungen begleiten.

S. 1. An den Leser.

(In Heine'scher Manier gedichtet.)

Todt da wohl jenen dreimal heil'gen Dichter,
Der von der ungeweinten Thräne sang,
Deß Bilder süß wie Engelsangesichter,
Und dessen Klang wie Nachtigallenklang.
Dem aus dem Herzen bluten goldne Lichter
Um den Natur die weichen Arme schlang?
So sahst Du einen blassen Judenjungen,
Welt-schacherschmutzig und mit frechen Lungen. —

Wo wäre da Heine'sche Manier? Im Umsturz des poetischen Klimax etwa? Nicht einmal in der äußersten Form, denn Heine hat sich bei ähnlichen Gelegenheiten nie der Stanze bedient, sondern mit richtigem Tact der anscheinend regellosen vielzeiligen Strophe mit willkührlichem Reim, um eben durch die Regellosigkeit des Baues auf die regellosen Gedankensprünge hinzudeuten. — Aber abgesehen davon, was hat hier der Gegensatz mit den Vorderfüßen zu thun? Was geht es die Muse, was den Leser an, ob ein Dichter Jude oder Türke, Heide oder Christ, wenn er nur ein Dichter ist, und daß Heine ein Dichter sei, das kann ihm kein Vernünftiger streitig machen wollen. Wie erbärmlich, wie pöbelhaft ist nun zugleich der Vorwurf. Der Verfasser eifert gegen die Unsittlichkeit unserer Zeit, und schmäht seinen Gegner wegen des Glaubens seiner Väter! Man erlasse uns jede weitere Bemerkung; der Leser von Gefühl und feiner Gesinnung wird, sobald er an diese Stelle kommt, mit Mißtrauen erfüllt werden, denn dergleichen ist, abgesehen von dem moralisch Unerlaubten, das darin liegt, schon längst aus jeder guten Gesellschaft verbannt, und in einem Buche sucht man doch die beste.

S. 9. „Wir sehen ihn (Heine) nicht allein lieben, leiden, und was sonst dahin gehört; nein, wir sehen ihn essen, trinken, schlafen gehen, keinen Taback rauchen, krank werden, Pflaumen essen u. s. w. Er kerkert sich ganz in sein kleines Ich ein, und wenn er Liqueur getrunken hat, ist er fidel, und wenn es dunkel wird, fängt er an zu schreien. Daß nun dieses Ich ein sehr dunkler Behälter ist, und dem armen Schindluderchen von Seelchen darin wohl zuweilen bange werden kann, wenn alle Lustlöcher und Oeffnungen dem großen ewigen Sonnenlichte verstopft werden — ist kein Wunder." — Wahrlich ein nobler Styl.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ja wohl; aber wir sind fest überzeugt, daß es des Verfassers strenger Ernst — und so erlauben wir uns keine Milderung.

Die Redaction.

Lebensgeschichte von St(ephan) Schütze. Neuhaldensleben. Verlag von C. A. Evraud 1834. — Zwei Theile. Mit dem (sehr verzeichneten und keineswegs ähnlichen) Bildniß des Verfassers.

Der durch seine Theorie des Komischen, so wie durch mehrere gelungene Romane und die Herausgabe schönwissenschaftlicher Sammlungen vortheilhaft in der deutschen Literatur bekannte Verfasser, theilt in vorliegendem Werkchen, jetzt da der Abend seines Lebens zu dämmern beginnt, die Erlebnisse früherer Jahre, auf eine eben so einfache und anspruchslose als gefällige Weise mit. Ausführlich bei der Geschichte seiner Familie und seiner eigenen Jugend verweilend, scheint ihm mehr daran zu liegen, uns eine psychologische Entwickelung seines inneren Menschen zu liefern, als die Zeit, in der er ward, und den Einfluß, welchen dieselbe auf ihn ausübte, darzustellen. — Seine Schicksale, sind im Verhältniß zu dem betrachtet, was man gewöhnlich unter diesem Worte versteht, wenn einmal von ausgezeichneten Menschen die Rede ist, höchst einfach. Der Vater war ein tüchtiger rechtlicher Landmann, dessen Bruder ein sehr wohlhabender Kaufmann, dem das Glück bei eigenem Fleiße und strenger Redlichkeit freundlich gelächelt hatte. Der junge Stephan zeigte früh Neigung zu den Wissenschaften, ward für die Handlung bestimmt und hatte fast auf dem Comtoire seines Oheims die Lehrjahre überstanden, als er endlich von diesem die Erlaubniß erhielt, sich der Theologie widmen zu dürfen. Schon ziemlich erwachsen, bezog er nun die Schule zu Klosterbergen, und dann, als er sich mit Fleiß und Talent durch fast alle Klassen derselben durchgearbeitet, die Universitäten Halle und Erlangen. Nach vollendeten Studien, während

welcher er den Musen nicht untreu geworden, ward er Kandidat in seiner Vaterstadt, predigte hier und da mit Beifall, und bekleidete zuletzt die Stelle eines Hofmeisters. Ueber seinen eigentlichen Beruf endlich mit sich selbst im Klaren und durch gelungene Versuche von Außen her ermuthigt, gelang es ihm zuletzt, den wohlwollenden Oheim davon zu überzeugen, die Theologie aufzugeben und fortan bei reicher Unterstützung des gütigen Verwandten gänzlich den schönen Wissenschaften leben zu können. — Hier endet leider das Buch. —

Es gibt wenig Menschen, die sich selbst sowohl verstanden haben, und während eines langen ehrenwerthen Lebens, von äußeren Mitteln begünstigt, sich so treu geblieben sind, wie St. Schütze. — Wie in dieser Biographie, so blickt in seinen sämmtlichen Leistungen das Streben, sich selber klar zu seyn, und von allen Erscheinungen, die ihn berührten, soweit es Sterblichen vergönnt ist, wahre Rechenschaft zu geben, überall durch. — Ohne sich von Autoritäten irre machen zu lassen, strebte er stets, den Dingen auf den Grund zu kommen, um dann genügenden Bericht von ihnen ablegen zu können, und so Andere auf den rechten Weg zu leiten, nachdem er ihn mühsam gefunden. Dies beurkundet sich vorzüglich, einmal wissenschaftlich in der bereits angeführten „Theorie des Komischen," dann poetisch in seinem Roman „der unsichtbare Prinz," auf den wir unsere Leser von Neuem aufmerksam machen. Sch. ist ein Autodidact im höheren Sinne des Wortes, und hat sein pädagogisches Talent vor Allem an sich selbst bewährt.

Das vorliegende Buch kann mit Recht eine biographische Idylle genannt werden; es liegt gar viel Poesie darin, neben warmer Frömmigkeit, umsichtiger Beobachtung und köstlichem Humor. Einzelnes wie z. B. die Beschreibung des Lebens auf dem Lande, die Schilderung der kleinen Liebhabereien des Kandidaten, so wie mehrere Charakterzeichnungen, ist abgesehen von dem subjectiven Interesse, meisterhaft dargestellt. Dabei leuchtet aus Allem soviel wahre, echte Gutmüthigkeit, daß man den Verfasser lieb gewinnen muß, auch wenn man ihn weiter gar nicht kennt. —

Trotz diesen Vorzügen hat jedoch das Buch einen großen Fehler, den der Autor vermeiden konnte, und den wir ernstlich tadeln müssen, weil wir ihn schmerzlich empfunden haben. — Die Biographie endet nämlich, wo St. Schütze's Leben erst eigentlich beginnt. — Völlig unabhängig hat er ein Vierteljahrhundert zu Weimar, in angenehmer bürgerlicher Stellung und in genauerem Umgange mit allen jenen Männern, welche dieser kleinen Residenz einen so hohen Ruf erwarben, gelebt. Er, ein unbefangener Beobachter wie keiner, sollte daher vor Allem nicht verschweigen, was er hier betrachtet und sich angeeignet, was ihn gefärgert und gefreut hat. Jene verschwundene Zeit bildet eine zu wichtige Periode in der Geschichte unserer Literatur; diese darf aber nicht mehr isolirt dargestellt werden, sie ist zu innig mit dem Leben verbunden und nur wenn man Beide genau kennt, kann man zu richtigem Urtheile gelangen. Sehr oft flossen aber die Berichte, die von dort her dem übrigen Deutschland zugetheilt wurden, aus trüben Quellen, und selbst angebliche Documente sind häufig nur falsche Decretalen. Begehn daher nicht redliche unparthenische Männer, wie St. Schütze deren Einer ist, wirkliches Unrecht an der Nation, wenn sie ihr vorenthalten, was sie wissen und erlebt haben? Wann werden kleinliche Rücksichten, Aengstlichkeit, Gesatterschaften u. dergl. aufhören, uns Deutschen den Mund zu verschließen? — Man kann recht gut Facta erzählen und braucht doch nicht indiscret zu sein oder Lebende zu verletzen. Die Nachwelt aber hat ein volles heiliges Recht, die Darstellung solcher Thatsachen, die wir erlebten und genau kennen, von uns zu fordern. Wer soll sie denn über die so wichtigen Zustände früherer Zeiten belehren, wenn die Genossen jener Tage sich dessen weigern? —

Die Ausstattung des Buches ist, das schlecht gerathene Portrait des Verfassers abgerechnet, lobenswerth. —

Mutter Anne und ihr Sohn. Eine Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert, von Gustav v. Heeringen. (Ernst Wedekenius.) Gotha. Verlag von J. G. Müller. 1834. Erster Theil 250 S. Zweiter Theil 252. S.

Eines der vielen müheloß hervorgebrachten Leihbibliothekenprodukte, mit denen alljährlich der Büchermarkt überschwemmt wird. Im ganz alltäglichen Ton, der sich auch nicht im mindesten über die hausbackenste Prosa erhebt, werden die Erlebnisse der Frau Anne, ihres Sohnes Hans, und ihres Bäsleins Christinchen erzählt. Hans ist in den Flegeljahren, wie mancher Autor stets, reist von Regensburg nach Augsburg, kommt dort als Hauspage in die Fuggerei, weil die Grafen Fugger den Kaiser bewirthen, und nun wird allmählig die anfangs sehr armselige Staffage reicher und gestaltenvoller. Wäre nicht der alltägliche Ton, und die so übelgewählten spießbürgerlichen Namen, so könnte man allenfalls versucht werden, weiter zu lesen, wenn man eben nichts Besseres zu thun hat. Der Verfasser hat nicht verstanden, Art und Sitte des sechzehnten Jahrhunderts auch nur im mindesten durchschimmern zu lassen oder anzudeuten; die Handlung spielt nach Spanien über, aber das ändert an der Erzählungsweise nichts. Doch den Lesepöbel wird das Buch unterhalten, wie tausend andere Bücher, die er lesend verschlingt, und über neuen Tausenden vergißt. Einen dauernden Werth hat es nicht, eine freundlich erhebende Lektüre für höherstrebende Gemüther gewährt es nicht, und wir können nicht begreifen, warum der sonst achtbare Herr Verfasser bei seiner günstigen Stellung sich nicht für sein Erzählertalent würdigere Stoffe sucht, und nicht strebt, Besseres als solche ephemere Erscheinungen dem Publikum darzubieten.

B.

Pauline von Belfis. Erzählung von Ludwig Storch. Gotha, 1834. Verlag von J. G. Müller. 232. S.

Der Verfaſſer erzählt in ſeinem gewohnten Styl, der namentlich in der letzten Zeit eine gewiſſe Schärfe und Bitterkeit angenommen hat, die Vielen nicht munden wird, eine Geſchichte aus den Zeiten der franzöſiſchen Revolution, wo der übermüthige, dünkelhafte, nichtsnutzige franzöſiſche Adel eine ihm gebührende Lection empfing, die Geſchichte der Tochter eines ſolchen Edelmanns, des Markis von Troukebois. Eine bürgerliche Erzieherin hält das ihr anvertraute Kind frei von den Verkehrtheiten ihres Standes, und Pauline erwächſt zu einem höchſt liebenswürdigen, aber auch höchſt ſchwärmeriſchen Weſen. In der Einſamkeit eines alten düſtern Waldſchloſſes aufgezogen, konnte ſie nur wenige Menſchen kennen, bis das Gewitter der Revolution auch dies Stammſchloß anzündete, und Pauline mit ihrer Pflegerin nach Paris floh, und von da wieder weiter nach Turin. Dies iſt der Inhalt des einleitenden erſten Kapitels, und mehr ſoll auch hier nicht vorgreifend erzählt werden. Wir können zur Empfehlung des Buches in Wahrheit ſagen, daß die Erzählung ſpannt, bisweilen ſogar ein wenig auf die Folter, daß ſie befriedige, können wir im Namen aller Leſer nicht zu verſichern wagen. Es iſt ein mit Blut gemaltes Bild, wie jene Zeit zu malen liebte. Vom ethiſchen Geſichtspunkt betrachtet, iſt über Werke dieſer Art das Verdammungsurtheil auszuſprechen, denn rohe Schändlichkeiten von einer Seite, und unverdiente Leiden, blutiger Tod auf der andern ſind nicht geeignet, in dem Leſer irgend ein wohlthuendes, erhebendes Gefühl aufkommen zu laſſen. Darin fehlt Storch oft und viel, daß er, der gut und gewandt zu erzählen weiß, dem Ausmalen ſeiner Weltgeruhte, wenn wir uns alter Bilder als Bild bedienen dürfen, wohl das Schwert anbringt, aber die Ruhe vergißt, Hölle und Teufel zeichnet, aber nicht die ſelig Auferſtandenen.

B.

Vergißmeinnicht. Taſchenbuch für das Jahr 1835. Herausgegeben von C. Spindler. Mit ſieben Stahlſtichen, nach Zeichnungen von Fellner, ausgeführt von Fleiſchmann und L. Beyer in Wien, Scenen aus Spindlers Werken darſtellend. Stuttgart, Hallbergerſche Verlagshandlung.

Eine vortreffliche, werthvolle Gabe, gleich würdig in der innern, wie in der äußeren Ausſtattung. Spindlers außerordentliches Talent, das tiefſten Eindringens in den Geiſt der Zeiten wie der Länder, welche er ſeinen Leſern vorführt, hat ſich in den hier mitgetheilten Leiſtungen wieder glänzend bewährt. Die erſte Abtheilung enthält Erzählungen Tal, Ebbe und Flut, Geſchichten franzöſiſcher Fiſcher, voll Leben und Wahrheit, bei denen der den Erzählenden eigenthümliche Ton äußerſt glücklich getroffen iſt, und dem Ganzen einen originellen, behaglich wirkenden Reiz verleiht, unſerer Meinung nach ſind ſie die Perle des Buches. — Obwohl der geiſtreiche Verfaſſer ſich in der zweiten Abtheilung, die Schatzkammern zu Burghauſen, mehr auf heimiſchem Gebiete befindet, und den Leſer gleichſam wie durch wohlbekannte vaterländiſche Gegenden führt, ſo ſteht dieſelbe doch der eben erwähnten bei Weitem im Werthe nach, da die Spindler nicht mit Unrecht vorgeworfenen kleinen Mängel, vorzüglich das beſtändige Wiederkehren bekannter Charaktere, und das zu haſtige Drängen der Entwickelung am Schluſſe, hier deutlicher hervortreten und nicht durch einzelne große Schönheiten gemildert oder verdeckt werden. — Aeußerſt gewandt und mit überaus glücklicher und neckiſcher Laune, bewegt er ſich dagegen in der Schlußerzählung, das böſe Auge, welche in Neapel ſpielt, und das dortige volksthümliche Treiben höchſt treffend und lebendig ſchildert. — Nach Tieck's Novellenkranz erſcheint uns Spindlers Vergißmeinnicht, als der beſte Almanach für 1835 unter allen, die wir bereits kennen lernten. — Der künſtleriſche Schmuck deſſelben, von tüchtigen Meiſtern beſorgt, iſt gleicher Weiſe höchſt gelungen. Druck, Papier und Einband verbinden Eleganz mit Gediegenheit, und machen das ſaubere Büchlein zu einem angenehmen und preiswürdigen Neujahrsgeſchenk.

F.

Bei Georg Wigand in Leipzig iſt erſchienen:

Novellen-Almanach
1835.

Herausgegeben
von
Adolph Glaßbrenner.

enthaltend:

Leben und Liebe. Novelle von A. Glaßbrenner.

Der Auszug der Iſraeliten. Sage nach dem Koraniſchen erzählt.

Traue nicht dem Schein. Nach dem Engliſchen von Alvensleben.

12. Mit Titelkupfer, elegant geb. 1 Rthl.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 7. Freitag, 14. November. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit. Von Maximin. Jos. Stephani. Halle 1834.

(Fortsetzung und Beschluß.)

S. 11. „Der Witz ist ein Kind, ein Spiel, ich möchte sagen, die Poesie des Verstandes! Dieser verbindet sich mit der Phantasie, um Combination zu machen, die beide angenehm ansprechen, der Witz ist der Triumph, die Anthropologie des Verstandes; im Witze macht er sein ganzes Recht gelten, das ihm, so lange die Welt steht, gebührt. Der Verstand ist die für die Erde berechnete Kraft unserer Seele, der für das alltägliche Leben uns mitgegebene Begleiter und Beschützer; er ist für unsere fleischliche Existenz berechnet, er sichert sie. Sein Geschäft besteht in Zusammenfassung des durch die Sinne Gegebenen, in Betrachtung der Gegenstände als Ursache und Wirkung, als Mittel und Zweck, dies sind seine Functionen, seine Tugend heißt Klugheit. Weist er uns nun die falsche Bildung von Begriffen, die Zwecklosigkeit eines Dinges, einer Handlung nach, so ist er nichts weiter als Verstand; nimmt er aber, um dies zu thun, die Phantasie zu Hülfe, zeigt er uns so in lebhaften Farben die Zwecklosigkeit, das Unverständige, so haben wir den Witz." — Scharmante Definition, treten Sie heran, meine Herrn Logiker, Aesthetiker, hier können Sie erfahren, was Witz und Verstand eigentlich sind, denn was Herr Stephani da lehrt, haben Sie gewiß vorher noch nicht gewußt; da die allgemein als gültig angenommenen Definitionen von Witz und Verstand ganz anders lauten.

S. 13. „So treffend und lebendig Heine's Witz auch sei, so sehr er Schlag auf Schlag sich oft drängen mag, so wird man doch mehr überrascht als auf die Dauer erquickt." Was soll denn der Conjunctiv in der ersten Zeile, sehr geehrter Herr Stephani? Vor Sprachfehlern müßten Sie sich doch hüten.

S. 60. „Auch Menzel schwatzt, aber nicht so breitmäulich (g) wie der hochwohlgeborne Herr von Maltitz, noch so stürmisch, abgeschmackt und aufgeblasen wie Heinrich Laube. Das kommt daher, daß er seinen Verstand abgerichtet und ihm eine kluge Routine gegeben hat, die von jedem Zweige des Wissens doch wenigstens den Schaum abgeschöpft hat. Neue Bilder kann er freilich nicht bringen, desto ehrlicher verkauft er uns aber die abgeschliffene Garderobe Börne's und ruft dabei auf jeder Seite, es wären ächte pariser Modewaaren."

Doch genug; ähnliche Stellen finden sich auf jeder Seite; das ganze Buch ist ohne alle Methode, ohne philosophische Bildung, ohne wahre Kenntniß des Gegenstandes geschrieben; des schaamlosen Tones, der persönlichen Angriffe und Injurien, der unanständigen Ausdrücke nicht einmal zu gedenken. Ernstem, sittlichen Streben kann es daher nicht in den Sinn kommen, es ausführlich widerlegen, oder einer gründlichen, in das Einzelne gehenden Beurtheilung würdigen zu wollen. Niemandem mehr, als dem Herrn Stephani, muß man dessen eigene Schlußworte zurufen:

Odi profanum vulgus et arceo!

J. N. Sattler.

Bemerkung der Redaktion. Zu den vielen unwahren Persönlichkeiten, welche sich in dem vorliegenden Buche finden, gehört folgende, deren strenge Widerlegung wir für unsere Pflicht hatten, da wir genau von den Verhältnissen unterrichtet sind. Herr Stephani erzählt S. 72: „Das Brüggemann'sche Konversationslexicon wurde auf folgende Art fabricirt: der Verleger Herr Brüggemann eröffnete einen Saal, in welchem mehrere Tafeln mit Schreibmaterialien und Referirern mit encyclopädischen Werken und sonstigen Hülfsmitteln standen. An den Wänden des Saales hingen mehrere schwarze Tafeln. Nachdem der Verleger das Register zu einem Buchstaben aus einigen anderen Wörterbüchern zusammengetragen hatte, lud er Jedweden, der nur Lust und sonst nichts zu thun hatte, zu sich in den Saal ein, dort mit an dem Werke für das allgemeine Publikum zu arbeiten; und es kamen alle die Gelehrten Leipzigs zusammen: Studenten, Schüler, Lohndiener, Handwerker, Jeder, wer nur lesen und schreiben konnte, herbei, und sie halfen Alle zusammen das Nationalwerk fördern. Wer in den Saal trat, wurde gefragt, welchen Artikel er liefern wolle; es standen aber die zu liefernden Artikel auf den schwarzen Tafeln verzeichnet, daß der Herr Mitarbeiter sich wählen konnte, was ihm beliebte. Darauf erhielt er mehrere längst bekannte Wörterbücher, wo derselbe Artikel schon anderer

führt ist, und die Weisung, aus den verschiedenen Artikeln einen neuen Artikel zu machen. Die Mitarbeiter wurden stundenweis bezahlt, völlig wie es bei den Tagelöhnern Sitte ist u. s. w.“

An dieser ganzen sauberen Geschichte ist weiter nichts haltbar als der Umstand, daß die Redacteurs, zwei namhafte und sehr tüchtige junge Gelehrte, sich gewöhnlich in den Vormittagsstunden bei Herrn Brüggemann einfanden, um die eingegangenen Artikel zu ordnen und zu redigiren. Die einzelnen Zweige der Wissenschaft waren dagegen anerkannten Schriftstellern übertragen worden, wie der Unterzeichnete das von dem Fache der Geschichte, der Musik, der Medizin, der Aesthetik, u. s. w. bestimmt weiß; die Artikel aus dem Gebiete der ausländischen Literatur und Poetik von D. dis G hat er selbst geschrieben, und nach der Reihenfolge der sämmtlichen Mitarbeiter, mit der Chiffre 58 unterzeichnet. Gleichermaaßen ist er oft in dem von Herrn Sterphani so schön beschriebenen Local gewesen, und hat dort allerdings eine vortreffliche Sammlung von Hulfsmitteln, übrigens aber nur einen der Herrn Redacteurs und einen anderen jungen Gelehrten, dessen Gehulfen, gefunden, einen Troß von Mitarbeitern, schwarze Tafeln und dergleichen aber nie bemerkt.

Das ganze Historchen ist also eine baare Erfindung des saubern Herrn Verfassers. Dies möchte wenigstens die glimpflichste Benennung für Beide sein.

An einer anderen Stelle erlaubt sich Herr Sterphani etwas Aehnliches. Er sagt S. 91 von Herrn Dr. Laube: „Seine meiste Zeit brachte er auf dem Fechtboden und in Bierschenken zu, ohne sich zu sehr um die Auditorien und die Schulgelehrsamkeit zu kümmern. — — Als aber nach abgelaufenem Triennium der junge Mann ins bürgerliche Leben treten sollte, war der Kopf und der Beutel leer, und das brausende Studentenleben sauste noch vor den Ohren des Abenteurers.“ — Dieser Beschuldigung und Beleidigung nachdrücklich entgegen zu treten, konnte man getrost Herrn D. Laube überlassen, wenn derselbe nicht gegenwärtig durch traurige Verhältnisse außer Stand gesetzt wäre, es zu thun. Es ist Pflicht, sich des Wehrlosen anzunehmen. — Der Unterzeichnete erklärt daher, daß bei einer Gelegenheit, wo Herrn Dr. Laube's Studien strenger officieller Prüfung unterworfen wurden, dessen sämmtliche darauf Bezug habende Papiere und Documente durch seine Hände gingen, und er sich überzeugte, Herr Dr. Laube habe auf der Universität sehr gründliche und tüchtige theologische und historische Studien gemacht, und nicht blos, wie sich der Herr Verfasser ausdrückt, sich in Halle, dann in Breslau Studirens halber aufgehalten. —

Was bezweckt wohl Herr Sterphani durch solche Mährchen? — Etwa die Achtung der Besseren!

Wolff.

Urania, Taschenbuch auf das Jahr 1835. Leipzig F. A. Brockhaus. Mit sechs Stahlstichen (darunter das eben nicht sehr getroffene Portrait des schwedischen Dichters Tegnér).

Die Stahlstiche sind aus dem bekannten Kreuzbauer'schen Kunstverlage in Carlsruhe, und wie sämmtliche Arbeiten, die aus dieser Anstalt hervorgehn, äußerst nett und sauber gearbeitet. Ueber die Wahl der Sujets, ließe sich, trotz der preislichen Erläuterung, die bemerken, indem bei sämmtlichen hier wieder gegebenen Genrebildern, von den Künstlern, welche die Originale lieferten, große Rücksicht auf den physiognomischen Ausdruck genommen wurde. Diesen, genau in den Stahlstichen, wie es doch eigentlich sein sollte, zu reproduziren, ist bei der Beschränktheit des Raumes fast unmöglich, und ein Hauptreiz des Originals geht daher ganz verloren. So vermissen wir z. B. auf dem Gesichte des Taugenichts in dem gleichnamigen Stahlstiche jene gedankenlose gleichgültige Liederlichkeit, welche Grenier St. Martin und nach ihm Paget so vortrefflich der Hauptfigur zu geben verstanden; die Züge der armen leidenden Frau sind dagegen viel zu jung gerathen.

Drei Beiträge füllen dieses Mal das Taschenbuch: das alte Buch und die Reise in's Blaue hinein, eine Mährchen-Novelle von Tieck, Abenteuer einer Reise durch die Abruzzen, Fragment eines Romans von dem Verfasser des Scipio Cicala; die Alchymisten, Novelle von A. Freyherrn von Sternberg. Tieck tritt in seiner Gabe wiederum polemisch, dies Mal gegen die neue Schule (Heine u. s. w.) und die französischen Romantiker, vorzüglich Victor Hugo, auf, aber das alte Buch reicht der Vogelscheuche in dem diesjährigen Novellenkranze nicht das Wasser. Das Ganze ist zwar mit aller Tieck'schen Anmuth und Gefälligkeit geschrieben, voll glücklicher Momente und geistreicher Bemerkungen (wer das ausführlich gepriesen zu lesen wünscht, den verweisen wir auf die nächste kritische Anzeige der Urania für 1835 in den Blättern für literarische Unterhaltung) aber wie es uns scheint, flüchtig und etwas fahrlässig; aliquando bonus dormitat Homerus. Bei einem Dichter wie L. Tieck sieht man jedoch gern über dergleichen weg. Was uns aber schmerzlich auffiel und uns tief betrübte, war der Umstand, daß Tieck, Ludwig Tieck, der Dichter der Genovefa, des Octavian, der Volksmährchen, am Schlusse zu einem Mittel greift, das zu allen Zeiten ohne Zweifel tadelnswerth war, aber in neuesten Tagen durch jüngere verlaute, wenn gleich geniale und talentvolle Schriftsteller verächtlich und wieder lich geworden ist, zur Selbstanpreisung nämlich. — Er erzählt dort, Oberon, eigentlich ein Sterblicher, aber Gatte der Fee Gloriana, komme zu Zeiten wieder auf die Erde, und küsse begabte Männer, die durch diesen Kuß beseelt, dann große Dichter werden. So Gottfried von Straßburg, Ariost, Shakspeare, Scott, Byron, der Letzte aber, den er in Deutschland gefüßt habe, sei — — Ludwig Tieck gewesen. — Armes Deutschland! also Tieck wäre dein letzter wahrer Dichter! Und was wären denn Uhland? was Chamisso? was Friedrich Rückert, Eichendorf u. s. w.? — Sieht es denn wirklich so jämmerlich bei uns aus, daß Ludwig Tieck im Ernste nöthig habe, seine Landsleute mit der Nase darauf zu stoßen, welche hohe Verehrung er als Dichter verdient? Ich kann es nicht glauben und gäbe von ganz

zem Herzen die Gedichte Harring's, Platen's, Zedlitzens Todtenkränze, kurz eine halbe Bibliothek deutscher Verse darum, wenn Tieck diese unglückliche Mährchennovelle nicht geschrieben oder wenigstens nicht dem Druck übergeben hätte. — Ist denn Tieck wirklich alt geworden, so sehr alt? —

Das Abenteuer in den Abruzzen ist in der bekannten angenehmen und trefflichen Schilderungsweise des Verfassers von Scipio Cicala geschrieben; (cicala ench' egli) aber es unterhält und erfreut, bei genauer Kenntniß der Zeit und der Gegend. Da es jedoch ein Fragmant eines größeren Romanes ist, so weiß man nicht recht das Wann und Wie zu finden, und es geht Einem damit, wie mit jeder angenehmen Reisebekanntschaft, die Einen plötzlich gerade dann verläßt, wenn man anfängt, sich recht lebhaft für sie zu interessiren.

Des Freiherrn von Sternberg Alchymisten erfreuen sich, wie alle Novellen dieses mit Recht geschätzten Verfassers, eines hinreißenden Vortrags; das hier behandelte Sujet ist jedoch nicht neu, und der Gang der Erzählung bei manchem Unwahrscheinlichen, zu lebhaft und gewaltsam zusammengedrängt, wodurch die Schilderung der Charaktere, in welcher Hr. v. S. zu excelliren pflegt, seinen früheren Leistungen bedeutend nachsteht.

Die äußere Ausstattung könnte besser sein, namentlich ist, wenigstens bei dem Exemplare, das wir besitzen, die Vergoldung so schlecht, daß wir nur mit großer Mühe, stets besorgt, sie würden zerreißen, die Blätter von einander trennten. —

Feriles.

Zweiter Band Novellen von L. Fr. von Rumohr. München, bei Georg Franz 1835.

Dieser Band Novellen könnte eben sowohl als eine Theorie der Novelle mit Beispielen gelten, nur daß die Theorie nicht theoretisch und die Beispiele nicht praktisch genug sind. — Herr von Rumohr ist ein feiner, geistreicher, durchgebildeter Mann von Welt, der sehr schöne Kenntnisse besitzt und überhaupt Alles, was man in jetziger Zeit haben muß, um ein Dichter zu sein, aber Eins fehlt ihm, und zwar etwas, das noch angeborener sein muß als der Adel, die Phantasie nämlich, die echte, zeugende, wie Gott, aus Nichts schaffende, nicht das angelernte Nachbildungstalent, das bei vielen Leuten dafür dienen und gelten muß. Der Faden, welcher die hier mitgetheilten Novellen an einander reiht, ist ebenfalls nicht neu, sondern seit Tieck und Hoffmann oft von Unbedeutenden benutzt worden. Gebildete unterhalten sich über das Wesen der Novelle, und die Forderungen, die man mit Recht an diese Gattung machen könne; ein Dichter unter ihnen sucht dieselbe darzustellen, zu entwickeln, wie sie sich im Laufe der Zeit bei den verschiedenen Völkern gestaltete, und im Sinne der einzelnen Untergattungen von jeder ein Beispiel zu liefern. Dies Alles ist etwas oberflächlich behandelt, obwohl durchaus mit Geist. Am glücklichsten möchte die Imitation der altitaliänischen Novelle sein; für die echt französische hat sich der Verfasser die Nouvelles der *Reine Marguerite* zum Muster genommen, denen sich die Histörchen des **Bonaventure des Perriers** u. s. w. anschließen, dagegen sich aber gar nicht um die **Nouvelles historiques et galantes** des siebenzehnten Jahrhunderts, welche als die wirklichen eigenthümlich französischen Novellen (jene früheren wurden den Italiänern nachgebildet) zu betrachten sind, bekümmert. — Bei der historisch romantischen Novelle, Ritterſinn betitelt, ist der Fehlgriff noch größer, denn Hr. v. R. tischt uns hier eine bereits in hundert Chrestomathien und Schulbüchern abgedroschene großmüthige Handlung Bayards (welche der edle Neffe bue längst dramatisirte) auf, und eine Novelle soll doch nach des Verfassers eigener Definition Neues enthalten. Vortrefflich ist dagegen die letzte Erzählung „Eine Hand wäſcht die Andere" in Tieck'scher Manier angelegt, obwohl nicht ganz ohne Uebertreibung, aber leider wird sie durch einen coup de main (coup d'esprit kann man es auf keinen Fall nennen) geendet, und so zu sagen über das Knie gebrochen. — Die Ironie, welche sich in derselben offenbart, ist an vielen Stellen köstlich, und das ganze Buch trotz den gerügten Mängeln, bleibt das geistreiche Erzeugniß eines geistreichen Mannes, den man sich immer freut anzutreffen, weil man von vorn herein weiß, daß man sich bei ihm stets in der besten Gesellschaft befindet. Druck und Papier sind schön.

J. R.

Der Fürſtentag. Historisch romantisches Zeitbild aus dem sechszehnten Jahrhundert von Ludwig Bechstein. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer. 1834. 2 Thle.

Eine wirklich höchst ausgezeichnete Leistung des talentvollen Verfassers, bei dem sich echte tüchtige Gesinnung, gründliche Geschichtskenntniß, eine reiche und doch geregelte Phantasie und vortreffliche Kunde des Bodens, auf welchem sich die ganze Handlung bewegt, zu schönem Bunde mit einander verschwistern. Mit kräftigen und sicheren Zügen führt uns der begabte Dichter jene bedeutenden Charaktere vor, welche mit fester Hand in dem Städtchen Schmalkalden den großartigen Bund schließen zu Schutz und Trutz für die Freiheit ihres geläuterten Glaubens. Die verschiedenen protestantischen Fürsten, Luther und dessen tüchtige gelehrte Freunde, werden uns so wahr und anschaulich in ihren herrlichen Bestrebungen geschildert,

daß wir uns lebhaft in jene Zeiten versetzt wähnen und regen Antheil an ihrem Wirken nehmen. — Dazwischen bewegen sich viele eigenthümliche, bald anmuthige bald wunderliche Gestalten, wie z. B. Agrippa von Nettesheim, die Honoratioren des Städtchens, fahrende Studenten u. s. w., meist Gebilde der Phantasie des Verfassers, einen bunten und ergötzlichen Hintergrund bildend, in welchem uns manche Figur nicht minder anziehend erscheint, als die eigentlichen Helden des Buches. — Zwiefache Wahrheit, geschichtliche und poetische (unter der letzteren verstehn wir nämlich die streng consequente und durchaus naturgemäße Durchführung der Charaktere, wie der Begebenheiten) ist vorzüglich dem Werke eigen und beurkundet Bechstein's rühmliche Fortschritte auf dieser Bahn. Kurz, und das sprechen wir mit voller Ueberzeugung aus, der „Fürstentag" ist ein wahrhaft gutes Buch, das mehr als flüchtigen Genuß gewährt, und welches wir Freunden einer gediegenen Lectüre dringend zu näherer Bekanntschaft empfehlen. —

W. —

Die Romanzen und Balladen der neueren deutschen Dichter. In sechs Büchern. Herausgegeben von Friedrich Raßmann. — Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfried Basse. 1834.

Eine bequeme Art Bücher zu machen, jeder etwas belesene Gebildete ist im Stande, täglich eins wenigstens, wenn nicht gar zwei, zu fertigen, wie das vorliegende. Ohne Ordnung und Plan sind hier mehr als 150 Balladen und Romanzen bunt zusammengewürfelt, und in sechs Bücher vertheilt. Uebrigens muß der Compilator (sollte es wirklich Friedrich Raßmann, der bekannte Litterat seyn? Irren wir nicht, so ist der wirkliche F. R., der Herausgeber des Pantheon's deutscher Schriftsteller, bereits seit mehreren Jahren todt;) das deutsche Poetenreich sehr zu erweitern beabsichtigen, denn S. 322 findet sich eine Ballade aus dem Schwedischen, S. 326 der bekannte Edward, aus dem Schottischen, S. 388 Herr Olaf, aus dem Dänischen, S. 454 und S. 459 zwei Balladen aus dem Spanischen, die sämmtlich keineswegs in diese Sammlung gehören, wenn sie gleich von namhaften deutschen Dichtern übertragen worden sind. Die ganze Auswahl ist überhaupt schlecht getroffen; so sind z. B. zwei Romanzen aus Uhlands Sängerliebe, Dante und der Kastellan von Coucy aufgenommen worden, die erste aber in das erste, die zweite in das zweite Buch verwiesen; die einzelnen Dichter stehn, ohne Rücksicht auf ihre Art und Weise bunt durcheinander und manches wirklich verunglückte Gedicht hatte wegbleiben und durch bessere, die man schmerzlich vermißt, ersetzt werden können. — Kurz, der erstbeste Commis in einer Leihbibliothek oder einer guten Sortimentshandlung war im Stande, eine eben so gute Sammlung zu liefern, dazu brauchte Friedrich Raßmann seinen unbescholtenen Namen nicht herzugeben. — Wer eine Menge von Balladen zusammen haben will, ohne weitere Rücksicht auf Höheres, der kaufe das Buch, denn es ist nicht übermäßig theuer und sehr hübsch ausgestattet; wer aber mehr als eine Sammlung aufs Gerathewohl zu besitzen wünscht, der kann sein Geld besser anwenden. —

Binder.

Bei Georg Wigand in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Geschichte

des

Osmanischen Volkes

von Karl Fried.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Leipzig, 1834. Mit Kpfrn. in Umschlag. broch. 1 Thlr. 12 Gr.

Handbuch

der

Geschichte von Ungern

und seiner Verfassung.

Pragmatisch bearbeitet von Sam. Klein.

gr. 8. Leipzig, 1833. broch. 2 Rthlr.

Die

Belagerung von Stralsund.

Novelle

von

B. Rathmann.

8. Mit Titelkupfer. broch. 1 Thl. 6 Gr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 8. Freitag, 21. November. 1834.

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Deutsche Dichter.

I.

Rückert. Kerner. Lenau.

Die jüngste Zeit hat sich reich an vollständigen Sammlungen der lyrischen Produkte deutscher Dichter gezeigt; von Uhland's Gedichten ist die achte Auflage erschienen; Justinus Kerner hat seine sämmtlichen Dichtungen in einem Bande herausgegeben; Friedrich Rückert und Nicolaus Lenau besorgten ebenfalls eine Sammlung ihrer Gedichte, und so ist den Freunden unserer Poesie wieder mancher echte Genuß, manche schöne Stunde bereitet. Uhland's Gedichte bedürfen keiner weitern Beurtheilung, sie leben in Aller Mund, und die Anzeige, daß eine neue Auflage, mit dem Bilde des herrlichen Mannes ausgestattet, an das Licht trat, genügt, um die Aufmerksamkeit Aller darauf hinzulenken. Wir dürfen daher desto länger bei den drei Anderen verweilen. Obwohl Tieck nicht in seiner Novelle erwähnt, daß Oberon sie geküßt habe, soll uns das doch nicht irren, wenn wir meinen, wir hätten es dies Mal mit echten Dichtern zu thun.

Es ist ein eigenes Ding um die Beurtheilung einer Sammlung, deren Mannigfaltigkeit aus lyrischen Gedichten besteht; die strenge Kritik verlangt platterdings, man solle bei der Würdigung poetischer Erzeugnisse durchaus den Dichter derselben von dem Menschen trennen, und sich gar nicht um den Letzteren bekümmern. Das ist aber bei lyrischen Poesieen ganz und gar dann unmöglich, wenn man sich nicht bloß mit Bedingungen der Aesthetik und Poetik befassen, sondern in das Wesen des Dichters selbst eindringen will, weil die Lyrik zu sehr, und fast allein auf der Basis des Subjectiven beruht. Lyrische Gedichte sind Töchter des Gemüthes, und nur ein so großer Künstler wie Goethe konnte dies Letztere so täuschend in seinen Liedern erdichten, daß man glauben mußte, er habe welches, und sie entspringen aus demselben, während er nur mit unbegreiflichem Talente die Empfindungen eines fremden Ichs nachzufühlen, und sich in die einzelnen Situationen, in welchen jene entspringen mußten, zu versetzen und diese auszubilden verstand. Seine Gedichte rühren daher allein durch ihre allgemeine Wahrheit, weil sie befreundend überall zu Befreundetem sprechen, aber sie werden nie das Gefühl erregen, welches Uhland, Rückert, Schiller, Walter von der Vogelweide und A. herauf beschwören in der Seele des Lesers; wer sie aus der Hand legt, wird vielleicht unwillkührlich und mit Freuden und Dankbarkeit bei Goethe ausrufen: Welch' ein großer Dichter! doch nimmer: Welch ein vortrefflicher Mensch! Das nimmt seiner Größe nichts, die deutsche Nation wird ihn verehren und bewundern nach wie vor, aber die Liebe zu ihm wird immer mehr abnehmen; hat er doch während seines ganzen langen Lebens sich nicht ein Zehntheil der Liebe und herzlichen Zuneigung erworben, die sich Uhland während noch kaum zwanzig Jahren unbewußt, bei dem deutschen Volke erwarb. Darin liegt, wenn man will, eine Nemesis: das Gefühl eines Volkes läßt sich nicht irren, so viel sich auch immer die Gelehrten in demselben bemühn mögen.

Man glaube ja nicht, daß ich mit diesen Worten an Goethe's Lorbeerkranze, den ihm kein Gott, geschweige denn ein Mensch hat je streitig machen können, zerren und zupfen wollen, obgleich ich auf etwas hindeute, das Menzel zuerst so entschieden, und daher so ehrenwerth, Börne später so ehrlich aber so grell aussprach. Ich stimme weder dem Einen noch dem Anderen gänzlich bei; ich meine, Beide sind zu weit gegangen, und Deutschland könne stolz auf Goethe sein, denn er ist als Dichter Deutschlands Ehre; aber ich zögere auch nicht, frei heraus zu sagen, daß ich in allen Werken Goethe's, durchaus jene tiefe, unserer Nation so eigenthümliche Gemüthlichkeit, die uns oben einen so hohen poetischen Rang giebt, von jeher vermißt habe, und daß mein Verstand in diesen Angelegenheiten nie den Sieg über mein Herz davon trägt, weil ich nie im Stande bin, den Dichter vom Menschen zu trennen; und eigentlich in jenem nur diesen liebe. Ich mache es auch Goethe'n nicht zum Vorwurf, daß das Gemüth in seinen Gedichten fehlt; was kann er dafür, das kann man sich nicht geben und kann es nicht lernen, denn nur die Götter geben es Einem; aber die Götter geben uns auch Liebe und

Haß, wenigstens in der Jugend; und sich seine Jugend zu bewahren und zu erhalten, dahin soll Jeder streben, der Freude an der Natur und an der Dichtkunst hat: an diesen unversieglichen Quellen der Jugend.

Wenn ich nun hier meine Empfindungen offen ausgesprochen habe, so habe ich zugleich gesagt, was mich so sehr zu Dichtern, wie Uhland, Rückert, Chamisso, und Anderen hinzieht. Ich habe hier von Rückert's Gedichten (Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert, Erlangen, Heyder 1834), also von Friedrich Rückert als Dichter und als Mensch, inwiefern er sich nämlich als Solcher in seinen Gedichten offenbart, zunächst zu sprechen, und es macht mir große Freude, daß ich es habe. Wenn Tiefe des Gemüthes, echte Frömmigkeit, innige Liebe, ehrenwerthe Redlichkeit und schöner männlicher Ernst, verbunden mit einer reichen, allumfassenden Harmonie der Gedanken, einer mächtig schaffenden, unermüdlichen Phantasie, einer Herrschaft über die Sprache, wie sie selten Jemand besaß, und einer eben so seltenen Musik der Rede, je den Beruf eines Sterblichen zum Dichter beurkundeten, so war das bei ihm der Fall. Dabei besitzt er jenen Reichthum des Verstandes, der unzertrennlich von einem Solchen sein muß, und sich in glücklichem Witz, in gediegener Besonnenheit, in wirklichen, nicht bloß mechanisch erworbenen Kenntnissen offenbart. Was er ist, das ist er ganz, und da er dichten muß, so spricht sich sein Inneres natürlich in seinen Liedern am Schönsten und Liebenswürdigsten aus, und gerade das giebt ihnen einen so hohen Werth. Er erscheint mir jedes Mal, wenn ich mich mit ihm beschäftige:

„Wie ein Baum, der Blüthen regnet,"

es ist in ihm eine Leichtigkeit, eine Fülle und in dieser Leichtigkeit und Fülle eine so feine Anmuth, daß ich ihn, selbst wenn ich ein Freund von Parallelen wäre, doch mit keinem Dichter alter wie neuer Tage zu vergleichen weiß, zumal da er gerade dann am Reichsten und Schöpferischesten erscheint, wenn er allein dem Gemüthe seine Gaben entlehnt.

Wozu soll ich nach dem hier Gesagten nun noch die Sammlung einzeln durchgehn, um vielleicht hier und dort kritisch ein Stäubchen wegzublasen, oder den Leser auf das rechte Licht aufmerksam zu machen, in welches er dies oder jenes Bild stellen müsse; das mag ein Jeder selbst thun, und der rechte Leser, der mit dem Herzen liest, würde mir es doch nicht danken. Das Buch zerfällt in fünf Abtheilungen, von denen die zweite nur ein für sich bestehendes größere Ganze bildet; sie heißen: Bausteine zu einem Panthson; Edelstein und Perle; Liebesfrühling; Fünf Mährlein; Volkssagen. Von der ersten ist schon sehr Vieles bekannt, und die zweite erschien bereits früher in einem Taschenbuche; deshalb theile ich hier, damit der Leser urtheilen könne, ob ich nicht zu viel sagte, oder zu wenig, in meiner kurzen Darstellung Rückerts, Mehreres aus den drei letzten Abtheilungen mit, das mir ganz besonders zum Herzen sprach. —

Aus dem Liebesfrühling.

I. 22.

Ich sehe, wie in einem Spiegel
In der Geliebten Auge mich;
Selbst vor mir ist jedes Siegel,
Das mir verdarg mein eignes Ich.

Durch Deinen Blick ist mir durchsichtig
Mein Herz geworden und die Welt:
Was in ihr wirklich und was nichtig,
Ist vor mir ewig aufgehellt.

So wie durch meinen Busen gehet
Hier Deines Herzens stiller Schlag,
So fühl' ich, was die Schöpfung drehet
Vom ersten bis zum jüngsten Tag.

Die Welten dreh'n sich all' um Liebe,
Lieb' ist ihr Leben, Lieb' ihr Tod;
Und in mir wogt ein Weltgetriebe
Von Liebeslust und Liebesnoth.

Der Schöpfung Seel' ist ew'ger Frieden,
Ihr Lebensgrift ein steter Krieg.
Und so ist Friede mir beschieden
Sieg über Tod und Leben, Sieg.

Ich spreche still zur Lieb' im Herzen,
Wie Blume zu der Sonne Schein:
Du gieb mir Lust, Du, gieb mir Schmerzen
Ich lebe und ich sterbe Dein.

II. 29.

Liebste! Wer vom Anfang ist Vertrauter
Unsres Bunds gewesen? Gott allein.
Und als ew'ger Bundeszeuge schaut er
Noch von dort in unser Herz herein.
Liebste! Niemand kann so rein, so lauter
Der Vermittler uns'rer Liebe sein.
Liebste! Nie ein anderer Vertrauter
Stehe zwischen uns als Gott allein.

37.

„Liebster! Liebster, wie ich bange!
Wie ich Dich so halt' im Arm
Werd' ich so Dich halten lange?
Wie Du liebst, macht mir Harm.
Wie Du liebst, wie Du dichtest,
Wie Du tausend Lieder schreibst,
Sag', ob Du Dich nicht vernichtest?
Sag', ob Du nicht auf Dich reibst?"
Hab' ich doch schon lang geschrieben,
Immer war's mir eine Lust.
Seit ich schreibe, wie wir lieben,
Quillt ein Strom in meiner Brust.
Liebste, das sind keine Mühen,
Ist kein Werk das kämpft und ringt
Das ist, was die Blumen blühen,
Das ist, wie der Vogel singt.
Laß mich singen, laß mich küssen,
Schenk' mir beide Becher voll,
Weil ich nach des Himmels Schlüssen
Nichts als dieses kann und soll!

Schlagt, ihr Flammen, in einander
Selig, wer in euch verschwebt!
Doch ich bin ein Salamander,
Der in Doppelgluthen lebt.

N. 33.

Ein Strom der Liebe ging
Aus meiner Liebsten Herzen,
Den ich in meins empfing
Herüber ohne Schmerzen.
Der, wie er meine Brust
Durchfluthet und durchzogen,
Zurück in stiller Lust
Ergoß in Sie sein Wogen.
Sie fühlte, wie ich tief
In ihrem Frieden ruhte;
Ich fühlte, wie sie schlief,
An meinem stillen Blute.
Wir sah'n uns an dazu,
Verwundert, wie auf Erden
Solch' eine Himmelsruh
Mag zweien Herzen werden.

56.

Meine Liebste, mit den frommen, treuen
Braunen Rehesaugen, sagt, sie habe
Blaue einst, als Kind gebabt. Ich glaub' es
Neulich, da ich seliges Vergessen
Trinkend, hing an ihren süßen Lippen,
Meine Augen unterm langen Kusse
Oeffnend, schaut' ich in die nahen ihren,
Und sie kamen mir in solcher Nähe
Tiefblau wie ein Himmel vor. Was ist das?
Wer gibt Dir der Kindheit Augen wieder?
Deine Liebe, sprach sie, Deine Liebe,
Die mich hat zum Kind gemacht, die alle
Liebesunschuldsträume meiner Kindheit
Hat gereift zu seliger Erfüllung.
Soll der Himmel nicht, der mir im Herzen
Ruht durch Dich, mir blau durch's Auge blicken?

V. 9.

Gott, wie aus schwachen Weibes Brust,
Sich ein Gefühl kann heben,
So stark und kreutig, kraftbewußt,
Umfassend alles Leben.
Ein Held, der Alles setzet an
Den einzigen Gedanken.
Du setzest an den einz'gen Mann
Dein Alles ohne Schwanken.
Wie Du, die edle Thrän' im Blick
Mich hieltest fest umwunden
Hast Leben, Erd' und Weltgeschick
Du glorreich überwunden.

Wahrlich das ist ein Liebes- und Liederfrühling sonder Gleichen; so rein und warm und wahr, so voll Blüthen und Sonnenschein und milden Regen, daß Einem das Herz bewegt wird, als ginge man über Wiesen und Fluren, nach dem ersten Gewitter im Frühjahr, wo die Erde die Brautnacht feiert, und der Mensch ihre hohe heilige Verbindung mit dem Himmel ahnt; wo an allen Knospen und Keimen noch funkelnde Thautropfen hängen, und die Sonne wiederspiegeln; hier in Rückerts Liebesfrühling die Liebe des Dichters, die Gott entflammte, die Alles durchglüht und belebt, mächtig wie ein Held und doch heiter und unbefangen, herzig wie ein unschuldig Kind. Es schmerzt mich, daß ich nicht noch mehr daraus habe mittheilen können, denn mit des Dichters eigenen Schlußworten, wahrlich!

Nichts geschrieben steht darinnen,
Was nicht aus dem Herzen kam.

(Schluß folgt.)

Novellen von Karl Gutzkow. Hamburg 1834. Hoffmann und Campe. 2 Bde.

Gutzkow hat Aehnlichkeit mit Bulwer, insofern als Beide nämlich, bei unserer so Vieles, besonders hinsichtlich der Form, entgegentragenden Zeit, in der Poesie Alles zu erreichen wissen, was sich mit dem Verstande erreichen läßt. Als Vorbild in diesem Streben steht jedoch noch immer Lessing unerreicht da, der seine Emilie Galotti, seinen Nathan fertigte, und sich, wie er selbst gesteht, bei dem Dichten zusah: ein Umstand, der seinen hohen Werth nur noch erhöht, denn zu seiner Zeit wurde schon das Schreiben dem Einzelnen schwer, geschweige denn das Dichten, und es galt damals vorzüglich, zu wissen, worauf es eigentlich ankam, um eindringlich durch geistige Leistungen wirken zu können, gerade das wußte aber Lessing vortrefflich und zeigte es. Jetzt ist das Alles viel leichter, die Form lernt sich bald, und es gehört nur eine gewisse Gewandtheit dazu, den überall sich darbietenden Stoff zu verarbeiten, um im Allgemeinen zu gefallen. Poesie ist Solches freilich nicht, aber es gilt doch dafür, besonders bei den weniger Ungewohnten, die leicht bewogen werden, eine gute Copie in Mosaik für ein Original zu halten, der großen Genauigkeit wegen, mit welcher die Figuren aus tausend und aber tausend Stiftchen zusammengesetzt sind. Viel mehr als solche Mosaik sind und von Anfang an alle Schriften Gutzkow's auch nicht erschienen, besonders sein Maha Guru, die künstlichste Zusammensetzung von allen. Warm wird man daher nie bei ihm, weil er es selbst nie wird; er hat über der künstlichen Zusammensetzung, bei der Alles mit Bedacht geschehn muß, keine Zeit und von Natur keine Anlage dazu; ich glaube überhaupt nicht, daß er je begeistert gewesen, selbst damals nicht als er aufhörte Gymnasiast zu sein und Student ward; aber er ist ein geistreicher, verstandesscharfer, mit vielen schönen Kenntnissen ausgerüsteter Mann, der einen Roman oder eine Novelle wie eine Kettenrechnung zu behandeln pflegt, Erscheinungen als positive Größen gegen einander gar geschickt stellt, und diese sich gegenseitig multipliciren und dividiren läßt, so, daß am Ende ein Facit herauskommt, das vortrefflich aussieht. Durch diese kalte Berechnung aber befindet er sich stets auf einem objec-

tiefen Standpunkte, von dem er nie herabſteigt, und ſo wird ihm denn ſeine Ironie, in der er ſich gar ſehr gefällt, bequem und leicht. Uebrigens hat die Poeſie direct gar keinen Gewinn von ſolchen Leuten, nur indirect, weil die Kritik ihn hat. Als Kritiker iſt Gutzkow jedoch vorzüglich, denn er iſt ruhig, entſchieden, gründlich und redlich, und als Solchem begegnen wir ihm am Liebſten. Als Romandichter dagegen gelingt ihm nur die feine Perſiflage (zum Humor iſt er zu trocken) und in dieſer leiſter es Bedeutendes.

Die vor uns liegenden beiden Bände enthalten ſechs Erzählungen oder Schilderungen, von denen die beſten der Chevalier Clement (wegen des treffenden diplomatiſchen Blickes, den der Verfaſſer hier offenbart und der eindringenden Darſtellung jener Tage) und die Geſtändniſſe einer Perrucke (eben wegen ihrer überaus feinen und gewandten Perſiflage) ſind. Mit Unrecht hat der Verfaſſer den „Sternbecaſſirer“ und „das Singekränzchen,“ Bambocciaden genannt, das ſind ſie durchaus nicht, er muß nie Bilder des Peter von Laar geſehn haben, ſonſt würde er ſchwerlich dieſe beiden Compoſitionen ſo gerauft haben, es ſind höchſtens Genrebilder, oder noch beſſer Genre-Federzeichnungen, denn alles Colorit fehlt ihnen gänzlich, obwohl die einzelnen Figuren dagegen in ſcharfen Umriſſen daſtehn. — Die beiden Novellen „der Kaperbrief“ und „der Prinz von Madagaskar“ haben uns noch weniger angeſprochen, da ſie uns aus den oben angeführten Gründen durchaus kalt ließen; es iſt zu viel Verſtand in Beiden, der Verſtand allein aber rührt nie ein Herz, er berührt es kaum.

Sehr geiſtreich und witzig iſt die Vorrede, doch enthält ſie folgende höchſt indiscrete Stelle, die uns verletzt und geärgert hat, denn ſie berührt auf unzarte Weiſe nur Privatverhältniſſe. Da ſie einmal dort gedruckt wurde, ſo mag ſie zur Beſtätigung unſeres durchaus gerechten und ernſten Tadels hier wiederholt werden. Sie findet ſich S. IX. und lautet. „Der Fürſt Pückler ſchreibt nur für die Eitel in Berlin, die er durch ſeinen Geiſt ärgern will. Heine denkt nur an ſeinen Oheim, den reichſten Banquier an der Mündung der Elbe, und an einige Bewohner Hamburgs, wenn er ſeine Zuſtände und Salons entwirft, Börne an einige alte Senatoren Frankfurts, Spindler an ſeine kleine runde Frau, die er zärtlich liebt, Theodor Hell an Agnes Franz, der er die Ehe verſprach und das Verſprechen nicht halten wollte, Theodor Mundt an den Profeſſer Lachmann, der ihn durch das Examen fallen ließ, Wolfgang Menzel ſchreibt keine Zeile, ohne zu denken, was wohl Paulus in Heidelberg dazu ſagen werde, Heinrich Laube hat nur den ſchleſiſchen Cavalier im Auge, Herr von Rumohr ſeinen Koch, Clauren die Näherin, welche wöchentlich drei Mal ſeine Hemden ſtickt, Willibald Alexis ſeine Schweſter, mit der er einſam und idylliſch auf der Zimmerſtraße in Berlin zuſammenwohnt.“

Was mag die glimpflichſte Benennung für eine ſolche poetiſche Licenz ſein, und wollte ſich und wird dergleichen am Ende führen? Eine höchſt wichtige Frage liegt hinreichender Stoff zu einer Preisaufgabe, von der ich wünſchte, Herr Gutzkow würde verurtheilt, ſie ſelbſt zu löſen und auf ſeine Koſten drucken laſſen zu müſſen.

Die Ausſtattung des Buches iſt tadellos. —

D. R.

Durch Georg Wigand in Leipzig iſt zu beziehen:

Bilder

zu

Tieck's Genovefa

von

J. Führich.

Royal-Querfolio; 15 Blätter bildliche Darſtellungen und ein Blatt erklärender Text, auf ſchönem ſtarken Velinpapier und ſteif gebunden. Preis 4 Thlr. 8 Gr.

Wer kennt nicht die rührende Geſchichte der Genovefa, die in Volksdichtungen ſo oft wie lebendig einherſchreitet und durch des Dichters Tieck trefflich gelungene Auffaſſung auch in der Reihe der ſchönſten lyriſch-dramatiſchen Dichtungen glänzt? Auch die bildende Kunſt hat dieſe tiefpoetiſche Begebenheit ſchon öfter zum Gegenſtande ihrer Darſtellung, theils in einzelnen Scenen, theils als geſchichtlichen Cyclus gewählt, worunter das Leben Genovefa's in Umriſſen von den geiſtreichen Gebrüdern Rippenhauſen mit Achtung genannt zu werden verdient; aber unſer vortrefflicher Führich hat dieſe Aufgabe ganz vorzüglich gelöſt! Seine ſehr gelungenen Darſtellungen verbinden mit deutſchem Ernſt und Tiefſinn den geläuterſten Styl in Erfindung und Zeichnung. Und eignet ſich dieſes Kunſtwerk auch vorzüglich in die Sammlung des Kenners, ſo iſt es doch auch zugleich für jeden Freund des Schönen eine Augenluſt, und dieſe Bilder werden den Pallaſt wie die Wohnung des Landmannes ſchmücken und ſtets in ihrer anmuthigen Sagenweiſe zu Gemüth und Herzen ſprechen.

Bei ſolchen Vorzügen konnte es nicht anders kommen, als daß ſich dieſes Kunſtwerk einer regen Theilnahme erfreuen mußte, und bei jeder neuen Ausgabe ſich ſolche zu erhalten wiſſen wird. Wir machen daher mit Vergnügen auf dieſe würdig ausgeſtattete neue Ausgabe aufmerkſam, und hoffen mit Grund auf eine zahlreiche Abnahme von allen Jenen, welche noch nicht zur Kenntniß dieſes Kunſtwerkes gelangt waren. Das Werk lobt den Meiſter!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commiſſion bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 9. Freitag, 28. November. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Deutsche Dichter.

I.

Rückert. Kerner. Lenau.

(Fortsezung und Beschluß.)

So auch sind die echten fünf Kindermährchen leider zu lang um sie hier wiederzugeben, und ich muß mich leider darauf beschränken, noch die kürzeste Volkssage, welche Chamisso ebenfalls, jedoch bei Weitem nicht so glücklich und im echten Volkston behandelte, mitzutheilen. Sie lautet:

Die Riesen und die Zwerge.

Es ging die Riesentochter zu haben einen Spas,
Heraus vom hohen Schlosse, wo Vater Riese sas.
Da fand sie in dem Thale die Ochsen und den Pflug,
Dahinter auch den Bauern, der schien ihr klein genug.
Die Riesen und die Zwerge!
Pflug, Ochsen und den Bauern, es war ihr nicht zu groß,
Sie faßt's in ihre Schürze, und trug's aufs Riesenschloß.
Da fragte Vater Riese: Was hast Du, Kind, gemacht?
Sie sprach: Ein schönes Spielzeug hab' ich mir hergebracht.
Die Riesen und die Zwerge!
Der Vater sah's und sagte: Das ist nicht gut, mein Kind!
Thu' es zusammen wieder an seinen Ort geschwind!
Wenn nicht das Volk der Zwerge schafft mit dem Pflug im Thal,
So darben auf dem Berge die Riesen bei dem Mahl.
Die Riesen und die Zwerge!

Ein ganz andrer Geist weht durch Justinus Kerner's Dichtungen, obwohl gewiß auch ein echt poetischer, der jedoch eine eigenthümlich düstere Richtung hat, welche die Erde mit ihrem schönen Schmucke, obwohl sie Beide bewundert, doch nur als einen großen Sarg betrachtet, und aus Blumen und Sonnenschein, Himmelsblau und Abendröthe nur Nahrung für ihren Gram und ihre Melancholie zu saugen weiß. Dieser Zug der Wehmuth, der sich durch fast alle Poesieen Justinus Kerner's hinzieht, ist ein rein deutscher, im Volke lebend, in dessen Liedern und Denkweise hervortretend, aber er ist nicht Hauptcharakter unserer Nation, sondern nur eine Beimischung und darin verleiten es gerade alle jene Dichter, daß sie ihm zu sehr nachhängen, und diesen Ton der Sehnsucht, dem das Christenthum so beförderend entgegen tritt, für den Grundton halten, der alle ihre Melodieen auflösen soll. Sie bedenken nicht, daß der Dichter, als eine Blüthe seines Volkes, über demselben stehn müsse, und dessen schöne Eigenthümlichkeiten wohl in sich zu vereinen habe, aber nicht blos diese, sondern alles Edle der ganzen Menschheit, alles Göttliche in ihr. Wie wir einen ausgezeichneten Menschen lieben, gerade wegen seiner wunderlichen Seltsamkeiten, die aus der Tiefe seines Charakters entspringen, so kann es uns Einzelnen auch geschehn, daß wir einen Dichter besonders deshalb werthschätzen; aber der Dichter soll nicht blos vom Einzelnen geliebt sein wollen, sondern von Allen, weil er, wie sonst Keiner, dazu auserkohren ist, zu Allen zu reden. Er braucht deshalb nicht sein eigenes Wesen zu opfern, er soll sich ihm nur nicht zu sehr hingeben, weil daraus eine Einseitigkeit entspringt, die auf die Menge leicht ermüdend wirkt. Ich weiß sehr wohl, wie man mir darauf erwiedern könne, der Dichter dürfe sich durchaus gehn lassen, wie ihn seine Neigung, Stimme, Laune rufe, und es sei eben das sein Vorrecht, da besonders in dieser Gattung der Poesie der individuelle Mensch die Grundlage bilde, ich gebe das auch vollkommen zu, meine aber, eines jeden Dichters Beruf sei, allgemein zu wirken, durch seine eigenen Empfindungen und deren allgemeine Wahrheit zu begeistern, anzuregen, zu erfreuen und zu rühren, und das kann er nicht bei einer solchen Einseitigkeit. Durch Uhland's Gedichte zieht ebenfalls jener echt deutsche Ton der Wehmuth und Sehnsucht, er herrscht aber nicht vor und gerade das, daß er mit allen hohen und schönen Empfindungen, die das Herz erheben, sich verwindet, macht sie so liebenswürdig. — Leider gehört Justinus Kerner zu Jenen, die die Träume einer übernatürlichen Welt in den hellen Tag der wirklichen hinübertragen zu, Jenen, welche Christus nicht anders

ſehn als am Kreuze, und die Erde als eine große Bahre über die ein dichtes Leichentuch ſich gelegt hat, betrachten; gegen die Geſammtmaſſe ſolcher Schwärmer kann man nicht ſtreng und hart genug ſein, denn ſie verderben unſere ſchöne Erde und bringen Zweifel und Angſt in die Menſchheit: der Einzelne braucht deshalb unſere Achtung nicht zu verlieren, und vor Allen der Mann nicht, mit dem wir hier zu thun haben. Es iſt ſeine ernſte Ueberzeugung und jede Ueberzeugung iſt ehrwürdig, mag ſie auch objectiv noch ſo irrig ſein. Wer in unſeren Zeiten den Muth hatte, ein Buch wie die Seherin von Prevorſt herauszugeben, und unerſchrocken, trotz ſeinen gewichtigen Gegnern, bei ſeinen Meinungen, aus vollem Herzen zu beharren, der iſt ein Ehrenmann und bleibt es und verdient, daß wir es laut anerkennen, wenn wir gleich noch ſo heftig und gewaltig ſeine Lehre bekämpfen.

Kehren wir zu den vorliegenden Dichtungen zurück. (Die Dichtungen von Juſtinus Kerner. Neue vollſtändige Sammlung in einem Bande. Stuttgart, Cotta) Ihr ſchönſter Reiz iſt ihre Volksthümlichkeit; dieſe iſt ſo groß, daß ſie Kenner getäuſcht hat, wie z. B. von Arnim und Brentano, welche ein Lied von dieſem Dichter für ein altes deutſches Volkslied hielten und in ihrem Wunderhorn aufnahmen. Gemüthlichkeit, Tiefe des Gefühls, eine reiche obwohl nicht blühende Phantaſie, Wahrheit der Anſchauung, Innigkeit der Empfindungen, ſind ihnen daher beſonders eigen ſo unter Andern in dem Folgenden:

Ruhe bei Ihr. (S. 98.)

In dieſen bangen Tagen,
Was kann man Beſſres thun
Als jeder Sorg' entſchlagen
An treuen Herzen ruhn?

Ja komm, Du Herz voll Liebe,
Du Kind, o ſüßer Klang!
Du Mai im Winter trübe,
Du Tag in Nächten bang.

Wie Blumen ohne Schmerzen
Bei'm Schein der Sonne ſind,
Wie an dem Mutterherzen
In Wonne ruht ein Kind.

Wie Vogel ohne Sorgen
Bei Kraut und Blume thut,
Wie tief im Wald verborgen
Ein Reh bei'm Borne ruht.

So laß mich bei Dir bleiben,
Daß von der Menſchen Quaal,
Von all' dem bangen Treiben
Dies Herz ausſchlägt einmal.

Dazu in vielen ein tüchtiger, echter, vaterländiſcher Sinn, ein Herz für's Rechte, das da weiß, was es will: So z. B.

Der Bürgerwall. (S. 110.)

Ritterthum kann nimmer helfen,
Sich'rer Wall um's Königshaus,
Seit ihr Kleid von Stahl und Eiſen
Zogen alle Ritter aus.

Seit ſie tragen mit Behagen
Schlüſſel an der Schwerter Statt,
Seit ſie mit der Feder wagen,
Sich in's Feld, in's Zeitungsblatt.

Seit ſtatt feſter Burgeshallen
Hölzern ſteht im Thal ihr Haus;
Seit ſie leicht und luftig wallen
Iſt es mit den Rittern aus.

Was noch ſcheint, iſt Glühwurms Schimmer
In verwittert Stein und Moos.
Jener Wall, der liegt in Trümmer,
Doch ein and'rer wölbt ſich groß.

Bürgerthum iſt der geheißen,
Schließt ſich feſt um's Königshaus
Heißt in ſolchem Wall von Eiſen;
Hält es jeden Donner aus.

und doch kann ſich meiſt dieſer geſunde Sinn nicht loswinden aus einem unbehaglichen, kränklichen, nebelhaften Weſen, das ihn umgiebt und unterdrückt. Blickte nicht ſoviel Wahrheit aus dem Ganzen, ſo könnte man ſich leicht geneigt fühlen zu vermuthen, es ſei blos eine Manier, in der ſich der Dichter gefalle und zu gefallen glaube, wie das bei ſo vielen modernen Poeten der Fall iſt, ſeit Heine einen ſolchen Ton poetiſcher Unzufriedenheit angab; aber das trifft hier keineswegs ein.

Daſſelbe unheimliche Weſen, ſchneidend und unangenehm da, wo es ſcherzt oder ſatyriſirt, offenbart ſich in der zweiten Abtheilung dieſer Sammlung, vorzüglich in der erſten Dichtung in Proſa: „die Reiſeſchatten,“ einer Art romantiſcher Reiſebeſchreibung, welche, eine Jugendarbeit des Verfaſſers, bereits 1811 in Heidelberg unter dem Titel: „Reiſeſchatten. Vom Schattenſpieler Luchs,“ pſeudonym erſchien, und aus welcher der Heidelberger Student von damals zu ſehr hervorquckt. Kerner verſichert nichts daran geändert zu haben; es wäre beſſer, er hätte es gethan, denn Manches, daß rein dem etwas wunderlichen Geſchmack jener Zeit ſein Daſein verdankt, kann jetzt unmöglich mehr gefallen, und die S. 318 eingeſchobene Stelle hinſichtlich der Seherin von Prevorſt, genügt nicht zur Entſchuldigung. Weit mehr, und tiefere Poeſie findet ſich dafür in der zweiten Mittheilung „die Heimathloſen.“ Doch iſt es mir ſchwer gefallen, mich trotz den großen Schönheiten, die ſie umhüllt, mit dem Ganzen zu befreunden. —

Die Erwartung, mit welcher ich die dritte hier erwähnte Sammlung in die Hand nahm (Gedichte von Nicolaus Lenau. Stuttgart, Cotta) war groß; was ich in Almanachen und Zeitſchriften von dieſem Dichter gefunden, hatte mich ſehr an ihn

gefeſſelt; eine überaus reiche Phantaſie, tiefe warme Empfindung, eine Sprache, blühend wie eine Waldwieſe, voll Wohlklang und Harmonie, kurz Alles was Herz und Sinn einnimmt und entzückt, zeigte ſich bei ihm. Zu meinem großen Schmerz aber fand ich auch, obwohl ich alle jene alten liebgewordenen Bekannten wieder traf, bitter getäuſcht, denn der Grundton von Lenau's Gedichten iſt leider jener moderne, der jetzt ſo allgemein in Deutſchland bald wirklich gefühlt, bald nur affectirt wird, und aus innerer Zerriſſenheit, Erbitterung, und Unzufriedenheit mit der Welt zuſammen geſetzt iſt. Ich weiß ſehr wohl, daß wir nicht in der beſten Zeit leben, aber die beſte Zeit ſoll noch kommen, und dem Dichter geziemt es vor Allen, auf die übrige Menſchheit beruhigend, vermittelnd und verſöhnend einzuwirken, wo er nicht durch heiligen Zorn und flammende Gluth zu kräftiger, hoher, edler That begeiſtern kann. Unſere Zeit iſt aber keine Periode der Begeiſterung, ſondern der Berechnung, und da müſſen gerade Prieſter und Dichter uns eher helfen als hindern, das rechte und einzig richtige Facit, das Facit des Glaubens und der Liebe, zu finden. Dazu tragen aber Lieder, wie folgende, wahrhaftig nicht bei:

Vanitas.

Eitles Trachten, eitles Ringen
Friſt Dein dürftes Leben auf,
Bis die Abendglöcklein klingen,
Grüßt dann ſteht der tolle Lauf.

Gaſtlich bot Dir auf der Reiſe
Die Natur ihr Heiligthum;
Doch Du flüchteſt fort im Gleiſe,
Gahſt nach ihr Dich gar nicht um,

Blüthenduft und Nachtigallen
Mädchenkuß und Freundeswort
Rufen Dich in ihre Hallen;
Doch Du jagteſt fort und fort

Eine Thörin Dir zur Seite
Trieb mit Dir ein arges Spiel,
Wies Dir ſtets ins graue Weite:
„Siehſt Du, Freund, dort glänzt Dein Ziel!“

War es Gold, war's Macht, war's Ehre,
Was ſie ſchmeichelnd Dir verhieß;
Kunſtgriff war's nur der Hetäre,
Eitler Tand iſt das und dies.

Sieh! noch winkt ſie Dir im's Weite
Und Du wardſt ein alter Knab'!
Nun entſchlüpft Dir Dein Geleite
Und Du ſtehſt allein am Grab.

Kannſt nicht trocknen mehr die Thräne
Da Du mit dem Tode ringſt,
Hörſt nur ferne noch der Dirne
Hohngelächter — und verſinkſt.

Ja auch, in ähnlicher Zerſpaltung:

Unmuth.

Die Hoffnung, eine arge Dirne,
Verbuhlte mir den Augenblick,
Beſtahl mit frecher Lügenſtirne
Mein junges Leben um ſein Glück.

Nun iſt's vorüber, in den Tagen
Als ihr Betrug in's Herz mir ſchnitt,
Hab' ich das ſüße Kind erſchlagen
Und mit dem Leben bin ich quitt.

Nicht mehr zum Lauſchloß umgelogen
Scheint mir die Erde, was ſie iſt:
Ein ſchwankes Zelt, das wir bezogen,
Gott habe Dank, — auf kurze Friſt.

Zu lange doch dünkt mir das Brüten
Hier unter dieſem ſchwanken Zelt;
Ergreift es, Sturm, in deinem Wüthen
Und ſtreu die Lappen in die Welt!

Den unangenehmſten und widrigſten Eindruck machte jedoch auf mich, und ich darf glauben, daß es manchem Leſer ſo gehn werde, die

Trias harmonica.

Drei Seelen hab' ich offenbar,
Denn eine kann drei Dinge nicht
Zugleich vollbringen, wie logar
Der weiſe Pſychologe ſpricht.

Die eine hängt voll Liebesgluth
An ſchönen Mundes Korallenrand;
Die andre ſchwimmt auf Wein-ofluth
Hinüber an den Götterſtrand;

Die dritt' in freudigem Tumult
Braust ihre Dithyramben laut
Und ſchleudert ihren Katapult
An's kalte Herz, metallverbaut.

So geht's, bis an den Bettelſtab
Sie ihren Wirth, den Held, gehetzt;
Leis jubilirend dann hinab
Die tolle Drei zur Hölle fährt.

In vielen Gedichten zeigt ſich dagegen uns überaus reiche und ſchöne Naturanſchauung, die uns vollkommen wieder mit dem genialen Verfaſſer ausſöhnt. Lenau iſt ein begabter, ſeltener Geiſt und trotz jenen Verirrungen wahrlich ein Meiſter deutſchen Geſanges. — Intereſſant iſt es endlich, gerade an dieſer Sammlung zu beobachten, wie er ſich an deutſchen Dichtern heranbildete, bis er endlich ſelbſtkräftig, originell und durchgebildet da ſtand.

O. L. B. Wolff.

Dichter und ihre Geſellen. Novelle von Joſeph, Freiherrn von Eichendorff. Berlin. Duncker und Humblot. 1834.

Eichendorff iſt der einzige friſche, noch blühende Zweig der romantiſchen Schule: er blieb ſich immer treu, und hat ſeit Arnim zu den Schatten hinabſtieg, und Tieck ſich in die moderne nach ihm benannte Novelle einſpann, jene fantaſtiſchen Schaue geordnet, die einſt ſo Viele erfreuten durch ihren Glanz und Schmelz und ihr buntes Farbenſpiel. Mit reicher Hand ſpendet er ſeine Gaben, und es iſt eine Freude,

ihm zu begegnen auf seinem Wege. Alles blüht ihm entgegen in der Natur; er versteht die Sprache der Vögel, das Plaudern der Quellen, das Rauschen der Bäume, den Ernst der Felsen und das Herz geht dem auf, der ihn dahin ziehn und singen hört, bald in kecker Lust, bald wehmüthig und sanft, dann wieder jauchzend und jubelnd. Es liegt eine solche jugendliche Fröhlichkeit und heitere Unschuld neben einer so ehrenhaften, festen, tüchtigen Männlichkeit in seinem Wesen, so viel Frömmigkeit und echte Liebe durchglüht seine Seele, daß er durchaus Jedem, der warmen Herzens ist, erscheinen muß als ein wahrer eingeweihter Priester seiner Gottheit, der Poesie. Seine Werke sind daher immer ein klarer Spiegel seines Ich; wie sich die Welt in ihm gestaltet, so gestaltet er die Welt in seinen Schriften; seine Seele gleicht einer schönen Sommerlandschaft, vom Abendroth umsäumt, voll Rauschen und Klingen, und doch wieder voll innerer Ruhe, die durch ein Gewitter nur noch erhabener wird, und die weder die Blitze seines Geistes stören, noch der Donner seines Zorns erschreckt. Daher sind auch fast alle Charaktere in seinen Schöpfungen, selbst die Philister, mit denen er sich zu Zeiten wohl beschäftigen mag, liebenswürdig, denn es fehlt den Letzteren selten an einer gewissen Bonhommie, die in das Gebiet der Poesie hinüber streift, und durch die Uebrigen, wie verschieden sie sich auch zeigen, ernst oder neckisch, toll oder gesetzt, klingt stets derselbe romantische Grundton einer reinen und reichen Seele durch, und beweist, daß sie Alle zu derselben Familie gehören und einen gemeinschaftlichen Stammvater, den wahren Humor haben. Eigenthümlich ist dabei, daß die Umgebungen, in denen er sie auftreten läßt, überall dieselben sind, daß sich die Staffage seiner Bilder immer gleich bleibt, Berg und Thal, voll singender, rauschender Quellen, heiterer Vögel, dunkelen Laubes, hin und wieder ferne Gewitter, Jagd in den Bergen, Hifthörner im Walde, reizende verschlafene Mädchen an den Fenstern, die ihre Haare strählen und sich in die frische Morgenluft hinaus dehnen, wunderliche Gesellen, die wie Schatten über die Bühne laufen und verschwinden, und dergleichen mehr, daß man aber Alles dies bei ihm stets gern von Neuem sieht, weil es den immer frischen Reiz der Anmuth besitzt. So auch hier in der neuen Novelle, in welcher sich Dichter aller Arten, Solche nämlich, die poetisch schreiben oder singen, und Solche, die poetisch leben, vor dem Leser bewegen. Es liegen viele tiefe Gedanken in diesem Buche, aber Gedanken, die früher gefühlt als verstanden und zerlegt sein wollen; eine reiche Auffassung des Lebens, schöne und wahre Bilder unserer Zeit, und vor Allem ein geweihter Sinn, der sich gar nicht irre machen läßt vom witzen Treiben auf dem Markte. Den Inhalt hier zu erzählen, wäre thöricht, obwohl manchem Philister ein Gefalle damit geschähe, der das Buch nicht verstände und doch sagen könnte, er habe es gelesen, weil er auf solche Weise dessen historischen Faden kennen lernt. Wer wird aber Philistern einen Gefallen thun wollen im Reich der Geister! Vor Allem weisen wir die Jugend an diese „Dichter und ihre Gesellen," denn es ist ein Buch für sie. Sie findet, außer vielem Gold in der Erzählung, noch schöne Lieder-Perlen wie folgende: S. 290.

Sie stand wohl am Fensterbogen
Und flocht sich traurig ihr Haar,
Der Jäger war fortgezogen,
Der Jäger ihr liebster war.

Und als der Frühling gekommen,
Die Welt war von Blüten verschneit,
Da hat sie ein Herz sich genommen
Und ging in die grüne Haid.

Sie legte das Ohr an den Rasen
Hört ferner Hufe Klang —
Das sind die Rehe, die grasen
Am schattigen Bergeshang.

Und Abends die Wälder rauschen
Von fern nur fällt noch ein Schuß,
Da steht sie stille zu lauschen:
„Das war meines Liebsten Gruß!"

Da sprangen vom Fels die Quellen,
Da flogen die Vöglein in's Thal,
„Und wo ihr ihn trefft, ihr Gesellen
Grüßt ihn viel tausend Mal!"

und Seite 374.

Nächtlich macht der Herr die Rund',
Sucht die Seinen unverdrossen,
Aber überall verschlossen
Trifft er Thür und Herzensgrund,
Und er wendet sich voll Trauer:
Niemand ist, der mit mir wacht. —
Nur der Wald vernimmt's mit Schauer,
Rauschet fromm die ganze Nacht.

Mahnärts durch die Einsamkeit,
Hört' ich über Thal und Klüften
Glocken in den stillen Lüften
Wie aus fernem Morgen weit —
An die Thore will ich schlagen,
An Palast und Hütten: Auf!
Flammend schon die Gipfel ragen,
Wachet auf, wacht auf, wacht auf!

Muß nicht Jedem, der sich seine Jugend in der wahren wußte, das Herz aufgehn bei solchen Gesängen? Uns war, als wir das Buch lasen, als durchlebten wir noch einmal eine schöne reiche Jünglingszeit, voll süßer Ahnungen und Träume, voll heiliger Schauer und frommer Entschlüsse, umsäumt von keckem Uebermuth und tollem Treiben der Laune; während des Lesens aber fanden wir auch gar nichts, das uns nur einen Augenblick in der freundlichen Täuschung störte und so sei es denn zum Dank Allen, die ihr Gemüth zu einer Lectüre mitbringen, auf das Herzlichste und Wärmste empfohlen.

Wolff.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 10. Freitag, 5. December. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.

Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Tutti frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Dritter, vierter und fünfter Band. Stuttgart, Hallberger'sche Buchhandlung. 1834.

Die beiden ersten Bände der Tutti frutti gehören in die Vorwelt unseres Literaturblattes, und das Urtheil über sie hat sich in der öffentlichen Meinung bereits so festgestellt, daß wir über sie nichts zu sagen brauchen. Der Verfasser, welcher, wie es scheint, von leicht reizbarem Temperamente ist, eröffnet die Hauptschlacht, welche er in der Fortsetzung der Tutti frutti dem gesunden Geschmacke liefert, mit einigen Plänkeleien gegen seine Gegner. Namentlich kommen dabei der Luftschiffer Reichardt und der Hofrath Förster schlecht weg, wovon der Letztere einige Ehrentitel, wie z. B. „beamtetes Raubthier" erhält, und der Erstere daran erinnert wird, daß er 80 Louisd'or empfangen habe. Auf diese witzig sein sollenden Diatriben gegen Männer, welche das Unglück hatten, nicht nur nicht der Meinung des Verfassers zu sein, sondern, o Frevel! dies sogar öffentlich auszusprechen, folgen förmliche Danksagungen wegen der lobenden Recensionen, in denen er „nachsichtig beurtheilt und liebenswürdig belehrt" worden sei. Nun frage ich, was um Gottes willen es das geduldige, langmüthige Publikum angeht: ob der Verfasser der Briefe eines Verstorbenen und der Tutti frutti über ein paar Kritiken ungehalten ist, und über ein paar andere sich freut. Wenn er etwa durch das erste Männer, welche seine Art von Schriftstellerei mißbilligen, abzuhalten glaubt, dies ernst auszusprechen, so hat er sich sehr geirrt. Nicht minder uninteressant ist es für das Publikum, Folgendes zu erfahren: „Er (der Verfasser) vertraut so gut als ein La Motte Fouqué'scher Ritter auf Gott, sein Schwert, und seine Feder, liebt etwas heroischen Kampf recht sehr, und genießt dabei das gute Glück, daß er weder den offenen noch den versteckten Feind sonderlich fürchtet!" Nun ja, die La Motte Fouqué'schen Ritter! Gott sei Dank, daß die endlich ausgespektakelt haben. Aber nicht sehr sei es Herrn Neumann Dank, daß er die Tutti frutti „eine Conversation mit dem größeren Publikum" genannt hat. Der Verfasser thut sich auf diesen Ausspruch viel zu Gute: „Grade dies war meine wohlbewußte Absicht, gerade dieser genre, wenn man es so bezeichnen will, schien mir noch ganz unausgebrütet, und so untergeordnet er auch sein mag, das Interesse, was ob geachtet meines schwachen Talentes, diese Versuche dennoch allgemein erregt haben, bürgt dafür, daß der Gedanke, welcher sie hervorbrachte, wenigstens nicht unrichtig war." Ah, der Verfasser der Tutti frutti ist ein großer Mann, er hat „einen neuen Genre" in der Literatur erfunden, er conversirt mit „jenem imaginairen Wesen, dem Publikum!" Und worin besteht nun diese große Erfindung? — in dem „Sichgehenlassen," was Herr Neumann unseliger Weise eine Conversation mit dem Publikum genannt hat. Diese affectirte Ungereimtheit ist nicht neu, ist längst von Saphir, von Herloßsohn geübt worden: der Anklang, den diese Art Schriftstellerei fand, war jedoch nur vorübergehend, und die bei den talentvollen Autoren würden sehr wohl thun, eine andere Form zu wählen, ja haben dies zum Theil gethan. Aber für den Verfasser der Tutti frutti ist wenig Hoffnung der Besserung vorhanden, denn es ist für diese frivole Gattung der Literatur ein nobler Name: Conversation mit dem Publikum — erdacht worden. Und so werden wir denn noch mancherlei solcher Conversationen zu lesen bekommen! Eben deßwegen nannte ich auch die Tutti frutti eine Hauptschlacht gegen den gesunden Geschmack, weil, wenn dieser unverantwortliche Versuch so gelingt, wie es der Verfasser zu wünschen scheint, eine Reihe von pessimi frutti auftauchen, und jedes Scribentchen glauben würde: „Quod licet Jovi, licet bovi!" Wenn der Verfasser der Tutti frutti nur einige Kritik über sich selbst hätte ergehen lassen, und von den „Früchten" zuerst die Hälfte, dann von der Hälfte die Hälfte, — der Verfasser ist ein zu guter Mathematiker, um mich nicht zu verstehen! — gestrichen hätte, würde er wirklich die Schrift ungemein verbessert haben!

Frevel wären die Tutti frutti nicht! Man lese nur: „i. Aus den Zetteltöpfen eines Unruhigen. Zweite Ziehung. Nachsicht für die Nieten." Was nun den guten, milden Herrn betrifft, so fragt sich,

warum er um Nachsicht für die Nieten bittet, — vielleicht bietet! Es ist ja in dieser Section kein einziger Treffer. Oder wäre etwa folgendes Morgengespräch ein Treffer?

„Der Herr. War er drinnen?
Der Diener. Wer?
Der Herr. Der Pinsel.
Die Frau. Welcher? (S. 3.)

„Dieser Zettel ist von meiner Hand geschrieben, und wird daher wohl etwas bedeuten. (Leider!) Dennoch muß ich gestehen, daß ich selbst nicht mehr weiß, was; irre ich aber nicht, so muß eine einzige Geliebte Göthe's den Sinn vollständig erklären können."

„Rathe Leser, er wird Dir Mühe machen. Errathe — und Du wirst große Zufriedenheit darüber empfinden!"

Das ist, nach **LX** Seiten Einleitung, worin der Verfasser seine Gegner mit Koth bewirft, seine Freunde in den Himmel hebt, das eigentliche Debüt: — Ein Chor von hunderttausend Narren, oder von hunderttausend — —

Und wie gut der Verfasser deutsch kann! Die einzige Geliebte Göthe's. War das die einzige oder die dereinzige? Von dem Verfasser ist man nur das Ungewohnte gewohnt! — Welcher!

Zarte Jungfrau, der die Tutti frutti in die Hand kommen, rathe über folgendes Morgengespräch:

„War er drinnen?
Wer?
Der Pinsel.
Welcher?
Allgemeines Gelächter."

Wenn dies das einzige vorkommende Beispiel wäre, würden wir gerne zu haben glauben, allein es giebt zahllose Stellen, aus welchen die leckerste Sinnlichkeit nicht blos durchblickt, sondern schonungslos, unverkennbar das Licht des Tages beleckt.

So liest man Seite 269 des fünften Bandes:

„Ach," sagte sie, (die Frau eines Professors) nach der ersten Begrüßung, „ich las eben im Stern von Sevilla. Welch ein göttlicher Dichter ist doch Calderon!"

„Wenigstens scheint er Ihnen einen gesunden Schlaf verschafft zu haben, gnädige Frau," erwiederte ich, „aber," setzte ich höchst tölpelhaft (man erinnere sich, daß ich vom Lande kam) hinzu: „wie kommt's, daß Sie so allein sind?"

Die kleine Frau verzog ein wenig ihr hübsches Gesicht, und sagte:

„Mein Gott, ich wollte heute eigentlich gar keine Gesellschaft sehen, sondern diesen Abend Clio weihen. Ich erwartete N....., den genialen Historiker und sanften Politiker."

„O, wie sehr würde ich mich freuen," rief ich aus, „die Bekanntschaft dieses ausgezeichneten Schriftstellers zu machen! Sehen Sie ihn oft, gnädige Frau?"

„Ob ich ihn sehe? Er war und ist noch immer mein Hofmeister."

„In der That?"

„Ja, ich lernte viel von ihm, denn Niemand ist tiefer in die mittlere Geschichte eingedrungen. Darin ist er wirklich einzig!*) — Aber, meine Herrn, Sie kommen vom Lande, finden Sie nicht den Ton der Residenz höchst affectirt und unnatürlich?

„Zuweilen," sagte ich, mich auf die Lippen beißend, „doch liegt das ohne Zweifel mehr an meiner Unbekanntschaft mit dem Ton der großen Welt, als an diesem selbst."

„Seltsamer Mensch! Wahrlich, ich glaube, Sie sind noch bescheiden. Eine völlige Unschuld im grauen Haare! Das ist ja ordentlich rührend. Einen Mann, wie Sie, könnte ich heirathen!"

„Gnädige Frau," sagte ich erschrocken, ich bin schon versehen."

„In diesem Augenblicke kam Herr N....., und um Lehrer und Schülerin nicht zu stören, wich ich von dannen."

„Weiter ist mir an diesem Tage nichts Bemerkenswerthes aufgestoßen."

Noch ein Pröbchen:

„Ich begleite Dich!" rief Giannina, „ich will Dir glauben, obgleich Deine Geschichte etwas seltsam klingt, aber aus den Augen lasse ich Dich jetzt nicht mehr."

„Du süßer Engel! wie wirst Du aber den Vater verlassen können?"

„Ach, gieb ihm Geld und er läßt geschehen, was man will."

„Nun gut, laß mich Alles reiflich überlegen; der Tag soll Rath bringen, und die Nacht — die Nacht," setzte Mischling lächelnd hinzu, indem er das Kinn des schönen Mädchens emporhob, und ihm zärtlich in die Augen sah — „Du kennst das Sprichwort, die Nacht wollen wir es noch beschlafen!"

Weiter, S. 193. 3. Band.

„Er hält sie aber zurück, und giebt ihr eine Düte mit Zuckerwerk, das abscheulich nach Pfeffer geschmeckt haben, und wie er an Mile gesagt, im Italienischen **diabolini** heißen soll."

Bedarf es mehr als die Anwendung dieses einzigen Wortes, um den tiefen Sinn des Verfassers bei den übrigen angeführten Stellen zu erkennen?

Nun zum letzten Auszuge der Art, wiewohl es nicht an hundert Parallelstellen fehlt. Man bittet den Leser, die feine Zusammenstellung zu bemerken:

„Ein Landrath von Stutterheim begleitete vorigen Jahr die Kaiserin Mutter durch seinen Regierungsbezirk. Die Kaiserin, der man das Gesuch von Irakleen als merkwürdig gerühmt hatte, frug ihn, ob es noch mehrere Stutereien in der Provinz gebe? Nein, Ihro Majestät, erwiederte der Gefragte, welcher unglücklicherweise statt Stutereien, Stutterheime verstan-

---

*) Der Verfasser scheint seinen Nante gut studirt zu haben!

Der Kritiker.

den hatte, „ich und meine Schwestern sind von Allen allein noch übrig.“

„Sie erinnern mich,“ fiel der Geheimerath ein, „da Sie Trakehn erwähnen, an etwas Stärkeres dieser Art, was man kaum glauben würde, wenn man es nicht schwarz auf weiß gesehen hätte.“

„Bei einer Inspectionsreise, die ich in jener Gegend zu machen hatte, bat mich eine alte Wittwe, einen Brief an den Herrn von B. mitnehmen zu wollen. Ohne auf die Adresse zu achten, steckte ich ihn in meine Brieftasche, und gab ihn eben so ab, glaubte aber in die Erde sinken zu müssen, als die Aufschrift gelesen wurde, und folgendermaßen lautete:

„Sr. Hochwohlgeboren, dem ersten Landesschäler im Königlichen Gestüte zu Trakehn, Herrn von B... Ritter mehrerer hohen Orden.“

Genug dieser Schandflecke deutscher Literatur! Und solches erbärmliche Zeug hält man für liebenswürdige Ungereimtheit, will man den Deutschen als Genialität, Originalität, als Conversation mit dem Publikum (o armer Neumann, der Tod hat Dich seit der Sünde, diesen Ausdruck erfunden zu haben, hinweggerafft), als herrlich, als lesenswürdig anpreisen! Wie hat der Verfasser seine Zeit erkannt, als er sich einen industriösen Edelmann (man glaube nicht, daß ich dabei an die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks denke) nannte, und sich an einen industriösen Buchhändler wandte, um das gutmüthige Publikum bei der Nase herumzuführen, und durch vornehmen Schein zu blenden!

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Papieren eines Hingerichteten. Herausgegeben von Adolph Glaßbrenner. Leipzig, Vetter und Rostosky. 1834.

Das Buch ist von dem Herausgeber des Blatts, das als Fregatte mein Literaturblatt auf dem Strome der Zeit bugsirt. Ich habe bereits erklärt, daß beide Blätter Arm in Arm mit einander wandeln, aber übrigens jedes seinen eignen Weg gehe, und so will ich mich denn auch weiter gar nicht um dies Verhältniß bekümmern, sondern offen und ehrlich meine Ansicht von dieser neuen Erscheinung wie von jeder anderen mittheilen. Sie hat mir wohl gefallen im Ganzen, aber mich doch eigentlich mehr amüsirt, als befriedigt, denn ich glaube, der Verfasser könnte bei seinen schönen und glücklichen Anlagen weit Bedeutenderes leisten, und mit Erfolg, wenn er sich mehr concentrirte, ein guter deutscher Satyriker werden. — Ich weiß freilich sehr wohl, daß Zeit und Verhältnisse ihn drängten, und daß es ihm mitunter an der nöthigen Muße gefehlt haben mag, die Früchte seines Witzes und seiner Laune reifen zu lassen; Alles dies entschuldigt ihn persönlich auch gar sehr bei mir, aber es ändert mein Urtheil über das Buch nicht, denn die verschiedenen Beiträge in demselben, welche bei Weitem nicht gleichen Werth haben, bestätigen meine Ansicht. Der Titel und die Vorrede sind witzig und gewandt, (ich will hier jedoch nicht verrathen, wer der Hingerichtete ist, dessen interessante Papiere mitgetheilt werden) nicht so gelungen ist die erste Abtheilung: „Meine Reise nach dem Harz,“ in der sich der Verfasser zu sehr gehn läßt, obwohl es auch ihr nicht an hübschen Einfällen und guten Bemerkungen fehlt; die ganze Arbeit, wenn ich sie anders eine Arbeit nennen darf, zeigt sich zu sehr als Skizze, die bei fleißiger Ausführung gewiß weit bedeutender geworden wäre. Die kleinen hin und wieder in derselben mitgetheilten Lieder in Heine'scher Manier sind indessen scharmant und würden selbst dem Stammvater dieser ganzen Gattung keine Schande machen; überhaupt ist mir Herr Glaßbrenner als der glücklichste Nachahmer Heine's in dieser Gattung erschienen, da er dieselbe mit großer Leichtigkeit und Gewandtheit zu behandeln und sich durchaus vor aller Uebertreibung, die so leicht widrig wird, zu bewahren weiß. Davon zeugen auch mehrere Proben in der zweiten Abtheilung „Gedichte und Lieder“ z. B.

Ja!

Der Mond schien hell und freundlich
Ja's Stübchen, wo sie ruht;
Ich stand unter ihrem Fenster
Und sang von Liebesglut.

Musik ist des Herzens Sprache,
Drum sang ich immerzu,
Und erst, wenn sie mich erhöre,
Wollt' ich mich legen zur Ruh.

Sie öffnete leise das Fenster,
Und lispelte: Bist Du da!
Ich wußte nicht, wen sie meinte,
Aber ich sagte: Ja!

Ganz allerliebst in der Idee, wie in der Durchführung ist Folgendes:

Die Ursache.

Auf einer Rasenbank,
Bei dem Schalmeienklang,
Bei Rosen und Narcissen
Und bei Vergißmeinnicht,
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Am Bächlein spielerein,
Beim trauten Mondenschein
Der lauten Welt entrissen,
Wo Philomele spricht,
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Im glänzend hellen Saal
Beim reichbesetzten Mahl

Ja, beim Chemragneeküssen
Vor Aller Angesicht:
Da wollt' ich Liebchen küssen,
Und Liebchen wollte nicht.

Warum denn keinen Kuß?
Fragt' ich sie voll Verdruß;
Da schlug ihr das Gewissen,
Und sie sprach zitternd fast
Ich kann Dich jetzt nicht küssen,
Weil Du den Schnupfen hast.

Die nächste Abtheilung „Der Mensch und seine Vorzüge. Humoreske." ist unstreitig die Krone des ganzen Buchs, lebhaft den Beruf des Verfassers zur humoristischen Satyre beurkundend. Hier zeigt sich Tiefe, Witz, Schärfe in schönem Verein, und das Ganze, im genauesten Zusammenhange, ist reich an glücklichen Einzelnheiten, gleich der folgenden: „Aber ich will die Liebe nicht schlecht machen, denn ich liebe sie. Ich stelle aber die Eigenliebe noch höher — und sage es ohne Scheu, daß ich sie besitze, ohne Furcht vor dem Tadel derjenigen, die sich eben so sehr selbst lieben, aber es nicht auszusprechen wagen. Liebe ist der Odem der Natur, Liebe ist das Göttliche im Irdischen, Liebe ist die Poesie des Lebens, Liebe ist die Maisonne des menschlichen Herzens, Liebe ist Alles und Alles ist Liebe! Und ist nun Eigenliebe nicht noch schöner! Gewiß, denn uneigene Liebe, wiederhole ich, ist ein süßer Thautropfen, der auf der Bella Donna der Wollust zittert. Warum soll sich der Mensch nicht selbst lieben! Wer steht ihm näher, mit wem ist er enger verknüpft! Ist es nicht natürlich, daß ich den liebe, mit dem ich geboren wurde, der alle Leiden und Freuden des Lebens mit mir theilte, und auf Dornen und Blumenwegen mein treuer Begleiter blieb! Muß ich mir nicht selbst dankbar sein, daß ich mich nie verließ — und fürte ich nicht das größte Mitleid mit mir, wenn sich der Herrgott meines Lebens verdunkelt! Dankbarkeit und Mitleid aber sind die Motive der Liebe, wenn anders die Liebe durch etwas motivirt ist. — Warum soll ich mich also nicht selbst lieben! Wer kann mir treuer sein als ich! Keinen Menschen findet man, der aufgehört hätte, sich selbst zu lieben. Und wer sieht uns denn bei der unzusammengesetzten Liebe dafür, daß man mit einem Herzen weit heißer Liebe (Gegenliebe findet! Liebt Euch aber selbst, — der Gegenstand erwiedert Eure Liebe und küßt Euch nicht kalt und sündlos zurück."

„Und wie störend treten nicht oft die Verhältnisse, diese Mißgeburten der Gesellschaft, bei der Liebe auf; wie zerreißen sie nicht oft mit täppischer Hand diese Aeolsharfe der Gefühle! Nur bei der Eigenliebe giebt es keine Verhältnisse, und keinen Sterblichen kann irgend etwas stören sich selbst zu lieben — sogar die Philosophie nicht. —

Bei den „Kritischen Scherzen:" [illegible] nämlich die folgende Section betitelt, hätten wir [illegible] daß der talentvolle Verfasser mir bedeutungslosen Dingen, als den hier behandelten, die eigentlich des guten Scherzes unwürdig sind, gescherzt hätte. Wenn Perlen vor — — —. Ein tüchtiger Satyriker aber braucht in unserer Zeit nicht lange zu suchen, und dem Verfasser fehlte es in seiner nächsten Umgebung, wo die Schüler der Schule sich so mannigfaltig bohrten, nicht an passendem Stoff. —

Die drei letzten Abtheilungen: „Dummes Zeug," „Splitter" und „Der Journals-Kirchhof" sind ebenfalls reich an guten, gefälligen und treffenden Gedanken, jedoch hin und wieder zu sehr auf Berlin berechnet, was freilich bei ihrer ursprünglichen Bestimmung nothwendig war.

Sehr erfreut hat uns die große Anspruchslosigkeit und Gemüthlichkeit des Verfassers, neben seiner launigen Keckheit. — Kurz, das ganze Buch hat uns, wie wir bereits oben bemerkten, mehrere Stunden auf eine heitere und angenehme Weise unterhalten, und das

„will etwas heißen in so böser Zeit,"

weshalb wir es mit Vergnügen und Ueberzeugung dem größeren Publikum empfehlen.

Die Ausstattung macht der neuen Verlagshandlung Ehre; sie ist geschmackvoll und gediegen zugleich. — D. R.

Bei Georg Wigand in Leipzig ist erschienen und zu haben:

Der Jude

des neunzehnten Jahrhunderts.

Ein Roman

von

F. Th. Wangenheim.

2 Theile. Mit 2 Titelkupfern. 1835.

Broschirt: 3 Thlr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

GEDICHTE

von

Dr. K. W. Justi, Superintendenten zu Marburg.

12. gebunden 12 gr. — 54 kr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 11. Freitag, 12. December. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat. quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Die letzten Tage von Pompeji. Von E. L. Bulwer. — Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschil. In drei Bänden. — Leipzig, Otto Wigand's Verlagsexpedition. 1835.

Mit diesem Werke hat Bulwer dem historischen Roman eine neue bisher fast fremd gebliebene Quelle eröffnet, von welcher lebhaft zu wünschen ist, daß sie vielfach benutzt werden möge, da sie so überaus reiche Stoffe darbietet. Freilich ist sie nicht Jedem zugänglich, weil es einer ernsteren Weihe und Vorbereitung bedarf, um sich ihr mit Erfolg nahen zu können, als die ist, welche der Trost der gewöhnlichen Schriftsteller, die erst aus anderen Romanen die historischen Kenntnisse schöpften, welche sie in ihren eigenen zu Markte brachten, besitzt; aber, wer es vermag, mit Geschick und Phantasie ausgerüstet in diese neuen Reiche zu dringen, und jene merkwürdige und thatenreiche Vorzeit in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und wiederzugeben, daß er im Stande ist, sie dem Leser in größter Anschaulichkeit, als etwas längst Bekanntes darzustellen, der wird sich, wie hier der talentvolle Verfasser, stets eines zweifachen Erfolges zu erfreuen haben, einmal, weil er durch den Reiz der Neuheit fesselt, dann, weil er weit bedeutenderes Material als das gewöhnliche, ein weit regeres und bewegteres Leben im Vergleich zu dem schon so sehr ausgebeuteten Feudalismus oder der nur zu oft nüchternen und noch nüchterner als sie wirklich ist, von Dichterlingen aufgefaßten, Gegenwart mit dem reichen Metall seiner schöpferischen und reproducirenden Phantasie zu gestalten hat.

Indem er die Schwierigkeiten, welche sich ihm bei einer Schilderung jener Tage des klassischen Alterthumes, das sich bereits gänzlich seinem Ende nahte und dem eine neue Aera, wenn gleich erst beginnend, schon entgegengetreten war, wohl erweg, verhehlte sich Bulwer keineswegs, daß sein Unternehmen um desto gewagter sei, je mehr er streben würde, in das Innere des häuslichen und öffentlichen Lebens jener Tage zu dringen, da er gerade hier zu einer vollkommenen Abrundung seiner Bilder so vieler Einzelnheiten des täglichen Verkehrs und Treibens bedurfte, über deren Gewißheit und Unbestreitbarkeit noch bei den Männern vom Fach so große Zweifel obwalten. Ein Gemälde von dieser Gattung mußte um so strengerer Prüfung unterworfen werden, je mehr wir durch das pedantische Wesen unserer Schulmänner (und dies ist wohl im ganzen civilisirten Europa der Fall, wenn auch hier und dort mehr oder minder) die uns methodisch von Amts wegen in diese Geheimnisse zuerst einführen, gewöhnt sind, das Kleinste eben so kleinlich zu behandeln, an dem Unwichtigsten die meiste Zeit und Mühe zu verschwenden, und nichts als nur glaublich anzunehmen, was nicht durch die allerdeutlichsten Citate unumstößlich beweisbar ist. Dadurch wird eben der Jugend, die gern und willig das Kühnste kühn mit ihrer immer frischen Phantasie auffaßt, das Große am Liebsten in eben so großartigen, wenn auch unsicheren Umrissen so in sich aufnimmt, und wenn sie nicht muß, sich gar nicht von Nebendingen stören läßt, oder um dieselben bekümmert, das Studium des Alterthums so oft verleidet, und der erhabene Geist desselben bleibt ihr verschlossen, weil ihr stets ein Maaßstab in die Hand gegeben wird, mit dem sich nur das Zwerghafte, das in das enge Horn des Schulmonarchen geht, aber nichts Anderes, messen läßt. An eine höhere poetische Auffassung der Klassiker ist daher bei vielen unserer jungen Leute, die sich für einen gelehrten Stand vorbereiten, fast gar nicht zu denken; höchstens dringt noch der Homer durch, dieser Riese, den eben kein Rector und Conrector ganz zu bezwingen und in Schulprosa aufzulösen vermag, und das ist sehr schlimm. Diese jüngeren Freunde, von denen sich nur den Wenigsten später ein tieferes Verständniß der erhabenen Alten eröffnet, werden mit der Zeit in größerem oder kleinerem Kreise die Schriftbrichter und Tonangeber in Sachen der Literatur und Wissenschaft; die Mehrzahl glaubt ihnen, weil sie eine formelle gelehrte Bildung besitzen, die ihr abgeht, und welche, wenn auch nicht mehr so gewaltig, wie früher, doch noch immer bedeutende Geltung hat, und so schleichen sich in Kunst und Wissenschaft von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahre, die beschränktesten, verkehrtesten und einseitigsten Urtheile unter der Menge ein, und werden durch Wiederholung und Gewohnheit als Orakelsprüche betrachtet,

so daß die unaufhaltsam fortschreitende Zeit sie nur mit großer Mühe und langsam wieder auszurotten vermag. — Ich bin fest überzeugt, daß, besonders in Mitteldeutschland, wo leider der Heerd solcher pedantischen und geistlosen Behandlung des Alterthums ist, und nur wenige einzelne Philologen gigantisch durch ihren Geist aus der Masse ihrer engsinnigen Collegen hervorragen, der meiste und entschiedenste Tadel gegen das obengenannte Werk ausgesprochen wird, weil der Verfasser nicht peinlich genau im Einzelnen war, in manchem Kapitel zu kecke Hypothesen, die seinem künstlerischen Zwecke dienten, aufstellte, oder dieselbe nicht durch einen Schwarm von Citaten, welche, da sie im Mutterlande, dem Texte, keinen Platz finden, unten am Rande eine für sich bestehende, meist unnütze und müßige Colonie bilden, unterstützte, und dergleichen, bei Lichte besehen, wirklich alberne Vorwürfe mehr, die dann von Anderen auf Treu und Glauben, oder um sich selbst ein Air von gelehrter Bildung zu geben, nachgesprochen, dem Einfluß und der Verbreitung des wirklich bedeutenden und vortrefflichen Buches schaden. Man hat gar keinen Begriff, wie weit die Pedanterie solcher lateinischen Gesellen geht; so kenne ich z. B. ganz in meiner Nähe einen Schulregenten, der seinen Schülern die Privatlectüre des Tacitus (!) und Sallust, (!) weil deren lateinischer Styl nicht der beste sei, auf das Strengste untersagte, noch strenger aber einem anderen Schüler verbot, sich mit neueren Sprachen zu beschäftigen. Denn, und das sind seine eigenen Worte, was es Gutes giebt in neueren Sprachen, das ist Alles schon ins Deutsche übersetzt, die Alten aber kann Niemand übersetzen, und darum muß ein junger Gelehrter nur alte Sprachen treiben.

Ich habe schon oben angedeutet, welcher Schaden für die Menge aus solchem Treiben erwächst: dieser Schaden ist gar nicht so gering, als er flüchtigem Blicke vielleicht erscheinen möchte. Je älter die Völker werden, desto mehr bedürfen sie, um sich jugendkräftig zu erhalten, großer und erhabener Ideen; die Verbreitung solcher aus dem Alterthume (und vom Alterthume blieb uns fast nur Erhabenes, denn das Geringere ging größtentheils unter in der Fluth der Zeiten, eben weil es geringer war) wird dadurch unterdrückt, gehemmt oder beschränkt; die Völker demgemäß um ein rechtmäßig Erbe betrogen.

Den Nachtheilen nun, welche der Aufnahme seines Buches aus den hier angeführten Ursachen erwuchsen, sucht Bulwer auf eine eben so geistreiche als besonnene Weise in der Vorrede zu demselben zu begegnen und sie unschädlich zu machen; es ist daher wohl desto passender, ihn hier selbst sprechen zu lassen, je mehr von den meisten Lesern Vorreden gewöhnlich überschlagen werden. Er sagt Seite IX der vorliegenden Uebersetzung:

„Es war mein Bestreben, aus den vielen Materialien, welche mir zu Gebote standen, die für den Leser anziehendsten zu wählen; solche Gebräuche nämlich und jenen Aberglauben, womit er am wenigsten unvertraut ist; und solche Schatten, die nach ihrer Wiederbelebung ihm Bilder liefern, welche, während sie die Vergangenheit vorstellen, für die Ansichten der Gegenwart am wenigsten uninteressant sind. Es gehörte in der That eine größere Selbstbeherrschung dazu, als der Leser beim ersten Anblicke glauben wird, um Vieles zu verwerfen, das an und für sich sehr einladend war, das aber, wenn es gleich einzelnen Theilen des Werkes mehr Anziehung verliehen hätte, der Symmetrie des Ganzen geschadet haben würde. So fällt zum Beispiele der Zeitpunkt meiner Geschichte in die kurze Regierung des Kaisers Titus, wo sich Rom auf dem stolzesten und riesenhaftesten Hochpunkte unbeschränkter Ueppigkeit und beispielloser Macht befand. Es war daher für den Verfasser eine sehr verführerische Versuchung, die Charaktere seiner Erzählung, während des Verlaufes der Ereignisse, die jene trafen, von Pompeji nach Rom zu verpflanzen. Was hätte solchen Stoff für die Beschreibung, ein solches Feld für die Eitelkeit, Darstellungstalente zu zeigen, darbieten können, als diese prachtvolle Hauptstadt der Welt, deren Größe der Phantasie eine so erhabene Begeisterung, der Forschung eine so feierliche Würde gegeben hätte? Aber indem ich zu meinem Gegenstands, — meiner Katastrophe die Zerstörung von Pompeji wählte, bedurfte es nur einer geringen Einsicht in die höheren Principien der Kunst, um mich zu überzeugen, daß die Geschichte streng auf Pompeji beschränkt sein müsse."

„Im Gegensatze zu dem großartigen Pompe Roms wäre die Ueppigkeit und der fröhliche Prunk der lebhaften campanischen Stadt in Unbedeutendheit gesunken. Ihr schreckliches Schicksal wäre nun als ein kleiner und vereinzelter Schiffbruch in dem unermeßlichen Meere der kaiserlichen Herrschaft erschienen, und der Hilfsgenosse, den ich im Interesse meiner Geschichte aufgerufen hätte, würde die Sache, zu deren Unterstützung er gefordert werden, nur übermächtigt und vernichtet haben. Ich sah mich daher gezwungen, einen an und für sich interessanten episodischen Ausflug aufzugeben, und, indem ich meine Geschichte streng auf Pompeji beschränkte, Anderen die Ehre zu überlassen, die hohle, wenn gleich majestätische Civilisation Roms zu schildern."

„Die Stadt, deren Geschick mir eine so hehre und furchtbare Katastrophe lieferte, gab mir auch sogleich, von der ersten Beschäftigung ihrer Ueberreste an, die Charaktere, welche zu dem Gegenstande und dem Schauplatze am besten paßten; die halbgriechische Kolonie des Herkules, welche in die Sitten Italiens so viel von den Gebräuchen Hellas vermengte, führte von selbst auf die Charaktere des Glaukus und der Jone. Die Verehrung der Isis, ihr noch vorhandenes Heiligthum, mit ihren entschleierten falschen Orakeln, der Handel Pompeji's mit Alexandrien, und die Association des Sarnus mit dem Nil, schufen den Aegyptier Arbaces, den niederträchtigen Calenus, und den feurigen Apäciden. Die frühen Kämpfe des Christenthums mit heidnischem Aberglauben veranlaßten die Erschaffung des Olynthus; und die Solfatara von Campanien, seit uralter Zeit wegen der Werke der Zauberei berühmt, erzeugte ganz natürlich die Saga des Vesuvs. Für die Existenz des blinden Mädchens bin ich dem zufälligen Gespräche mit einem Herrn Dank schuldig, welcher unter den zu Neapel sich aufhaltenden Engländern wegen seiner umfassenden Kennt-

niß der verſchiedenen Lebenswege wohl bekannt iſt. Indem ich mit ihm von der gänzlichen Finſterniß ſprach, welche den erſten, in der Geſchichte verzeichneten Ausbruch des Veſuvs begleitete, und ſagte, wie ſehr dies die Flucht der Einwohner erſchwert haben müſſe, bemerkte er, daß in einem ſolchen Momente die Blinden die Begünſtigteſten wären, und am ſchnellſten ihrer Leiden los würden. Dieſe Bemerkung veranlaßte die Schöpfung der Nydia."

„Die Charaktere ſind mithin das natürliche Erzeugniß des Schauplatzes und der Zeit, und eben ſo ſtimmen vielleicht die Ereigniſſe der Erzählung mit der damals exiſtirenden bürgerlichen Geſellſchaft überein; denn es ſind nicht blos die gewöhnlichen Gebräuche des Lebens, die Feſte und das Forum, die Bäder und das Theater, dieſe alltägliche Routine claſſiſcher Ueppigkeit, welche wir zurück rufen, um die Vergangenheit zu ſchauen; eben ſo wichtig und von noch viel tieferem Intereſſe ſind die Leidenſchaften, die Verbrechen, die Unglücksfälle und Widerwärtigkeiten, welche den Schatten, die wir in das Leben zurückfordern, widerfahren ſein mögen. Man verſteht jede Epoche der Welt, es ſey was immer für eine, nur ſchlecht, wenn man ihr romantiſches Element nicht erforſcht, denn in der Poeſie des Lebens liegt eben ſo viele Wahrheit als in ſeiner Proſa."

Da bei Behandlung einer fernen und nicht familiären Periode die größte Schwierigkeit iſt, zu bewirken, daß die eingeführten Charaktere vor dem Auge des Leſers „leben und ſich bewegen," ſo muß dies ohne Zweifel auch die vornehmſte Aufgabe eines Werkes der Art ſein, und alle Verſuche, Gelehrſamkeit zu zeigen, müſſen dieſem Haupterforderniſſe der Dichtung untergeordnet ſein. Die erſte Kunſt des Dichters als Schöpfer iſt, ſeinen Figuren den Hauch des Lebens einzublaſen, — die zweite, ihre Worte und Handlungen dem Zeitalter anzupaſſen, in welchem ſie reden und handeln. Dieſe letztere Kunſt thut um ſo beſſere Wirkung, wenn man die Kunſt ſelbſt nicht beſtändig vor das Auge des Leſers bringt, und die Seite nicht mit Citationen, den Rand nicht mit Noten füllt. Beſtändige Verweiſungen auf gelehrte Autoritäten ſind in Werken der Dichtung zu gleicher Zeit ermüdend und anmaßend. Sie ſehen aus wie Lobreden des Verfaſſers auf ſeine eigene Genauigkeit und Gelehrſamkeit, und dienen nicht dazu, ſeine Meinung zu erläutern, ſondern mit ſeiner Erudition zu paradiren. Der intuitive Geiſt, welcher das Alterthum in alte Bilder haucht, iſt vielleicht die eigentliche Gelehrtheit, welche ein Werk der Art fordert, — ohne ihn beleidigt Pedanterie, mit ihm iſt ſie nutzlos. Kein Menſch, welcher vollkommen einſieht, zu welcher Stufe ſich die proſaiſche Dichtung emporgeſchwungen hat, der ihre Würde, ihren Einfluß, die Art wie ſie nach und nach alle anderen ähnlichen Fächer der Literatur überflügelte, und ihre Macht zu belehren und zu unterhalten, kennt, kann ihre Verbindung mit Geſchichte, Philoſophie und Politik, ihre vollkommene Harmonie mit der Poeſie, und ihre Unterwürfigkeit unter die Wahrheit, ſo ſehr vergeſſen, um ihre Natur bis zum Standpunkte ſcholaſtiſcher Frivolität zu erniedrigen; er erhebt vielmehr das Scholaſtiſche zu dem Schaffenden, beugt aber nicht das Schaffende zu dem Scholaſtiſchen herab."

(Der Schluß folgt.)

Tutti frutti. Aus den Papieren des Verſtorbenen. Dritter, vierter und fünfter Band. Stuttgart, Hallberger'ſche Buchhandlung. 1834.

(Fortſetzung.)

Der Verfaſſer der Tutti frutti hatte wahrſcheinlich, bevor er deren dreibändige Fortſetzung in die Welt ſandte, des genialen Laube Reiſe-Novellen geleſen. Weil nun darin die Sinnlichkeit aus einem ätheriſchen Standpunkte genommen, ja faſt zur Außerſinnlichkeit veredelt wird, ſo hat er geglaubt, er könne etwas Aehnliches leiſten: aber Viele haben Sterne nachgeahmt, es gab aber nur einen Sterne der Art. Um die Sinnlichkeit zu veredeln, muß man eine urkräftige Natur beſitzen, muß von der Schreibart à **double entendre** nicht gegen ſich haben, muß man der Demokratie der erotiſchen Schriftſteller nicht ihre ſchlimmſte Seite, die verführeriſche der Vornehmheit abborgen!

Der Verfaſſer giebt es nicht undeutlich zu verſtehen, daß er ſich für ein Original halte.

Wir wollen einige Pröbchen dieſer Originalität geben. Da fällt es z. B. Seite 43 dem Verfaſſer ein, zu ſagen, daß „die Armee der Engländer die einzige in Europa wäre, welche noch mit Stockſchlägen bedient wird." Womit der Verfaſſer bedient wird, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß er mit jener Behauptung ein geographiſches Kunſtſtück erſten Ranges gemacht, und Rußland, Oeſterreich und ſo manches andere Land aus Europa hinausmanoeuvrirt hat. Ich möchte die curioſe Gränzlinie ſehen, welche der Verfaſſer hiernach zwiſchen Oſten und Weſten, Norden und Süden zieht. Schläge mögen wehe thun, ſie mögen erniedrigen: aber müſſen die Strafmittel im Allgemeinen nicht nach der Bildung der Menge, aus denen das Heer beſteht, beurtheilt werden?

Auf Rußland ſcheint der Verfaſſer überhaupt nicht ſehr gut zu ſprechen zu ſein.*) Er betet nämlich Mirabeau's unſinnigen Ausſpruch nach, daß Rußland pourrie ſei avant d'être mure. Dagegen ſagt er von den Franzoſen: „So politiſch niedrig dieſe jetzt ſtehen, ſo verworren in dieſem Augenblicke auch alle übrigen Elemente dort gehen, ſo unverſprechend iſt ihre Zukunft, und große Zeichen davon enthält ſelbſt das Chaos ihrer neueren Literatur, welche die engliſchen Kritiker nur mit ihrer gewöhnlichen Einſeitigkeit und hausbackenen Philoſophie zu beurtheilen verſtehen!"

---

*) Wird Rußland ſehr viel daran liegen.

Anmerkung des Kritikers.

Daß diese hausbackne Philosophie besser ist, als das nicht hausbackne Geschwätz des Verfassers, der sich nicht entblödet, dem Publikum jede eigensinnige Behauptung vorzureiten, als wäre dieselbe ein neu englisirtes Roß, und sich erdreistet, welthistorischen Reichen gegenüber Mirabeau'sche Grimassen zu schneiden, weil er auf den unglückseligen Einfall gekommen ist, sein gewöhnliches Erzählertalent für „Originalität" (damit ich nicht irre für „unbewußte Originalität") zu halten: „daß, sage ich, das nicht „hausbackne" Geschwätz des Verfassers, wenn er von Persönchen auf große Reiche, von, auf den besten Landkarten kaum auffindbaren Grundstücken auf eine Weltmonarchie schließt, eine Rüge der Art verdient, werde ich mit Wenigem beweisen, — beweisen blos dem, der die Wahrheit nicht ohnehin schon einsieht!

Daraus schließe ich, daß es erlaubt sein kann, die Politik eines großen Reiches zu mißbilligen, daß man selbst gegen dasselbe die Waffen ergreifen mag, ob man auch zermalmt werde: ewig verwerflich ist es aber, wenn ein Schriftsteller von dem großen Reiche der Erde, mit völliger Unkenntniß oder willkürlicher Verkennung aller Elemente desselben sagt, „es sei faul, bevor es reif geworden." Das russische Reich ist, — leider! sagen dessen Feinde, Hurrah! rufen Millionen Russen, — das römische Reich der neuen Zeit! Der Verfasser nenne mir einen Staat der Welt, wo eine so compacte Nationalität existirt, wie in Rußland, wo die Worte Kaiser, Religion, Vaterland so allgemein, so alle Stände elektrisiren, wie in diesem weiten Reiche! Ja, Oesterreich hat im vergangenen und jetzigen Jahrhunderte seine Maria Theresia, seinen Joseph II., seinen Franz, Preußen seinen Friedrich II., seinen Friedrich Wilhelm III. gehabt: aber o du armes, verfaultes Reich, bevor du reif wurdest, — dein Peter der Große, deine Katharina I., deine Katharina II., dein Alexander I., dein Nikolaus I. haben dir nichts geholfen! Deine Waffen sind nicht vom Siege gekrönt, deine Staatsmänner gehen bei dem Verfasser der Tutti frutti in die Lehre, deine Dichter übersetzen die Briefe eines Verstorbenen! Armes Rußland, das du verfault warst, bevor du „reif wurdest," der Chinese küßt nicht deinen Saum, der Perser ist nicht dein Unterthan, der Türke nicht dein Vasall, ja, und die eine Hälfte der europäischen Mächte bietet dir nicht vertrauungsvoll die Hand der Freundschaft, während die kleinere dich fürchtet, aber ehrt! Und so ein kleiner Than (auf das Wort Unterthanen, das der Verfasser Seite 47 so weise deutet, werden wir noch zurückkommen) erklärt das größte nicht nur, nein das jugendfrischeste Reich der Erde für verfault! Man darf ein mächtiges Reich haffen, aber der Schriftsteller ist ein Thor und ein Kind, der sich verächtlich gegen dasselbe ausspricht.

(Fortsetzung folgt.)

In Otto Wigand's Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen:

Jahrbücher

der

in- und ausländischen gesammten Medizin,

herausgegeben

von

Dr. C. Ch. Schmidt.

Inhalt:

A. Auszüge aus sämmtlichen in- und ausländischen mediz. Journalen.
B. Klinik von Heil-, Entbindungs- und Irrenanstalten.
C. Kritik der in- und ausländischen mediz. Literatur.
D. Miszellen.
E. Medizinische Bibliographie des In- und Auslandes.

I. Jahrgang 1834. 12 Hefte in gr. med. 8.

In Umschlag brosch. 12 Thlr.

Es sei uns erlaubt, nach Vollendung des I. Jahrgangs auf die Leistungen obiger Zeitschrift aufmerksam zu machen; wir erfreuen uns der Mitwirkung von 220 Mitarbeitern in 73 Städten, worunter sich die gefeiertsten Namen befinden. Durch einen so zahlreichen Verein war es möglich, in einem so kurzen Zeitraume bereits über 1100 Original-Aufsätze im Auszuge wieder zu geben; ferner 39 klinische Berichte von in- und ausländischen Spitälern, und an 200 Kritiken in- und ausländischer medizinischer Werke zu bringen.

Somit dürfte dieser vollendete I. Jahrgang ein vollgültiges Zeugniß abgeben, daß der Herr Redacteur sein hochgestecktes Ziel erreichte.

Was die typographische Ausstattung betrifft, so ist nichts gespart worden, um auch hierin zu genügen. Wir werden so fortfahren, und wo möglich die Bogenzahl vermehren, ohne den gewiß schon billig gestellten Preis zu erhöhen.

Der II. Jahrgang hat bereits begonnen, und das I. Heft desselben wird schon Anfangs December ausgegeben.

Leipzig, am 20. Nov. 1834.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 12. Freitag, 19. December. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Tutti frutti. Aus den Papieren des Verstorbenen. Dritter, vierter und fünfter Band. Stuttgart, Hallberger'sche Buchhandlung. 1834.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nicht minder schlecht wie Rußland, das arme Rußland, „das eher versault ist, als es reif war," kommt England weg, von welchem der Verfasser die lächerliche Wuth hat zu sagen, „es sei im Absterben begriffen." Dem Verfasser hat beliebt, oder wie es seinen Ohren vielleicht besser tönt, er hat geruht, den wackeren Luftschiffer Reichhardt einen Magister Armschwach zu nennen: sollte er vielleicht auf die Engländer grollen, weil er daselbst verschiedene Magister: Armstrong gefunden hat? O England mit deinen Gesängen **God save de King** und **Rule Brittania**, du liegst in den letzten Zügen, und der Than der Tutti frutti, der dich durchzogen aber nicht begriffen, hat es gesagt. Du bist zu bedauern, du, das die Sage vom Dreizack des Neptun verwirklicht hat, du, das dieses Element ungeheuer in seiner Kraftanwendung erhält; dem der Tod ein willkommnes Gesicht und die Gefahr die ältere, aber schwächere Zwillingsbruder ist! Hat der Than der Tutti frutti auch nur die entfernteste Ahnung von der Wichtigkeit des englischen Reiches? Ich, kein Than — obwohl ein Unterthan — will ihm den Staar stechen. Europa ist der Sitz der Beredlung des Menschengeschlechtes, und insofern hat es zwei Arme, den Landarm und den Meeresarm. Durch den Meeresarm Europa's — England — strahlt die Cultur ihre sonnenhellen Lehren und Einrichtungen dorthin, wohin der Landarm Europa's, — Rußland — nicht kann; und wohin der Meeresarm der europäischen Civilisation nicht dringen kann, dort verbreitet Civilisation, Gesittung, und Religion der — Landarm. Läugnet dies etwa der Than der Tutti frutti, so möge er erklären, warum England die Civilisation nicht in die russischen Steppen, und Rußland die Civilisation in die menschenmörderischen Religions-Distrikte Ostindiens tragen kann. Jedem welthistorischen Staat ist ein großes humanisirendes Ziel gegeben, auf den Grad kommt es dabei nicht an! — —

Schon zweimal ist von Thanen und Unterthanen die Rede gewesen. Man sehe, wie der Verfasser entweder um Gunst der letzteren buhlt, oder von einer leichtbeweglichen Phantasie über alle Grenzen verführt wird. „Es war ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, und kam uns lächerlich vor, daß im Großherzogthum Hessen, in einem frühern Patent des Großherzogs an sein Volk, schon nicht mehr von Unterthanen, sondern statt dessen von seinen Mitbürgern die Rede war. Noch abgeschmackter waren die Debatten der französischen Deputirtenkammer über daßelbe Wort Unterthan. Ein Amerikaner von meiner — (des Than der Tutti frutti) — Bekanntschaft fand es wiederum sehr lächerlich, daß wir, die er Servile nannte, mit Affectation bei jeder Gelegenheit, und selbst ohne alles Dienstverhältniß, vom Könige doch als von unserm Herrn, und von uns selbst als seinen unterthänigen Dienern sprächen. „„Seltsam,"" sagte er, „„daß die Menschen immer den Extremen zustreben, und die goldene Mittelstraße einsam und verödet lassen! Man sei in Monarchieen der treue Unterthan des Fürsten, und diene Gott nur als seinem Herrn, dann ist man weder Demagog noch Sklave!""

„Ich — (der Than der Tutti frutti nämlich) — schlug darüber meine Encyclopädie nach, und fand, daß Thane ein altdeutsches, altsächsisches Wort sei, bekannt in England und im Macbeth, und Thane oder Than ist Herr. Wo es also Unterthane, oder wie wir Deutsche jetzt schreiben, Unterthanen giebt, da muß es auch Oberthane geben."

Diese Schmeicheleien des Than der Tutti frutti wird nicht verfehlen, bei Groß und Klein Eindruck zu machen: Schade, daß es viele Deutsche giebt, die nicht nur besser deutsch, sondern auch besser lateinisch, französisch, englisch u. s. w. als der gute Than wissen; und da unterliegt es nun keinem Zweifel, daß unterthun das Stammwort von — der Unterthane, — der Unterthan ist. Wozu Schmeicheleien der Art, zu einer Zeit, wo nur Recht und Gesetz herrschen, und es auf Namen nicht ankommt!

Obschon der Verfasser die Engländer als im Absterben begriffen betrachtet, entlehnt er ihnen doch in seinen Betrachtungen über den Adel — der einzige halb lesenswerthe Aufsatz im Buche — die richtige Methode, der Aristokratie Kraft und Ansehen, Halt und Dauer zu geben, nämlich, „daß nur der wirkliche Besitzer den Titel führe, seine übrigen Kinder und Verwandten in den Bürgerstand zurücktreten müßten.“ Schwerlich möchte aber dies viel helfen, wenn der Adel der Art nicht zugleich Antheil an der Gesetzgebung, und zwar als Adel, als Aristokratie, erhielte. Uebrigens hat der Verfasser weislich gesorgt, daß der jetzige Adel über diesen Vorschlag keine Beunruhigung empfinde, denn seine philaristokratischen Vorschläge betreffen blos den künftigen Adel. Nun giebt es aber nach dem Gothaischen genealogischen Kalender an 290 lebende Fürsten und Prinzen der deutschen mediatisirten Fürstenhäuser, abgerechnet die zahlreichen gräflichen mediatisirten Familien, und ganz abgesehen von dem zahllosen anderen Adel; was will da der Verfasser mit künftiger Adel sagen! Daß man keinen Machtspruch thun kann, hat er doch selbst gefühlt. Napoleon nannte solche, in das Reich der Speculation sich verlierende Leute Ideelegen. Was soll man von einem Politiker denken, der einen an und für sich einfachen und wahren Gedanken, so ausdrückt: „der mächtige Magnetismus, der von Friedrichs Leiche noch einmal aus seinem Grabe über Preußen ausströmte.“ Das Wort „Leiche“ ist nie geeignet, erhabene Gefühle zu wecken, denn es deutet stets auf Zerstörung, Verwesung und die damit verbundenen Begriffe, und das Wort Magnetismus ist falsch angewendet. Man sagt mit Recht: die Liebe zu König und Vaterland begeisterte die Preußen, die Hinweisung auf das Andenken Friedrichs des Großen elektrisirte sie; aber man macht sich lächerlich, wenn man sagt: „Friedrichs Leiche magnetisirte die Preußen.“ Der Verfasser ruft, indem er Vorschläge macht, wie mach und nach in Preußen eine constitutionelle Verfassung eingeführt werden sollte, Kaunitzens Ausspruch in das Gedächtniß: „daß er (Kaunitz) lieber wolle, man werfe ihm vor, den ganzen Tag Pasquierschnitzel gemacht, als einen Brief nur geschrieben zu haben, den ein Anderer hätte schreiben können.“ Ein sehr bequemer Vorwand für einen großen, vornehmen Herrn, der an der Spitze einer Behörde steht, die Hände in den Schooß zu legen! „Solche Leute können“ freilich nicht von früh bis Abends im Bureau „büffeln,“ wie sich der Verfasser zierlich ausdrückt, — nein, mein Thun der Tutti frutti, denen ziemt der eiserne Fleiß nicht, die müssen schmausen, jagen, reiten, schlechte Romane lesen, vielleicht auch schreiben! Nie ist ein Vorschlag gemacht worden, der bei einer weisen Regierung weniger Eingang finden kann, als jener des Verfassers, daß man zu den obersten Stellen Leute nehme, „die lange einen großen Besitz zu dirigiren gewohnt sind, da zu ihnen wirklich sechzigjährigen Actenlesen und Namenunterschreiben nicht immer grade so gut qualificirt, als ein heller, praktischer Kopf, ein im Drange der eigenen Noth gestählter und festgewordener Charakter, und eine noch mehr auf Menschens als Geschäftskenntniß gegründete großartige Ansicht der Dinge.“ Mit Erlaubniß, Herr Verfasser, die großartige Ansicht der Dinge ist nicht immer die richtige, selten die ausführbare, und zum Dirigiren, zur ersprießlichen Verwaltung einer obersten Stelle ist zwar Menschenkenntniß nothwendig, aber eben so unerläßlich ist, nicht blos Geschäftskenntniß im Allgemeinen, sondern specielle, ins Detail gehende Geschäftskenntniß. Uebrigens heißt der ganze, schöne Satz, Alle obersten Stellen sollen in die Hände des begüterten hohen Adels übergehen, ohne daß dieser nöthig hätte, von unten auf zu dienen, und sich Geschäftskenntniß zu erwerben. Es ist wirklich Schade, daß der Verfasser nicht König ist!

Und erst die Adeligen, nicht wie sie wirklich sind, sondern wie sie der Verfasser in den „Acht Frühlings- und Sommertagen aus dem Leben Mischlings“ schildert, welchem Titel er beisetzte, „eine wahre Geschichte mit dem Anstriche einer Novelle.“ Dieser Mischling ist nämlich kein anderer, als „der Herzog von Hohenburg, Graf zu Lindenau,“ führt unter jenem Namen ein vagabondirendes Leben, zieht mit einem Mädchen in Männerkleidung, Namens Gianinna (Mignon XXXIX.) im Lande herum, und verläßt die Arme, die er dem Vater abgekauft hat, und die ihn wirklich liebt, um irgend einem Betrüger, der sich Baron nennt, seine Frau, gleichfalls eine Betrügerin, abzukaufen, und sich mit letzterer trauen zu lassen. Gianinna selbst ist die Tochter des Oheims des Herzogs von Hohenburg, welcher sich in Italien durch seinen Reukneckt, der als Priester verkleidet war, hatte mit ihrer Mutter trauen lassen; Gianinna wird rührlich verwundet, indem sie den Herzog rettet. Was bei dieser lockeren und unsauberen Geschichte am meisten empört, das ist die über den unsittlichen Grund gebreitete Frömmelei. Und am meisten überrascht, daß sich der Herzog von zwei solchen Gaunern, wie der Baron und die Baronin es sind, täuschen läßt, welchem Cavalier von Welt- und Menschenkenntniß wäre so etwas arrivirt!

Was an dem Buche endlich besonders auffällt, ist, daß der Verfasser nur so wenigem Takte gewählt hat. Abgedroschene Gemeinplätze dürfen nicht als neue Wahrheiten gegeben werden; und es ist eine Beleidigung des Publikums, ihm erst langweilig zu erzählen, was es ohnehin weiß. So expliciert er z. B. auf drei Seiten den Gebrauch der Worte Miß, Mistreß und Sir, als ob das etwas Neues und außer ihm kein Deutscher in England gewesen, seiner dessen Sitten und Gebräuche studirt hätte. So liest man ferner Seite 110, Band III. „Kraftübung allein ist Freude und auch Tugend. Aller Genuß entsteht blos aus ihr. Der Mensch fühlt sich nur dann selig, wenn er sich selbst genügt, und dies geschieht nie ohne vollständigste Kraftübung.“ Dieser uralte Gemeinplatz bildet den 60. Zettel aus den Zettelköpfen eines „Unruhigen,“ zählt gedruckt fünf Zeilen, und diese fünf Zeilen sind Alles, was auf einer Seite steht. Ueberhaupt hat der Verleger Sorge getragen, daß die beklagenswerthen Käufer drei Viertheile unbedrucktes Papier bekommen.

Möge man doch endlich die Augen öffnen, und die künstliche Berühmtheit, welche die Tutti Frutti erlangt haben, nach ihrem wahren Werthe beurtheilen. Es ist nichts an ihnen lobenswerth, als die hie und da durchblickende Gabe, ziemlich gut zu erzählen, was hundert andere deutsche Schriftsteller auch können: sonst sind sie weder in ästhetischer Hinsicht bewunderungswürdig, noch können sie in moralischer empfohlen werden. Sie sind weder ein Spiegel der Gegenwart, noch der Vergangenheit, und charakterisiren unsere Zeit nur insofern, als dieser Mischmasch Aufsehen erregt hat. Indessen ist dieses Aufsehen vorübergehend; bald werden sie in die Nacht der Vergessenheit, wie sie es verdienen, auf ewig versinken!

J. Sporschil.

Die letzten Tage von Pompeji. Von E. L. Bulwer. — Aus dem Englischen übersetzt von J. Sporschil. In drei Bänden. — Leipzig, Otto Wigand's Verlagsexpedition. 1835.

(Fortsetzung und Schluß.)

„In Bezug auf die Sprache, welche ich meinen Personen in den Mund legte, habe ich sorgfältig den durchaus verderblichen Fehler zu vermeiden gesucht, welchen fast Alle begingen, die in der neueren Zeit Personen des klassischen Alterthums auftreten ließen. Die Verfasser haben ihnen nämlich in der Regel jene hochtrabenden Sentenzen, jene kalten und didaktischen Solennitäten der Sprache in den Mund gelegt, welche sie in dem bewundertsten der klassischen Schriftsteller fanden; es ist aber ein eben so alberner Verstoß, die Römer in der gewöhnlichen Umgangssprache in den Perioden Cicero's reden zu lassen, als es eine unendliche Lächerlichkeit wäre, wenn ein Novellist seine englischen Personen mit den langgedehnten Sentenzen Johnson's oder Burke's begaben wollte. Und dieser Fehler ist um so großer, weil man, indem man dabei seine Gelehrsamkeit zeigen will, eigentlich nur seine Unwissenheit in den Lehren einer gesunden Kritik an den Tag legt; er belästigt, ermüdet, empört, und während wir gähnen, haben wir nicht einmal die Genugthuung, zu denken, daß wir gelehrt gähnen. Um den Dialogen zwischen Personen aus dem klassischen Alterthume einen Anstrich von Treue zu geben, muß man sich vor Allem hüten, des Guten zu viel zu thun."

Nachdem der Verfasser so selbst die Aufgabe, welche er sich gestellt, entwickelte, bleibt uns nur übrig, auszusprechen, daß er dieselbe vortrefflich und mit seltener Meisterhand löste. Es ist eine solche Lebendigkeit und Wahrheit in dem Ganzen, eine so vortreffliche Auffassung der Zeit und ihrer Erscheinungen, eine so feste und consequente Charakterzeichnung und eine so treffliche Darstellungsweise, daß wir nach unserem Gefühle „die letzten Tage von Pompeji" unbedingt für die Perle von Bulwer's Romanen halten. Hier ist er ganz Dichter, mit innigster Wärme in den Geist jener vielbewegten Tage dringend, und jede Lücke durch geniale und doch getreue Schöpfungen seiner reichen Einbildungskraft ausfüllend. Wenn wir auch hin und wieder dem Engländer begegnen, wie z. B. überall da, wo er das Christenthum und dessen Lehren schildert, so dürfen wir ihm das um so eher verzeihen, als es ihm zu nothwendig war, sich den streng-orthodoxen Forderungen seiner Landsleute gegenüber, keine Blöße zu geben, um sich seine bürgerliche Stellung nicht zu zerstören, oder wenigstens derselben gerade jetzt bedeutend zu schaden. Einzelne Episoden, wie z. B. die ganze Darstellung der Saga, sind unübertrefflich schön; hier hat der geniale Britte erreicht, was der große, deutsche Göthe so sehnlich wünschte, eine Vereinigung der klassischen Poesie mit der romantischen; die letzten Tage von Pompeji sind wirklich ein echter Sproß, der dem Bunde des Faust mit der Helena entsprang.

Daß die vorliegende Uebersetzung sich durchaus wie ein Original lese, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, da man das bei dem sprachstarken Sporschil nicht anders gewohnt ist. — Die äußere Ausstattung ist ihrer vollkommen würdig, kurz das Ganze ein vortreffliches, auf das Wärmste zu empfehlendes Buch.

J. R.

Der Jude des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Roman, von F. Th. Wangenheim. Zwei Bände, mit zwei Titelkupfern, Leipzig, in Verlag bei Georg Wigand 1835.

Der Graf Orgallo — beiläufig gesagt, der Teufel selbst — und Herr von Black, ein nichtsnutziger, dem Genuß Alles opfernder Engländer, treffen sich an der table d'hôte zu Amsterdam. Beide haben sich früher schon in London gekannt und erneuern den Freundschaftsbund. Orgallo, der es für dies Mal auf die Juden abgesehen hat, läßt sich von Wilhelm Löb, einem mit Pfeifen und Stöcken handelnden Juden, seine Geschichte erzählen, und glaubt an ihm eine gute Acquisition gemacht zu haben, weshalb er, der Graf Orgallo, zum Scherze, als sei er der Teufel, einen Pact mit ihm schließt. Er will alle seine Wünsche erfüllen, und der Jude soll ihm dann verfallen sein, wenn er, nicht mehr im Stande, sich selbst zu helfen, seine Zuflucht zu ihm nimmt. Nun überhäuft ihn Orgallo mit Reichthümern, verschafft ihm Bella, die Schwester des reichen Juden Baruch Ben Chaim, zum Weibe u. s. w. Baruchs Vater hatte ein Testament hinterlassen, worin den beiden Geschwistern verboten wird, sich mit einer deutschen Judenfamilie zu verbinden, indem der Erblasser aus einer Familie stammte, die aus Portugal eingewandert war und die Sekte der deutschen Juden haßte. Der oben genannte Wilhelm Löb war aber ein deutscher Jude, weshalb Orgallo mit Hülfe eines deutschen Predigers — der durch dieses Vergehen gleichfalls dem Teufel verfallen muß — einen falschen hebräischen Stammbaum ver-

fertigen läßt. Was Herrn von Black anbetrifft, so weiß ihn sein guter Freund mit leichter Manier dahin zu bringen, daß er auf den letzten Seiten des ersten Bandes öffentlich gepeitscht und gebrandmarkt wird. Kurz nach dem Begegnen der beiden Freunde in Amsterdam trifft auch eine Frau von Lilly ein, die, früher ein armes Judenmädchen, von Baruch eine Zeit lang unterhalten, die Gattin eines Mannes ward, dessen Sohn — ein ebenfalls in Amsterdam anwesender Jesuit — in heftiger Liebe zu seiner Stiefmutter entbrannt war. Beiden hatte schon bei dieser Gelegenheit der Graf Orgallo, unter dem Namen Bellamor, nicht eben die besten Dienste erwiesen. Später lebte besagte Dame als Frau von Lilly in Baden, wo Herr von Block mit ihr auf einem vertrauten Fuße stand. Der zweite Band führt uns nach Britannien. Guillaume Lebon, wie jetzt der ehemalige Händler mit Pfeifen und Stöcken hieß, bewohnte daselbst mit seiner Frau ein prachtvolles Landgut. Herrn von Black finden wir als Hundetreiber wieder; auch Bellamot. Man bewundert in ihm den kühnen Reiter und muntern Gesellschafter. Black, den der Teufel nicht recht brauchen kann, wird wegen eines beabsichtigten Straßenraubes mit Zulassung seiner infernalischen Herrlichkeit gehenkt. Baruch lebt in London. Auch Frau von Lilly erscheint als Lady Cowsade. Jetzt geht es mit starken Schritten auf Lebon's Verderben los. Orgallo oder Bellamot — er erscheint hier unter beiden Gestalten — benachrichtigt Bella's Bruder, daß Lebon ein deutscher Jude und Bella nicht seine Schwester sei. Als kleines Kind sei sie in Böhmen gegen ein anderes vertauscht worden, und Baruch, der hingereist sei, um sie zu holen, habe ein falsches Kind mitgebracht. Lebon's Schwester war in jener Zeit geraubt und ebenfalls gegen ein anderes — zufällig Baruch's Schwester — vertauscht worden, und so ist Lebon der Gatte seiner Schwester. Baruch läßt sich zu einer Klage auf Herausgabe des Vermögens überreden, und Orgallo, dem des Elends noch nicht genug vorhanden zu sein scheint, will dem Ehepaare auch noch ihr Kind rauben. Mit Hülfe eines abgefeimten Advocaten setzt er es durch, daß es als das Kind der Lady Cowsade anerkannt werde. Diese bedurfte nämlich eines Leibeserben, um, da sie nur in Gretna Green getraut worden war, sich den Nachlaß ihres unterdeß verstorbenen Mannes zu sichern. Da die Erzählung gerade in die Zeit fällt, wo die Emancipation der Juden verhandelt wurde — welcher Gegenstand häufig besprochen, aber etwas gewaltsam hereingezogen wird — so fürchtet Baruch, wenn diese blutschänderische Ehe an den Tag komme, die schlimmsten Folgen für die Sache seiner Glaubensgenossen. Er beschließt daher, Bella zu ermorden. Die Familie sitzt beim Paschafeste. Baruch hat Bella den Giftbecher gereicht, Orgallo führt die Gensd'armerie herbei, und Lebon, in dem Wahn, man wolle ihm sein Kind rauben, durchbohrt seine Tochter. Die Andern wollen sich des Mörders versichern — schreibt Orgallo an Seine Herrlichkeit den Lord Mashnother — und in der höchsten Noth ruft er meinen Namen. Ich trete ein, er stürzt auf die Knie — rette mich! — schreit er mit entgegen — rette mich, Orgallo! — ich bin Dein!! — — Fast alle Hauptpersonen der Geschichte nehmen ein schmähliches Ende, indem fast Alle aus Judenfamilien stammten, und deshalb der besonderen Aufmerksamkeit des Grafen Orgallo werthgehalten wurden. Schließlich bemerkt dieser in jenem Briefe an Lord Mashnother, wie nach dieser Geschichte ganz England in dem Wahn bestärkt werden würde, als schlachteten die Juden bei dem Passahfeste ein Christuskind, was dem glücklichen Ablauf der Emancipationsfrage einigen Abbruch thun dürfte. Er aber könne ihn des Gegentheils versichern, da es blos sein Werk sei. Auch wolle er der Emancipation der Juden durchaus nichts in den Weg legen; denn wenn man sie behandle, wie es gegenwärtig der Fall sei, wenn man sie selbst um den Glauben an den bringe, den er nicht nennen dürfe, „sind sie doch sammt und sonders mein, und sie werden mir aufgedrungen, und das möchte ich nicht gern.“ Wäre die Erzählung, deren Hauptzüge wir eben mitgetheilt haben, nicht gar so labyrinthisch in einander gewirrt, so würde sie unserer Meinung nach bedeutend gewonnen haben. Wie sie vorliegt, ist es wirklich bei angestrengter Aufmerksamkeit schwer, den Faden fest zu halten, der alle Augenblicke zu entschlüpfen droht. Zudem kommt in dem ganzen Buche keine Erzählung, kein Brief vor, der nicht an der spannendsten Stelle abgebrochen wäre — gewiß ein unerspießlicher Kunstgriff. — Bei der großen Masse der Begebenheiten ist die Zeichnung der Charaktere etwas in den Hintergrund getreten, und wir wüßten kaum einen herauszuheben, der die sichere kräftige Meisterhand verriethe. Am besten gelangen dem Verfasser einige Nebenfiguren, wie z. B. Blacks Vater mit seiner Pferdeliebhaberei, so wie des Herrn Musles Jagdgesellschaft, aus welcher köstliche Bilder auftauchen. Das größte Talent scheint der Verfasser für Beschreibungen zu haben, und wir müssen gestehen, daß wir die Wettrennen, die Fuchsjagden u. s. w. mit dem größten Interesse gelesen haben. Es ist darin Alles so kühn und lebendig hingestellt, daß wir die edlen Landjunker, den gejagtigten Fuchs verfolgend, mit eigenen Augen zu sehen glaubten. Wir wünschen aus dem letzten Grunde dem übrigens sauber ausgestatteten Buche viele Leser.

F. A. F.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

GEDICHTE

VON

Dr. *K. W. Justi*, *Superintendenten zu Marburg.*

12. gebunden 12 gr. — 54 kr.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literaturblatt.

Verantwortlicher Redacteur — **O. L. B. WOLF**, in Jena.

№ 13. Freitag, 26. December. **1834.**

Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat.
Hippocrates.

Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer. —

Die Prachtbibel, oder die ganze heilige Schrift des alten und neuen Testaments nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers, mit einer Vorrede vom Prälaten Dr. Häffel. In monatlichen Lieferungen. Erste Lieferung in lang 4., mit zwei Stahlstichen und 6 Bogen Text, Carlsruhe und Leipzig, in der Expedition der Carlsruher Bibel.

Ein würdiges Unternehmen, das jetzt, nachdem die erste Lieferung vor uns liegt, und beurkundet, wie die Herausgeber streng und redlich bei dem höchst bescheidenen Preise jedes Versprechen erfüllen, nicht lebhaft genug empfohlen werden kann. Es ist ein Werk, das Deutschland Ehre macht, und schon deshalb von deutschem Gemeinsinne mit Vorliebe unterstützt werden sollte; denn es fehlte und bisher gänzlich an einer Ausgabe der heiligen Schrift (die jeden redlichen, warm fühlenden Menschen, und wenn er auch noch so kenntnißreich und gebildet ist, immer das Buch der Bücher bleiben muß), deren äußeres Gewand nicht zu sehr im Widerspruche mit ihrem inneren Gehalte stände. Gewisse New-Yorker Speculationen sind nicht werth, daß man ihrer, im Vergleiche zu der vorliegenden Edition, gedenke, eben so wenig, als der Aeußerungen, welche der Neid noch vor Erscheinen der Letzteren, öffentlichen Ankündigungen einverleibte. Wir verlieren daher kein Wort darüber (wer mag Pech angreifen!) und wenden uns lieber mit erneutem Interesse zu der Betrachtung der trefflichen ersten Lieferung. Das Format ist sehr glücklich gewählt, denn es eignet sich zu einer Haus-, wie zu einer Kirchenbibel; das Papier ist ebenfalls ausgezeichnet gut, und der Druck schwarz und äußerst deutlich, ohne durch Schärfe den Augen weh zu thun. Das höchste Lob aber verdienen die vortrefflichen beiden Stahlstiche, von denen der erste das heilige Grab zu Jerusalem, der zweite Leonardo da Vinci's Abendmahl, von Schuler gestochen, darstellt. Beide sind Werke der Meisterhand, unter allen verkleinernden Stichen, welche nach Leonardo da Vinci's köstlichem Bilde erschienen sind, ist jedoch der vorliegende unbedingt der vorzüglichste, und weder Engländer, noch Franzosen haben in diesem verringerten Maßstabe eine Copie des Abendmahles aufzuweisen, welche der Schuler'schen Leistung gleich käme. Kurz diese erste Abtheilung wird gewiß den Beifall jedes Kunstfreundes finden und ihn so befriedigen, wie sie uns befriedigt hat. Sollen wir ja etwas tadeln, so mag es der Titel sein, der wohl hier nur für den sonst äußerst netten Umschlag gilt, und hoffentlich im Buche selbst geändert wird, denn eine Prachtbibel giebt es nicht, sondern nur eine Bibel. — Prachtausgabe der Bibel wäre wohl dafür zu setzen, um so mehr, als diese Ausgabe es in Wahrheit ist.

C. Bogener. P.

Die Belagerung von Stralsund. Novelle von B. Rathmann. Mit einem Titelkupfer. Leipzig, 1835. Georg Wigand's Verlag.

„Und wenn Stralsund mit Ketten an den Himmel gebunden wäre, so müßte es herunter; — dann aber würde selbst das Kind im Mutterleibe nicht verschont werden!" — Hatte einmal der Friedländer gesagt, was neben einigen andern minder wichtigen Resultaten auch vorliegende Novelle zur Folge hatte. In derselben sehen wir zwei unschuldige junge Leute, Georg und Volkmann, Beide gewaltig tapfer, weil es dem Verfasser gefiel, sie gerade so und nicht anders zu machen. Beide haben, wie billig, ihre heißgeliebten und nicht minder heißliebenden Schönen, denen sie ihre Heldenthaten erzählen. An Volkmann knüpft sich indeß noch ein anderes Interesse; das des Geheimnisses. Man weiß nie ihn nicht wohin und woher. Als Capitain eines Schiffes von Spanien kommend, fühlte er die Allgewalt der Liebe, und huldigte den Reizen des Titelkupfers, Paulinens. Allein man hält ihn für einen Katholiken, und wo möglich für noch etwas Schlimmeres, daher von einer Hochzeit noch nicht die Rede sein kann. Pauline hat viel von einem feindlichen Hauptmann Bleidenstahl auszustehen, der sie mehrere Male zu entführen versucht; jedoch die Rettung kommt stets zu rechter Zeit. Georg

Geliebte ist Clementine, die Tochter des braven Bürgermeisters Steinwig, in dessen Hause er als Verwandter lebt, und sich eigentlich den Studien widmen soll. Allein die Tapferkeit ist in Kriegszeiten ein gesuchter Artikel, und Georg ist tapfer. In Stralsund wirthschaftet der Magistrat, unter dessen Gliedern sich auch Verräther finden! vor Stralsund wirthschaftet der Feind. Man bombardirt, sendet Deputationen und bombardirt wieder; Georg und Volkmann sind schrecklich tapfer, Ersterer zu Lande, Letzterer zu Wasser, gerathen in Gefangenschaft und werden befreit, schlagen und singen, worauf ein alter graubärtiger, vom Pulverdampf noch rauchender und vom Blute triefender Krieger, nur auf ein Stündlein der heißen Schlacht entronnen, der jagenden Geliebten Bericht abstattet, hinzufügend: „Doch ich vermag es nicht, diesen schrecklichen Kampf zu schildern.“ Das Titelkupfer zeigt uns eine moderne Jeanne d'Arc mit gezogenem Säbel. Der Leser erwartet daher von dieser Dame, „Pauline,“ einige Heldenthaten, und er irrt nicht; denn erstens errettet sie einmal die Stadt vor einem Ueberfalle: „Pauline aber ergriff die Trommel, welche vor dem Wachthause stand, schlug mit aller Gewalt darauf los und weckte die Schläfer. Bestürzt und verwirrt sprangen die Soldaten hervor und griffen, als sie von der Gefahr unterrichtet waren, zu den Waffen. Das muthige Mädchen, alle Furcht und Scheu abwerfend, blieb ununterbrochen in Thätigkeit, durchwanderte mehrere Straßen und weckte überall durch den Wirbel ihrer Trommel zum Kampfe.“ Daß die Trommel unter den musikalischen Instrumenten eines der leichtern ist, wissen wir, bezweifeln aber, daß Pauline wirklich einen kunstgerechten Wirbel geschlagen habe. Zweitens befreit sie ihren Geliebten aus der Gefangenschaft, indem sie, als gemeine Marketenderin verkleidet, den Soldaten narkotische Getränke verkauft, welche Scene indeß sehr nahe an das Unzarte streift. „Ihre hexenartige Kleidung zeichnete sie vor Allen aus, überdieß entstellte ein bedeutender Buckel ihren Rücken, das Gesicht war theils verhüllt, theils von schwarzen Pflastern bedeckt; Alles starrte von Schmutze und jeder Schritt, den sie that, nöthigte ihr lahmes Bein zum Hinken. Bald zankte sie mit ihrem Knechte, der im Aussehen seiner Herrin glich, und am Wagen lehnte, bald schimpfte sie die ungestümen Soldaten, welche zu trinken verlangten und durch allerlei rohe Späße den Zorn der Alten reizten.“ Weiter unten: „Ziemen sich so trotzige Reden gegen mich?“ — kreischte das Weib und hieb mit ihrem Stocke tapfer auf den Knecht los. Die Soldaten fragten, ob sie noch von dem guten Getränke bekommen könnten. „Ihr hört, daß Ihr schon Alles ausgesoffen habt“ — schrie die Alte. „Könnt Ihr denn die Gurgel nicht voll kriegen?“ Wie rührend ferner: „Ehe Volkmann für seine Gefühle Worte finden konnte, hatte die Alte ihre Kopfbedeckung und Pflaster von sich geworfen, und fiel mit dem Ausrufe: „Gelobt sei Gott! Du bist gerettet, mein Johannes!“ dem Befreiten um den Hals. Die dritte und einzige Waffenthat Paulinens möchte hier zu finden sein: „Conrad ließ sich in die Zahl der Soldaten aufnehmen, ja auch Pauline bestand darauf, um sich nicht mehr von Volkmann trennen zu dürfen, an seiner Seite zu kämpfen.“ Ihre Freundin Clementine ersucht sie darauf, sich doch nicht wieder in die Gefahren des Kampfes zu wagen. Im Lager, wo Volkmann gefangen gehalten wurde, hat sich denn auch sein Geheimniß gelöst. Er ist der Sohn des Obersten Götze, der aus einem, wie sich ergibt, ungegründeten Verdachte gegen seine Mutter, den armen Knaben verstoßen hatte. Das Lager sieht eine ergreifende Versöhnungsscene zwischen Vater und Sohn. Indeß will Wallenstein den Helden Volkmann, der ihm so vielen Schaden zugefügt hat, nicht so leichten Kaufs ziehen lassen, weßhalb wiederum zu dem Auskunftsmittel, dem Entspringen, gegriffen wird. Bald darauf ziehen die Feinde ab. Georg und Volkmann werden öffentlich belobt, und was das Beste ist, beschenkt. Volkmann will seine Schöne heimführen; allein es stellt sich ihm noch eine thurmhohe Schwierigkeit entgegen, denn er ist Katholik. „Doch die Vernunft und die Vorstellungen Volkmann's“ — Nun ja, ein gutes Wort findet einen guten Ort, und Volkmann darf sich vermählen. Mit Georg geht es auch nicht so leicht; er muß erst hübsch promoviren, „und das frohe Fest ward durch die Pracht verherrlicht, womit der Bürgermeister Steinwig die Vermählung seiner Tochter und Georgs, nunmehrigen Doctors beider Rechte, auf das Glänzendste beging.“ — So spinnt sich die Begebenheit unter Blutvergießen, Kriegsstürmen, Verrath und Hinterlist höchst harmlos vor unsern Augen ab, und wir müßten der Wahrheit zu nahe treten, wollten wir behaupten, daß uns auch nur einen Augenblick banges Grauen erfaßt hätte. Die verschossenen Kugeln schienen nicht zu treffen, das Feuer nicht zu brennen und unter Strömen von Blut fühlten wir uns erst recht behaglich; wie in einer Puppenspielerbude, wo etwa der Brand von Moskau aufgeführt wird. Von vorn herein hatten wir die Ueberzeugung, der Verfasser werde Alles zu einem guten Ende führen, und grämten und daher also nicht sehr. —

Aber genug des Scherzes; unter den vielen historischen Novellen, mit denen wir überschwemmt werden, nimmt die vorliegende einen ehrenvollen Platz ein, und ist als eine anspruchlose Gabe durchaus dem Leser zu empfehlen, der es liebt, an der Hand der Muse durch die Gefilde der Geschichte geführt zu werden. Die Charaktere sind, einige Unwahrscheinlichkeiten abgerechnet, gut gezeichnet und durchgeführt, der historische Hintergrund ist treu gehalten, und die Figuren, welche sich, ein Gebilde des Dichters, vor demselben bewegen, wissen das Interesse anzuziehen und die Erwartung zu spannen. Die Diction erscheint leicht und gefällig, und was sehr zu loben ist, der Verfasser alterthümelt nicht, in Sprache und Darstellung, so genau sich auch die letztere der Zeit, in welcher sie sich begibt, anschmiegt. Höchst interessant und merkwürdig ist die Unterhaltung Wallenstein's mit dem Abgesandten, die einer Note des Verfassers zu Folge, authentisch sein soll. „Ihr seid die Abgeordneten der Stralsund?“ Steinwig bejahte und der Herzog fuhr fort: „Mein Wille ist Euch bekannt, Ihr müßt 150,000 Thaler bezahlen.“ — „Die haben wir nicht.“ — „So nehmt noch heute kaiserliche Besatzung ein.“ — „Das thun wir nicht.“ — „Nun so packt Euch fort, Ihr Esel.“ — „Das sind wir nicht.“

Die buchhändlerische Ausstattung ist vortrefflich, und das hübsche Titelkupfer eine angenehme Zugabe. F. A. F.

Bilder und Lieder von Henriette Ottenheimer. München. In Commission bei G. Franz. 1834.

Unsere Damenliteratur steht im Ganzen nicht im besten Ansehen bei uns Deutschen, und mit Ausnahme einiger wenigen Werke hochgeachteter Frauen, pflegen wir nur geringen Werth auf alle von weiblicher Hand verfaßten Schriften zu legen. Daraus könnte ein übelwollender Ausländer, z. B. ein Franzose, in dessen Vaterlande die Frauen von jeher durch ihren Geist eine so bedeutende Rolle spielten und dem gemäß so warm verehrt wurden, einen dösen Schluß ziehen und dem ersten Anscheine nach nicht mit Unrecht meinen, wir Deutschen seien in der feinen Bildung noch nicht so weit fortgeschritten, daß wir fähig wären, weiblichen Geist und Verstand in ihrem ganzen Reichthume und ihrer äußern Zartheit recht zu würdigen. Bei näherer Betrachtung würde der kritisirende Fremdling aber doch finden, daß er uns Unrecht thäte, und daß der Grund unserer Geringschätzung, an der wohl freilich etwas steifleinene Gesinnung einen geringen Antheil haben mag, tiefer liege. Er ist mit wenigen Worten in Folgendem zu bezeichnen. Den meisten unserer schriftstellerischen Frauen fehlt es an Genialität, und sie schreiben größtentheils nicht aus innerem, sondern aus äußerem Drange; das heißt, nicht weil das Schöpferische in ihrer Seele ihnen nicht eher Ruhe läßt, als bis sie es ausgesprochen, sondern weil ihre Lebensverhältnisse sie zwingen, für ihren Unterhalt zu sorgen, und es bei einiger Bildung ihnen leichter, angenehmer und vornehmer erscheint, sich ihr tägliches Brod, statt mit der Nadel, mit der Feder zu verdienen. Es wird bekanntlich dem schönen Geschlechte weit leichter, als uns Herrn der Erde, sich die Form einer Sache anzueignen, als den Geist derselben, wie z. B. Frauen von jeher weit anmuthigere Briefe schrieben, als Männer, und da jedes, auch das geringste weibliche Wesen, bei unseren bürgerlichen Verhältnissen mehr ein Leben nach innen, als nach außen führt, so glaubt es, wenn es erst einmal die Scheu vor der Mittheilung überwunden hat, sehr viel der Mittheilung Werthes in sich zu besitzen, das ihm interessant für Alle dünkt, weil es ihm allein von dem höchsten Interesse erschien. — Alle Frauenzimmerschriften (selbst die Kochbücher und Anweisungen zum Nähen oder Stricken nicht ausgeschlossen) sind daher gewissermaßen Selbstbeichten von dem, was die Verfasserin erlebt hat, oder wenigstens erlebt haben möchte, und besonders wie sie sich in dergleichen Situationen benommen haben würde. Daher die vielen Novellen in Briefen, deßhalb die leichtesten, weil man dabei seine Subjectivität so bequem kann mitwirken lassen, und nur seines lieben Ich's Aeußerungen abzuschreiben braucht, daher ferner die vielen Entsagungsromane voll fränklicher Sentimentalität, in denen die edle Schreiberin sich so vortrefflich gehen läßt, und mit dem Glorienschein einer leidenden Madonna abconterfeit, und dergleichen schlaffes, marklos Zeug mehr, mit denen unsere Leihbibliotheken überschwemmt werden, und an denen nichts Gesundes ist, als allenfalls die Druckerschwärze, die dazu gebraucht wurde. Wahrlich, auf unsere Schriftstellerinnen können wir Deutschen nicht stolz sein; sie taugen größtentheils eben so wenig für das Leben, wie für die Literatur, weil es ihnen selbst am echten gesunden Leben fehlt. Ein Blick auf des fleißigen Schindel's Lexikon der weiblichen deutschen Autoren zeigt uns, daß zwei Drittel der daselbst angeführten Damen entweder geschieden sind von ihren Männern, oder in unglücklicher Ehe leben (das letzte Drittel blieb unvermählt) und wir haben bis jetzt noch keine Einzige aufzuweisen (ob zu unserer Schande oder zu unserm Lobe, wage ich nicht zu entscheiden), die würdig wäre, einer Staël, Lady Morgan, Johanna Baillie an die Seite gesetzt zu werden.

Man könnte übrigens diese Damen in Gottes Namen ihr Wesen treiben lassen, wenn sie nur für gleichgesinnte Schwestern schrieben, denn auf die Gestaltung unserer Literatur hat bis jetzt Gottlob noch Keine Einfluß gehabt (unsere älteren Schriftstellerinnen, unter denen sich mehrere gekrönte und gefürstete Häupter befinden, beschränkten sich meist auf religiöse Gesänge oder unschuldige weltliche Lieder, und wetteiferten in den ersteren mit frommen Pastoren und andern erbaulichen Brüdern in Christo); man könnte sie, sage ich, ruhig gewähren lassen, wenn sie nicht in neuerer Zeit, bei unserer leider zu oft geistig wohlfeilen Literatur zu anmaßend geworden wären, und ihre Händchen gern überall hineinstecken, vorzüglich recensirten. Exempla sunt odiosa, aber es fehlt nicht daran; so Madame Amalia Schoppe, die eine Zeit lang alle Zeitschriften mit Correspondenzen aus Hamburg anfüllte und über Dinge, von denen sie gar nichts verstand, am meisten schwatzte, so ferner eine Dame Cäcilie, die in einer bekannten Literaturzeitung, als Virago früher auch in den Brockhausischen Blättern keck und frech, wohlverstanden anonym, recensirte, und noch Manche mehr. — Wenn diese Zierden auch weiter nichts schaden, so nehmen sie doch den Platz ein, der durch Besseres und Würdigeres ausgefüllt werden könnte, und ein solcher Schaden ist eben so groß, als wenn man da eine Rübe pflanzt, wo eine Rebe gedeihen könnte.

Wie wohlthuend es nun einem kritischen Berichterstatter sein muß, der sich von Amtswegen jährlich vielfach mit Damenproducten zu plagen hat, wenn er einmal auf dieser dornenvollen Bahn, einem anspruchslosen, echt weiblichen, reichen Gemüth begegnet, das mit Recht Anspruch auf den Namen Dichterin machen darf, davon hat nur der einen klaren Begriff, über den ähnliche Leiden und Freuden verhängt wurden. Das aber ist hier der Fall, und gerade um den Werth der Verfasserin des oben angeführten Buches recht hervorzuheben, haben wir jene ernsten und bitteren, aber aus voller Seele geschriebenen Worte vorausgeschickt, wie der Juwelier einen Edelstein in schwarzes Wachs drückt, um recht zu zeigen, wie herrlich derselbe sich erst in würdiger Fassung ausnehmen müsse.

Henriette Ottenheimer, die manchem unserer Leser hoffentlich schon aus einer Sammlung früher erschienener Gedichte, so wie aus Beiträgen zu der Spinnerischen Damenzeitung bekannt sein wird, ist ein echt poetisches Gemüth, voll warmer, wahrer, aus dem reichen Borne ihres Innern quellender Gefühle; Alles, was sie schreibt, hat in unsern geschminkten Tagen einen reellen Werth, denn sie schreibt nur mit dem Herzen, und da ihr die Götter eine frische, schöpferische Phantasie verliehen, da ihre Worte schmucklos, aber

edel und leicht wie Perlen von ihren sangreichen Lippen rollen, da sie in schöner Bildung meisterhaft die Form beherrscht, so verdient sie wahrhaft ernstes Lob. — Ich sage hier wirklich nicht zu viel; ich wünsche von ganzer Seele ihre Bilder und Lieder in aller edlen Frauen Händen, denn es ist ein Buch voll Liebe und heiliger Gluth und noch heiligerer Duldung. — Diese Frau hat ein inneres Leben geführt, das der Mittheilung werth ist, in dem eine Gesinnung erstarkte, die nicht genug verehrt werden kann. Sie ist eine Israelitin, und der Schmerz über ihr unglückliches Volk fließt wie ihr Herzblut durch die Adern ihrer Seele, und treibt sie an, zu arbeiten am Werke der Versöhnung nach ihren Kräften, auf eine Weise, wie sie Frauen ziemt, durch Milde und Liebe, durch ernste Ermahnung und freundliche Sanftmuth; sie ist so vom rechten Geiste durchdrungen, daß ihr Wort zugleich wirkt wie heilender Balsam und wie ein flammendes Schwert. — Da kann nun freilich der christliche Leser sagen: Was geht das mich an? — aber hier bleibt uns die Antwort: Nicht Ehrist, nicht Jude, Mensch! wende Dich zu ihr, sie ist eine echte Dichterin, und als solche eine Priesterin des Herrn, die ihren Beruf würdig und doch rein weiblich, demüthig und anspruchslos erfüllt; sie ist zugleich die Maria, die dem Heiland die Füße salbte und sie trocknete mit ihrem Haar, und die Königin von Saba, die dem Salamo Räthsel vorlegte.

Ich übertreibe wahrlich nicht; hier, indem ich ihr Buch auf's Gerathewohl aufschlage, der Beweis:

Seite 32. Ist, was Du verkündest, Wahrheit, o sage
laube, treue Seele,
Daß Dein Evangelium nimmer wir zum Heile fehle,
Denn ist Liebe, was es ausströmt, trag ich rief es in der Brust;
Ich, und wer mit frommem Willen, reinen Strebens sich bewußt.
Christengeist nennst Du die Liebe? — Weltenseele ist ihr Licht,
Das in wechselnder Gestaltung klar durch jede Wolke bricht.
Sie, die durch die Schöpfung leuchtet, wunderfarbig, sonnengleich
In Atom und Sternen grüßet, tausendstrahlig, lebensreich,
Flammt mit gottgeschriebnen Zügen, wo ein kindliches Gemüth
Für der Tugend Lichtgesetze, mit der Wahrheit Feuer glüht. —

S. 135. Blüthe nur, ist dieses Dasein von der Frucht am Lebensbaum,
Sie zu reifen, Gott erfreulich, kommt der Schmerz als dunkler Traum:
Doch der Glaube, warm und mächtig, spricht: Vertrau' dem treuen Hort,
Sage nicht, denn ew'ge Freude, heißt des Traumes Deutungswort.

S. 145. Die Thautropfen an den Blumen der Phantasie sind oft nur Thränen; doch die Thränen, die wir im Prüfungsschmerz des Lebens weinen, glänzen an den Blumen des Paradieses als Thau.

S. 147. Vorurtheile sind wie Wolken am Himmel des Geistes, — die Sonnenstrahlen des Herzens müssen sie lichten.

S. 149. Die Erde, deren wir Menschen bedürfen, um fern von der Heimath und den Freunden leben und geistig blühen zu können, müssen wir und selbst erhalten im Glauben.

S. 150. Zürnen kann ich, obgleich eine Jüdin, den vielen Verfolgern meiner Glaubensgenossen nicht; ich beklage sie: denn indem sie unsere Menschenrechte läugnen und kränken — begehen sie sich des edelsten Theils ihrer Freiheit — jener innern nämlich, die ihr weites Reich im Rechten und Guten gründet. — Aber komisch finde ich und traurig zugleich den dünkelhaften Wahn, mit dem sie sich Christen nennen. Die Christuslehre ist lauter Liebe; wie kommt der Haß dazu, sich mit frecher Stirn ihren Bekenner zu nennen.

S. 154. Die Juden haben in ihrem Gebete eine Stelle, wo die Männer Gott danken, daß er sie nicht zum Weibe geschaffen hat, und doch ist das jüdische Weib glücklicher, als der jüdische Mann; es darf lieben und für Mann und Kind leben — einem christlichen gleich; — das Haus ist seine Welt; aber des Mannes Welt ist eine andere; seine Kräfte, seine Liebe und sein Wille gehören dem Vaterlande; doch das Vaterland paßt ihn mit all' diesem von sich, und wie man einem Kinde, das ein Goldstück sieht und Verlangen darnach trägt, zuweilen eine Hand voll Rechenpfennige hinwirft, so und spricht: da hast Du eine ganze Menge, so beschwichtigt man des Juden glühende Sehnsucht nach dem Recht mit hundert Rechten, die auch, wenn sie nützen sollen, nicht viel mehr werth sind, als hundert Rechenpfennige. O es ist eine alte Klage, die ich da seufze, aber das beweist nur, daß der unaussprechliche Schmerz, der sie auspreßt, auch alt ist und doch immer neu bleibt, weil Recht der Athem der Menschenseele ist, und ein Leben mit gepreßtem Athem sehr bitter bleibt, je länger es dauert. —

Das sind nur einzelne Funken von der Flamme, die das ganze Buch durchglüht; leider verbietet uns der Raum weitere Mittheilung. Der Titel besagt bescheiden den Inhalt: Bilder und Lieder, in Poesie und Prosa; Alles lobenswerth (sollen wir tadeln, so möchten wir hier und da die Ueberfülle der poetischen Bilder am Einzelnen, gemäßigt sehen), Vieles vortrefflich. — Ausgezeichnet schön sind: das Evangelium; das Grab; an das Licht; das Gastmahl der Leidlosen; Thau und Thränen; Meer und Brücke.

Es naht jetzt die freundliche Zeit der Weihnacht, wo man so gern seine Lieben mit Gutem erfreut. Wir empfehlen von ganzem Herzen Eltern, alter Confessionen dieses Buch, für ihre jungfräulichen Töchter; es ist ein würdiges Geschenk, dem Inhalte, wie der äußern Ausstattung nach.

W.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg. In Commission bei Georg Wigand in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

№ 1. Sonnabend, 4. October. 1834.

Die gespaltene Petitzeile wird mit 1 Gr. berechnet.

Unter der Presse befindet sich und wird in wenigen Tagen an alle Buchhandlungen versandt.

Novellen-Almanach 1835.

Herausgegeben von

Adolph Glaßbrenner.

enthaltend:

Leben und Liebe. Novelle von A. Glaßbrenner.

Der Auszug der Israeliten. Sage nach dem Koptischen erzählt.

Trau nicht dem Schein. Nach dem Englischen von Alvensleben.

12. Mit Titelkupfer. elegant geb. 1 Rthl.

Die

Belagerung von Stralsund.

Novelle

von

W. Rathmann.

8. Mit Titelkupfer. broch. 1 Thl. 6 gr.

Magikon,

oder

die vorzüglichsten Zauberkünste

der berühmtesten Taschenspieler

Pinetti, Philadelphia, Enslin und Eckartshausen.

Eine auserwählte Sammlung überraschender und sehr leicht auszuführender chemischer- galvanischer- magnetischer- mechanischer- optischer- sympathetischer- arithmetischer und Kartenkunststücke. Eine Enthüllung der Zauberkräfte und eine deutliche Anweisung sich jene Fertigkeit und Geschicklichkeit anzueignen, die hier angeführten Kunststücke selbst auszuführen, um dadurch eine Gesellschaft auf das Angenehmste zu unterhalten.

Dritte Auflage. 8. 1835. broch. 12 Gr.

Leipzig, Sept. 1834. Georg Wigand.

Bei Georg Wigand in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Geschichte des Osmanischen Volkes

von Karl Fried.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Leipzig, 1834. Mit Kpfrn. in Umschlag. broch. 1 Rthl. 12 Gr.

Inhalt des ersten Bändchens.

I. Vorrede. II. Einleitung. 1. Wichtigkeit Arabiens und des Islamismus. 2. Arabien. 3. Mohamet. 4. Der Koran. 5. Mohamets Nachfolger. Die Kalifen. 6. Ausbreitung des Moslemismus durch Eroberung von Persien, Syrien, Nordafrika und Spanien. 7. Kalifat zu Bagdad. 8. Cultur der Araber. 9. Von dem Einflusse des Moslemismus auf die Bildung der Völker.

Erstes Kapitel. Aelteste Geschichte der Türken.

1. Ursprung und Vaterland der Türken. 2. Abstammung der Oghusen, Seldschuken und Osmanen. 3. Die Seldschuken 4. Die Seldschuken Persiens. Toghrulbeg. Alparslan. Malek Schah. 5. Die Seldschuken Rums oder Kleinasiens. 6. Die zehn Fürsten Kleinasiens.

Zweites Kapitel. Gründung des osmanischen Reiches.

1. Ertoghrul. 2. Ertoghruls und Osmans Traumerscheinungen. Glückliche Vorbedeutung des Königeiers. 3. Osman's Waffenthaten, Streifzüge und Eroberungen. 4. Verheerung von Chios. 5. Gründung des osmanischen Reiches durch die Eroberung von Brusa. 6. Wichtigkeit der Erscheinung Osman's am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts. 7. Tod und Begräbniß, Nachlaß, Tracht, Personbeschreibung und Beinamen Osman's.

Handbuch

der

Geschichte von Ungern

und seiner Verfassung.

Pragmatisch bearbeitet von Sam. Klein.

gr. 8. Leipzig, 1833. broch. 2 Rthl.

Zoltan der Kühne

Herzog von Ungern,

oder

Tyrannei und Heldengröße

in der Schlacht an der Donau im Jahre 907.

Von Carl Rößler.

Mit einem Titelkupfer. 8. Leipzig, 1834. broch. 18 Gr.

Literarisch-romantisches

Museum.

Lesefrüchte aus Deutschlands belletristischen Zeitschriften.

1r Bd. oder 1 — 3te Lieferg. 8. Kaschau, 1834. broch. 16 gGr.

In der Otto Wigand'schen Verlags-Expedition in Leipzig ist erschienen:

Reisenovellen

von Heinrich Laube.

Mit dem Motto:

Wer nicht Lust hat an einem raschen Pferd,
Und nicht Lust hat an einem blanken Schwert,
Und nicht Lust hat an einem schönen Weib,
Der hat kein Herz in seinem Leib.

Doktor Luther.

2 Bde. 8. 1834. broch. Preis: ordinair Papier 4 Rthl. fein Papier 4 Rthl. 12 gr.

Die Poeten

Novellle

von Heinrich Laube.

8. 1834. broch. 1½ Rthl.

Der bisherige Kampf

der

französischen Republikaner

gegen

Ludwig Philipp,

König der Franzosen.

Von Johann Sporschil.

8. 1834. broch. 1 Thl.

Italien

wie es wirklich ist.

Bericht über eine merkwürdige Reise in den historischen Gefilden, als Warnungsstimme für Alle, welche sich dahin sehnen.

Von Gustav Nicolai.

2 Bde. 8. 1834. broch. 3 Rthl.

Bei C. F. Fürst in Nordhausen ist erschienen:

Die besten Mittel,

Krankheiten der Haare

zu vermeiden,

eingetretene Krankheiten zu heben, dünne Haare zu verdichten, kahle Stellen des Kopfes wieder mit Haaren zu besetzen, kurze Haare in starkes Wachsthum zu setzen, rauhe geschmeidig und glänzend zu machen, so wie auch blonde, graue und rothe Haare zu färben. Nebst einer Anleitung zur Pflege der Haare, wodurch das Ergrauen und Ausgehen verhindert und ihre Länge vergrößert wird.

Als Anhang:

Die vorzüglichsten Mittel,

um die

Runzeln aus dem Gesichte

zu bringen.

8 1834. brosch. 8 gGr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Die

Homöopathik

der Vernunft, so wie dem Staats- und Privatrechte gegenüber.

21 Bog. broch. 8. In 2 Theilen à 13 gr. = 22½ Sgr.

Trotz der vielen Schriften über diesen Gegenstand dürfte keine durch Zusammenstellung von Thatsachen und Belegen die Hauptsätze der neuen Lehre so gründlich gewürdigt haben, als vorstehende.

In demselben Verlage wurde fertig:

E. L. Bulwer's

Pilger des Rheins,

Prachtausgabe mit 9 Stahlstichen. 8. broch. In 5 Lieferungen. Subscrpr. à 6 gr. In 1 Bande englisch carton. 1 Rthl. 18 gr.

Hanewald's Verlagshandlung.